Die Grenzboten

Digitized by Google

0902
.407
45, P1.2

Library of

Princeton University.

Elizabeth Foundation.

Digitized by Google

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst.

45. Jahrgang.

Zweites Quartal.

Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow.
1886.

Digitized by Google

(RECAP)

0902
.407
Jahrs. 45
pt. 2
1886

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis.

Jahrgang 1886. Zweites Vierteljahr.

Politik, Volkswirtschaft, Rechtspflege, Unterrichtswesen.

Nach Kaisers Geburtstag. S. 1.
Zur Verhandlung über das Sozialistengesetz. S. 82.
Ungehaltene Reden eines Nichtgewählten. 18. S. 136. — 19. S. 537.
In elfter, vielleicht zwölfter Stunde. S. 241.
Die deutschen Schutzgebiete und ihre Rechtsverhältnisse. S. 255.
Polentum und Deutschtum in der Provinz Posen. S. 393. 441.
Der Friede mit Rom. S. 545.
Die evangelische Kirche und der Staat. S. 599.

Neue Parteibildungen in Oesterreich. S. 3.
Die Ministerkrisis in London. S. 32.
Zum Sprachenkampfe in Oesterreich. Von Ed. R.-Seibt. S. 97.
Irische Parlamente. S. 131.
Gladstones Aussichten in Sachen Irlands. S. 145.
Die griechische Frage. S. 193.
Die Griechen und das europäische Konzert. S. 279.
Das neue Manifest Gladstones. S. 289.
Avant la Bataille. S. 328.
Gladstone in Not. S. 427.
Frankreich und die Orleans. S. 478.
Frieden am Horizonte. S. 530.
Die Entscheidung und die Zukunft der Parteien in England. S. 574.
Gladstones neues Manifest. S. 593.
Aus Oesterreich. S. 626.

Der Arbeiteraufstand in Belgien. S. 76.
Die Sonntagsarbeit. S. 106.
Kritische Beiträge zur sozialen Frage. Von Eugen Rübling. S. 151.
Nochmals zur sozialen Frage. S. 231.
Die Ueberproduktion. S. 345.
Rußlands Finanzen und die Entwertung seiner Valuta. Von Ludwig von Hirschfeld. S. 497.
Die Wohnungsnot der ärmeren Klassen in deutschen Großstädten. S. 509.

Zur Kritik des deutschen Strafsystems. Von Karl Seefeld. S. 321.

Die deutschen Schulen in Ungarn. S. 49.
Die Kämpfe um die Schule in Belgien. Von E. Schläger. S. 199.

Geschichte und Kulturgeschichte.

Der Kampf der deutschen Nationalität mit fremden Kulturen. Von Franz Pfalz. S. 405. 453.
Straßburger Verfassungsleben. Von Fritz Ehrenberg. S. 295. 349.
Zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges. Von G. Egelhaaf. S. 163.
Karl Friedrich von Baden als Neubegründer der Universität Heidelberg. Von Arthur Kleinschmidt. S. 112.

Buchdruck und Buchhandel im fünfzehnten Jahrhundert. S. 359.

Abbé Lamennais. Von Arthur Kleinschmidt. S. 303.

Literaturwissenschaft.

Die dramatische Kunst E. v. Wildenbruchs. Von Arnold Fokke. 4. S. 13.
Die naturalistische Schule in Deutschland. 1. S. 66. — 2. S. 120. 177. — 3. S. 313. — 4. S. 418.
Margarethe von Bülow. Von M. Necker. S. 208.

835690
Digitized by Google

Kunstwissenschaft und Kunstpflege.

Eine neue Kunstgeschichte des Mittelalters. S. 613.
Bauwerke im deutschen Ordenslande. S. 526.
Die religiöse Malerei der Gegenwart. Von Adolf Rosenberg. 1. Wereschagin und die Berliner Jubiläumsausstellung. S. 463. — 2. Munkacsy und Uhde. Naturalismus und Stil. S. 559.

Robert Schumann in seinen Jugendbriefen. Von F. Gustav Jansen. S. 264.
Musikalische Sünden. Von Rudolf Beer. S. 567.

Lutherspiele in Erfurt und Jena. S. 471.
Englische Oper in Berlin. Von Karl Borinski. S. 619.

Verschiedenes.

Spiel und Wette. Von Veit Valentin. S. 22.
Unsre Kriegervereine. S. 58.
Zehn Prozent oder zwanzig? Nachdenkliches für Bücherkäufer. S. 127.
Die russische Kaiserfamilie in Palermo. (1845—46.) Aus Karl Rundts Selbstbiographie mitgeteilt von L. Passarge. S. 219.
Ludwig Wiese und seine Amtserfahrungen. S. 373.
Aus Spanien. S. 520.
Minister Brühl in Schlafrock und Pantoffeln. Von Robert Waldmüller. S. 553.

Roman.

Camoëns. Von Adolf Stern. Fortsetzung. S. 37. 85. 139. 185. 237. 285. 335. 381. 433. 485. 539. 582. 630.

Notizen.

Revanche. S. 43.
Wahrnehmungen aus Oesterreich. S. 44.
Neue Grimmbriefe. Von Max Koch. S. 45.
Die Ritter der Arbeit. S. 92.
Eine bildliche Quelle von Goethes Walpurgisnacht. Von Hans Fischer. S. 94.
Der Stein der Weisen. S. 144.
Die Versorgung der invaliden Offiziere. S. 341.
Die Leipziger Messen. S. 387.
Ein deutsches Lebensbild aus dem Zeitalter der Revolution. S. 389.
Der Gesetzentwurf betreffend die unter Ausschluß der Oeffentlichkeit stattfindenden Gerichtsverhandlungen. S. 491.
Neueste Musikalienausstattung. S. 493.
Das Hutten- und Sickingendenkmal. S. 494.
Ein Stammbuchblatt Goethes. S. 588
Zur Goetheliteratur. Von Max Koch. S. 590.

Literatur.

(Die mit * bezeichneten Bücher sind in größern Aufsätzen behandelt worden.)

*E. v. Wildenbruch, Der Menonit. S. 13.
E. Stenzel, Private und amtliche Beziehungen der Brüder Grimm zu Hessen. S. 45.
W. Mestschersky, Einer von unsern Bismarcks. S. 47.
*H. v. Zwiedinck-Südenhorst, Die Politik der Republik Venedig während des dreißigjährigen Krieges. S. 167.
O. Bähr, Noch ein Wort zum deutschen Zivilprozeß. S. 190.
M. Jähns, Heeresverfassungen und Völkerleben. S. 191.
O. Rüdiger, Die letzten Marienbilder. S. 192.
*Robert Schumann, Jugendbriefe. S. 264.
P. Henrard, Henri IV. et la princesse de Condé. S. 343.
E. Salzmann, Hinter Klostermauern. S. 344.
*O. Haase, Die Koberger. S. 359.
*L. Wiese, Lebenserinnerungen und Amtserfahrungen. S. 373.
G. Walling, Guitarrenklänge. S. 391.
L. Ziemssen, Leidvoll und Freudvoll. S. 392.
Deutscher Geschichtskalender für 1885. S. 439.
F. P. Bremer, Sickingens Fehde gegen Trier. S. 495.
Tolstoi, Kleine Erzählungen und Kriegsbilder. S. 496.
*Th. v. Bernhardi, Reiseerinnerungen aus Spanien. S. 520.
*C. Steinbrecht, Thorn im Mittelalter. S. 526.
Tyrol, Der Abt. S. 543.
*F. Reber, Kunstgeschichte des Mittelalters. S. 613.
St. Milow, Deutsche Elegieen. S. 638.
W. Jensen, Die Heiligen von Amoltern. S. 639.

Digitized by Google

Grenzboten

Nach Kaiſers Geburtstag.

Selbſtverſtändlich kommen Sie doch zum Feſteſſen? hieß es am Tage vorher, und: Selbſtverſtändlich gehen Sie doch zum Kommers des Kriegervereins? am Tage ſelbſt. — Warum denn ſelbſtverſtändlich? antwortete ich. Nun, alle wohlgeſinnten Bürger werden doch aufgefordert, ihren Patriotismus an dieſem Tage freudig zu „manifeſtiren,“ wie es in der Einladung des Bürgermeiſters heißt. — Die Herren gingen kopfſchüttelnd weiter. — Man möchte ihn für einen Sozialdemokraten halten, meinte der Aſſeſſor, wenn er nicht früher einmal ſchlechte Verſe auf Seine Majeſtät veröffentlicht hätte. — An ſeinem Patriotismus möchte ich nicht gerade zweifeln, antwortete der Oberlehrer, auf deſſen urdeutſchen Durſt ſeine Sekundaner in der „Teutonia“ und „Cheruskia“ immer wieder als auf ein leuchtendes Vorbild hinweiſen, aber ein unbrauchbarer Duckmäuſer und Mäßigkeitsvereinler iſt er, und wenn unſereins daran denkt, wo man „einen Guten ſchenkt,“ reitet er auf irgendeinem Prinzip herum, wie weiland Heinrich LXXII. von Reuß-Lobenſtein. — Und ſie ſchüttelten noch einmal die Häupter, als ſie im Hôtel de Prusse oder im Café national — dieſe Kneipen liegen nicht etwa in Frankreich, ſondern in einer Kleinſtadt im Herzen Deutſchlands — beim Frühſchoppen ſaßen. Und ſo wackelten wohl auch in manchen andern Städten wohlgeſinnte Bürgerköpfe über einen, der ſich ausſchloß. Denn „Herrnhuter und Separatiſten“ giebt es ja überall, und Bierphiliſter erſt recht, ſo weit die deutſche Zunge klingt.

Ich ſetzte meinen Weg in ebenſo vergnügter Stimmung fort wie der Herr Oberlehrer und der Herr Aſſeſſor, und zog ein Schreiben aus der Taſche von dem Schatzmeiſter einer wohlthätigen Stiftung in Leipzig; der letzte Satz gefiel mir am beſten. „Mit Überreichung des Betrages mittels Poſtanweiſung von

Digitized by Google

heute freuen wir uns, Ihrem begabten, fleißigen und strebsamen Schüler gerade am Geburtstage unsers erhabnen Kaisers den Ausdruck der Menschenfreundlichkeit zu bieten.“ Ein Satz zum Nachdenken! Zwar hätte ich mit dem Betrage der Postanweisung nicht unternehmen können, für ein Dutzend begeisterter „Honoratioren“ das Festessen zu bezahlen, aber der arme Teufel, der dies Geschenk von wildfremden Menschen erhält, wird zweihundert Mittagessen damit bezahlen!

Wie viel Gutes hätte sich thun lassen mit dem Gelde, das die deutschen Patrioten am 22. März auf ihren Magen und ihre Kehle gewandt haben, zur Feier und Ehre, wie sie es nennen, ihres greisen Heldenkaisers. Unsre Statistiker berechnen ja alles; weiß denn keiner zu sagen, wie viele Tausende es sich bei einem teuern Fest-„Diner“ wohl sein ließen, wie viele Tausende am Abend beträchtlich über den Durst getrunken haben, wie viele Tausende am andern Morgen körperlich und moralisch gelitten haben? Wie sagt der lustige Hans Breitmann-Leland?

For Gambrinus ish de Emperor
Of the whole of Shermany!

Ja, wenn Gambrinus Kaiser von Deutschland wäre, könnten wir seinen Geburtstag anders feiern? Thun nicht die Leute, als wenn eine kaiserliche Botschaft ausgegangen wäre, die Wirte seien dem Hungertode nahe und ihr Untergang bedeute den Zusammenbruch des deutschen Reiches?

Die Botschaft, die wir als die letzte große That unsers einzigen Kaisers verehren, klingt anders. Wer hat in *ihrem* Geiste den Geburtstag ihres Urhebers gefeiert? Wer wirklich den Kaiser meint bei der Feier und nicht sich selber, sollte versuchen, in seinem kleinen Kreise so zu handeln, wie es der ehrwürdige Fürst gern sehen würde; er sollte in aller Heimlichkeit dem Kaiser einen Wunsch erfüllen, sollte, soweit er vermag, einmal selber den rastlosen, leutseligen, mitleidigen Kaiser im Kleinen spielen!

Die Nachrichten aus England, Frankreich und Belgien hätten manchem die Feststimmung verdorben, wenn er ähnliches aus nächster Nähe erwarten müßte. Der Kaiser und seine berufensten Diener sind rastlos bemüht, solche Versuche, solche Verzweiflung, solches Elend von uns abzuwenden, die berechtigten Wünsche der Schwachen und Bedrückten zu erfüllen. Wer von uns ist so klein, daß er bei diesem Werke nicht helfen könnte? Kaisers Geburtstag soll ein Tag des Jubels sein, aber vor allem für die, die selten genug dazu kommen, das angeborne Bedürfnis nach Vergnügen befriedigen zu können.

Es giebt kein Nest in Deutschland, wo man nicht ein paarmal im Jahre eine „würdige“ patriotische Feier vorbereitete. „Würdig“ ist ja jetzt das stehende Beiwort unsrer Tageblattsberichterstatter für Feierlichkeiten aller Art, als ob es eigentlich selbstverständlich wäre, daß sie unwürdig verlaufen müßten. Was für ein herrlicher, wahrhaft würdiger Tag würde der sein, wo die Großen, die Reichen, die Gewordenen einmal nicht für das eigne Vergnügen sorgten,

Digitized by Google

sondern für das der Kleinen, Armen und Werdenden! Wo die Kommerzienräte zu Hause blieben und die Fabrikarbeiter zum Festessen gingen! wo die Konzerte und dramatischen Aufführungen von den Reichen bezahlt und von den Armen besucht würden! wo jeder, der eine Batterie Champagnerflaschen auffahren lassen kann, den Champagner seinen Beruf verfehlen ließe und sich überlegte, ob er nicht einen strebsamen, armen Jungen kennt, den er zu seinem wahren Berufe verhelfen könnte!

Saxo Grammaticus.

Neue Parteibildungen in Österreich.

Das Ausland wird in vielen Beziehungen über die verwickelten Verhältnisse Österreichs entweder unrichtig, ungenügend oder garnicht belehrt. Selbst in Deutschland, mit dem Österreich auch in geistiger Hinsicht den regsten Verkehr unterhält, wird die Bevölkerung nicht immer gehörig unterrichtet. Der Hauptgrund dieses Übelstandes liegt darin, daß in Österreich die einflußreichsten Zeitungen nur einer einzigen, nämlich der sogenannten liberalen Partei, dienen, und im Interesse dieser Partei die Thatsachen färben oder auch totschweigen. Da nun hauptsächlich, wenn nicht ausschließlich, eben diese liberale Presse auch in Deutschland Zutritt erhält und Verbreitung findet oder doch dafür sorgt, daß in den Blättern Deutschlands Berichte und Erörterungen nur ihrer Färbung aufgenommen werden, so erscheint es begreiflich, daß das deutsche Publikum vor falschen Vorstellungen über die österreichischen Zustände nicht bewahrt wird. Ja in Österreich selbst werden die von den Mittelpunkten abseits liegenden Bevölkerungen nicht selten durch Thatsachen überrascht, von deren Vorbereitung sie keine Ahnung hatten. Die Ursache liegt wieder in der Einseitigkeit und in der Mangelhaftigkeit der Berichte, die von der erwähnten Presse ausgehen. Das charakteristischste Beispiel einer solchen Überraschung bot der Ausfall der vorjährigen Reichsratswahlen für die Residenzstadt Wien selbst. Die liberale Partei verlor scheinbar über Nacht vier Sitze, und die liberale Presse geriet in die größte Verlegenheit, wie sie dem In- und Auslande diese Überraschung erklären sollte, von deren Vorboten sie bis dahin nicht die geringste Erwähnung gethan hatte. In Wahrheit lag in dieser Niederlage der liberalen Partei gar nichts unerwartetes; denn es war Thatsache, daß totgeschwiegene Vereine und Versammlungen längere Zeit ihre Thätigkeit in der Richtung entfaltet hatten, in welcher sie für die Fernerstehenden zu so unverhofften Ergebnissen gelangten.

Digitized by Google

Nach dieser allgemeinen Bemerkung wird man es erklärlich finden, daß in Österreich auch neue Parteien entstehen können, ohne daß über die Ursachen solcher Bildungen genügende oder richtige Aufschlüsse gegeben werden. So wurde denn auch über den neugeschaffnen „Deutschen Klub" im Abgeordnetenhause des österreichischen Reichsrates von den liberalen Zeitungen ein falsches Licht verbreitet, und selbst gegenwärtig wird das Publikum über die Ziele jenes Klubs im Irrtume gelassen und auch absichtlich zu irrigen Vorstellungen geführt. Um wie viel größern Entstellungen und Verdrehungen sind erst jene Parteigruppen in Österreich ausgesetzt, welche andern Nationalitäten angehören! Wenn schon die Deutschen, welche der liberalen Partei nicht durchgehends zu Diensten stehen können, vor den Werkzeugen dieser Partei nicht geschützt sind, so erscheinen die Slawen in dieser Hinsicht in buchstäblichem Sinne ausgeliefert. Gerade die slawischen Volksstämme Österreichs haben keine gemeinsame Zeitung, obgleich die Prager „Politik" fälschlich dafür ausgegeben wird. Dieses Blatt vertritt gegenwärtig nichts mehr und nichts weniger als die Politik des böhmischen Klubs und allenfalls die Richtung jener slawischen Abgeordneten, welche mit diesem Klub einigermaßen gleiche Wege gehen. Das Prager Blatt hat aber, ganz abgesehen von andern Slawen, nicht einmal das böhmische Volk für sich; denn das letztere stimmt zum großen Teile mit ihm durchaus nicht überein. Die übrigen Slawen Österreichs sind durch gar kein großes Blatt weder im In- noch im Auslande vertreten, sie bleiben dem Belieben der herrschenden liberalen Presse überlassen. Man hat daher volles Recht zu der Annahme, daß insbesondre über die Bewegungen und Absichten der Slawen Österreichs im Auslande und besonders auch in Deutschland die unrichtigsten Vorstellungen verbreitet werden.

Soweit sich die Slawen in den parlamentarischen Vertretungen äußern können, kann allerdings auch das Ausland davon Kenntnis erhalten. Man muß jedoch bedenken, daß z. B. im Budapester Reichstage die Slawen nur zum geringsten Teile vertreten sind, und daß selbst im Reichsrate in Wien die slawischen Vertreter nur den Willen von Bruchteilen der von ihnen vertretenen Volksstämme zum Ausdruck bringen; dann wird man sich nicht darüber wundern, daß Über- und Unterströmungen auch gewichtiger Art dem allgemeinen Publikum des In-, noch mehr aber des Auslandes vollständig unbekannt bleiben.

Thatsächlich bestehen in Österreich neue Strömungen und Richtungen unter den verschiednen Volksstämmen. Will man aber diese neuen Bewegungen und Ansätze zu neuen Parteigebilden richtig erfassen, so muß man die Beschaffenheit der bisherigen Parteien im Auge behalten. Die sogenannte liberale Partei, welche sich längere Zeit hindurch den Namen Verfassungspartei beilegte und zuletzt als Reichsratslinke par excellence die verschiednen Schattirungen der deutschen Volksvertreter aufs innigste vereinigt zu haben glaubte, war stets eins mit denjenigen Interessen, welche dem Kapital dienen. Sie wurde von

ihren Gegnern nicht bloß die kapitalistische oder manchesterliche Partei genannt, sondern sie vertrat auch wirklich die österreichischen Bourgeois im Gegensatze zu allem übrigen. Deshalb kümmerte sie sich auch nicht darum, die Nationalitätenfrage zu lösen, am allerwenigsten aber darum, die bis dahin in ihrer nationalen Entwicklung zurückgebliebenen kleineren Volksstämme zu befriedigen. Was sie in dieser Hinsicht that, ließ sie sich durch Förderung ihrer spezifisch materiellen Bestrebungen reichlich vergüten. Wie sie auch die deutsche Nationalität aus diesem Grunde nicht schützte, beweist ihr Verhalten den Italienern Südtirols und auch andrer Länder gegenüber, die sich auch auf Kosten der Deutschen verbreiten durften, wenn sie der Partei nur sonst im kapitalistischen Sinne zum Vorteile gereichten. Aus denselben Beweggründen lieferte die Partei auch die Deutschen Ungarns aus, indem sie nicht nur in den Dualismus einwilligte, sondern auch gegenwärtig kein Wort des Bedauerns angesichts der Thatsache hat, daß die Deutschen neben andern Völkern von den Magyaren mit allen Mitteln unterdrückt und entnationalisirt werden. Aus einem solchen Verfahren und Verhalten einer Partei, welche jahrelang auch formell das Staatsruder lenkte, läßt sich leicht erklären, daß die allgemeinen staatswirtschaftlichen Interessen vernachlässigt, sowie die Bestrebungen der einzelnen Volksstämme zurückgedrängt wurden.

Nach der Herrschaft der Bourgeois mußten notwendigerweise entgegengesetzte Strömungen an die Oberfläche gelangen. Die Feudalen waren für sich nicht mächtig genug, fanden jedoch eine willkommene Stütze an den Vertretern der bis dahin vernachlässigten Nationalitäten. Die kapitalistische Partei blieb auf diese Weise in der Minderheit, aber in ihrer Presse noch immer stark genug, die Mehrheit der Deutschen an ihre Seite heranzuziehen. Auf der linken Seite des Reichsrates blieben also die Bourgeois, auf der andern Seite vereinigten sich die Feudalkonservativen mit den Volksvertretern der nichtdeutschen Nationalitäten. Somit erschienen zwar auf der linken Seite fast alle Deutschen, die mithin einen nationalen Gegensatz zu den übrigen Volksstämmen auf der Rechten bildeten; allein dieser Gegensatz trug auch noch einen andern, nämlich den der Bourgeois gegen den Grundadel und Großgrundbesitz auf der Rechten, in sich. Diejenigen Deutschen, welche aus rein deutschen Ländern entsendet wurden und konservative Interessen zu verfechten hatten, sahen ein, daß die nationale Frage für sie ohne Belang sei, und schlossen sich demnach, nicht im Gegensatz zum Deutschtum, sondern im Gegensatz zu den Bourgeois, der Rechten an.

Die nichtdeutschen Vertreter hatten in erster Reihe nationale Interessen zu verfolgen; sie vereinigten sich also zunächst unter einander und dann ebenfalls mit den Konservativen. Das konnten sie umso leichter thun, als unter ihnen die Großindustriellen und Großhändler, also die Bourgeois, überhaupt nicht zu suchen sind. Dies ist in dem Grade wahr, daß noch unlängst ein ernstes, hochpolitisch angelegtes Blatt es bedauerte, daß auf der Rechten kein

Sachverständiger zu finden sei, der die Steuerfrage für die Börse gründlich behandeln könnte.

Nach alledem konnte auch das Programm der nun folgenden Taaffeschen Regierung kein andres sein, als die von der kapitalistischen Linken im Argen gelassene volkswirtschaftliche Seite zu heben und für die nichtdeutschen Nationalitäten eine Verständigung zu erzielen. Was die Staatswirtschaft betrifft, so wurden unter Taaffe mitunter sehr wichtige Fragen in Angriff genommen und auch mit Hilfe der Rechten mehr oder weniger glücklich gelöst. Diese Art der Hebung rein nationalökonomischen, insbesondre auch staatsfinanziellen Charakters brachte die Regierung, sowie die Rechte in einen noch stärkern Gegensatz zu der manchesterlich-liberalen Linken, als er ohnehin schon von Anfang an vorhanden war. Es gab Regierungsvorlagen, die in dem Grade den allgemeinen Wohlstand ins Auge faßten, daß ihnen keine Partei grundsätzlich hätte gegenübertreten dürfen; die Linke that es dennoch und erntete dafür die Bezeichnung der „faktiösen Opposition" ein.

Eine solche, man könnte sagen blinde Opposition konnte nicht verfehlen, diejenigen deutschen Mitglieder der Linken, die sich aus wirklichem Liberalismus oder aus dem Bestreben nach einer ungeschmälerten Herrschaft der κατ' ἐξοχήν deutschen Partei an die Kapitalisten angeschlossen hatten, unzufrieden zu machen. Sie fingen nach und nach an, bedenklich zu werden, und entpuppten sich zuletzt als Männer, die die verderblichen Seiten der Kapitalistenpartei bloßzulegen und zu bekämpfen suchten. Anfangs fanden nur wenige den Mut, hervorzutreten; aber diese wenigen hatten das Bewußtsein, stille Anhänger zu besitzen, und sie waren es, welche den Keim zu jenem Klub legten, welcher bei Eröffnung der eben begonnenen Legislaturperiode schon verhältnismäßig kräftig hervorgetreten ist.

Dieser Klub mußte sich von der bisherigen vereinigten Linken als ein selbständiges Gebilde abtrennen, wenn er nicht in volkswirtschaftlicher Beziehung unrichtige Wege wandeln wollte. Der zurückgebliebene größere Rest der Linken nahm nunmehr den Namen eines „Deutsch-österreichischen Klubs" an und verfolgt in nationaler Richtung wesentlich dieselben Ziele, wie der deutsche Klub selbst, im übrigen aber gehen beide Abteilungen selbständig ihre eignen Wege. Der deutsche Klub muß grundsätzlich seine Selbständigkeit wahren, denn sonst müßte er in volkswirtschaftlichen Fragen, die in der Interessensphäre der kapitalistischen Partei liegen, unter der Stimmenmehrheit des jene Partei vertretenden deutsch-österreichischen Klubs regelmäßig unterliegen.

So sehen wir denn und werden es noch weiterhin öfters erleben, daß der deutsche und der deutsch-österreichische Klub bald zusammen, bald auseinander gehen. Das ist nach den teils verschiednen, teils wiederum gleichen Zwecken ihrer Zusammensetzung ganz natürlich, und das Wiener Hauptorgan der Bourgeois sollte sich daher garnicht verwundert stellen, wenn beispielsweise der deutsche Klub das Branntweinmonopol auch für Österreich beantragt und hierfür

die Zustimmung der Rechten, sowie der Regierung aller Wahrscheinlichkeit nach erlangen wird.

Wenn die Parteien konsequent bleiben, so wird der deutsche Klub, mit oder ohne Absicht der Regierung, in vielen von der Einseitigkeit freien volkswirtschaftlichen Fragen gemeinsam mit der Rechten vorgehen, und es ist eine solche Übereinstimmung bei sonstigen nationalen Gegensätzen schon in der nächsten Zeit zu gewärtigen.

Man sieht auch, daß der deutsche Klub weiß, was er will, und wenn die Organe der deutsch-österreichischen Partei die Abtrennung des deutschen Klubs als eine Überflüssigkeit hinstellen oder letzterm gar die „schärfere Tonart" vorwerfen, so vermengen sie hierbei das rein Nationale mit dem Volkswirtschaftlichen oder suchen vielmehr eine der wichtigsten mitbestimmenden Ursachen zur Bildung einer eignen Partei auf der Linken gänzlich zu verwischen. Gerade in der Bekämpfung der Manchesterpartei und der in ihrem Gefolge großgezognen Verderbnis in materieller, geistiger und insbesondre in der allgemeinen Kulturrichtung hat der deutsche Klub eine der Hauptursachen für seine Zukunft zu suchen, da ihm von allen Nationalitäten schon allein aus diesem Grunde Anhänger erwachsen werden. Der Vorwurf aber, mit welchem man die „schärfere Tonart" des deutschen Klubs treffen will, fällt zum großen Teile auf die Partei des deutsch-österreichischen Klubs selbst zurück, dessen Zeitungen nicht müde werden, die nationalen Gegensätze zu nähren und zu steigern. Die Deutschen im allgemeinen und noch mehr der deutsche Klub müssen selbst zu der Meinung gelangen, es sei notwendig, die bisherige „Tonart" zu erhöhen. Und da der deutsche Klub, wie er es selbst betont, nicht zu heucheln versteht, so tritt er so auf, wie es seinen frischen Kräften entspricht. Doch haben wir uns vorläufig mit der Erklärung der volkswirtschaftlichen Bestrebungen des deutschen Klubs zu begnügen; seine stärkere Anspannung in nationaler Hinsicht bedarf noch einer besondern Auseinandersetzung, die uns zu den Zuständen und Verlegenheiten im Hinblicke auf die nationale Gleichberechtigung, sowie zu den Durchführungsversuchen der letztern in Österreich überhaupt führen soll.

Wie schon erwähnt, besteht der eigentliche Gegensatz im österreichischen Abgeordnetenhause nur zwischen den Bourgeois auf der Linken und den Feudalkonservativen auf der Rechten. Die erstern können die verlorene Herrschaft im Parlamente aber nur durch die Besiegung nicht der Konservativen, sondern der Gesamtheit der Nichtdeutschen erringen. Im Grunde genommen stehen nämlich der Hauptpartei der Opposition nicht solche Gruppen als Hindernis im Wege, deren materielle Interessen den ihrigen entgegengesetzt sind, sondern nationale Gruppen der nichtdeutschen Völker. Daher verlegt sich die Partei des modernen Kapitals nicht so sehr auf die Bekämpfung der Feudalen oder überhaupt Konservativen, sondern der nichtdeutschen Volksstämme. Dieser Partei liegt es also vor allem daran, die Deutschen und die übrigen Nationalitäten in möglich großen Gegensatz zu bringen, und

da sie die Presse des In- und Auslandes für ihre Zwecke beherrscht, so hat sie ihre Hauptabsichten unter dem Vorwande des Kampfes für die deutschen Interessen auch wirklich in hohem Grade gefördert, obgleich sie gegenwärtig über den Verlust ihrer parlamentarischen Herrschaft trauern muß. Würde es hingegen dem deutschen Klub gelingen, mit der Rechten irgend eine Verständigung zu erzielen und die Führung zu erringen, so würde dieselbe manchesterliche Partei sogleich nicht mehr den Vorwand des Kampfes für das Deutschtum bei der Verfechtung ihrer Sonderinteressen benutzen können, sondern sie würde dann ihr altes Schlagwort des Liberalismus im Gegensatze zur Reaktion wieder hervorsuchen.

Daraus ersieht man, daß die Nationalitäten in Österreich von einer mächtigen Partei je nach deren jeweiligem Bedürfnisse, das sich nach verschiednen Konjunkturen ändert, bald so, bald anders ausgespielt werden, und es ist ebenso begreiflich, daß diese verschiednen Nationalitäten in ihrem reinen Interesse ohne Einmischung dieser in ihrem Wesen national farblosen Partei viel schneller zu einer Verständigung gelangen könnten, als es thatsächlich der Fall ist. So aber wissen weder die Deutschen noch die andern Volksstämme, daß sie eigentlich als Werkzeuge einer für ihre nationalen Bestrebungen im Grunde gleichgiltigen Partei ausgenutzt werden. Die letztere sucht bei den jetzt für sie unangenehmer gestalteten politischen Verhältnissen wenigstens im Trüben zu fischen, und weiß daher nur Feuer zu schüren, um die Nationalparteien zu blenden und sie zu ihrem Schaden auseinander zu bringen. Die Nationalparteien beladen einander infolge dessen mit einem Haß, der sonst nie einen solchen Grad erreicht hätte.

Eine derartige Verhetzung wird gegenwärtig in Österreich thatsächlich geübt, und die Erbitterung ist wirklich eingetreten. Die Verwirrung der Gemüter wird noch dadurch vergrößert, daß die österreichische Verfassung in ihren besondern Formen keineswegs geeignet ist, die Lösung der Nationalitätenfrage zu fördern. Die im österreichischen Reichsrate vertretenen Völkerschaften besitzen zwar eine besondre Länderautonomie, welche ihnen, als sie ins Leben trat, ohne Bedenken als ein Fortschritt in der Völkerbefreiung zu einer selbständigern Entwicklung erschien. Diese Entwicklung kann auch in Österreich im Rahmen der Selbstverwaltung der Länder überall dort ungehemmt von statten gehen, wo in den einzelnen Ländern die Bevölkerung einer einzigen Nationalität ausschließlich vorherrscht. Auch könnte eine derartige Autonomie selbst in sprachlich gemischten Ländern in einer andern Zeit noch als leidlich befunden werden, in der Ära jedoch, in welcher das Nationalitätsprinzip die Wandlungen und Gestaltungen beherrscht, erweist sich die Autonomie ohne Berücksichtigung dieses Prinzips sofort als ungenügend. Im Hinblicke darauf wurden die Länder in Österreich wirklich ungünstig gestaltet, indem die meisten von ihnen Bestandteile von verschiednen Nationalitäten umfassen. Abhilfe dagegen ist nicht leicht zu schaffen. Denn jene Nationalitäten, welche in den einzelnen Ländern die Majorität bilden, behalten gewöhnlich die

Herrschaft auch in den Landtagen, wenn auch die Verkünstelungen der Wahlordnungen hin und wieder zu andern Ergebnissen führen mögen und thatsächlich geführt haben. Die Mehrheiten sündigen in der Regel gegen Minderheiten, mögen erstere in welchem Lager immer anzutreffen sein. Solche Mehrheiten fühlen sich nicht veranlaßt, gegen eine für sie günstige Länderverfassung oder Länderarrondirung Klage zu führen; desto mehr fühlen die Minderheiten den Druck der Mehrheiten in der Zeit der Nationalitätenverhetzungen, wie sie gegenwärtig in Österreich aus den oben angeführten Gründen in verschärftem Maße betrieben werden. Gesündigt wird intra muros et extra; keine Partei und keine Nation ist frei von Schuld dort, wo sie der Zahl nach überwiegt. Die Verblendung der Majoritäten hier und dort bildet ein Hemmnis für eine erträgliche Veränderung der Sachlage. Die Reformversuche, die natürlicherweise von den Minderheiten ausgehen, werden einfach zurückgewiesen. Oft sind solche Entwürfe zur Umgestaltung aber auch darnach, daß sie entweder nicht verhandlungsfähig sind, oder daß sie schon in ihrer Anlage durch demütigende Zumutungen den Gegner gleichsam herausfordern.

Wenn die Deutschen in Böhmen den Vorschlag auf Zweiteilung des Königreiches eingebracht haben, so haben sie hierbei die Zustände andrer Länder nicht berücksichtigt und z. B. die Stammgenossen Steiermarks nicht aufgemuntert, der Forderung der Slowenen dieses Landes auf Abtrennung des von ihnen bewohnten Landgebietes gerecht zu werden. Die Zerstückelung einzelner Länder bei Belassung andrer in ihrer bisherigen Form führt jedoch nicht zum nationalen Frieden in Österreich.

Verfehlt erscheint darnach auch jeder Antrag oder Entwurf bezüglich des Deutschen als Staatssprache, solange man mit einigen Ländern, wie in Galizien, Tirol, Küstenland ꝛc., in dieser Hinsicht zu Gunsten gewisser Nationalitäten Ausnahmen machen zu müssen meint. Solche Anträge, zu denen auch der kürzlich im Abgeordnetenhause des österreichischen Reichsrates von Scharschmid eingebrachte und nunmehr einem Ausschuße zur Beratung zugewiesene gehört, sind ganz geeignet, die Verdachtsgründe zu vermehren und neue Herausforderungen zu erzeugen.

Man würde fehlgehen, wenn man annähme, es sei nicht aufrichtiger Wille vorhanden, sich gegenseitig zu verständigen; nur müssen auch die Grundlagen darnach sein, daß eine Verständigung möglich ist.

Es giebt nun in Österreich schon seit einiger Zeit eine Partei, die eine Grundlage zur Einigung der Deutschen und der übrigen Volksstämme in nationaler Hinsicht gefunden zu haben glaubt. Diese Partei wird jedoch bisher totgeschwiegen, und zwar umso leichter, als sie noch keine offnen Gesinnungsgenossen im Reichsrate hat. Das Totschweigen geht von jener Partei aus, in deren Interesse es liegt, die Nationalitätenhetze fortzuschüren und dagegen gerichtete Strömungen möglichst hintanzuhalten. Es liegt hierin ein

wichtiges Anzeichen dafür, daß in dem Programme der totgeschwiegenen Partei doch etwas liegen muß, was Beachtung aller echt nationalen Parteien verdient.

Die fragliche Partei nun geht von der Überzeugung aus, daß die gegenwärtige Autonomie der beliebig, vielfach sehr unnatürlich abgegrenzten Länder grundsätzlich zu verwerfen sei. Die Gruppirungen sollen nicht nach Ländern, sondern nach Nationalitäten neu hergestellt werden. Die Nationen, wie sie sind, nicht aber ihre geschichtlich berechtigten oder nicht berechtigten Ansprüche, sollen hierbei allein entscheiden.

Um bei den im Reichsrate vertretenen Nationen zu bleiben, sollen nach diesem Grundsatze die Deutschen aller Länder Cisleithaniens durch eine einzige autonome Körperschaft vertreten werden. Ebenso sollen die Tschechen Böhmens, Mährens, Schlesiens gleichfalls eine einzige Gesamtgruppe bilden u. s. w. Diese Körperschaften, welche rein nach dem Nationalitätsprinzip zu stande kämen, hätten die Aufgabe, jeden Volksstamm in seinen besondern nationalen Interessen zu vertreten, also eine Autonomie für sich zu beanspruchen, wie sie vergleichungsweise den gegenwärtigen Landtagen zukommt. Dort, wo innerhalb ein und derselben Nationalität verschiedne auseinandergehende Interessen, z. B. in kirchlichen Angelegenheiten vorhanden sind, ferner dort, wo die Volksstämme auch geographisch eine große Ausdehnung haben oder weit auseinander liegen, können für dieselbe nationale Gruppe Kreistage und neben ihnen Kreisregierungen geschaffen werden.

Auf diese Weise bekäme man sozusagen Nationallandtage mit einer echt nationalen Autonomie, und das Zentralparlament, welches auch nach diesem Programme notwendig erscheint, hätte hiernach nur die wirklich gemeinschaftlichen Reichsangelegenheiten zu verhandeln.

Dieselbe Partei, die man mit Fug und Recht als diejenige der Nationalautonomisten bezeichnen könnte, ist dadurch, daß sie die wichtigsten Staatsinteressen dem Zentralparlamente zur Verhandlung überläßt, prinzipiell gegen jede Schwächung des Staates durch autonome Gewalten nach Art der Bestrebungen der bisherigen Länderautonomisten; die Partei ist zentralistisch gesinnt und perhorreszirt jedwede Art des Föderalismus.

Nach diesem Programme würden sich die einzelnen Nationalitäten frei entwickeln können, ohne durch Mehrheiten andrer Stämme vergewaltigt zu werden, und die Völker würden sich, da ihre nationale Existenz nicht gefährdet erschiene, kräftig entfalten und das Reich selbst durch sie erstarken können.

Die Partei, die sich zu einem solchen Programme bekennt, läßt auch das Deutsche als Staatssprache gelten, wo immer die Reichsinteressen es erfordern.

Damit würde den nationalen Kämpfen auf einmal ein Ende gemacht sein, und die Deutschen hätten doch vor den übrigen Nationen den Vorrang. Einen

Schaden hätte keine Partei, mit Ausnahme derjenigen, der der Nationalitätenkampf nur als Mittel für abseits gelegne Zwecke so treffliche Dienste leistet. Die Polen und die Magyaren würden die bisherige Rolle, die sie unverdienterweise in die Hand bekamen, freilich auch mit einer bescheideneren neben den andern Nationalitäten vertauschen müssen; umsomehr würden alle Völkerstämme und das Gesamtreich gewinnen. Deshalb werden neben den Magyaren auch die Polen von den Nationalautonomisten gleichmäßig bekämpft.

Das Programm der Nationalautonomisten findet seine nähere Begründung und Durchführung in einer Broschüre, welche dieser Tage in Wien erschienen ist und sich als Programm zur Durchführung der nationalen Autonomie in Österreich betitelt.*) Der Partei dient bisher nur eine einzige Zeitung, der „Parlamentär" in Wien; dennoch zählt sie schon zahlreiche Anhänger in verschiednen Ländern Österreichs, namentlich auch in Ungarn, obgleich dem genannten Blatte der Vertrieb dorthin durch die Post entzogen ist.

Da das Programm nach einem natürlichen, gegenwärtig ausschlaggebenden Grundsatze durchgeführt ist, so ist man zu der Annahme berechtigt, daß sofort bei seinem Bekanntwerden in weitern Kreisen die Gesinnungsgenossen zahlreich und mächtig anwachsen werden.

Wenn man die Parteien der verschiedensten Richtung in Österreich überblickt, so stellt es sich heraus, daß keine derselben dem Reichsinteresse und den Bedürfnissen der Völker Österreichs in dem Grade zu entsprechen vermag, als die Partei mit dem Programme der nationalen Autonomie. Diese einzige hat auch in der Konsequenz mit sich selbst die Bildung des deutschen Klubs sympathisch begrüßt, während ihm andre teils absichtlich, teils aus Mißverständnis feindlich begegnet sind. Einzelnen Mitgliedern des deutschen Klubs werden jetzt allerdings mit Recht mancherlei Ausschreitungen zur Last gelegt; allein es ist dieser Vorwurf derjenigen Partei mit zu übertragen, in deren Schule einzelne Mitglieder des deutschen Klubs Jahre hindurch gegangen sein mögen. Auch ist zu bedenken, daß der Klub bisher noch keine Zeit gewinnen konnte, um in Ruhe seine Aufgaben vorzunehmen. Deshalb ist zu hoffen, daß er als Ganzes nach und nach eine Stellung einnehmen werde, die seiner und des deutschen Volkes würdig erscheint, und von der aus es ihm möglich wird, die Vorwürfe, mit denen er gegenwärtig überschüttet wird, durch Thatsachen zu widerlegen.

Jedenfalls kann dieser Klub alsdann vor allem auf die moralische Unterstützung der Nationalautonomisten rechnen; die letztern gehen nämlich von der Ansicht aus, daß ein Klub, welcher gegen die „Korruption" offen vorzugehen gewillt ist, auch am geeignetsten erscheint, mit andern Parteien zur Verständigung

*) Separatabdruck aus dem „Parlamentär," Wien, 1886. Verlag des „Parlamentär," Wien, Lerchenfelderstraße Nr. 25. Preis 1 Gulden.

in Verhandlungen zu treten. Die Partei der Nationalautonomisten kommt ihm mit ihrem fertigen Programme wie gelegen, um ihm Gelegenheit zur Bethätigung zu geben. Denn er selbst hatte bisher keine Muße zu selbständigen Entwürfen und versuchte zunächst zu dem Stellung zu nehmen, was ihm in politischer Hinsicht von der Manchesterpartei geboten wurde.

Nach aller Berechnung haben nunmehr der deutsche Klub und die Nationalautonomisten, die im Reichsrate noch durch keine Mitglieder vertreten erscheinen, die größte und beste Aussicht, sich nicht nur als lebensfähig, sondern als mächtig genug zu erweisen, um schließlich den nationalen Frieden in Österreich herzustellen, und die nächste gründliche Umgestaltung der Verfassung und der Reichsform vorzunehmen. Die bisherigen Länderautonomisten sind ohnehin, mit Ausnahme etwa der Polen, in ihrem Wesen eigentlich Nationalautonomisten; nur wußten sie nicht, wie sie sich aus der Klemme der Länderautonomie, in die sie ohne ihre Absicht gerieten, heraushelfen sollten.

So bleibt nur die Partei der Bourgeois übrig, die mit dem deutschen Klub auf die Länge umsoweniger in Freundschaft einhergehen kann, als dieser Klub den ernsten Willen zeigt, die Hebel für die Wirtschaft der österreichischen Völker dort anzusetzen, wo Schätze für das Reich und die Nationen zu heben sind. Zwischen ihm und den Bourgeois im deutsch-österreichischen Klub muß sich schließlich die Kluft umsomehr erweitern, je wahrscheinlicher es wird, daß sich die Nationalautonomisten (zu denen sich ohne Zweifel die gegenwärtige Rechte bekehren wird) und der deutsche Klub einander nähern werden, sobald die Spannung abnimmt oder sobald auch nur allgemeiner begriffen wird, daß dieselbe bloß künstlich genährt wird.

Es könnte sich wirklich ereignen, daß sich die echten Volksvertreter und wahren Patrioten in Österreich über die liberale Partei hinweg einigen. Alsdann trifft die Bourgeois dasselbe verdiente Loos, welches ihnen im deutschen Reichstage schon reichlich zuteil geworden ist. Auf jeden Fall ist ersichtlich, wie sich in Österreich neue Parteien und Parteigruppirungen bilden mußten, und wie gerade die Macht der neuen Parteien wächst, trotz des Totschweigens, des Verdrehens und der Verdächtigungen, welche gegenwärtig in Österreich mehr denn je an der Tagesordnung sind.

Die dramatiſche Kunſt E. von Wildenbruchs.

Von Arnold Fokke.

4.

Wenn in meinem letzten Aufſatze über die Wildenbruchſchen Dramen trotz mancher Ausſtellungen der Vorzug dem Stücke „Väter und Söhne“ gegeben wurde, ſo ſoll es nun im folgenden meine Aufgabe ſein, nachzuweiſen, daß von allen bisher beſprochnen Stücken die Palme dem „Menoniten“ gehöre. Dieſer Beweis wird nach allen den Richtungen, welche in den frühern Beſprechungen in Frage gekommen ſind, leicht zu erbringen ſein.

Was zunächſt die Erfindung anbetrifft, ſo hat damit Wildenbruch ohne allen Zweifel einen glücklichen Griff gethan. Den Titel hat er von dem Glaubensbekenntnis ſeines Helden hergenommen, dem dieſer während ſeines kurzen Lebens zugethan war, das er aber mit den zu ſeinem Tode führenden Handlungen von ſich abſtreift. Das iſt alles — dem Anſchein nach freilich wenig, aber, wie man ſehen wird, doch ausreichend.

Man wird zwar ſagen: Was iſt uns Hekuba? was ſind und bedeuten in der Gegenwart noch die Menoniten? Kaum hat jemand Kenntnis von ihnen, und wenn es ſolche giebt, wie viele von dieſen wiſſen die Unterſchiede, welche die Sekte von Andersgläubigen trennen? In der That, die wenigen Menoniten, die heutzutage noch in Deutſchland leben, ſind ſtille, ruhige Menſchen, in deren Glaubensſätzen, wie ſie ſich von denen andrer Leute unterſcheiden, kaum noch die Möglichkeit eines Konflikts mit der außer ihrem Kreiſe liegenden Welt enthalten iſt. Nicht als ob dies zu der Zeit, in der das Drama ſpielt, im weſentlichen anders geweſen wäre. Schon ſeit Jahrhunderten haben ſie die Wildheit und Gefährlichkeit der Grundſätze abgelegt, welche einſt die Wiedertäufer in Münſter zur Herrſchaft bringen wollten. Aber ſie hielten im Anfange dieſes Jahrhunderts und auch ſpäter noch mit ſtarrer Unbeweglichkeit an einigen Sätzen feſt, die ſie in merklichen Gegenſatz zu andern Unterthanen desſelben Staates wie zu dieſem ſelbſt ſetzten. So war ihre Deutung des göttlichen Gebotes „Du ſollſt nicht töten“ eine ſo buchſtäbliche, daß ſie auch die Tötung eines Menſchen in rechtmäßigem Kriege für eine große Sünde hielten. Waren ſie nun auch im übrigen gehorſame und höchſt achtbare Unterthanen des Staates, in dem ſie lebten, und zeigte ſich beſonders darin ihre tiefe Religioſität, in allem, was ihr Gewiſſen nicht berührte, dem Staatsoberhaupte zu geben, was ihm

gebührte, so war doch ihre Renitenz, dem Landesfürsten Kriegsdienste zu leisten, allerorten dieselbe. Aus Gründen, die auf der Hand liegen, konnten sie dies ihr Privilegium überall durchsetzen, und selbst im Staate Friedrichs des Großen, kriegerisch vom Wirbel bis zur Zehe, dachte niemand daran, die ruhigen Leute, die ihre Steuern bezahlten und durch einträglichen Handel, Landwirtschaft und Gewerbe oft viel Geld in Umlauf setzten, in ihrem gottergebenem Stillleben zu stören. Aber die Ausnahme vom Gesetze war auch hier ein Unrecht, und die Menoniten konnten nur so lange daran denken, einen Staat im Staate zu bilden, als dieser sich nicht gezwungen sah, die einschlagenden Fragen einer ernstlichen prinzipiellen Erörterung zu unterziehen. Denn dem Gemeinwesen, dessen Wohlthaten und vor allem dessen Sicherheit man genießt, bloß die erforderlichen Abgaben zu zahlen und ihm auch sonst nicht hinderlich zu sein, damit ist Gottes Gebot vom Gehorsam gegen die Obrigkeit nicht erschöpft. Ausreichenden Dank kann man ihm nur in etwas anderm abstatten, in dem Blute, das man entströmen zu lassen bereit ist, nicht den Adern andrer, sondern dem eignen Herzen. Der Satz: Ich will die Waffen nicht tragen, damit ich nicht in die Lage komme, einen Mitmenschen zu töten, kann auch als Deckmantel einer allzugroßen Vorsicht für die eigne Person gedeutet werden. Dagegen gehört zu dem Köstlichsten auf dieser Welt der Mann, der, ohne Streit an einem andern zu suchen, die Wehr in die Hand nimmt, um das Vaterland und damit das Beste zu verteidigen, was er auf der Erde sein nennt.

Hierin liegt, was soeben nach dem Vorgange der Alten, die „Erfindung" des Wildenbruchschen Stückes genannt worden ist. Man wird zugestehen, daß, wenn ein junger Menonit mitten in der ihn umgebenden Regungslosigkeit überlieferter Glaubenssätze durch Vorgänge von ergreifender Art zu andern Überzeugungen gelangt und dadurch nicht bloß mit den eignen Glaubensgenossen, sondern auch mit den Feinden seines ihm eben zum Bewußtsein gekommenen Vaterlandes in Konflikt gerät, darin ein so tragisches Moment enthalten ist, als man sich es nur wünschen mag.

Ist aber dies die allgemeinste Grundlage, aus der sich die Handlung entwickelt, so ist spezieller das Jahr 1809 und die Schilderhebung des Majors von Schill der historische Hintergrund, aus welchem die Personen heraustreten und von welchem sie eine jede die ihr zukommende Beleuchtung und Färbung erhalten. Vor allem übrigen sei dies bemerkt, daß durch einen Erlaß des Kommandanten von Danzig in eine nahewohnende menonitische Gemeinde eben die Kunde vom Schillschen Aufstande gedrungen ist. Zu derselben Zeit kehrt nach einjähriger Abwesenheit Reinhold, der Pflegesohn Waldemars, des Ältesten dieser Gemeinde, ins Vaterhaus zurück, aber nicht, wie er gehofft hat, zu seinem Glücke. Der Freund, dem er vor seiner Abreise sein teuerstes Geheimnis anvertraute, hat ihn schmählich hintergangen, und Maria, die Tochter Waldemars, die er liebt, ist die Braut des verräterischen Mathias. Damit ist der erste

Anstoß zu einem tiefen Zwiespalt zwischen denen gegeben, welche bis dahin durch Religion und Freundschaft verknüpft waren, wenn er auch an und für sich noch nicht genügt, der Handlung den schicksalsvollen Gang einer Tragödie zu geben. Da kommt Reinhold in die Lage, die Geliebte vor der frechen Zudringlichkeit eines französischen Offiziers schützen zu müssen. Dieses Ereignis findet statt in Gegenwart des Mathias, der dem Angriffe auf seine Braut mit mehr als gleichgiltiger Teilnahmlosigkeit zuschaut, und hat für Reinhold die Folge, daß er sich in einen lebensgefährlichen Ehrenhandel mit dem Franzosen verwickelt sieht. Wenn derselbe ausgefochten wird und zur Kenntnis der menonitischen Gemeinde gelangt, so kommt er mit dieser in einen Gegensatz, der in reichem Maße alle die πάθη in sich birgt, welche das Wesen der Tragödie bilden. So die Schürzung des Problems im ersten Akte.

Will man streng sein, so kann man an diesem Punkte zu tadeln finden. Reinhold will uns vom ersten Augenblicke an, man verzeihe den Ausdruck, nicht als besonders satisfaktionsfähig vorkommen. Es ist nicht leicht zu sagen, woran das liegt: mag es die einfache ländliche Umgebung sein, in der er lebt, oder ist es der Widerspruch, in welchem von vornherein die Begriffe Menonit und Zweikampf miteinander stehen, jedenfalls erscheint diese Austragung des Ehrenhandels befremdlich und will uns nicht recht in den Sinn. Auch daß der Franzose nach der derben Zurechtweisung, die ihm zu teil geworden ist, sich mit dieser Schlichtung des Streites zufrieden giebt, ist wenig verständlich. Eigentlich erwartet man, wenn er sich im Übermute des Siegers an dem Mädchen vergriffen hat, er werde auch nicht viele Umstände mit ihrem Verteidiger machen, von dem er doch schwer beleidigt worden ist. Indes, alles in allem gerechnet darf man sich mit der vom Dichter beliebten Verwicklung zufrieden geben; vermag es der Held, in edler Aufwallung seines Blutes und von einem lebhaften Gefühle seiner Mannesehre gehoben, sich über die enge Auffassung seiner nächsten Umgebung hinwegzusetzen, so mag er vor dem starren Kanon einer strengen Moralität nicht bestehen, aber menschlich kann er in unsern Augen nur gewinnen, und was den Franzosen betrifft, so kommt man über eine Inkonsequenz, wenn sie überhaupt eine solche ist, deshalb leichter hinweg, weil sie bei einer sonst nicht wieder auftretenden Nebenperson stattfindet. Hat man aber diesen Anstoß erst überwunden, so ist nicht nur die angemessene Grundlage für die Weiterentwicklung der tragischen Handlung gefunden, sondern man muß auch gestehen, daß diese mehr als in irgendeinem andern Wildenbruchschen Stücke der Forderung der Einheit entspricht. Folgendes ist in Kürze der Gang derselben.

Reinholds Absicht, dem französischen Offizier im Duell zu begegnen, wird von Mathias an die Gemeinde verraten. Da ersterer nun, zwar nicht durch deren Gebot, aber durch die Vorstellungen Waldemars bewogen, in der Hoffnung, Maria für sich zu gewinnen, auf sein Vorhaben verzichtet, so bleibt allerdings sein Zusammenhang mit den Glaubensgenossen erhalten, aber jene Hoffnung

erfüllt ſich nicht, da Maria dem Mathias zugeſprochen wird. Darüber und weil er von den Franzoſen für ehrlos erklärt wird, iſt er der Verzweiflung nahe. In dieſer Stimmung trifft ihn der Abgeordnete Schills, und von dieſem über die Lage des Vaterlandes in Kenntnis geſetzt, iſt er alsbald entſchloſſen, am Kampfe für die Befreiung desſelben teilzunehmen; mit ihm iſt auch Maria, der im Drange der Dinge der eigentliche Zug des Herzens zum Bewußtſein gekommen iſt, zu entfliehen bereit. Aber die von den dreien gefaßten Beſchlüſſe werden von Mathias erlauſcht. Nachdem er der Gemeinde Mitteilung gemacht hat, wird zuerſt Reinhold in Gewahrſam gebracht und dann der Plan gefaßt, Henneker — ſo heißt der Agent Schills — zu der mit ſeinem Freunde verabredeten Zeit feſtzunehmen. Indes weiß Reinhold, der ſich mit Hilfe Marias befreit hat, dies zu vereiteln. In einer nächtlichen Szene, in dem Augenblicke, wo Henneker von den verſammelten Menoniten gefaßt werden ſoll, fällt Mathias von der Hand Reinholds. Während der gewarnte Parteigänger in der Verwirrung flieht, wird der letztere von den herbeigerufenen Franzoſen verhaftet, und Maria ſtirbt in den Armen ihres unglücklichen Vaters.

Daß in dieſer Aufeinanderfolge von Vorgängen das Prinzip der Einheit durchaus aufrecht erhalten wird, bedarf wohl keines Beweiſes. Zuvörderſt iſt hier eine Perſönlichkeit, die ebenſo hervorragend durch große Leidenſchaften wie durch ſtarken Willen in allen Stadien der Handlung die Richtung derſelben angiebt, und dann ſind auch die Beweggründe ſeines Thuns überall dieſelben. Reinhold handelt im erſten und unterſten Grunde aus Liebe zu Maria, und wenn ſich im Fortſchreiten des Dramas zu dem Anfangsmotive noch andre geſellen, im erſten Akte das erwachende Bewußtſein ſeiner Mannesehre, im dritten die heißauflodernde Liebe zum Vaterlande, ſo iſt es klar, daß dieſe Flammen ſich an der Glut der erſten entzünden. Auch kann man nicht ſagen, daß der eine Antrieb durch den andern gehindert oder gar aus der Richtung gedrängt werde. Im Gegenteil, die Leidenſchaft der Liebe, die anfangs eine rein ſelbſtſüchtige war, findet Veredlung und Läuterung in dem aufſteigenden Prozeſſe des ſeeliſchen Erwachens des Helden. Die Flamme brennt ſpäter nicht minder ſtark als zuvor, und wenn ein Unterſchied da iſt, ſo iſt es der, daß ſie unter der Nahrung einer höhern Erkenntnis nur heller und reiner leuchtet. So findet ſich hier das Umgekehrte von dem, was im „Harold“ zu tadeln war. Wurde dort das Streben für das Vaterland durch die Liebe zu einem Weibe aus ſeinem geraden Gange geworfen und dadurch Verbreiterung und Verflachung des dramatiſchen Gegenſtandes herbeigeführt, ſo iſt hier dieſe Leidenſchaft die Anfangsbewegung und erhält durch neu hinzutretende Kräfte Steigerung ſowohl als Vertiefung. In demſelben Maße mithin, wie jenes Stück verliert, gewinnt der Wert des vorliegenden.

Auf eines könnte man tadelnd hinweiſen wollen. Reinhold hält ſein dem Franzoſen gegebnes Wort nicht, und hierin liegt eine Inkonſequenz. Aber es

ist da zu bedenken, daß es gewichtige Dinge sind, die auf das Herz und den Entschluß des jungen Mannes eindringen, außer dem einstimmig verdammenden Urteile der Gemeinde die liebevollen, von einem höhern Gesichtspunkte als dem der engherzigen Glaubensbrüder gemachten Vorstellungen des Pflegevaters und vor allem die Hoffnung auf den Besitz der Maria. Also auch hier giebt die Liebe die Entscheidung, und wenn ein Mangel an Folgerichtigkeit vorhanden ist, so bezieht er sich auf ein Moment, das an und für sich betrachtet das wichtigere sein mag, aber in diesem bestimmten Falle als das später hinzutretende die geringere Bedeutung hat. Auch darauf muß hingewiesen werden, daß in diesem Zurückweichen seines Helden der Dichter das Mittel gewinnt, um das beklagenswerte Geschick desselben zu begründen. Hat man eine tragische Schuld nötig — und ich glaube nicht, daß der wahrhaft dramatische Dichter ohne eine solche fertig werden kann —, so liegt sie im gegebnen Falle darin, daß Reinhold im Konflikt seiner Liebe mit der Mannesehre der letztern untreu wird.

Fast in demselben Maße aber wie in der Handlung wird auch in den beiden andern Beziehungen die Einheitlichkeit des Stückes gewahrt. Daß hier die Herrschaft des Unbewußten sich geltend mache, wird man von einem Dichter wie Wildenbruch nicht annehmen wollen. Haben demnach Plan und weise Absicht gewaltet, so ist es umsomehr anzuerkennen, daß er den Regeln der Alten so weitgehende Zugeständnisse gemacht hat. Nicht zwar, als ob er auch nur die Lessingsche Einfachheit erreicht hätte, aber das darf doch nicht übersehen werden, daß, was den Ort anlangt, kaum ein Szenenwechsel stattfindet. Die ganze Folgenreihe der Auftritte spielt sich entweder in dem am Hause Waldemars gelegnen Garten oder in einem Betsaale dieses Hauses ab. Es kommt hinzu, daß das Ganze in weniger als achtundvierzig Stunden vom ersten Momente der Verwicklung an gethan ist. Das ist wenig Zeit, wenn der Dichter den Zuschauer aus dem Lichte glücklicher Hoffnung durch die Wirren des Lebens in die Schatten des Todes hinüberführen soll. Freilich werden wir später noch zu rügen haben, daß es dabei ohne Sprünge und Willkürlichkeiten nicht abgeht, aber dieser Mangel liegt mehr an etwas anderm, als daran, daß die Ereignisse ihrer Natur nach nicht in den Rahmen dieser Zeit hineinpaßten. Da ist ein rasches und überaus belebtes Aufeinander der Auftritte; doch wenn es an logischem Aufbau derselben selbst an wichtigen Stellen fehlt, so hätte dem der Dichter mit verhältnismäßig geringer Mühe abhelfen können.

Ist dies schon viel des Lobes, so haben wir demselben doch noch ein weiteres hinzuzufügen. Mit welchem der besprochnen Schauspiele man auch den „Menoniten" zusammenhalten mag, in keinem findet sich eine strikttere Durchführung der Charaktere. Von dem des Helden ist schon die Rede gewesen; nächst ihm nimmt das meiste Interesse Mathias in Anspruch. In diesem hat der Dichter einen Bösewicht geschaffen, von dem man im Gegensatze zur Gestalt des Bernhard in

den „Karolingern“ sagen kann, daß er in Wirklichkeit Fleisch und Blut habe. Ich möchte die banale Phrase vermeiden, er sei eine aus dem Leben gegriffene Figur, besonders aus dem Grunde, weil man mit der Versicherung, irgendeine Erscheinung des Lebens aus diesem einfach in die Dichtung übertragen zu haben, einem Dichter nichts weniger als ein Kompliment macht. Wäre das Gegenteil der Fall, so müßte auch Julius Stinde mit den Plattheiten seiner Madame Buchholz ein Dichter sein. Wildenbruch hat den Charakter des Mathias aus der frei schaffenden Phantasie heraus gestaltet und ihn dann nach Maßgabe der ersten Antriebe seines Handelns weitergebildet. Aber deshalb ist er nicht etwa eine bloße Idealgestalt, welche den Fuß nicht auf die Erde zu stellen vermag, wie jener Markgraf von Barcelona, sondern er steckt voll gesunder Realität, die darin ihren Grund hat, daß neben der bloß formenden Phantasie im Dichter auch die freie Beobachtung der Menschennatur thätig gewesen ist. Genau nach der alten Wahrheit von der fortzeugenden Kraft des Bösen, wächst es auch hier unaufhaltsam aus sich heraus und schwillt an bis zur Vernichtung, nicht bloß andrer, sondern auch seiner selbst. Man kann nicht sagen, daß man der Person des Mathias in der Wirklichkeit schon begegnet sei, aber man muß zugestehen, daß man ihr genau so, wie sie ist, begegnen könnte. Es ist also die innere Wahrheit, welche aus den Zügen des Bösewichtes hervortretend die Gemüter ergreift, die Wahrheit, mit welcher der Dichter aus eigenster Beobachtung und freiester Gestaltung der Menschenart nach ihrer schlimmen Seite hin den Spiegel vorhält. Dabei muß anerkannt werden, daß Wildenbruch in der Ausmalung dieses Charakters sich weise Beschränkung auferlegt hat. Es ist das sonst seine Tugend nicht, und hier war die Versuchung groß genug, sich gehen zu lassen. Aber wenn man auch stellenweise ein Wort weniger heftig, eine Geberde maßvoller wünschte, so bleibt er doch im ganzen von dem Vorwurfe frei, der ihm sonst mit Recht gemacht wird, daß die Leidenschaften seiner Menschen sich überschlagen.

Von den übrigen Personen des Stückes ist nur noch Maria es wert, genannt zu werden, und zwar nicht sowohl deshalb, weil sie im Drama selber hervorragt, als weil sie überhaupt von allen Wildenbruchschen Frauengestalten die anziehendste ist. Ist es an dieser Stelle gestattet, einen Rückblick zu thun, so kann man weder die Adele im „Harold,“ noch die Adelheid in den „Vätern und Söhnen“ als eigentliche Charaktere bezeichnen, weil sie, wenn man den Ausdruck gelten lassen will, nur unterschiedslose Flächen der Beobachtung darbieten. Sie sind sanfte, liebende Weiber, und so bleiben sie auch. In der Judith der „Karolinger“ ist neben großem Ehrgeiz nichts andres bemerkbar, als die unmotivirte Hingebung an einen Mann, den sie nicht kennt. Das ist bei Maria nicht so. Da ist ein sichtbares, fesselndes Anderswerden, ein reizvoller Wechsel der Farbengebung, der von der sanftesten und ruhigsten Abtönung aufsteigt zu flammender Glut. Wie es in einer menonitischen Gemeinde nicht

anders sein kann, noch mehr als die männlichen Mitglieder derselben ohne den Mut der Selbstbestimmung, erzogen in gottergebnem Gehorsam gegen den liebevollen Willen des Vaters, folgt sie den sanften Vorstellungen desselben und willigt in die Verlobung mit Mathias. Zwar ist sie von ihrer ersten Jugend durch eine zarte Neigung mit Reinhold verbunden, aber sie hat doch von der eigentlichen Kraft desselben keine Ahnung, und erst die Ereignisse, welche stürmischen Ganges den Inhalt des Dramas bilden, geben ihr Aufschluß, wohin die Richtung ihrer Gedanken und ihres Herzens geht. So ist hier eine psychologisch durchaus richtige und daher umso fesselndere Steigerung des Seelenlebens eines Menschen von seinem ersten unschlüssigen Erwachen bis zu kraftvollster Selbstbestimmung. In demselben Maße wie bei Reinhold, wächst auch in ihr die Erkenntnis nicht allein des Rechtes ihrer Freiheit, sondern auch das ihrer Pflichten, welche eine weitere und höhere Gemeinschaft als die der Glaubensbrüder ihr auferlegen. Es ist in Wahrheit in hohem Grade rührend und ergreifend, wie das kaum den Kinderjahren entwachsene Mädchen in steter Folgerichtigkeit, zuerst im Widerspruch mit sich selbst, dann in milden Auseinandersetzungen mit dem Vater und endlich in spannenden und doch nicht überspannten Szenen mit dem Geliebten, sich zu seiner höhern Wahrheit durchkämpft.

Nach dem, was bisher über den Inhalt des Dramas gesagt worden, ist es nur selbstverständlich, daß dem auch die Form entsprechend sein muß. In der That hat die dichterische Sprache Wildenbruchs nirgends den gleichen Höhepunkt erreicht. Man hat wohl darauf hingewiesen, daß dieselbe nicht in Übereinstimmung sei mit der einfachen bürgerlichen Stellung, welche die Menoniten einnehmen, und das würde dann ungefähr dasselbe sein, was oben von Reinhold gesagt wurde, daß er dem Leser oder Hörer zur Austragung eines Ehrenhandels mit der Waffe wenig geeignet erscheine. Indes kann der Fehler hier auch an unsrer Vorstellung liegen, welche unbewußt diese Leute tiefer stellt, als es in der Absicht des Dichters liegt. Jedenfalls ist die vorgestellte Einfachheit doch nur eine äußerliche, und da man von den Menoniten weiß, daß sie durch fortgesetztes Forschen in der heiligen Schrift an scharfes Denken gewöhnt sind, so können wir wohl begreifen, daß ihre Gedanken, wenn sie durch große Ereignisse aus der Richtung gedrängt, von der Leidenschaft getrieben werden, den Ton und die Form annehmen, welche der Dichter gewählt hat. Wenn aber im übrigen Wort und Gedanke sich decken, wenn der Ausdruck in Kraft und Tiefe hinter keiner Bewegung weder des Verstandes noch des Gemütes zurückbleibt, aber auch nicht darüber hinausgeht, dann hat der Dichter eine der obersten Aufgaben erfüllt, die ihm gestellt sind, und wer billig und unparteiisch urteilen will, der muß zugestehen, daß Wildenbruch nirgends dieser Aufgabe in höherm Grade gerecht geworden ist als hier. Eine Auswahl von Stellen zu geben sei mir diesmal erspart, ich wüßte auch kaum, welcher der

Vorzug zu geben wäre. Überall ist dieselbe Kraft und Geschmeidigkeit, dasselbe Feuer und derselbe Glanz der Diktion. Es ist viel, wenn von einem Buche gesagt wird, daß man es gern zum zweiten oder dritten male in die Hand nimmt; so oft man den „Menoniten" aufschlägt, legt man ihn nicht leicht eher beiseite, als bis das Ende erreicht ist.

Bis zu diesem letzten Punkte geht unter sachlicher Würdigung der zu berücksichtigenden Momente das Lob, welches ich der Wildenbruchschen Muse zu erteilen habe, aber darüber hinaus auch keinen Schritt weiter. Vielleicht sogar, daß, um Mißverständnissen vorzubeugen, die gezollte Anerkennung noch in einem Punkte zu beschränken ist. Es wurde oben gesagt, daß die dichterische Form im vorliegenden Drama überall dieselbe Höhe inne halte. Das möchte ich jedoch nur auf die Hauptpersonen und außer ihnen vielleicht noch auf Waldemar und Henneker bezogen wissen. Es ist möglich, daß dem Dichter die sichere Zeichnung und farbenreiche Ausmalung dieser Charaktere deshalb so gut gelungen ist, weil ihm mit ihrem Heraustreten aus einem engen und beengenden Rahmen in eine weitere und freiere Welt ein größerer Spielraum in Bezug auf die Sprache gewährt war; jedenfalls bleibt die Charakterisirung der übrigen Menoniten, wie auch die Darstellung des Menonitentums im allgemeinen weit hinter jener zurück. Ja man kann sagen, daß zu einer irgend vertiefenden Schilderung seines Wesens der Dichter kaum den Versuch gemacht hat. Aus dem Munde seines Hauptvertreters — es ist dies neben Waldemar Justus — kommt wenig andres als Trivialitäten. Und doch wäre hier eine schöne Gelegenheit für Wildenbruch gewesen, seine poetische Begabung zu zeigen. Ich muß an einen Roman Walter Scotts denken. Im „Herzen von Midlothian" ist eine der Hauptpersonen der alte David Deans, ein Nachkomme der alten schottischen Presbyterianer, die in einer Zeit grausamer Verfolgung und in blutigen Kämpfen ihren Glaubenseifer und ihre Glaubenskraft bewährt haben. Wenn nun auch der Charakter des Alten den veränderten Zeitumständen gemäß wesentlich anders erscheint als der jener Glaubenshelden aus dem vorangegangenen Jahrhundert, so hat ihn Scott doch mit fester Pinselführung so sicher gezeichnet, hat ihn in einen so sichern Zusammenhang mit seinen Vorfahren gebracht, daß man denken muß, es könne jeden Augenblick in dem Herzen des sonst mild denkenden Mannes die ganze Glut des Fanatismus wieder aufflammen, in der sich jene verzehrten. In einem ähnlichen Verhältnisse wie dieser zu den Presbyterianern stehen die Menoniten des Wildenbruchschen Schauspiels zu den Wiedertäufern der Reformationszeit. Aber Wildenbruch hat sie weder äußerlich mit diesen in Verbindung gebracht, noch hat er ihnen einen Tropfen jenes heißen Blutes gelassen, das einst ihre Vorfahren in der Verteidigung ihres Gottesreiches vergossen haben.

Noch nach einer andern Seite hin darf ein Tadel nicht zurückgehalten werden. So gern man die Folgerichtigkeit in der Entwicklung der Charaktere

zugeben mag, umſomehr muß man ſich darüber wundern, wie wenig der Dichter ſich Mühe gegeben hat, den Gang der Handlung aus dieſer ſelbſt hervorwachſen zu laſſen. Zweimal wird ihre Fortführung nur durch den Zufall möglich. Zuerſt belauſcht Mathias die Unterredungen Reinholds mit Henneker und Maria, und dann wieder dieſer den Anſchlag der Menoniten gegen Henneker. Was ſoll man zu einem ſolchen Mangel an Begründung ſagen? So leicht darf ſich der dramatiſche Dichter über aufſteigende Schwierigkeiten nicht hinwegſetzen. Aber es kommt noch ſchlimmer. Henneker hat alle Urſache, ſeine Aufreizung zum Freiheitskampfe mit der äußerſten Vorſicht zu betreiben. Beſonders gegen die Menoniten, deren Weſen er kennen muß, denn ſonſt wäre er kein richtiger Emiſſär, bedarf es der größten Behutſamkeit, aber davon ſcheint er keine Ahnung zu haben; er führt ſich ein, als ob Liſt und Verſchlagenheit für ihn die am erſten zu entbehrenden Eigenſchaften ſeien. Woher weiß er denn, daß er in dem Garten, in den er ſich nächtlicher Weile einſchleicht, Reinhold finden wird und daß dieſer gerade in der Stimmung iſt, ſeinen Plänen Gehör zu geben? Von einer Begründung, daß er eben zu dieſer Zeit und an eben dieſem Orte erſcheinen muß, findet ſich keine Spur, und ſo iſt hier dieſelbe Willkür wie an einer andern Stelle, von der noch die Rede ſein muß. In dem furchtbaren Hereinbrechen der Kataſtrophe, welche alle ſchönen Hoffnungen Waldemars zertrümmert, ſtirbt auch ſeine Tochter. Man kann mit dem Dichter darüber einverſtanden ſein, daß mit dem Zuſammenſturz alles übrigen auch Maria nicht mehr leben kann. Aber wie plauſibel auch die Notwendigkeit ihres Todes erſcheinen mag, ſo iſt doch damit der Dichter nicht ſchon der Verpflichtung überhoben, uns auch die Urſache desſelben zu zeigen. Maria ſtirbt plötzlich in den Armen ihres Vaters, aber wodurch dieſer Tod herbeigeführt wird, unterläßt der Dichter zu ſagen. Das iſt eine Fahrläſſigkeit, die gerügt werden muß, und das umſomehr, als ſie eben nicht allein daſteht, ſondern mit den oben angeführten Beiſpielen eine ganze Reihe bildet und auch in dieſem Stücke jene Wildenbruchſche Art kennzeichnet, die wir ſchon häufig haben tadeln müſſen, jene Art, welche in dem Beſtreben, einem erregungsbedürftigen Publikum die verlangten Effekte zu bieten, eine der höchſten dichteriſchen Verpflichtungen überſieht. Gegen dieſe Art oder, um den richtigen Namen zu gebrauchen, gegen dieſe Mache, denn *ποιησις* iſt das nicht, ſollen denn auch die letzten Bemerkungen, die ich zu den Wildenbruchſchen Schauſpielen zu machen gedenke, gerichtet ſein.

In der Beſprechung des „Menoniten“ hat es an Lob nicht gefehlt, aber es iſt doch nur ein beziehungsweiſe geſpendetes, kein unbedingt geltendes geweſen. Iſt es nach den aufgeſtellten Geſichtspunkten von allen andern Dramen Wildenbruchs das beſte, ſo bleibt doch die andre Frage, wie es den Vergleich mit den beſſern, um nicht zu ſagen den beſten Stücken unſrer klaſſiſchen Literatur auszuhalten vermag. Ich glaube, daß ſelbſt eine oberflächliche Kritik da noch

manches finden würde, was die Probe nicht aushalten könnte. Schon vielfach ist er auf die großen Dichter unsrer letzten Literaturepoche hingewiesen worden, auch darin geben sie ein nachahmenswertes Beispiel, daß sie nicht bloß ihr eigentliches dichterisches Schaffen mit seltenem Fleiße betrieben, sondern auch die vielfachen Vorbedingungen mit eben so unermüdlicher Ausdauer hergestellt haben: Mühe und Sorge nicht sowohl in der immer von neuem wieder begonnenen Arbeit des Glättens und Feilens, sondern auch in schwerem und gründlichem Studium der Alten, der Geschichte und Philosophie. Es soll nicht behauptet werden, daß Wildenbruch nicht arbeite, daß er nicht fleißig sei, aber seine Schauspiele verraten es nicht, auch der „Menonit“ nicht. Talent, dichterische Begabung reichen allein nicht aus, das meiste thut ernste, gewissenhafte Arbeit. Aber der Fleiß ist eben nicht die Signatur unsrer Tage; wie könnten auch sonst so viele poetische Erzeugnisse ohne Wert auf den Markt kommen? Die meisten Dichter der Gegenwart arbeiten, das eine Auge gläubig und andachtsvoll auf den Genius der Poesie und auf die Regeln der Kunst gerichtet, aber das andre schielt nach dem Götzen Publikum und sucht zu erspähen, was seine Laune befiehlt. Auch Wildenbruch ist von diesem Vorwurfe nicht frei zu sprechen. Möge er sich hüten, daß man nicht sogar schlimmeres von ihm sage, nicht sage, sein Blick sei noch tiefer gerichtet. Auf dem Parquetboden der Berliner Salons mögen Blumen wachsen, und es mag verlockend sein, sie zum Kranz für die Stirne zu winden, aber die echten Lorbeeren sind das nicht. Die wachsen anderswo, die gedeihen auf dem Boden unsers gesamten Volkslebens, auf den die treibende Kraft eines umfassenden Wissens und die fördernde Macht treuer und ehrlicher Arbeit übertragen wird.

Spiel und Wette.

Von Veit Valentin.

Die Begrenzung des Begriffsgebietes der im alltäglichen Leben oft ineinander übergehenden Bezeichnungen Spiel und Wette hat der juristischen Wissenschaft schon viele Schwierigkeiten verursacht. Vielleicht ist es einer andern Wissenschaft, der Ästhetik, gestattet, von ihrem Standpunkte aus eine Begrenzung der Begriffe zu versuchen. Oder sollte es unmöglich erscheinen, daß die Entscheidungsgründe der einen Wissenschaft auch für eine andre in förderlicher Weise sich verwenden ließen?

Die Ästhetik geht, um ihr Gebiet zu begrenzen, von dem Wesensunterschiede

von Natur und Kunst aus; in der Natur ist alles das, was es zu sein scheint; in der Kunst — das Wort Kunst im objektiven Sinne als die Zusammenfassung alles durch künstlerische Thätigkeit geschaffenen genommen — giebt sich alles absichtlich durch die Erscheinung als etwas andres, als was es thatsächlich ist. Wo dieses Bewußtsein, daß das Kunstgeschaffene in seiner Erscheinung und in seinem wirklichen Sein auseinandergeht, bei der Betrachtung aufhört, tritt die Täuschung ein, und die Kunst hört auf, als solche zu wirken. Der Stein, wie ihn die Natur schafft, ist Stein und will nichts andres sein; die Marmorstatue ist, ihrer Naturbeschaffenheit nach, Stein und erscheint durch die Kunst als eine Gestaltung, die mit der Wirklichkeit des Steines nichts zu thun hat; sie erhebt nicht den Anspruch, zu sein, was sie scheint. Die lebensgroße Wachsfigur ist objektiv zur Kunst zu rechnen, solange wir uns bewußt sind, daß die Gestaltung keine Wirklichkeit ist, daß das Material, in welchem die Gestaltung erscheint, nicht dasjenige ist, aus welchem die Natur diese Wirklichkeit geschaffen hätte. Erkennen wir diesen Wesensunterschied von Erscheinung und Wirklichkeit nicht, erscheint uns die Gestaltung als aus dem ihr von Natur zukommenden Stoffe geschaffen, so tritt die Täuschung ein, und das Werk hört auf, uns als Kunstschöpfung bewußt zu werden. Damit hört es auf, in das Gebiet der Ästhetik zu fallen.

Nun ist es aber nicht immer notwendig, daß, um die Annahme einer die natürliche Gestaltung eines Stoffes verlassenden und diesem nicht von Natur zukommenden Gestaltung zu bewirken, also um Kunstschöpfung zu werden, der fragliche Stoff diese materielle Umgestaltung auch thatsächlich erleide; diese Umgestaltung kann vielmehr auch in der Einbildungskraft allein vorgenommen werden. Der Gegenstand, der Stoff, bleibt alsdann unverändert, die künstlerische Gestaltung vollzieht sich zwar nur in der Einbildungskraft, ist aber doch wirksam genug, um zu ermöglichen, daß der Gegenstand so behandelt wird, als ob die materielle Umgestaltung hinzugetreten wäre. Da die Umgestaltung nur in der Einbildungskraft stattfindet, also rein subjektiv bleibt und keinerlei objektives Merkmal trägt, so ist sie nur für den giltig, dessen Einbildungskraft diese Umgestaltung vornimmt, sei es, daß er selbst deren Urheber ist, oder daß er infolge von Mitteilung andrer seine Einbildungskraft denselben Prozeß vornehmen läßt. Eine solche Bethätigung der Einbildungskraft ergiebt das ästhetische Spiel. Spielen heißt also durch seine Einbildungskraft einen Gegenstand umgestalten, und dieser Umgestaltung gemäß behandeln, ohne daß ihr eine an dem Gegenstande sich vollziehende materielle Umgestaltung parallel ginge. Das Kind nimmt einen Stock, gestaltet ihn sich durch seine Einbildungskraft zum Säbel, Gewehr, Pferd um, und ohne daß dieser Umgestaltung ein gleichmäßiger Vorgang am Stoffe entspräche, behandelt das Kind den Stock seiner Annahme gemäß. Die Puppe hat eine materielle Umgestaltung erfahren: sie sieht aus wie ein Kind — insofern ist sie Kunstschöpfung. Das Spiel mit ihr beginnt aber erst, wenn das

Kind in seiner Einbildungskraft die Puppe zu einem lebenden Wesen umgestaltet und sie, obgleich diese Umgestaltung nicht materiell eintritt, die Puppe also nicht wirklich lebendig wird, doch so behandelt, als ob sie es wäre: die Puppe wird gebadet, angezogen, spazieren geführt, erhält Essen und Trinken, wird ausgezogen, ins Bett gelegt und schläft ein.

Von dem ästhetischen Spielen ist das natürliche Spiel zu unterscheiden. Dieses besteht in der Bethätigung irgendwelcher Thätigkeitsanlage und beruht auf der allgemein giltigen Thatsache, daß eine ihrer Natur entsprechende Bethätigung einer Anlage Befriedigung erweckt. Bei dem ästhetischen Spielen liegt das natürliche Spielen zu Grunde: die Bethätigung der Einbildungskraft in einer ihrer Anlage entsprechenden Weise ist der Grund für die durch sie gewonnene Befriedigung und wird durch das Streben nach dieser veranlaßt; soll aber das natürliche Spiel zum ästhetischen werden, so kommt gerade diese Bethätigung der Anlage der Einbildungskraft zur Umgestaltung neu hinzu. Das natürliche Spielen hat daher ein viel weiteres Gebiet als das ästhetische: dieses ist Vorrecht des Menschen, jenes kommt außer beim Menschen bei allen selbständig sich bewegenden und bestimmenden Organismen vor. Zuweilen wird der Charakter des ästhetischen Spieles fälschlich dem natürlichen Spiele zugeschrieben. Wenn die Katze mit einem Garnröllchen, mit einem Knäuel Papier oder Wolle spielt, so ist dies Bethätigung ihrer natürlichen Anlage, das Bewegte zu haschen. Wir legen ihr aber leicht die Annahme unter, als dächte sie sich unter dem bewegten Gegenstande eine Maus. Thäte sie das wirklich, so spielte sie ästhetisch. Wendet sie aber ihre Einbildungskraft nicht in der Weise subjektiv umgestaltend an, wie es der Mensch in gleichem Falle thun könnte, so spielt sie natürlich. Und sie spielt sicherlich nur so, weil die willkürliche und daher zur Umgestaltung befähigende Verwendung der Einbildungskraft, wie sie dem Menschen zu Gebote steht, dem Tiere versagt ist; das Tier bleibt auf der Stufe stehen, welche der Mensch von Geburt an so lange ausschließlich ausübt, bis die allmählich gewonnene Erfahrung ihm die umgestaltende Thätigkeit der Einbildungskraft, ihrer bei ihm vorhandnen Anlage entsprechend, ermöglicht. Sobald sich diese Anlage zu bethätigen beginnt, gewinnt sie in dem Kinde sehr rasch eine solche Macht, daß es alles Wirkliche nach seiner Willkür in Wort und That umgestaltet, sodaß es oft die Grenze zwischen Spiel und Wirklichkeit verliert und mit aller Energie zur Unterscheidung beider angehalten werden muß. Als geläuterter Rest dieser Anlage rettet sich in das reifere Leben die Befähigung, die Kunst als solche aufzufassen und in seltneren Fällen die Kraft, sie auszuüben; das dieser Ausübung zu Grunde liegende poetische Gestalten und Schaffen hat seine Quelle in jener subjektiv umgestaltenden Thätigkeit der Einbildungskraft, die uns zuerst als ästhetisches Spiel begegnet.

Dieser Charakter des ästhetischen Spieles liegt nun auch dem Gesellschaftsspiele zu Grunde, und zwar sowohl dann, wenn der Gegenstand der umgestaltenden

Thätigkeit der Einbildungskraft die spielenden Personen selbst sind, als auch wenn sie sich eines Spielmittels bedienen. Von ersterer Art sind die Kinderspiele, wie wenn sie einander fangen; einer ist der Fänger — diese Bedeutung muß erst, ihn selbst umgestaltend, auf ihn übertragen werden. Hascht er einen andern, so überträgt der erste auf den zweiten, etwa durch einen Schlag, diese Bedeutung, der Fänger zu sein — er selbst kehrt in den „Urstand der Natur" zurück. Aber auch die Fangbarkeit ist keine unbedingte; gewisse Haltungen, wie Niederhocken, Erhöhtstehen, befreien davon, nehmen also die auf den Einzelnen übertragene Fangbarkeit weg und gestalten ihn zu einem Nichtfangbaren um. Welcher Art diese Merkmale sind, ist ganz der subjektiven Willkür überlassen. Diese muß aber, sobald mehrere spielen, sich über diese Punkte vereinigen und gestaltet sich dadurch zur Regel, bleibt jedoch nichtsdestoweniger durchaus der subjektiven umgestaltenden Thätigkeit der Einbildungskraft anheimgegeben; das einfache Wort: „Ich spiele nicht mehr mit" hebt die Giltigkeit für den Einzelnen auf, und sobald alle das Spiel aufgeben, fallen die Eigenschaften des Fangenkönnens und der Fangbarkeit sofort weg — dieselben Kinder, die sich eben noch gejagt und verfolgt haben, gehen jetzt ruhig nebeneinander.

Der zweite Fall setzt Spielmittel voraus. Mögen diese nun direkt der Natur entnommen sein, wie Steine, mögen sie selbst erst durch Umgestaltung hervorgebracht sein, für das Spiel werden sie erst lebendig, sobald ihnen eine Bedeutung beigelegt wird, die ihnen von Natur aus und an und für sich nicht zukommt. So kann den natürlichen Steinen eine Bedeutung beigelegt werden, die sie für ihren Besitzer haben sollen; ebenso und viel häufiger geschieht dies bei den künstlich zubereiteten Spielmitteln, wie den beliebten Glickern oder Steinern, dem kugelförmig gerundeten Spielmittel der Knaben. Je nach den besondern Spielregeln und dem aus ihrer Beobachtung entstehenden besondern Spiele können die übertragnen Bedeutungen wechseln. Dieselbe Karte, welche den Einer darstellt, gilt in dem einen Spiel eins, in dem andern Spiele elf. Ja innerhalb desselben Spieles erhält bei jeder Erneuerung, jeder Partie, die Farbe und das Zeichen die stets erneuerte Bedeutung des Atouts und wechselt damit Bedeutung und Kraft. Beides geht verloren, sobald das Spiel aus ist und die Karten hingeworfen bedeutungslos da liegen, denn auch die ihnen aufgedrückten Bilder und Zeichen haben keinen Wert an sich.

Das Gesellschaftsspiel beruht somit auf denselben Grundbedingungen wie das ästhetische Spiel. Allein es kommt ein neuer Umstand hinzu, welcher es dem rein ästhetischen Gebiete entzieht und auf das Gebiet des Rechtes hinüberführt; das Spiel hat ein Ziel, welches sich für den einen als Gewinn, für den oder die andern als Verlust darstellt. Es wird hierdurch Gegenspiel und veranlaßt außer der Bethätigung der Einbildungskraft die Teilnahme des Willens, womit die Möglichkeit einer unter der Herrschaft des Eigennutzes stehenden, sich widerrechtlich äußernden Begehrlichkeit gegeben ist.

Sobald dieser neue Umstand in das ästhetische Spiel eingetreten ist, beginnt er mit der Freude an der Bethätigung der umgestaltenden Einbildungskraft einen lebhaften Kampf, der allmählich dazu führt, daß von der Bethätigung der Einbildungskraft nur noch gleichsam das roheste Element übrig bleibt, ohne welche ein Gegenstand überhaupt nicht mehr zum Spiele benutzt werden kann, während das Streben nach Gewinn allein das Interesse beherrscht: das Spiel begiebt sich auf den Weg zur Wette.

In der Entwicklung des Spieles zur Wette läßt sich verfolgen, wie in demselben Grade, in welchem die Freude an der Bethätigung der Einbildungskraft vorwiegt, das Streben nach Gewinn zurücktritt, und wie jene abnimmt und endlich fast ganz verschwindet, je ausschließlicher das letztere die Herrschaft gewinnt.

Es giebt kein Gegenspiel, welches die umgestaltende Einbildungskraft in höherem Grade in Bewegung setzte als das Schachspiel. Schon die Bedeutung, welche den einzelnen Steinen beigelegt wird, die damit verbundene Art der Bewegung und der Kraftentfaltung ist höchst mannichfaltig. Geradezu unerschöpflich ist aber die Möglichkeit der aus diesem Verhältnisse sich ergebenden Kombinationen, sodaß eine stete Neuheit des Verlaufs von stets gleicher Ausgangsstellung die Einbildungskraft unablässig anregt. Und gerade hier genügt den Spielern in der Regel die Thatsache des Siegens oder des Verlierens, um die Thätigkeit der Einbildungskraft zum Streben nach dem Gewinnen so sehr anzuspornen, daß das Streben nach Gewinn wegfallen kann. Es bedurfte erst der Professionsspieler, welche die Betreibung dieses Spieles zu ihrer Lebensaufgabe machen, um ein Spielen um Gewinn auch hier eintreten zu lassen. Immerhin bewahrt sich auch dann dieses Spiel den Charakter der Vornehmheit, indem auch hier die Ehre des Sieges die Hauptsache bleibt, und der ausgesetzte Preis mehr die Bedeutung trägt, die gänzliche Hingebung eines Lebens an diesen einen Zweck zu ermöglichen.

Das Streben nach Gewinn tritt kräftiger hervor, sobald sich die Führung des Spieles der Berechnung mehr entzieht und sich dem Zufalle aussetzt. Bei dem Schachspiele liegt das Spiel des Gegners ebenso offen vor wie das eigne; die Bedingungen sind von vornherein die gleichen; nur der Vorteil des ersten Zuges giebt eine Ungleichheit, die jedoch durch Abwechslung bei wiederholtem Spiele sich wieder ausgleicht. Beim Kartenspiele liegt die Sache anders. Seine Grundbedingungen sind die Unmöglichkeit, das Spiel des Gegners zu sehen, und die durch den Zufall geleitete Ungleichheit in der Ausgangslage. Sofort wächst auch das Streben nach Gewinn: es kommt das Versuchen des Glückes neu hinzu, welches für den Gewinnsüchtigen umso verlockender ist, je weniger es von der selbständigen Thätigkeit der Einbildungskraft abhängig ist. Zum Spielen um Gewinn eignen sich daher diejenigen Kartenspiele am besten, welche bei geringster Beanspruchung der Einbildungskraft zugleich und eben-

deshalb die Möglichkeit des Gewinnes möglichst häufig erneuern. Bei Spielen wie Whist und Lhombre mögen die Einsätze gelegentlich recht hoch sein — der Gewinnzweck verdrängt doch noch nicht die Freude an der Mannichfaltigkeit der Kombinationen, welche der Einbildungskraft stets neuen Reiz bieten. Er tritt erst in sein uneingeschränktes Recht, wenn die Mannichfaltigkeit der Kombinationen auf die Benutzung der nackten Zahl herabsinkt, um schließlich in der geistlosen Öde des Schwankens zwischen zwei Farben zu münden; hiermit ist jedoch als Entgelt die denkbar rascheste Erneuerung der Möglichkeit des Gewinnens errungen.

In diesem Stadium kann das Spiel zur Lotterie werden. Bei dieser ist von dem ästhetischen Spiele nur noch die Thatsache geblieben, daß irgendwelcher Zahl die Bedeutung des Gewinnens beigelegt wird, die ihr an und für sich ebenso wenig zukommt wie jeder andern. Allein diese Beilegung einer willkürlichen Bedeutung findet unter Ausschluß nicht nur jeder Bethätigung der Einbildungskraft, sondern auch jeder Möglichkeit der Berechnung einzig und allein durch den Zufall statt. Charakteristisch für den ästhetischen Grundzug der menschlichen Natur ist die Thatsache, daß im Gegensatze zu dieser Grundbedingung des Spieles die Einbildungskraft sich gewaltsam in die Lotterie wieder hereindrängt und in Gestalt von Träumen und Vorbedeutungen aller Art so festen Platz nimmt, daß schließlich das absolut phantasielose Spiel der Lotterie sich zu einem sehr beliebten Tummelplatze für die Bethätigung der Einbildungskraft gestaltet.

Bei der Lotterie veranlaßt ein von außen her wirkender Zufall die gerade giltige Bedeutung der Zahlen; die Spielenden sind nur darüber übereingekommen, das Ergebnis dieser Wirkung anzunehmen und ihm entsprechend die gerade in Betracht kommende Zahl als Gewinnzahl oder Niete anzusehen. Man kann aber auch die in den Gegenständen selbst liegenden Bedingungen als die allein entscheidende Kraft benutzen; zum Zufalle und dadurch zum Spiele werden sie nur durch die bei den spielenden Subjekten obwaltende Unkenntnis der in den Objekten liegenden Kräfte und Bedingungen. Die Einbildungskraft läßt hierbei die Natur der Gegenstände absolut unverändert, selbst in der Auffassung des Subjektes; es kommt ja gerade darauf an, die objektiv vorhandnen Kräfte und Bedingungen, die nur subjektiv unbekannt sind oder als solche angenommen und behauptet werden, sich in ihrer wahren, ihnen thatsächlich zukommenden Eigenart bethätigen zu lassen. Das einzige, was die Einbildungskraft bei diesem Spiele zu thun hat, ist die Zueignung der einzelnen Gegenstände an bestimmte Persönlichkeiten, sodaß deren Gewinn und Verlust von der durchaus objektiven Bewahrheitung der von der betreffenden Persönlichkeit an den Gegenstand geknüpften Voraussetzung von dessen objektiver Beschaffenheit abhängig gemacht wird. Dieses Spiel ist die Wette.

In einem bekannten Beispiele wetten zwei Engländer auf zwei Schnecken: es handelt sich darum, welche zuerst an einen als Ziel angenommenen Ort

kommen wird. Keiner kennt die natürliche Beschaffenheit der Schnecken in Bezug auf ihre Kräfte oder auch nur auf den Willen, gerade nach dem als Ziel angenommenen Orte zu kriechen. Indem nun der eine sich für diese, der andre sich für jene Schnecke erklärt und für die Bewahrheitung seiner Behauptung eine Summe Geldes einsetzt, giebt er sich dem Zufalle preis. Allein dieser Zufall wird nicht durch ein Eingreifen von außen her veranlaßt, er erscheint nur als solcher infolge der den waltenden Subjekten innewohnenden Unkenntnis des objektiven Thatbestandes, der sich unabhängig von äußerer, vorher durch Übereinkommen in ihren Folgen festgestellter Einwirkung vielmehr nur durch die den Tieren eigentümlichen Kräfte und Neigungen wird bewähren müssen. Es ist dabei ganz gleichgiltig, ob die Schnecken als Träger der Wette in dem Zustande gelassen werden, in welchem sie sich eben befinden, oder ob die beiden Wettenden sie nehmen und an einen Ausgangspunkt setzen, der dem Ziele gegenüber das Verhältnis äußerlich ausgleicht und somit umsomehr die persönlichen Kräfte und Eigenschaften der Tiere zur Geltung bringt. So ist es bei den Gelegenheiten der Fall, die am regelmäßigsten Anlaß zu den Wetten geben, bei Pferderennen und Regatten. Hier ist die Unkenntnis von der objektiven Beschaffenheit der zur Wette gebrauchten Gegenstände meist keine unbedingte: der Rückschlag macht sich sofort in der Verschiedenheit der von den Wettenden eingesetzten Summen geltend. Diese sind nur gleich, wo die Unkenntnis über die objektiven Verhältnisse bei den Subjekten gleich ist.

Hiernach lassen sich folgende Sätze aufstellen:

Das natürliche Spiel ist die Bethätigung einer vorhandnen Anlage; eine solche Bethätigung erweckt, solange sie der Anlage und der gegebenen Kraft gemäß ist, Freude. Das Streben nach solcher Freude ist die Triebfeder zu der Bethätigung der vorhandenen Anlage.

Das ästhetische Spiel ist die Bethätigung der ganz speziell menschlichen Anlage, die Einbildungskraft in willkürlicher, d. h. von etwa gerade Eindrücke veranlassenden Objekten unabhängiger Weise zu bethätigen, und zwar so, daß einem Gegenstande eine ihm objektiv nicht zukommende Bedeutung aus subjektiven Gründen beigelegt wird.

Das Kinderspiel zeigt dieses ästhetische Spiel in seiner reinen Gestaltung, von welcher sich die Kunstschöpfung dadurch unterscheidet, daß ihr eine objektive Giltigkeit auch nicht vorübergehend beigelegt wird, wie es vonseiten des Kindes geschieht, sei es, daß das Objekt eine der neuen Bedeutung entsprechende materielle Umgestaltung erfahren, sei es, daß diese Umgestaltung nur subjektiv in der Einbildungskraft stattgefunden hat.

Das Gesellschaftsspiel benutzt die Bedingungen des Kinderspiels, bringt aber durch die Einführung des Abzielens auf Gewinn und Verlust einen neuen Umstand herein, durch welchen das Spiel zum Gegenspiele wird und außer der Einbildungskraft den Willen in Mitleidenschaft zieht.

Das Gegenspiel giebt allmählich mehr und mehr die Bethätigung der Einbildungskraft auf und erstrebt vorzugsweise die Bethätigung des Interesses und damit des Willens. Immer aber bleibt als Grundbedingung die durch die Einbildungskraft ermöglichte, einem Gegenstande durch sie nach bestimmten Voraussetzungen zuerteilte, ihm jedoch an und für sich nicht zukommende Bedeutung, mit deren Wegfall das Spiel aufhört. Hierher gehört auch die Lotterie.

Es giebt endlich ein Gegenspiel, bei welchem die Einbildungskraft sich nur noch in der Erklärung äußert, daß ein Gegenstand dieses, der andre jenes Subjekt vertreten soll. Das Ziel des Gewinnes soll aber durch die den Objekten als solchen innewohnenden Eigentümlichkeiten und Kräfte entschieden werden. Die Einbildungskraft bewirkt also weder eine objektiv (am Objekte) noch eine subjektiv (im Subjekte) sich vollziehende Umgestaltung, sondern nur die Zuteilung eines Gegenstandes als des Trägers einer Annahme an eine bestimmte Person. Die Entscheidung des Kampfes ist also nicht die Folge einer nach subjektiv giltigen Voraussetzungen auf den Gegenstand übertragenen Annahme, sondern der objektiv und thatsächlich dem Gegenstande innewohnenden Kräfte und Bedingungen, die sich unabhängig von dem Subjekte und seiner Annahme vollziehen. Die Willkür der Einbildungskraft knüpft also nur Objekt an Subjekt, hat aber an dem Objekte selbst keinerlei umgestaltende Thätigkeit ausgeübt. Dieses Gegenspiel ist die Wette, die man insofern ein Spiel nennen kann, als auch bei ihr eine Bethätigung der Einbildungskraft in jener Zuteilung sich noch äußert. Der Wesensunterschied von dem im engern Sinne so zu nennenden Spiele wird dadurch nicht aufgehoben; von einer das Objekt irgendwie betreffenden Umgestaltung ist keine Rede.

Für die juristische Betrachtung kommen nur die Spiele in Betracht, bei denen durch den Ausgang eine Vermögensänderung bewirkt wird. Allein auch diese Spiele lassen sich ihrem Wesen nach nur im Zusammenhange mit dem Wesen des Spieles überhaupt erkennen, welches allein eine scharfe Unterscheidung von der Wette ermöglicht. Es ließe sich hiernach für Spiel und Wette, soweit es sich um Vermögensgewinn und -verlust handelt, etwa folgende Erklärung aufstellen.

Das Spiel ist ein Vertrag, welcher festsetzt, daß die den Vertrag schließenden sich den Folgen einer bestimmten Gegenständen beigelegten willkürlichen Bedeutung und der durch diese veranlaßten Bedingungen in Bezug auf die gemachten Vermögenseinsätze unterwerfen.

Die Wette ist ein Vertrag, welcher festsetzt, daß die den Vertrag schließenden dem Ergebnis der den Gegenständen, welche als Träger der Behauptungen und Annahmen eines jeden Beteiligten gewählt worden sind, thatsächlich innewohnenden Kräfte und Bedingungen, sowie den aus diesen sich ergebenden Folgen in Bezug auf die gemachten Vermögenseinsätze sich unterwerfen.

Einige Beispiele werden diese Unterscheidung erläutern.

Zwei Leute würfeln. Es wird ausgemacht, daß, wer mit den drei ersten Paschen die höhere Summe erreicht, den Einsatz gewinnt: sie spielen. Zwei Leute würfeln: es behauptet der eine, der erste Wurf ergebe einen Pasch, der andre behauptet das Gegenteil. Es wird geworfen; der, dessen Behauptung richtig war, gewinnt den Einsatz: sie haben gewettet. Im ersten Falle wird einer im voraus festgesetzten Anzahl von Paschen, und zwar in einer festgesetzten Ordnung, sodaß ein vierter nicht mehr giltig wäre, eine entscheidende Bedeutung beigelegt; dem Zufall bleibt die Herstellung der Summe überlassen. Im zweiten Falle wird eine die objektive Beschaffenheit des nächsten Wurfes betreffende Behauptung und Gegenbehauptung aufgestellt. Die objektiv eintretende Bewahrheitung entscheidet über Gewinn oder Verlust. Die Einbildungskraft war nur in der Zuweisung der einen Behauptung als in ihren Folgen giltig für diesen, der andern für jenen thätig.

Gretchen zerpflückt die Blume und spricht bei jedem Blatte abwechselnd: er liebt mich, liebt mich nicht: sie legt den Blättern Bedeutungen bei, die sie an und für sich nicht haben, es ist ein Spiel. Wenn sie der willkürlichen Annahme eine objektive Wahrheit unterschiebt, so wird das Spiel zum Aberglauben, an der objektiven Beschaffenheit des Vorganges wird dadurch nichts geändert. Wenn aber Mephistopheles behauptet, den Faust von Gott abziehen zu können, und Gott dagegen erklärt: dies sei nicht möglich, da der Mensch in seinem dunkeln Drange sich doch des rechten Weges bewußt sei, aber doch dem Mephistopheles gestattet, den Versuch zu machen, so ist das eine Wette: der objektive, von der Natur des Faust abhängige, durch des Mephistopheles Künste zeitweilig gestörte Verlauf giebt die Entscheidung und den Verlust des Einsatzes für den Teufel.

Das „Börsenspiel" ist kein Spiel, sondern eine Wette. Der eine behauptet, daß an einem bestimmten Tage der Kurs eines Wertpapieres so oder so sein werde, indem er erklärt, einem andern dieses Wertpapier in einer gewissen Anzahl von Stücken zu dem ausgemachten Kurse liefern zu wollen. Er denkt so wenig an das Liefern, wie sein Partner an das Abnehmen; am entscheidenden Tage wird der Unterschied von dem behaupteten Kurse je nach dem dann wirklich giltigen ausgezahlt. Die Entscheidung für eine Behauptung über den objektiven Stand wird also den vielen Zufälligkeiten und Einwirkungen überlassen, die sich unabhängig von den Subjekten und ohne daß diese eine Kenntnis davon haben, vollziehen. Wenn zwei Leute behauptet hätten, der eine, in vierzehn Tagen werde um zwölf Uhr mittags die Sonne unbewölkt scheinen, der andre, sie werde dann bewölkt scheinen, und jeder hätte für die objektive Bewahrheitung seiner Behauptung einen Einsatz gegeben, so wäre dies eine in der Möglichkeit der Berechnung des Ausganges nicht gewagtere Wette als jene, welche sich unter dem Scheine eines Geschäftes vollzieht und infolgedessen geeignet ist, auf das wirkliche Geschäft ein unliebsames Licht zurückstrahlen zu lassen.

Mit Spiel und Wette verwandt ist das Loosen. Mit dem Spiele hat es den Umstand gemein, daß der Zufall entscheidet, mit der Wette, daß der objektive Thatbestand die unmittelbare Beziehung zu der losenden Persönlichkeit besitzt, ohne daß ihm eine anderweitige, ihm nicht zukommende Bedeutung und Wirkungsfähigkeit beigelegt würde. Diese letztere Beschaffenheit würde das Loosen zum Spielen machen, während eine der Feststellung des unbekannten Thatbestandes oder Verlustes vorausgehende, diese vorweg bestimmende Behauptung das Loosen zur Wette machen würde. Es soll z. B. beim Schachspiel entschieden werden, wer die weißen Figuren und damit den Anzug hat. Der eine Spieler nimmt in die eine Hand einen weißen, in die andre einen schwarzen Stein. Der andre, welcher nicht weiß, in welcher Hand der weiße Stein ist, wählt eine Hand und damit die Farbe seiner Steine. Beide unterwerfen sich dem durch den Zufall festgestellten Thatbestand, nachdem die Voraussetzung der Giltigkeit des gewählten Steines für den Wählenden, des andern Steines für den zweiten Spieler gemacht worden ist. Hätte der Wählende die Behauptung aufgestellt, er werde eine bestimmte Farbe wählen, und das Treffen oder Nichttreffen dieser Farbe ziehe bestimmte Folgen für Gewinnen oder Nichtgewinnen nach sich, so wäre aus dem Loosen eine Wette geworden. Wäre dem Treffen einer bestimmten Farbe, unabhängig von einer subjektiven Behauptung über den noch unbekannten Thatbestand, eine fördernde Kraft und Wirkungsfähigkeit für das Erreichen eines vorher bestimmten Zieles beigelegt worden, so hätte ein Spiel stattgefunden.

Das Loosen ist somit ein Vertrag, welcher festsetzt, daß die, welche den Vertrag schließen, dem Ergebnis einer durch den Zufall geleiteten Wahl unter Gegenständen, welche alle oder vereinzelt Giltigkeit für bestimmte Personen erhalten haben, mit den sich daraus ergebenden, vorher festgesetzten Folgen sich unterwerfen.

Es wäre nun die Frage, ob sich mit Hilfe dieser Erklärung Ergebnisse für die juristische Behandlung von Spiel und Wette gewinnen ließen. Darüber zu entscheiden muß den Fachmännern überlassen bleiben. Immerhin mag es, wenn dies auch nicht der Fall sein sollte, von allgemeinem Interesse sein, die häufig begegnenden Begriffe einer Prüfung zu unterziehen, um durch ein sicheres Unterscheidungsmerkmal zugleich eine gerechte Beurteilung der ihnen entsprechenden Handlungen zu gewinnen.

Die Ministerkrisis in London.

Der Plan, mit welchem Gladstone die irische Frage zu lösen hoffte, hat, als er den Ministern in seinen Grundzügen mitgeteilt wurde, zu einer Kabinetskrise sehr ernster Art geführt, welche nun schon zwei Wochen anhält und nicht bloß dem Ministerium Gladstone, sondern der gesamten liberalen Partei in Großbritannien verhängnisvoll zu werden droht. Wenn Gladstone seinen Plan nicht aufgiebt oder nicht sehr wesentlich umgestaltet, bevor er ihn dem Unterhause vorlegt, so werden, wie aus guter Quelle berichtet wird, zunächst die Herren Chamberlain und Trevelyan sowie verschiedne untergeordnete Mitglieder des Kabinets ihre Posten niederlegen. Versuche des Premiers, die beiden erstgenannten für seine Gedanken zu gewinnen, sind erfolglos gewesen. Die Bedenken derselben richten sich nicht allein gegen den Vorschlag Gladstones, nach welchem das Parlament eine ungeheure Summe — nach dem niedrigsten Anschlage 120, nach dem höchsten 200 Millionen Pfd. Sterl., d. h. so viel wie die fünf Milliarden der französischen Kriegsentschädigung von 1871 — zur Expropriation der irischen Grundherren bewilligen soll, sondern auch gegen jede Absicht, den Irländern irgendwelches Home Rule zu gewähren, welches ein besondres Parlament mit Regierungsvollmachten einschlösse. Ihre Einwürfe gegen das Doppelprojekt des Premiers fassen sich in die Sätze zusammen: „Dieses Home Rule würde eine Vermehrung der britischen Armee um 50000 Mann, eine beträchtliche Verstärkung der Kriegsflotte, die Errichtung einer kostspieligen Kette von Forts an der englischen und schottischen Westküste erfordern und uns der sichern Gefahr mehr oder weniger ernsthafter Verwicklungen mit fremden Mächten aussetzen, die nicht zögern würden, sich Irlands gegen unser Interesse zu bedienen. Kein Engländer und kein Schotte wird darein willigen, einzig um die sentimentalen Nörgeleien der Iren loszuwerden. Es ist Thorheit, von einem Parlamente mit Vollmachten, wie Gladstone sie den Parnelliten zugestehen will, zu sagen, es werde nicht bald eine Stellung einnehmen und Maßregeln beschließen, wodurch Großbritannien in schwere Kosten gesteckt und vor große Gefahren gestellt werden würde. Vorbeugung ist besser als Heilung, deshalb sollen alle patriotisch gesinnten Liberalen und Radikalen bereit sein, den Irländern alles, was billig und möglich ist, alles, was sie als unablösbares Glied des Organismus beanspruchen können, welcher sich das »Vereinigte Königreich« nennt, zu geben, aber auch nur das, nicht ein Titelchen über dieses Maß.“ Noch hofft man unter den Mitgliedern der Regierung, ihr Chef werde in letzter Stunde diesem Widerstande weichen und seinem irischen Plane eine annehmbare

Gestalt geben, aber die genauer unterrichteten Freunde desselben teilen diese Hoffnung nicht und versichern, er werde an ihm festhalten.

Und doch schließt ein Beharren auf solcher Bahn zwiefache Gefahr ein: nicht bloß Zerreißung des Reiches, sondern, was Gladstone als ehrgeiziger Parteiführer wahrscheinlich mehr fürchtet, Zerrüttung und Schwächung der großbritannischen Liberalen. Gladstone und seine Partei haben bereits Lord Hartington und Henry James verloren, sie können sich jetzt auch Trevelyan entfremden; aber wie hoch man auch diese Staatsmänner stellen mag, die liberale Partei bleibt ohne sie immer noch stark, wie sie es blieb, als der Herzog von Argyll, Bright und Forster sich aus der Administration zurückzogen, zu der sie gehörten. Ganz anders aber verhält es sich mit Chamberlain, der sich durch seine Grundsätze und Bestrebungen, durch seine Thatkraft, sein Geschick und seine Rednergabe eine Popularität erworben hat, welche ihm unter dem Einflusse des neuen Wahlsystems eine sehr bedeutende Rolle weissagen läßt. Er huldigt sehr vorgeschrittenen politischen Ansichten, aber dieselben breiteten sich im englischen Volke seit Jahren schon mehr und mehr aus und werden ohne Zweifel in naher Zukunft weiter Boden gewinnen. Er wird unausbleiblich bei zukünftigen Kampagnen der Führer, der Oberfeldherr der Parteigruppen sein, die bis jetzt der Leitung Gladstones folgten. Darf er unter solchen Umständen, mit solchen Aussichten jetzt mit Gladstone gehen? Wir glauben nicht. Die ganze Partei würde sich für jetzt und für Jahre, vielleicht für Generationen, mit dieser Lösung des irischen Problems einen Mühlstein um den Hals hängen. Der König der Liberalen und sein Kronprinz würden Seite an Seite zu Felde ziehend das Schicksal der ganzen Dynastie auf den Ausgang des gewagten Waffenspieles setzen. Man würde nicht bloß den Liberalismus, der heute noch obenauf ist, sondern auch den Radikalismus, der morgen vorherrschen wird, auf einen Vorschlag verpflichten, der bei seiner Ausführung, wenn nicht gleich, doch in kurzer Zeit den gesamten britischen Patriotismus gegen sich aufflammen lassen würde, auf eine Lösung, die in Wirklichkeit nichts lösen, auf einen Abschluß, der im Ernste nichts schließen würde. Fox beging zu Ende des letzten Jahrhunderts einen ähnlichen Mißgriff: er ergriff, als England über das Pariser Schreckensregiment schauderte, Partei für die französische Revolution, und die Strafe war, daß die Whigs von der Gewalt ausgeschlossen wurden und die Reform für mehr als drei Jahrzehnte zum Stillstande kam. So rächte sich damals die antinationale Politik der whigistischen Führer an der ganzen Partei. Wie Fox sich zu den Franzosen stellte, so stellt sich Gladstone jetzt zu den Irländern. Aber Chamberlain, von den Umständen zu seinem Nachfolger in der Führerschaft berufen, kann die Partei durch Sezession retten und ihre Zukunft vor der Verbindung mit einer Politik bewahren, welche über kurz oder lang in England allgemeines Mißvergnügen erwecken und allgemein verworfen werden würde. Schließt er sich, was jetzt kaum noch anzunehmen ist, Gladstone in

Bezug auf deſſen iriſche „Reform“ an, ſo wird die geſamte Partei, ihr liberaler und ihr radikaler Flügel im Unterhauſe, mit den beiden Führern gehen müſſen. Es iſt möglich, daß einzelne abfallen, aber das Gros der Gefolgſchaft, Whigs, Liberale vom geraden und krummen Horne und Radikale, werden jenen beiden Leitſtieren folgen, ſelbſt wenn ſie gemerkt haben, daß deren Weg in einen Sumpf endigt. Dann wird man eine weitverzweigte Organiſation auf Jahre hinaus mit gebundener Marſchroute eine einzige Richtung zur Ordnung der Angelegenheiten Irlands verfolgen und entweder regierend oder oppo-nirend durch Bündnis mit den Parnelliten verkettet und deren Willen zu thun gezwungen ſehen. Setzen wir den nicht ſehr wahrſcheinlichen Fall, daß die Liberalen unter einer ſolchen doppelten Führung, unterſtützt durch die iriſchen Mitglieder des Unterhauſes, den Plan eines beſondern Parlaments für Irland ſiegreich durchbringen, ſo wird die Sache damit noch keineswegs zu Ende ſein. Die Ausgeſtaltung jenes Planes im einzelnen und die Ver-wirklichung ſeiner Einzelheiten im praktiſchen Leben wird ein Gegenſtand fort-dauernder politiſcher Arbeiten und Streitigkeiten ſein, und obwohl es vielleicht dem engliſchen Volke unmöglich ſein wird, die Zeiger zurückzuſchieben und die einmal erteilten Zugeſtändniſſe zu widerrufen, ſo wird es doch die Urheber des Unheils, das ſich aus letztern entwickeln muß, ſtrafen können. Die britiſche Nation war 1782 nicht imſtande, die Abtrennung der amerikaniſchen Kolonien rückgängig zu machen, wohl aber ſtieß ſie den Lord North, der den Schaden angerichtet hatte, vom Ruder. Die Liberalen werden, wenn Chamberlain doch noch ſchwach genug ſein ſollte, ſich von Gladſtone verblenden und ins Schlepptau nehmen zu laſſen, in der Geſchichte Großbritanniens als die Partei fortleben, welche die Zerbröckelung des Reiches begann. Nachdem ſie Irland aus dem Verbande desſelben herausgelöſt haben, wird man ſich fragen: welches Glied wird nun an die Reihe kommen, von dieſen politiſchen Operateuren amputirt zu werden? Wann werden ſie Gibraltar für Spanien, wann Malta für Italien abſchneiden? Wie ſteht es mit Kanada, und wird nicht gar am Ende Indien geopfert werden? Wenn dagegen Chamberlain feſt bleibt wie bisher, wenn er es am 8. April, wo Gladſtone ſeinen iriſchen Plan dem Unterhauſe mitteilen und zur Entſcheidung unterbreiten will, dem Führer des rechten Flügels der liberalen Partei und dieſem Flügel überlaſſen will, das betreffende Riſiko auf ſich zu nehmen, ſo wird er von dem Radikalismus einen großen Nachteil abwenden: er wird verhüten, daß derſelbe in Zukunft den Vorwurf zu tragen hat, ein Minderer des Reiches, ein Schwächer der Macht desſelben zu ſein. Es exiſtirt keine notwendige Verbindung zwiſchen demokratiſchen Grund-ſätzen und Nachgiebigkeit gegen die Forderungen der iriſchen Wortführer, obwohl Demokraten überall viel von der Berechtigung des Volkswillens, von dem Rechte des Volkes, ſeine Stellung und Zugehörigkeit ſelbſt zu beſtimmen, zu reden pflegen. Wir können uns recht wohl ein Großbritannien vorſtellen, wie es die

Radikalen vom Schlage Chamberlains und Brights im Auge haben, ein England und Schottland mit Stimm- und Wahlrecht für alle Einwohner männlichen Geschlechts, mit bäuerlichen Grundbesitzern und ohne Oberhaus, selbst ohne eine allergnädigste Königin, ein vollständig nach amerikanischem Stil und Muster umgestaltetes Britenland, das trotz alledem stolz und eifersüchtig auf seine auswärtigen Besitzungen und zu den größten Opfern an Gut und Blut bereit ist, wenn sein Recht und Interesse an diesen Gebieten oder die Integrität eignen Territoriums in Frage kommt. Demokratische Ansichten brauchen einen Staatsmann nicht unbedingt, ja überhaupt nicht darauf hinzuweisen, daß es seine Pflicht sei, einem Bruchteil des Volkes Rechte zu gewähren, die dem Volke nur als Gesamtheit zustehen. Die grimmen Schreckensmänner des Jahres 1793 gelangten großenteils dadurch zur Übermacht, daß einige von ihren Gegnern, den Girondisten, von einer Teilung Frankreichs geträumt hatten, und der Ruf: „Die Union steht auf dem Spiele!“ war die Parole, die 1861 bis 1865 alle amerikanischen Parteien in Norden von Dixons und Masons Linie zusammenschaarte und sie zur Niederwerfung eines Teiles ihres Volkes entflammte, welcher sich vom Zusammenhange mit dem Bundesstaate zu befreien strebte. Chamberlain hat einmal den letztern Präzedenzfall angeführt, um die wahre Stellung Englands zu den irischen Ansprüchen der irischen Nationalisten und die Pflicht des erstern zu beleuchten, und er hat damit auch für sich bewiesen, daß es, obwohl der Radikalismus im allgemeinen kosmopolitisch denken sollte, auch patriotische Radikale, nationale Demokraten giebt. Sicher existiren nicht wenige Liberale in England und Schottland, welche eine Spaltung des Reiches, wie sie in Gladstones irischem Plane liegt, zu dulden geneigt sein können, weil die Hände eines Staatsmannes sie vollziehen wollen, der ihnen trotz aller seiner Mißerfolge in auswärtigen Fragen groß und verehrungswert erscheint, der mächtigen Einfluß über weite Kreise übt, und der durch seine Redegabe sie überwältigt und gefangen nimmt, wo er sie nicht überzeugen kann. Wenn jedoch Chamberlain, wie es allen Anschein hat, ihm im Wege bleibt und sich zu der Gruppe von Liberalen hält, deren Wortführer Lord Hartington, Forster, Goschen, der Herzog von Argyll und Trevelyan sind, so ist fast mit Bestimmtheit zu hoffen, daß Gladstones Pläne scheitern werden. Seine irische „Reform“ wird in diesem Falle nicht das Unternehmen der liberalen Partei, sondern der Gedanke eines einzigen Mannes, die persönliche und die letzte Leistung des Herrn Gladstone selbst sein. Mit ihm, mit seinem endlichen Rücktritte vom Staatsruder wird alle Mitschuld der Liberalen an dieser unwürdigen Nachgiebigkeit verschwinden, alle Befleckung durch einen Vorschlag, der von der Furcht geboren und von der Parteieifersucht großgezogen wurde.

Die Freunde Gladstones bauten in der letzten Zeit, als dessen Anstrengungen, Chamberlain zu überzeugen, fehlgeschlagen waren, einige Hoffnungen auf die Nachricht, daß Bright, der Gesinnungsgenosse des letztern, den Versuch

unternommen habe, zwischen den in Sachen Irlands geschiednen beiden Gruppen des Kabinets zu vermitteln und wenigstens einen modus vivendi zustande zu bringen. Aber der Premier hätte dann wohl erst Bright selbst zu seiner Ansicht bekehrt haben müssen. Wenigstens war es bis dahin kein Geheimnis, daß dieser demokratische Quäker stark zu der Meinung hinneigte, der Chamberlain und Trevelyan in Betreff der irischen Frage huldigten, und Bright gilt für einen Mann, der die Ansicht, die er sich gebildet hat, ziemlich hartnäckig festzuhalten gewohnt ist. Kein Zweifel, daß Gladstone viel darum geben würde, wenn er den älteren Vertreter Birminghams bewegen könnte, dem jüngern Kollegen seine Abfallsgedanken leid zu machen, daß er infolge dessen nicht abgeneigt gewesen ist, den Beistand Brights durch materielle Zugeständnisse zu erkaufen, und daß er bei seinen Besprechungen mit demselben alle seine Ueberredungskünste aufgewendet haben wird, um zum Ziele zu gelangen. So ist es denn möglich, daß die Konferenzen des Ministers mit Chamberlains demokratischen Parteifreunden das Ergebnis gehabt haben, letzterem den irischen Plan in einigermaßen neuem Lichte erscheinen und weniger als bisher mißfallen zu lassen. Er kann da erfahren haben, daß die oder jene Einzelheit, gegen die er bisher besonders starke Bedenken empfunden, noch nicht unbedingt feststehe, sodaß es — Gladstone ist ein Minister in vorsichtigen und wenig sagenden Redewendungen — immerhin denkbar sei, daß das ministerielle Projekt dem Parlamente ohne sie vorgelegt werden könnte. Bei einer Politik, die im Geiste ihres eignen Urhebers schwerlich schon eine vollkommen deutliche und in allen Einzelheiten endgiltig ausgearbeitete Gestalt gewonnen hat, ist manche Umbildung möglich. Die Bildsamkeit des Ungeformten oder nur in den gröbsten Umrissen geformten ist sehr groß, ein Kameel könnte ein Hase werden, wenn der Hase Herrn Brights Geschmack besser entspräche. Indes wird sich so schwerlich viel helfen lassen. Die wichtigsten Umrisse des Gebildes sind in unserm Falle festgestellt und werden von dem Bildhauer schon deshalb nicht geändert werden können, weil Parnell sie mitbestimmt hat und nun sagen würde: Sint ut sunt, aut non sint. Um Bright und durch diesen Chamberlain zu gewinnen, müßte man Parnell fallen lassen, und um den und seine 85 Genossen zu haben, ist ja der ganze Handel angefangen. Wir müssen infolge dessen annehmen, daß Gladstone nicht imstande sein wird, Chamberlain und die ihn bei seiner Opposition unterstützenden zu versöhnen. Wenn Gladstone am 8. April dem Parlamente seinen endgiltig gestalteten Plan vorlegen wird, so wird er, wenn nicht alles täuscht, damit das Signal zu einem Auseinanderfallen seines Kabinets geben. Weiter über die schwebende Krisis, die nicht bloß eine Ministerkrisis, sondern zugleich eine Krisis der jetzt noch vereinigten liberalen Parteigruppen ist, zu prophezeien, ist noch nicht an der Zeit. Indes läßt sich wohl so viel sagen, daß, wenn auf jene ministerielle Katastrophe eine Verwerfung des irischen Planes Gladstones in einem der beiden Häuser des Parlaments folgen sollte, der Premier nicht, wie manche erwarten, das Unterhaus auflösen, sondern die Königin um Erlaubnis zum Rücktritt von seinem Amte bitten und es entweder den Konservativen oder der aus verschiednen Fraktionsgruppen zusammengesetzten Majorität, die ihm die Niederlage beigebracht hätte, überlassen würde, eine neue Regierung zu bilden.

Nachschrift. Die Krisis hat sich rascher entwickelt, als im obigen angenommen wurde: Chamberlain und Trevelyan haben bereits der Königin ihr Entlassungsgesuch eingereicht, und dasselbe ist bewilligt worden. An den vorstehenden Betrachtungen wird dadurch etwas wesentliches nicht hinfällig.

Camoëns.

Roman von Adolf Stern.

(Fortſetzung.)

Der Reiterzug, dem die Gedanken der jungen Hirtin nachflogen, hatte längſt die Sohle der Waldſchlucht erreicht, welche ſich weſtwärts vom Hochthal der Mutter aller Gnaden gegen Quintinha hinzog und in die großen Forſten um Pena Verde ausmündete. Dom Sebaſtian hatte, ſobald die nachſchauende Gruppe aus den Augen ſchwand, die Zügel des Jagdpferdes ſeiner Begleiterin fahren laſſen. Nachdem er gewiß war, daß ſein und Donna Catarinas Gefolge in gehörigem Abſtand hinter ihnen bleibe, ritt er langſamer. Aber weder der König noch die junge Gräfin ſprachen zunächſt ein Wort, Dom Sebaſtian kämpfte im Stillen noch mit dem Groll darüber, daß ein paar ſeiner Unterthanen ſeinen Willen gekreuzt hatten und daß er um des Mädchens willen nachgegeben hatte, welches jetzt ſtumm und faſt ſcheu neben ihm ritt. Durch Catarinas Seele wogten die Erlebniſſe der letzten Tage und des heutigen Morgens und trübten ihr die klare Sicherheit, mit der ſie bis heute aller Welt und auch dem Könige gegenüber geſtanden hatte. Sie ahnte, daß ein Unausgeſprochenes zwiſchen ihr und dem König ſei, und konnte zu dieſer Stunde nur wünſchen, daß es unausgeſprochen bleibe. Sie hatte Dom Sebaſtian heute anders geſehen als je zuvor und war zum erſtenmale in ſeiner Gegenwart von Furcht beſchlichen worden. Und doch — als er endlich ſein Schweigen brach und mit leiſem Vorwurfe fragte, warum ſie ſo ſtumm bleibe, und als er immer eindringlicher zu ihr ſprach, fühlte ſie wieder den Zauber, der in ſeiner Stimme lag. Er hatte ihr eine Felswand mit wenigen ſchroffen Vorſprüngen gezeigt und ihr erzählt, daß er vor wenigen Wochen gewagt habe dieſe zu erklimmen, in der Hoffnung junge Falken aus dem hochhängenden Neſte zu rauben, die er ihr zu bringen beabſichtigt habe. Als Catarina nur leiſe erwiederte, ſie könne nicht wünſchen, daß der König ſich um ihretwillen in Gefahr ſetze, lächelte

er geringschätzig über das Wort Gefahr und sagte dann: Ihr wollt nicht von meiner Jagd sprechen — Ihr zürnt mir noch, Herrin — ich bin Euch hart erschienen. Aber Ihr wißt nicht, wie mich jedes Hindernis schmerzt, das mich auf dem Siegeswege aufhält, den ich mein Volk in Afrika führen will! Tag und Nacht sehe ich die Minarets von Marokko vor Augen, auf die ich Gottes Kreuz pflanzen muß, und leider, leider, kann ich dabei der Hilfe des ungläubigen Fürsten nicht entbehren, dem Euer Täufling entflohen ist. Da war es wohl verzeihlich, daß ich nicht sogleich gut hieß, was die Herren Barreto und Camoëns beliebt haben.

Ihr habt Euch groß und gnädig erwiesen, Herr! sagte Catarina leise, und mir, der Unerfahrenen, ziemt kein Urteil über das, was Eure Majestät sonst sagt.

Der junge König richtete sich heftig in den Bügeln empor, sein Gesicht zeigte wieder einmal jene Bläße, die bei großer Erregung mit jäher Röte abwechselte: Ihr sollt zu mir nicht so sprechen, Donna Catarina, nicht so! Wie lange habe ich darauf gehofft, Euch einmal in Wald und Feld zu begegnen, mit Euch reden zu können, wie mit niemand in der Welt, von Euch zu hören, was mir keiner an meinem Hofe und keiner in meinem Lande sagt! Gerade hier in meinen Jagdgründen, wo ich sonst immer frei atmen konnte, preßt Ihr mir das Herz, als wenn wir im Palast zu Lissabon stünden, die Herzogin neben Euch und Pater Tellez hinter mir!

Ich verstehe Eure Majestät nicht! entgegnete Catarina und wandte ihr Gesicht von dem König hinweg. Welch ein Recht hätte ich, meinem erlauchten Herrn zu widersprechen, und weshalb dürfte ich wagen, was keinem Eurer Unterthanen zusteht?

Das Recht giebt Euch die Bitte, die ich nicht zum erstenmale an Euch gerichtet habe, Gräfin Catarina! sagte Dom Sebastian und dämpfte die Stimme so, daß niemand aus dem Gefolge einen Laut derselben vernehmen konnte. Ich will aus einem Munde und am liebsten auf der Welt aus dem Euern die reine Wahrheit hören, Herrin! Ich weiß wohl, daß auch der größte König sie nicht befehlen darf, doch ich hoffte, daß Ihr tiefern Anteil an mir nähmet und mir Euers Herzens Meinung nicht vorenthalten würdet. Ihr schweigt im Kreise meines Hofes, Donna Catarina; löst Euch auch die Stille hier die Lippen nicht, so gebe ich jede Hoffnung auf.

Der junge Fürst ritt, indem er dies sprach, mit dem schönen Mädchen unter schlanken Kastanien hin, die rechts und links vom Wege standen und deren Laubkronen sich zu einer Art grüner Halle verschränkten. Wo der moosüberwachsene Boden sich nur etwas erhob, drohten die Zweige den Reitenden ins Gesicht zu schlagen; Dom Sebastian vergaß trotz aller Erregung des Augenblickes nicht, sie vor dem Haupte seiner schönen Begleiterin zurückzubiegen. Die Sonne, die zum Mittag stieg, drang auch hier herein, das Licht floß an den Ästen und Stämmen herab und flirrte durch das dichteste Laubdach; so oft

der König einen Zweig hob, schien er goldne Funken über das Haupt seiner Begleiterin zu schütten. Catarina konnte in der grünen Dämmerung den düstern Ausdruck seines Gesichtes nicht wahrnehmen, aber der Klang seiner letzten Worte und die ritterliche Sorgfalt, die er auch jetzt für sie zeigte, ergriffen sie so, daß sie ihre stummen Gelübde kluger Vorsicht brach und aufwallend rief:

So laßt mich Euch sagen, Herr, daß es mich schmerzt, wenn Ihr Menschen Euer Ohr leiht, denen die Niedrigkeit und die Lüge auf der Stirn geschrieben steht, wie das Gezücht, das vor zwei Abenden zu Euch herankroch! Laßt mich sagen, daß es mir königlicher schiene, Eure Majestät leistete auf alle Eroberungen Verzicht, als daß Ihr in Eurem Lande den Mohrenfürsten mit seinen Stummen und Henkern duldet und ihm Gewalt gebt — daß Ihr —

Ihr werdet aus dem Sattel stürzen in Eurem Eifer, Herrin! unterbrach der König die Schöne, welche in der That vergaß, daß sie ein Pferd zu lenken hatte, und erst, als Dom Sebastian hilfreich ihren Arm ergriff, die Gefahr bemerkte. Der König zürnte offenbar nicht, aber er schwieg einige Minuten, und als sie den Schatten der Kastanien hinter sich ließen und eine Strecke auf sonniger, baumloser Straße ritten, vernahm Catarina einen tiefen Seufzer. Vor sich hinblickend sagte der junge Fürst:

Ich habe es gefürchtet, daß Ihr denkt, wie Ihr eben kundgabt, Donna Catarina! Ich fühle mich oft versucht, wie Ihr zu denken, doch hat man mich gelehrt, der eignen Wallung immer zu mißtrauen und sie niederzukämpfen! Ihr verzeiht mir eine Frage: Seid Ihr sicher, daß Euer Beichtiger streng und rein und ohne Wanken in unserm heiligen Glauben ist?

Ich bin es gewiß! versetzte die junge Gräfin, welche mit Befremden die Frage vernommen hatte. Eure Majestät sieht, daß ich besser gethan hätte, in Ehrfurcht zu schweigen; meine Thorheit, meine kindische Offenherzigkeit laßt Ihr auf meinen Beichtvater zurückfallen, Herr!

Nicht doch, nicht doch! murmelte König Sebastian, ich bin Euch dankbar, daß Ihr zu mir sprecht, wie Ihr fühlt, und ich habe dort oben schon nach Euern Worten gethan. Versagt mir das Glück nicht, Eures Herzens Meinung zu vernehmen! Wüßtet Ihr, wie oft ich einsam durch diese Thäler gestreift bin und nach einem wahren Worte heißer gelechzt habe als nach einem Trunk aus dem Quell! Im Palast meinten sie, daß ich mit Eifer den Wildkatzen nachstellte, die im Dickicht der Bergschluchten hausen, und mögen oft über meine Jagdlust gescholten haben, wenn ich nur darüber grübelte, ob ich mein Alleinsein als ein Unglück oder als eine Gnade Gottes betrachten sollte. Wüßtet Ihr, wie öde, wie furchtbar zu Zeiten das Alleinsein ist, es würde Euch nicht reuen, mir eine Stunde wie diese gegönnt zu haben!

Catarina Palmeirim sah und hörte mit wachsendem Bangen auf den König. In ihrer Seele regte sich ein tiefes, zartes Mitleid für den jungen Herrscher, welcher sonst so schroff und unnahbar erschien und jetzt sein innerstes Herz vor

ihr enthüllte. Zugleich aber fühlte sie eine dunkle Furcht; sie wußte nicht, was der nächste Augenblick bringen würde, und rang umsonst nach einem Worte, das dem König ihre Teilnahme ausdrückte und ihn dennoch hinderte, ihr mehr zu sagen. Sie blickte rückwärts, ob das Gefolge nicht rascher herankomme, allein Senhor Casalinho, des Königs Jägermeister, hielt die Reiter fortgesetzt in gleichem Abstand und verhinderte selbst den alten Miraflores, sich seiner Herrin auch nur um eine Pferdelänge zu nähern. Ihr war zu Mute, als ob die Luft schwüler und schwüler würde, die Pinien, welche hier zwischen dem Laubholz wuchsen, strömten in der Mittagsglut ihren Harzduft weithin aus, und Catarina zog ihren Hut tiefer in die Stirn, um die Augen besser vor den heißen Strahlen zu schirmen oder um die Blicke Dom Sebastians abzuwehren, die erwartend auf sie gerichtet waren. Sie öffnete und schloß die Lippen wieder und fühlte, daß sie in Gefahr stand, dem Könige ihren tiefen Widerwillen gegen seine Umgebungen und namentlich gegen den Prior von Belem zu verraten. Doch wartete der König selbst nicht ab, daß sie sich zum Sprechen zwang.

Auf den Eingang zu einem engen Felsthale deutend sagte er: In jenem Waldgrunde hätte ich heute Morgen gejagt, Herrin, wenn mir nicht die Kunde geworden wäre, daß ich Euch bei der Mutter aller Gnaden finden würde. Da hielt ich mich nicht und strebte Euch nach, und nun möchte ich, daß Ihr alles sähet und vernähmet, was mir wert ist. Ihr tragt doch keine Scheu, mir dorthinein zu folgen? Der Weg ist ein wenig unbequemer als dieser, aber mit einem guten Pferde wie dem Euern völlig gefahrlos. Ich will Euch die Plätze zeigen, wo ich den letzten Bären bestanden habe, der in dieser Schlucht hauste, und wo ich ganz allein den Eber niederstieß, dessen Hauer ich der Herzogin sandte. Und vor allem den Quell, an dem mir der heilige Jakob vom Schwert erschienen ist und mich in dem Gedanken des Zuges gegen Marokko bestärkt hat. So oft ich in meinem Vorsatze wankend wurde, habe ich an dieser Stelle Glauben und Zuversicht wiedergewonnen. Mir ist, als könnte ich besser zu Euch reden, wenn Ihr die stillen Plätze alle zuvor geschaut habt, an denen ich meine glücklichsten Stunden verlebt habe.

Catarina hauchte auch jetzt nur mühsam hervor: Gern werde ich sehen, Herr, was Eurer Majestät gefällt, mir zu zeigen! In dem gleichen Augenblicke aber fuhr ein Windstoß daher und wirbelte eine Staubwolke um den König und Catarina auf. Als das junge Mädchen betroffen emporblickte, nahm sie wahr, daß das Stück blauen Mittagshimmels über dem engen Felsthale und dem Waldrande, an dem sie hielten, halb verfinstert war. Gleichzeitig galoppirte der Jägermeister des Königs heran, hielt zwar in respektvoller Entfernung, aber doch so, daß er von dem jungen Fürsten verstanden werden konnte, und sagte: Erlauchter Herr! so viel sich hier urteilen läßt, zieht ein schweres Wetter über die Berge von Nazarros heran. Eure Majestät wolle entscheiden, ob der Ritt fortgesetzt werden soll.

Dom Sebastian vernahm mit Unmut die Worte des ehrerbietig harrenden. Ehe er noch etwas erwiedern konnte, drängte der alte Miraflores sein Pferd an Senhor Casalinho vorüber und rief der Gräfin zu: Es ist keine Zeit zu verlieren, Herrin, wenn Ihr noch vor dem Schlimmsten Cintra erreichen wollt. Die Wetter, die von dort herüber kommen, pflegen die raschesten und die zornigsten zu sein.

Wie zur Bekräftigung der Warnung trieb ein neuer plötzlicher Windstoß, der zu Füßen der Pferde Sand und vertrocknetes Laub aufwirbelte, hoch über den Reitern dunkle, gelbgeränderte Wolken in wildem Fluge hin. Auf Augenblicke ward der Himmel wieder heller, doch nur um alsbald von tiefer hängenden Wolkenmassen aufs neue verfinstert zu werden. König Sebastian blickte mehrmals empor, ehe er sich entschloß zu sagen:

Ich weiche keinem Wetter, doch möchte ich Euch in Sicherheit wissen, Donna Catarina! Wenn Ihr es nicht vorzieht, Zuflucht in der Jagdhütte zu suchen, die ich mir eine Stunde von hier im Dickicht der Xerdaschlucht errichten ließ, so gebe ich den Befehl, den Rückweg nach Cintra einzuschlagen.

Obschon Catarina in den Zügen des Königs den Wunsch las, daß sie den Schutz seiner Jagdhütte vorziehen möchte, so entgegnete sie doch rasch: Eure Majestät, ich bin es meiner mütterlichen Beschützerin, der Herzogin, schuldig, sie nicht in peinlicher Sorge um mich zu lassen!

Wie Ihr wollt, Gräfin, wie es Euch gefällt! sagte Dom Sebastian und scheuchte mit einem Blicke den Stallmeister Catarinas zu dem übrigen Gefolge zurück. Wollen wir zurück, so müssen wir die nächste Straße einschlagen, du kennst sie, Casalinho, reite uns vorauf und führe uns gut!

Der Jägermeister bat um Erlaubnis, das Gefolge in Kenntnis zu setzen, eine Minute später kam er zurück: Eure Majestät gestattet, daß wir im schärfsten Trab reiten, vielleicht erreichen wir Cintra noch vor Losbruch des Wetters!

Vorwärts also! sagte der König, indem er seinen Mißmut bezwang. Vielleicht sehen die Dinge hier schlimmer aus, als sie in Wahrheit stehen. Je weniger Ihr Euer Pferd schont, Donna Catarina, umso früher wird die Herzogin von ihrer Unruhe erlöst.

Die kleine Reiterschaar stob weiter, als ob sie der Gewitterwind beflügelte, welcher sich in der Thalschlucht verfangen hatte. Hinter ihnen drein grollten die ersten zwischen den Bergen wiederhallenden Donner, vor ihnen durchleuchtete ein zackiger Blitz die dunkle Wolkenwand, die sich ins Thal hereinsenkte. Catarinas Pferd bäumte erschreckt auf, der König, welcher wieder in die Zügel seiner Begleiterin griff, riß es nieder und sagte lächelnd: Mein Roß scheut nicht, ich habe es an den Blitz von Geschützen gewöhnen lassen.

Sie vermochte nichts zu antworten. Die fremdartigen Erlebnisse dieses Tages begannen sie zu überwältigen, sie empfand plötzlich die erstickende Schwüle

und Schwere der Luft und hatte jetzt nur den einen Gedanken, ins Freie hinauszukommen. Beim Licht der nächsten Blitze bemerkte sie, daß die Felswände bereits zurücktraten, die Straße breiter ward und der Laubwald an sanftern Abhängen emporstieg. Das Gewitter grollte noch immer nur von ferne, aber die Blitze folgten sich häufiger, der Donner klang rascher hinter ihnen drein, Catarina sah, daß auf dem Hute des Königs bereits die ersten schweren Tropfen lagen. Wo sich der Blick nach Westen aufthat, rauschte der Regen wie eine fließende Wand nieder, und ungeheure Wolkenballen wälzten sich den Reitern entgegen.

Es ist noch eine Stunde bis Cintra, bemerkte der König. Ihr hättet auch für Euch besser gethan, Donna Catarina, meinen Vorschlag anzunehmen. Ich hätte Gelegenheit gefunden, Euch noch so vieles zu sagen! Nun der Tag so früh und so unhold zu Ende geht, ist mir, als ob er nicht gewesen wäre. Ich habe wieder einmal die Gunst der Stunde verscherzt! Und Casalinho galoppirt, als jagte er mit den Wolken um die Wette.

Der Jägermeister, der von Zeit zu Zeit mahnend nach Dom Sebastian und seiner schönen Begleiterin zurückschaute, hatte guten Grund zur drängendsten Eile. Die Laubkronen des dichten, weitgedehnten Waldes wogten wie ein sturmgepeitschtes Meer, längs der Straße hin klang das Gekrach brechender und splitternder Äste, und nun stürzten auch die Wolken, die ihnen zu Häupten standen, in wilden Güssen herab. Der auftreffende Platzregen, der durchs Laub rauschte, verschlang noch anhaltender als der Donner den Klang der Worte. Der König fuhr fort zu Catarina zu sprechen, ohne daß sie von seiner Rede mehr verstand, als daß er sie zu ermutigen suchte. Er selbst schien der Wut des Wetters kalten Gleichmut entgegenzusetzen, aber er sah bedauernd und bewundernd zugleich auf die schöne Gestalt an seiner Seite. Catarinas leichte Gewänder schmiegten sich regenmaß immermehr an den schlanken Leib an, die Locken ihres Haares lösten sich unter dem vom Hute herabtraufenden Wasser, sie mußte alle ihre Kraft aufbieten, um sich im Sattel zu halten. Von Minute zu Minute riß ein zackiger Blitz den schweren Dunstvorhang entzwei, hinter dem das Land in Feuer zu stehen schien, dann wurde es wieder halbe Nacht um die Reiter, sodaß sie nicht vor und nicht hinter sich zu sehen vermochten. Catarina Palmeirim senkte mit einem klagenden Ruf ihr Auge tiefer und blickte auf den Weg, über den rasch entstandne Wildbäche hinrauschten. Der König beugte sich so zu ihr hin, daß sein Ohr ihrem Munde nahe kam. Mit bebenden Lippen sagte sie: Die Welt scheint mir verwandelt, Herr, mir ist, als würden wir Cintra niemals wiedererblicken!

Wir können nicht mehr weit davon sein! rief der König. Mir scheint die Welt auch verwandelt, immer und immer, wenn ich an Eurer Seite bin! Mir ist, als wüßtet Ihr von meinem Leben, von dem ich nichts weiß, und bei jeder Pfeilwunde meines Schutzpatrons! ich will dies Leben kennen lernen!

Catarina Palmeirim hätte nichts mehr zu erwiedern vermocht, auch wenn der rollende, hundertfach wiederhallende Donner nicht jeden Laut verschlungen hätte. Der König sah, daß das junge Mädchen in äußerster Erschöpfung sich auf den Hals ihres Pferdes neigte, er hielt an und ließ das Gefolge näher kommen. Nach seinem Wink nahmen Miraflores und der alte Falkner das Pferd der Gräfin zwischen die ihrigen, der Stallmeister schoß dabei einen Blick auf den König, der klagend sein sollte und in Wahrheit ingrimmig zürnend war. Dom Sebastian achtete auf den Alten nicht, er sah nur auf die totbleiche Catarina und trieb mit ungeduldigem Zuruf vorwärts. Und so jagte der Reitertrupp in wildester Hast durch die immer neu herabstürzenden Wettergüsse hindurch, dem Schlosse von Cintra entgegen, das jetzt, beim grellen Lichte der Blitze, auf Augenblicke aus der Dunkelheit hervortrat, um alsbald wieder, wie eine Fata Morgana, hinter dichtgeballtem und wildzerflatterndem Gewölk zu versinken.

(Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Revanche. So oft in Deutschland auf das Treiben der Revanchepartei in Frankreich und auf die Gefahren hingewiesen wird, welche dasselbe heraufbeschwören könnte, finden sich stets weise Politiker, welche die Reichsregierung in belehrendem oder tadelndem Tone über die gänzliche Bedeutungslosigkeit jener Agitationen aufklären. Es denke ja außer dem kaum zurechnungsfähigen Deroulède und seiner Gefolgschaft niemand in Frankreich daran, einen Krieg mit Deutschland vom Zaune zu brechen, und wer die Dinge anders darstelle, gefährde selbst den der ganzen Welt so notwendigen Frieden. Daß die, die so sprechen, wirklich die Verhältnisse so schlecht kennen sollten, ist nicht anzunehmen; es kommt ihnen wohl im Geschäftsinteresse die Beunruhigung ungelegen. Aber wenn in der That die Patriotenliga so einflußlos wäre und so allein stünde: ist es denn nicht bezeichnend genug, daß die französische Regierung nicht wagt oder nicht wagen mag, den Hetzern Schweigen zu gebieten? Blicken wir doch nach Italien! Die dortige Regierung, welche mehr, als dem Lande dienlich ist, unter dem Druck der sogenannten öffentlichen Meinung steht, scheut sich doch nicht, die Irredenta in Schranken zu halten, um das freundnachbarliche Verhältnis zu Oesterreich nicht zu stören. In Frankreich aber läßt man, wie in Piemont bis 1866, Friedensschlüsse und Verträge als nicht bestehend behandeln, während doch nicht zwischen Frankreich und Deutschland, wie damals zwischen Italien und Oesterreich, die diplomatischen Beziehungen abgebrochen sind. Man kann darüber lachen, wenn in gelehrten Werken der Frankfurter Friede einfach ignorirt wird, wie in der kunstgeschichtlichen Publikation über den Domschatz zu Trier von den Herren L. Palustre und X. Barbier de Montault, wo Metz noch heute zu Frankreich gehört: aber ob nun die Verfasser selbst zur Revanche schwören

oder doch es mit den Schreiern nicht verderben wollen, ein Symptom bleibt es immer.

Wahrnehmungen aus Oesterreich. Während eines mehrwöchentlichen Aufenthaltes in verschiednen Provinzen („Kronländern") Oesterreichs habe ich jede Gelegenheit benutzt, mich über die Stimmung der deutschen Bevölkerung zu unterrichten. Die dortigen Verhältnisse zu verstehen, ist ja für uns außerordentlich schwer, und was uns darüber die Zeitungen vermitteln, gewöhnlich ganz lückenhaft und überdies parteiisch gefärbt. Aber wenn ich bei dem Ueberschreiten der Grenze mich meiner Unkenntnis schämte, so bringe ich jetzt den Eindruck mit zurück, daß man im Durchschnitt jenseits über Deutschland nicht viel besser unterrichtet ist. Sehr häufig begegnete ich der Meinung, daß wir nur auf den günstigen Augenblick warten, um die früher zum deutschen Bunde gehörigen Teile Oesterreichs mit dem Reiche zu vereinigen; besonders Scharfsichtige versicherten, wohl zu wissen, daß „der Bismarck den Taaffe" nur unterstütze, weil dieser ihm bei seinen Plänen in die Hände arbeite. Der Einwand, daß die Reichsregierung weder die Stärkung der katholischen noch der nichtdeutschen Elemente anstreben könne, wollte selten verfangen. Den letztern Punkt betreffend hieß es regelmäßig: Preußen werde mit den Tschechen, Slowenen u. s. w. schon fertig werden, und was die „Klerikalen" betreffe, so bildeten diese ja in Oesterreich selbst eine Minderheit, welche nur in Betracht komme, solange sie Schutz von oben genieße. Die Redner waren fast ausnahmslos Katholiken, gehörten aber zu der großen indifferenten oder freigeistigen Mehrheit, welche weder für die Macht des Papsttums und des Klerus, noch für die Stellung, welche beide einer protestantischen Regierung gegenüber behaupten, das rechte Verständnis zeigen. Männer in reiferen Jahren erklärten sich größtenteils für Gegner der innern Politik Deutschlands, weil dieselbe nicht liberal sei; dagegen äußerten mehrere Besorgnisse wegen der Hinneigung der Jugend, sowohl der studirenden wie der kaufmännischen ꝛc., zu Deutschland. Bei solcher Gelegenheit hörte ich mehrmals die bekannten Klagen über die Abnahme des „Idealismus." Das führte naturgemäß zur Besprechung der neuen Schutzwehren gegen das Eindringen des deutschen Geistes, der Entfernung „deutsch-nationaler" Bücher aus den Schulbibliotheken, der Weigerung, Professoren aus Deutschland zu berufen u. a. m. Meine Frage, ob mit Berufenen üble Erfahrungen gemacht worden seien, wurde von allen, mit denen ich darüber gesprochen habe, auch festen „Schwarzgelben," entschieden verneint. Im Gegenteile wurde einzelnen nachgesagt, daß sie sich übereifrig in spezifisch-österreichische Gesinnung hineingearbeitet hätten. Darin sei man früher viel freierer Anschauung gewesen, noch Graf Thun, ein tschechischer Aristokrat, habe den jetzigen Geheimrat Bonitz zur Organisirung des höhern Schulwesens aus Preußen berufen, und weder diese noch ähnliche Maßregeln zu bereuen Ursache gehabt. Woher denn die angeblichen Sympathien der Jugend mit Deutschland stammten? Darauf wurde mir von mehreren Seiten eine Erklärung, welche durch meine eignen Wahrnehmungen bestätigt worden ist. Meine Reise fiel in die Zeit der aufregenden Eisenbahndebatten im Reichsrate, und in der Besprechung dieser Vorgänge und ihrer Veranlassung kam eine Bitterkeit, teilweise ein pessimistischer Hohn zu Tage, welche den Unbeteiligten erschrecken mußten. Man erzählte Dinge, die ich nicht nacherzählen würde, auch wenn sie vollständig beglaubigt wären. Was Wunder, wenn die Jugend, welche noch rascher und lebhafter fühlt, deren Rechts- und Wahrheitsgefühl noch nicht durch das Leben gedämpft ist, noch härter urteilt, und zwar nicht allein (wie gewöhnlich die ältern) über die Regierung und deren

Maximen! Sie macht allen Parteien ohne Unterschied den Vorwurf, daß sie aus Parteirücksichten beide Augen zuzudrücken pflegten, vertuschten oder schnell vergäßen, Personen, auf deren Charakter Flecken haften oder deren Unwissenheit und Unfähigkeit offenbar ist, nicht fallen ließen, weil sie über eine gewisse Redegewandtheit verfügen oder weil der betreffende „Sitz" für die Partei nicht ganz sicher ist und dergleichen mehr. Die „Gesinnung" soll vielfach ihren festen Preis haben, ebenso das kritische Urteil, die Ansicht von der Ersprießlichkeit einer Maßregel, dem Vorteile einer Bahnlinie u. s. w. Wie viel daran übertrieben sein mag, kann ich nicht beurteilen, ich berichte nur Vernommenes. Und stets schlossen die jüngern Leute: Das ist in Deutschland anders, da ist ein „zielbewußtes," festes, ehrliches Regiment, da fürchtet man sich nicht vor jedem Schreier im Parlamente und noch weniger vor einer korrupten Presse; da existiren die Gesetze nicht nur auf dem Papiere, da werden die Verordnungen nicht nur erlassen, sondern auch durchgeführt, mit Strenge, vielleicht mit Härte; aber man weiß doch, was Rechtens und was Ordnung ist, man hat das Bewußtsein, einem kräftigen Staatswesen anzugehören. — Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich die Meinung ausspreche, daß dasjenige, was die Tschechen die „Preußenseuche" und die „Kornblumensucht" nennen sollen, durchaus nichts landesverräterisches an sich hat, sondern gerade der Ausfluß eines gesunden, patriotischen Gefühls ist, und daß Oesterreich diesen seinen Söhnen am allerwenigsten Mißtrauen entgegenbringen sollte. Der tschechische „Radau" fällt glücklicherweise schon der Lächerlichkeit anheim; so wurde in der Gründung eines geselligen Vereins der Deutschen („Reichsdeutschen") in Wien eine Beleidigung und Bedrohung der böhmischen Nation erkannt. Wie traurig muß es um diese Nation bestellt sein, wenn die Absingung der „Wacht am Rhein" sie schon erschüttert!

Neue Grimmbriefe. Bei Herausgabe der „Freundesbriefe von Wilhelm und Jakob Grimm" konnte A. Reifferscheid 1878 die Klage erheben, daß so wenige Briefe der Brüder bekannt geworden seien. Seitdem ist eine stattliche Reihe von Briefsammlungen und sind zahlreich einzelne Briefe der Brüder veröffentlicht worden. Den neun, an Umfang freilich sehr verschiednen Bänden der Korrespondenz, welche Herm. Fischer, Wendeler, Sijmons u. a. herausgegeben haben, sind „als Festschrift zum hundertsten Geburtstag Wilhelm Grimms den 24. Februar 1886" zwei weitere Bände gefolgt, die wir E. Stengels Entdeckerglück und Sammlerfleiß verdanken: „Private und amtliche Beziehungen der Brüder Grimm zu Hessen. Eine Sammlung von Briefen und Aktenstücken" (Marburg i. H., N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung, 1886. VIII, 420 u. 443 S. Oktav). Wenn der Herausgeber auch das Interesse der engeren Heimat in den Vordergrund stellt, so darf der Inhalt der beiden Bände doch die allgemeinste Teilnahme in Anspruch nehmen, ja es ist nicht zu viel behauptet, wenn wir diese Sammlung als die inhaltreichste Publikation bezeichnen, deren sich die Grimmliteratur neben dem „Briefwechsel zwischen Jakob und Wilhelm Grimm aus der Jugendzeit" (Weimar 1881) überhaupt rühmen kann. Für Jakobs diplomatische Thätigkeit, von der man bisher so gut wie nichts wußte, sind hier zum erstenmale umfassende, aktenmäßige Mitteilungen erfolgt, sodaß dieser Abschnitt seiner Biographie künftig viel mehr hervortreten wird. Die unglaublich schlechte Behandlung, welche beide Brüder während ihrer bibliothekarischen Thätigkeit in Kassel erdulden mußten, wird durch eine Reihe von Eingaben und Verweisen illustrirt. Jakob Grimm mußte einmal Beschwerde führen, weil das Hofsekretariat ihm beharrlich die Titulatur „Herr" verweigerte. Namentlich durch diese Beziehungen zur Bibliothek erhält der hier mitgeteilte Briefwechsel besondre

Bedeutung. Die Brüder sandten an verschiedne Freunde, besonders an Hupfeld, Suabedissen, den Pfarrer Bang neue Erwerbungen der Bibliothek und begleiteten diese Bücherſendungen mit ihren Urteilen über die Werke selbst. So erhalten wir über die wichtigsten der zwischen 1816 und 1829 erscheinenden Bücher verschiedensten Inhalts Bemerkungen, besonders Wilhelm Grimms; und für die Literaturgeschichte ist es eben kein unwichtiger Beitrag, zu erfahren, welchen unmittelbaren Eindruck die besten der Zeitgenossen von den literarischen Erscheinungen gewannen. Ich hebe in dieser Hinsicht aus vielem Wilhelm Grimms Urteile über die einzelnen Hefte von Kunst und Altertum, über Goethes italienische Reise, über Calderon, von dem er trotz seiner romantischen Neigungen sich abgestoßen fühlte, hervor. Allein auch über Ereignisse und Personen sprechen beide Brüder, an vertrauteste, gleichgesinnte Freunde sich wendend, ihre Ansichten so rückhaltlos aus, wie dies in andern Briefwechseln wohl kaum der Fall sein dürfte. Urteile wie Wilhelms über Tiecks Novellen: „Der Mann hat einen eiskalten Stein im Herzen liegen, aber ungemeine Gaben und einen scharfen Blick" verdienen gewiß mehr als manche kleine Rezension der Brüder, welche die kleineren Schriften wieder hervorgezogen haben, unsre Aufmerksamkeit. Am 29. Mai 1821 schreibt Wilhelm an Suabedissen: „Unwillkürlich, wegen der Gebrechlichkeit der menschlichen Natur, wird jeder zu einer Partei gehören, aber das Unrecht fängt da an, wo man mit Bewußtsein oder Absicht sich absondert und nun den Irrtum, der in jeder Partei liegt, weiter treibt. Denn das Gute ist keine, ob man es gleich gesagt hat. Ich neige mich mehr zu der geschichtlichen Partei, weil ich denke, die beste Vernunft hat sich in der Geschichte kundgegeben, und in dem gewaltsamen Gegeneinandertreiben einer langen Zeit sind die hellsten Funken herausgesprungen." Neben den freundschaftlichen Briefwechseln finden sich auch solche, welche aus gemeinsamem wissenschaftlichen Streben ihren Ursprung nahmen, so Jakobs Briefwechsel mit Vilmar, L. Diefenbach, J. W. Wolf und die umfangreiche Korrespondenz beider Brüder mit Weigand, der nach Jakobs Tode die Fortführung des deutschen Wörterbuches übernahm. Aufsehen, unangenehmes und angenehmes, je nach der Parteistellung, werden Jakob Grimms wiederholte scharfe Urteile über Lachmann und seine Sympathien für Franz Pfeiffer erregen. Es war ihm lieb, daß Pfeiffer der Haupt'schen Zeitschrift eine neue Zeitschrift (die Germania) entgegensetzte; Lachmanns „durchgeführte Reduktion des Textes" der Nibelungen erschreckte ihn. Im Gegensatze zu Wilhelm, welcher sich zur Berliner Germanistenschule hielt, drückt Jakob öfters seine Abneigung gegen Lachmanns Theorien aus. Interessante Briefe Müllenhoffs an Weigand, in welchen er über sein Lebenswerk, die deutsche Altertumskunde, spricht, sind in den Anmerkungen, die den größern Teil des zweiten Bandes füllen, mitgeteilt. Neben Auszügen aus den an die Grimms gerichteten Briefe enthalten die Anmerkungen auch eine erkleckliche Anzahl von Grimmbriefen selbst, die Stengel zu spät zur Verfügung gestellt wurden, um noch an richtiger Stelle eingeschaltet werden zu können. Dem Herausgeber der hübsch ausgestatteten (leider nicht gehefteten) Bände gebührt für die schöne, die verschiedenartigsten Interessen befriedigende Sammlung und den Eifer, mit welchem er auf einem ihm fernliegenden Gebiete erklärendes Material in den Anmerkungen zusammenzustellen suchte, der warme Dank aller derjenigen, die Teilnahme und Verständnis besitzen für die herrliche Erscheinung des einzigen, unvergleichlichen Brüderpaares.

Max Koch.

Literatur.

Einer von unsern Bismarcks. Roman von Fürst W. Mestscherski. Aus dem Russischen von G. Keuchel. Berlin, Deubner, 1886.

Die russische Literatur ist jetzt vorwiegend satirisch: die Gährung des ganzen nationalen Lebens, die Unzufriedenheit mit allen Zuständen, das Bedürfnis nach Reformen in allen Richtungen gelangen in ihr zum Ausdruck. Auch dieser uns neu vermittelte Roman hat einen eminent satirischen Charakter. Während aber Turgenjew, Gontscharow, Dostojewsky, vollends Tolstoi in die Tiefen der Volksseele tauchen, diesen Volkscharakter darstellen und dabei, obgleich satirisch, immer noch ihren Werken einen großen poetischen Gehalt verleihen, tritt bei Fürst Mestscherski, ein so genauer Kenner des Volkes er auch zu sein scheint und so wirksam sich auch seine flotte, leicht hingeworfene Skizze erweist, die sogenannte Gesellschaft in den Vordergrund und die Poesie hinter die Satire stark zurück. In dem vorliegenden Romane hat er das politische Strebertum aufs Korn genommen, und obwohl der Autor selbst dem hohen Adel angehört, so läßt er gerade auf die heimische Aristokratie die wuchtigsten Keulenschläge seines Hohnes fallen. Der Strebertypus, der im Mittelpunkte dieses politischen Sittengemäldes steht, ist Graf Iwan Alexandrowitsch Obedjäsinow. Eine oberflächliche Erziehung in einer Militärbildungsanstalt, eine im Salon erworbene höhere Offiziersstellung, ein paar Jahre leichtfertigen Lebens in Paris, intime Beziehungen zu den stellenverleihenden Petersburger Kreisen: dies hält der Graf für genügend, einen wichtigen Gouverneurposten, die oberste Leitung der politischen Verwaltung einer Provinz zu übernehmen. Er verkörpert, nach der Absicht des Autors, im Grunde nur seine ganze Gattung; denn in der That sind — nach Mestscherski — alle Gouverneurs und die Leiter der meisten obersten Behörden von diesem Schlage; sie repräsentiren nur, die eigentliche Arbeit und That fällt ihrem „Kanzleidirektor" zu, einem Bürgerlichen natürlich, der sich durch Fleiß und Talent emporgearbeitet hat. Das erste, was der Graf nach seiner Ernennung thut, ist daher auch — abgesehen von der eiligen Anschaffung sämtlicher Werke, welche die Politik, Geschichte, Landwirtschaft, Statistik ꝛc. Rußlands behandeln — die Anstellung eines tüchtigen Kanzleidirektors. Aber der ehrliche Mann kann es im Dienste des Grafen nicht lange aushalten. Seit Sedan schwärmt der Graf für Bismarck, wie er vorher für Napoleon III. geschwärmt hat Er meint, mit dem Einzelnen der politischen Geschäfte brauche er sich nicht abzugeben, er will nur immer so ein beiläufiges Resümee des Akteneinlaufs haben, und glaubt, er habe nur so im allgemeinen die Leitung zu führen, und da wäre ein rechter strammer Wille allein schon ausreichend, damit allein werde er schon die Literaten, die Sozialisten, die Nihilisten, kurz ces rouges là, die er auch dort wittert, wo keine sind, zu Paaren treiben, mit rechter Energie werde er, worauf es allein ankommt, die Regierungsgewalt schon stärken — ganz à la Bismarck. Dabei ist das Komische einmal, daß der gute Graf von seinem deutschen Ideale immer in französischen Phrasen schwärmt, und sodann, daß er bei seiner Eitelkeit und bodenlosen Unwissenheit sich von den ersten besten Schurken nasführen läßt. Man kann sich nun denken, wie seine Regierung der Provinz anschlägt. Er, der kein Gesetz über sich anerkennt, inaugurirt

die Herrschaft der Willkür, der Bestechlichkeit, der Korruption überall. Die ehrlichen Leute ziehen sich von ihm zurück, die Speichellecker bekommen die Macht. In dem Gefühle seiner Souveränität scheut er auch nicht den Skandal, indem er stadtkundig mit einer verheirateten Frau — auch einer Streberin — im Konkubinat lebt. Seine größte politische That ist, daß er gleich bei seinem Regierungsantritte rückständige Steuern von den Bauern in einer Weise eintreiben läßt, daß ganze Dörfer darüber zu Grunde gehen; auch gelegentlich sich selbst auf Kosten des Landes zu bereichern, vergißt der ehrenwerte Graf nicht. Nur eins fürchtet er: die Oeffentlichkeit der Presse. Darum respektirt er auch das Briefgeheimnis nicht. Aber schließlich wird er auch dieses Lebens in der Provinz satt; ist er doch gleich von vornherein mit keinem andern Gedanken hingegangen, als von dort längstens nach zwei Jahren wieder in das geliebte Petersburg zurückzukehren, um eine höhere Stellung einzunehmen und Karriere zu machen. Aber in Petersburg muß er erfahren, daß beim Ministerium eine Unzahl von Klagen gegen seine Regierung eingelaufen sind — Verleumdungen natürlich, die er nicht einmal der Erwiederung für wert hält. Er kehrt also nicht wieder in die Provinz zurück, obgleich er dort jene Frau mit zwei Kindern hinterlassen hat; diese wird mit Geld abgefertigt. Auf die Nachricht von dem Rücktritte des Grafen fallen sich die Provinzialen auf offener Straße jubelnd in die Arme. Allein der Neffe eines fürstlichen Generaladjutanten und vielfachen Millionärs hat noch lange nicht ausgespielt. Protektion verschafft ihm eine andre hohe Anstellung, in der natürlich wieder nicht er, sondern ein Kanzleidirektor die eigentliche Arbeit zu verrichten hat. Aber da er auch diesem gegenüber Bismarck spielen will und durch seine Frechheit das ganze Departement zur Demission veranlaßt, so muß er — krankheitshalber — ins Ausland verreisen, denn die Zeitungen haben schon über sein Auftreten zu sprechen begonnen.

Dies ist ungefähr der Inhalt des erwähnten Buches, welches einen tiefen Einblick in die russischen Zustände gewährt. Man hat bei all seinem Streben nach künstlerischer Objektivität stets das Gefühl, daß man es mit einem Satiriker zu thun hat, dem bei seinem bittern Spotte das Herz über die Schäden des Vaterlandes blutet; zuweilen macht er sich auch, aber nie pathetisch-sentimental, unmittelbar Luft. Dem deutschen Geiste aber konnte keine größere Huldigung dargebracht werden als dadurch, daß er zur idealen Folie für ein solches Bild benutzt wurde.

Zur Beachtung.

Mit dem vorliegenden Hefte beginnt diese Zeitschrift das 2. Quartal ihres 45. Jahrganges, welches durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen ist.

Preis für das Quartal 9 Mark. Wir bitten um schleunige Aufgabe des neuen Abonnements.

Leipzig, im April 1880. **Die Verlagshandlung.**

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.

Grenzboten
15

Die deutſchen Schulen in Ungarn.

Als Fürſt Bismarck in der berühmten Rede vom 28. Januar d. J. ſagte, die Deutſchen gäben in Ungarn ihren Beſitzſtand auf, da beeilte ſich ſofort der „Peſter Lloyd," das deutſche offiziöſe Organ der ungariſchen Regierung, beſtimmt, da es in der verſtändlichen deutſchen Sprache geſchrieben iſt, Deutſchland über die magyariſche Politik zu täuſchen, dieſer Behauptung des Reichskanzlers entgegenzuhalten (Nr. 30 vom 30. Januar), daß die Deutſchen in Ungarn in ihrem Beſitzſtand nicht zurückgingen: „Es giebt nach der letzten Volkszählung in Ungarn nicht ein Komitat, wo ſich nicht Deutſche vorfänden, und in einzelnen Komitaten erhebt ſich ihre Zahl bis zu 70 Prozent der Geſamtbevölkerung. Sie haben ihre alten Sitze behalten und ihren alten Beſitz, wie ihre alten politiſchen Tugenden. Stets haben ſie ein landestreues und verläßliches, ſelbſtbewußtes und freiheitlich geſinntes Element der Bevölkerung Ungarns abgegeben, und ſo iſt es auch heute der Fall. Wir wüßten fürwahr keine Veranlaſſung, um derentwillen ſich die Deutſchen irgend unbehaglich fühlen ſollten auf dieſem ungariſchen Boden, wo kein Miniſter es wagen würde, mit einer Verſammlung von 300 unbeſcholtenen deutſchen Kleinbauern in der Art zu ſprechen, wie Fürſt Bismarck mit dem preußiſchen Landtage und mit dem deutſchen Reichstage ſpricht."

Es iſt in der That rührend, wie der „Peſter Lloyd" ſich hier plötzlich der Deutſchen annimmt. Wenn er keine Urſachen weiß, warum ſich die Deutſchen in Ungarn nicht wohl fühlen ſollen, in Deutſchland kennt man ſie: man kennt die unerhörten Magyariſirungsanläufe, die Mißhandlungen durch eine ungariſche Verwaltung, die es ermöglicht, daß freie Bauern von Beamten an den — Juden verpachtet werden zur Straßenarbeit, die Beſtechlichkeit der Richter, ſodaß der Juſtizminiſter ſoeben gegen den Strafſenat des Peſter Gerichtshofes

eine Untersuchung eingeleitet hat, den Sprachenzwang, der mit dem Gesetz und gegen dasselbe in Verwaltung und Gericht platzgegriffen hat u. s. w. Insbesondre ist jene Erinnerung an 300 unbescholtene deutsche Kleinbauern durchaus unpassend. Denn sie ruft aller Welt sofort ins Gedächtnis, daß im vorigen Jahre die Banater Schwaben einen landwirtschaftlichen Verein gründen wollten, und daß ihnen dies ganz ohne Grund nicht gestattet wurde. Und als mehr als 300 derselben eine Deputation ans Ministerium nach Pest schickten, ließ man sie garnicht vor!

Die Zeit ist vorüber, wo die Welt sich durch magyarische Freiheitsphrasen blenden ließ. Hier soll im Augenblicke nicht die ganze Unwahrheit des ungarischen „Staates" aufgedeckt werden; wir begnügen uns, ohne viel Worte darüber zu machen, eine ungeschminkte Darstellung der deutschen Schulverhältnisse in Ungarn zu geben. Das Ergebnis wird auch hier deutlich zeigen, inwieweit der Reichskanzler recht hatte zu sagen: die Deutschen geben ihren Besitzstand auf, d. h. sie werden darin durch die ungarische Staatsgewalt immer mehr geschädigt, sei es durch offnen Angriff, sei es durch bewußte Vernachlässigung ihrer nationalen Interessen.

Es ist stets ein Fest für den ungarischen Reichstag und die Regierung, wenn der jährlich erscheinende Bericht über das Unterrichtswesen wieder einen Rückgang der deutschen Schulen in Ungarn feststellt; auch der „Pester Lloyd" hat nie die jährlich sich bietende Gelegenheit ergriffen, gegen diesen Rückgang, den er selbst stets freudig begrüßte, irgend ein verurteilendes Wort zu sprechen.

Im Jahre 1869 gab es in Ungarn und Siebenbürgen 1232 deutsche Schulen, im Jahre 1880 867. Es hat sich also in elf Jahren die Zahl der deutschen Schulen um 365 vermindert. Seitdem hat die Abnahme nicht stillgestanden. Im Jahre 1883 zählte der Minister in seinem Bericht nur noch 690 deutsche Schulen, und Ende 1884 nur noch 676! Also fast die Hälfte der deutschen Schulen ist in fünfzehn Jahren „ungarischer Freiheit" zu Grunde gegangen!

Dieser Verlust wird aber noch bedeutender, wenn wir erwägen, daß dazu noch die Aufhebung der deutschen Gymnasien kommt, deren es heute im engern Ungarn kein einziges mehr giebt, wie auch seit 1883 der deutsche Parallelkursus an der Ung.-Altenburger landwirtschaftlichen Akademie aufgehoben ist. Auch das vermehrt die Verluste, daß die eingegangenen deutschen Schulen sich bloß im engern Ungarn befinden, da Siebenbürgen an denselben — es soll später berührt werden, warum — keinen Anteil hat. Zieht man also die in Siebenbürgen bestehenden deutschen Schulen ab von den ungarländischen, so bleiben für die im engern Ungarn wohnenden etwa anderthalb Millionen Deutschen etwas mehr als 400 Schulen, in denen deutsch unterrichtet wird. Das ist verzweifelt wenig. Noch viel bedenklicher wird das im einzelnen. Im Jahre 1832 war die Unterrichtssprache in allen Schulen Ofen-Pests die deutsche; im Jahre 1843 gab es unter neun Volksschulen bloß zwei magyarische; im Jahre 1882 aber

konnte der Unterrichtsminister Trefort in seinem Bericht schreiben: „Die vierzehn Schulen mit magyarischer Unterrichtssprache haben sich bis auf 133 vermehrt; die im Jahre 1869 noch vorhandnen zwei Schulen mit deutscher Unterrichtssprache sind vollständig eingegangen, und die Zahl der magyarisch-deutschen ist von 28 auf sechs herabgesunken. Auf diesem Gebiete hat das Munizipium der Hauptstadt ein Resultat erreicht, das den Dank der Nation mit Recht verdient." Im Pester Komitat ist bei mehr als 12,000 schulbesuchenden deutschen Kindern eine einzige rein deutsche Volksschule, im Temescher Landkreise besteht für 22,949 deutsche Kinder keine einzige deutsche Schule; dasselbe ist der Fall im Vesprimer Landkreise mit über 6000, im Stuhlweißenburger mit über 3000, im Abaujer und Gömörer mit über je 1000 deutschen Schulkindern der Fall.

Aber selbst den noch vorhandnen deutschen Volksschulen ist die Axt an die Wurzel gelegt. Denn die Hauptsache für die Schule ist doch der Lehrer. Es giebt aber in Ungarn (wieder ohne Siebenbürgen) keine einzige deutsche Volksschullehrerbildungsanstalt. Nun mag man sich vorstellen, was für ein deutscher Unterricht das sein kann, den ein Lehrer erteilt, welcher, wenn er im besten Falle eine deutsche Volksschule besucht hat, dann nichts Deutsches weiter für seine Bildung erhalten hat, bis er selber deutsch unterrichten sollte! Ein einziger Blick in die im Banat erscheinende „Neue ungarische Schulzeitung" zeigt die ganze Trostlosigkeit. Die Zeitung hat das rühmenswerte Bestreben, für die deutsche Schule einzutreten, aber die wenigsten, die hinein schreiben, können ein fehlerloses Deutsch schreiben! Unter solchen Umständen läßt es sich nicht leugnen, daß Fürst Bismarcks Wort vom Verluste des deutschen Besitzstandes, auf die Schulen in Ungarn angewendet, seine unanfechtbare Wahrheit hat.

In Siebenbürgen kann man von einem Rückgange der deutschen Schulen, wenn man bloß die Zahl ins Auge faßt, nicht reden. Die Ursache liegt darin, daß da die Schule seit uralter Zeit mit der Kirche in Verbindung steht, sie von ihr erhalten und beschützt wird. Die evangelische Landeskirche Augsburgischen Bekenntnisses in Siebenbürgen, die im wesentlichen zusammenfällt mit dem sächsischen Volke in Siebenbürgen, erhält sämtliche deutsche Schulen Siebenbürgens, d. h. die Einzelgemeinde erhält überall die Volksschule, und wo sie nicht allein imstande ist, das zu thun, tritt die Gesamtkirche helfend ein. Sie hat noch keine einzige deutsche Dorfschule preisgegeben, und diesem Zusammenhange allein ist es zu verdanken, daß ein Verlust noch nicht zu verzeichnen ist.

Umso größer aber ist die innere Bedrückung dieser noch vorhandnen deutschen Schulen. Mit Gesetzen und Verordnungen, und wo diese nicht auszureichen scheinen, gegen diese Gesetze, wird gegen sie vorgegangen, wie das Gesetz auch auf andern Gebieten in Ungarn dazu da ist, daß man es in allen den Fällen übertritt, wo es den nichtmagyarischen Nationalitäten Schutz gewährt. So lautet § 17 des 44. Gesetzartikels von 1868 wörtlich: „Nachdem(!) der Erfolg des öffentlichen Unterrichts aus dem Gesichtspunkte der allgemeinen Bildung

und des öffentlichen Wohles das höchste Ziel des Staates ist, so ist der Minister für öffentlichen Unterricht verpflichtet, in den Staatslehranstalten möglichst dafür zu sorgen, daß die Bürger einer jeden Nationalität des Landes, wenn sie in größern Massen zusammenleben, in der Nähe der von ihnen bewohnten Gegend sich in ihrer Muttersprache bilden können bis dahin, wo die höhere akademische Bildung beginnt." Wie dies gehalten wird, das beweisen auch die oben mitgeteilten Zahlen.

Die Bedrückung der deutschen Schulen in Ungarn stützt sich aber vor allem auf den 18. Gesetzartikel von 1879 „über den Unterricht der magyarischen Sprache in den Volksunterrichtslehranstalten." An seine Spitze stellt das Gesetz eine Unwahrheit: „Damit jedem Staatsbürger Gelegenheit zur Aneignung der magyarischen Sprache als der Staatssprache geboten werde," verfügt es folgenden Zwang: Jeder Volksschullehrer, der von 1872 an bis 1881 ein Seminar durchgemacht hat, muß binnen vier Jahren, sowie jeder, der es von 1882 an durchmacht, die magyarische Sprache sich so angeeignet haben, daß er sie „in Wort und Schrift" beherrscht, und seit dem 30. Juni 1882 darf niemand angestellt werden, der diese Forderung nicht erfüllt. Der staatliche Schulinspektor hat die Zeugnisse der aus nichtmagyarischen Lehranstalten austretenden Schullehrerkandidaten zu unterschreiben. In sämtlichen Volksschulen wird die magyarische Sprache als Zwangsunterrichtsgegenstand gelehrt.

Es war nur natürlich, wenn gegen dieses Gesetz alle nichtmagyarischen Völker Ungarns — und das sind zwei Drittel der Gesamtbewohner — sich entschieden wehrten. Von den Magyaren hatte ein einziger, Mocsary, den Mut, seine Überzeugung dahin auszusprechen, daß es unwahr sei, zu behaupten, das Gesetz bezwecke die Förderung der Kultur: „Ich muß es aussprechen, daß ich einen solchen Mangel an Aufrichtigkeit weder der magyarischen Rasse noch des Staates würdig halte. Denn es ist uns allen sehr wohl bekannt, daß wir unter der Ausbreitung der magyarischen Sprache nichts andres verstehen als die thunlichste Beseitigung des großen Übelstandes, daß nämlich jene fünfzehn Millionen Menschen, die dieses Vaterland bewohnen, nicht sämtlich ihrem Urstamm nach Magyaren sind."

Genug, das Gesetz wurde angenommen. Es muß dabei besonders betont werden, und der Motivenbericht sagt es ausdrücklich: „daß es nie die Absicht des Staates oder der Gesetzgebung war und auch jetzt nicht ist, die Nationalitäten ihrer eignen Muttersprache zu berauben oder auch nur darin einzuschränken. Die anderssprachigen(!) Staatsbürger dazu zu zwingen, daß sie außer ihrer Muttersprache auch noch die Staatssprache sich aneigneten, wäre ein zweckloses Bestreben. Aber jedermann die Möglichkeit zu bieten, daß er dieselbe schon im Kindesalter sich aneigne, ist eine solche(!) Wohlthat, wofür(!) dem Staate nur Dank gezollt werden kann." Man sieht die Gleißnerei! Die Möglichkeit soll

geboten werden, der Zwang wird geleugnet in dem Motivenberichte zu demselben Gesetze, das den schwersten Zwang verhängt!

Aber ärger war noch, was nachkam. Kaum war das Gesetz geschaffen, so erließ der Minister unter dem 29. Juni 1879 einen „Lehrplan für die Volksschulen mit nichtmagyarischer Unterrichtssprache," der dem ganzen Gesetze sofort eine andre Deutung und Bedeutung gab. Es ist das überhaupt in Ungarn etwas ganz Gewöhnliches, daß die Verordnungen den Gesetzen schnurstracks entgegenstehen. Das Gesetz ist Schein, die Ausführung enthält erst die wahren Gedanken. Der achtunddreißigste Gesetzartikel von 1868 giebt (§ 11) den Konfessionen das Recht, Schulen zu errichten und das Lehrsystem festzustellen; es ist eine der Grundbestimmungen, durch welche auch die nationale Bildung gewährleistet ist, da nationale Schulen in Ungarn bloß von den Konfessionen erhalten werden. Im Handumdrehen wird also — ohne daß man es ausdrücklich sagt — eine solche grundlegende gesetzliche Anordnung abgeschafft. Jener Lehrplan vom 29. Juni bestimmt wörtlich: „Als Mittelpunkt des Elementarunterrichts dient die Muttersprache, mit welcher in Verbindung die magyarische Sprache gelehrt werden muß.... Sowohl in dem Unterrichte der Muttersprache als der in Verbindung mit dieser zu lehrenden magyarischen Sprache müssen die Schüler in solcher Art geleitet werden, daß das Kind in denselben sowohl seine eignen Gedanken als auch seine im Wege der Anleitung erworbenen Kenntnisse deutlich ausdrücken" u. s. s. kann. Wenige Stunden ausgenommen sollen Muttersprache und magyarische Sprache sofort kombinirt, gleichzeitig und gleichmäßig getrieben werden, wie denn für beide Sprachen dasselbe Ziel festgesetzt ist.

So hatte denn das Gesetz, das die Aufnahme des Magyarischen unter die Zwangslehrgegenstände anordnete, eine überraschende Auslegung gefunden. Alle Vorstellungen dagegen haben natürlich nichts gefruchtet. Und die Folgen? Die „Neue ungarische Schulzeitung" schildert sie (Nr. 14 vom 2. April 1885) traurig: „Der Erfolg ist, daß Kinder nichtmagyarischen Stammes, welche eine Schule mit gemischter Sprache bis zum vollendeten zwölften Lebensjahre besucht haben, nicht in einer einzigen Sprache erklecklich lesen, noch viel weniger schreiben können, ja im Erkennen und Benennen der Buchstaben noch Schwierigkeiten finden, das aus den Schulbüchern gelesene nicht verstehen, einfach erweiterte Sätze nicht fehlerlos auszusprechen imstande sind, ja nicht einmal den Artikel ihrer Muttersprache richtig gebrauchen können und die magyarische Sprache noch unvollkommener als ihre Muttersprache sprechen." In der That: Solitudinem faciunt, pacem appellant.

Aber die eine Ungerechtigkeit gebiert sofort eine zweite. Es mußte nun von selbst die Frage entstehen: Wie soll der Unterricht in den vielen Schulen erteilt werden, wo die Lehrer nicht magyarisch können? Das Gesetz giebt sichere Antwort; § 4 des achtzehnten Gesetzartikels von 1879 sagt: „Bis dahin

jedoch, als(!) zum Unterricht in der magyarischen Sprache taugliche Lehrer in hinreichender Zahl vorhanden sind, kann diese Vorschrift des Gesetzes nur stufenweise durchgeführt werden. In jenen(!) Schulen, bei denen ein befähigter Lehrer nicht angestellt ist, hat dieser Unterricht sofort zu beginnen, sobald ein tauglicher Lehrer in Verwendung kommt.(!)" Das heißt doch unzweifelhaft: Solange die vor 1872 angestellten Lehrer, die nach dem Gesetze zur Kenntnis des Magyarischen nicht verpflichtet sind, und thatsächlich die Befähigung zu diesem Unterrichte nicht haben, angestellt sind, soll das Magyarische nicht gelehrt werden. Da trat nun wieder die allzeit bereite Verordnung ein, die sich durch das Gesetz nicht beirren läßt. Im Juni 1885 verordnete der Unterrichtsminister Trefort, daß in allen den Schulen, wo des Magyarischen unkundige Lehrer angestellt seien, Hilfslehrer für die magyarische Sprache anzustellen seien. Ein gesetzlicher Grund hierfür fehlte gänzlich. Darum und weil es vom pädagogischen Standpunkte aus geradezu unausführbar ist, erhob die evangelische Landeskirche Augsburgischen Bekenntnisses in Siebenbürgen, deren deutsche Schulen am tiefsten getroffen werden, dagegen Einspruch. Die Sache schien auf dem besten Wege zur Beilegung; der Minister erledigte die Eingabe der evangelischen Landeskirche dahin, daß — er kennt doch die Bedürftigkeit der sächsischen Kirchengemeinden, die ihre Schulen aus eignen Mitteln, durch Umlage erhalten — die Hilfslehrer bloß in denjenigen Gemeinden angestellt werden sollen, die zur Bezahlung derselben das Vermögen haben, in den andern also von deren Anstellung abgesehen werden dürfe. Aber zu derselben Zeit — es klingt unglaublich — läßt D. Banffy, der extremste Heißsporn des Ultramagyarismus, Obergespan des Bistritz-Naßoder Komitats, in welchem unter einer Bevölkerung von 23 113 Deutschen und 62 048 Rumänen sich auch — 3540 Magyaren befinden, den Verwaltungsausschuß des Komitats, welchem hierfür jede gesetzliche Kompetenz fehlt, eine fünfprozentige Steuer auf alle diejenigen Gemeinden legen, welche Lehrer haben, die vor 1872 angestellt und der magyarischen Sprache nicht mächtig sind, um mit diesen Mitteln die „Hilfslehrer" zu erzwingen. Ja wer regiert denn in dem Lande? Und was will der ganze Sturm? Als 1851 unter Napoleon in Lothringen den deutschen Schulen das Lesen auch in französischer Sprache und abwechselnd deutsche und französische Diktate befohlen wurden, als das Reglement vom 30. Januar und 30. Juni 1869 für die Elementarschulen im untern Elsaß anordnete, daß auch die Elemente der französischen Sprache unterrichtet werden sollten, da war es auf eine Entnationalisirung jener Schulen und der Deutschen dort abgesehen. Dasselbe geschieht in Ungarn auf Grund eines Gesetzes, dessen Motivenbericht sagt: „Es ist nicht die Absicht des Staates oder der Gesetzgebung, die Nationalitäten ihrer Sprache zu berauben oder sie auch nur darin einzuschränken." Weiter kann die offizielle Unwahrheit doch nicht getrieben werden.

Zu derselben Zeit aber hat der Angriff auf die deutschen Schulen auch

von einer andern Seite begonnen. Der oben schon berührte § 11 des 38. Gesetzartikels von 1868 läßt den „Konfessionen" das alte Recht, über das „Lehrsystem" in ihren Schulen zu verfügen; die zu Recht bestehenden siebenbürgischen Religionsgesetze gewährleisten den siebenbürgischen Konfessionen dieses Recht noch ganz besonders. So hat denn die evangelische Landeskirche Augsburgischen Bekenntnisses in Siebenbürgen die Schulpflicht ihrer Angehörigen auf acht Jahre für die Mädchen, auf neun für die Knaben festgestellt. Es ist bezeichnend, in welcher Weise nun hier der Kampf aufgenommen wird. Der Obergespan, wieder der von Bistritz, B. Banffy, hält sich durch jene Bestimmung des Gesetzes nicht gebunden und wendet die vom Gesetz für Staats- und Gemeindeschulen gegebne Vorschrift, die für diese bloß eine sechsjährige Alltagsschule festsetzt, auch auf die evangelisch-sächsische an, indem er verfügt, daß auch die evangelischen Schulkinder zum Besuche ihrer evangelischen Schule über das sechste Schuljahr, d. i. das zwölfte ihres Lebens, nicht verpflichtet seien und eine Strafe für ungerechtfertigte Versäumnisse nicht auferlegt werden dürfe.

Der Zweck dieser Maßregel liegt auf der Hand: auf diesem Umwege soll die längere Schulpflicht der Deutschen, deren Bildungsziel so wie so durch Einführung des magyarischen Unterrichts herabgedrückt worden ist, unmöglich gemacht, ihre Bildung noch mehr gemindert und sie selbst damit weniger widerstandsfähig gegen die Magyarisirung gemacht werden. Vor zweihundert Jahren stellten die Jesuiten in Ungarn einen ähnlichen Grundsatz auf, nur einem andern Ziel zuliebe: erst machen wir sie ungebildet, dann zu Magyaren. Daß unter solchen Umständen der „Besitzstand der Deutschen" in Ungarn auf das schwerste gefährdet und in dem eigentlichen Ungarn in der That auf dem Gebiete des Unterrichts und der Erziehung traurig zurückgegangen, in Siebenbürgen auf das schwerste bedroht ist, ist unzweifelhaft.

Natürlich haben auch die Gymnasien unter diesem System zu leiden. Für sie ist maßgebend der dreißigste Gesetzartikel von 1883 des sogenannten Mittelschulgesetzes. Es hat insbesondre die sächsischen Gymnasien in Siebenbürgen, und das sind die einzigen deutschen in Ungarn, schwer geschädigt, unter anderm dadurch, daß das Griechische in jenen Gymnasien nur in den vier letzten Klassen, statt wie früher in sechs Klassen Unterrichtsgegenstand ist, eine tiefe Scheidung vom Lehrsystem der deutschen Gymnasien. Insbesondre wird die Zukunft dieser Anstalten dadurch schwer bedroht, daß alle Lehramtskandidaten, auch die sich bloß an deutschen Gymnasien wollen anstellen lassen, die Lehramtsprüfung vor magyarisch-staatlichen Kommissionen ablegen müssen, statt vor der Kommission der eignen Landeskirche, die jene Anstalten erhält und die jenes Recht nach dem geltenden Kirchenstaatsrecht Siebenbürgens stets ausgeübt hat, nicht zum Schaden der Bildung und des Landes. Vom Jahre 1893 an darf diese Prüfung nur in magyarischer Sprache abgelegt werden, wie auch bis dahin von jedem Kandidaten ein großes Maß magyarischer Sprach- und Literaturkenntnis verlangt wird. Das

alles ist geradezu wie gerichtet auf eine Verkürzung des Besuchs deutscher Hochschulen für die Nichtmagyaren.

Dazu kommt auch hier, daß schon der Anfang gemacht worden ist, über das Gesetz hinauszugehen. Es ist z. B. darin keine Rede von einem Kollegienzwang; er wurde in der Debatte des Reichstages seinerzeit vielmehr geleugnet. Jetzt beginnen aber die Prüfungskommissionen einzelne Kandidaten nicht zuzulassen, weil diese nicht alle Vorlesungen gehört hatten, die nach ihrer Ansicht hätten gehört werden sollen.

Vor allem aber trat auch dieses Gesetz mit einer Unwahrheit ins Leben. Es behauptete, den Konfessionen von ihrer gesetzlich gewährleisteten Freiheit in Bezug auf die Einrichtung von Schulen nichts zu nehmen, während es sie thatsächlich nahezu vernichtet. Dabei muß wieder betont werden, daß in Ungarn bloß von den Kirchen nichtmagyarische Gymnasien erhalten werden, da der Staat gegen das Gesetz keine deutschen Anstalten errichtet. So kommt es, daß die gesamte Intelligenz der Deutschen in Ungarn, z. B. in Pest, im Banat, nur durch magyarische Mittelschulen geht. Hochschulen giebt es auch bloß magyarische im Lande; da läßt sich denken, wie schwer es dem jungen Manne deutscher Nation werden muß, auf solchem Bildungsgang deutsches Fühlen und Empfinden, die Wertschätzung deutscher Lebensideale zu bewahren, wiewohl diese zur Treue gegen den ungarischen Staat in keinem Gegensatze stehen, vielmehr die aus solchen Wurzeln erwachsene Arbeit Jahrhunderte lang einer der ersten Träger aller Kultur in Ungarn gewesen ist und geradezu den Staat mit hat gründen helfen.

In demselben Sinne wie gegen die deutschen Volksschulen geht die Regierung endlich auch gegen die deutschen Gewerbeschulen vor. Noch ehe nach dem neuen Gewerbegesetze die Gewerbelehrlingsschulen überall anbefohlen wurden, hatte die sächsische Nationsuniversität (d. i. die frühere politische Vertretung des Sachsenlandes) Unterstützungen an Geld bewilligt, daß in den einzelnen sächsischen Orten derartige Schulen begründet werden knonten. Bezüglich der unmittelbaren Aufsicht bestehen zwischen der Universität und den einzelnen Orten, die zur Erhaltung jener Schulen selber noch namhafte Zuschüsse geben, Vereinbarungen. Auf Grund derselben sind überall Schulkommissionen eingesetzt, welche von den betreffenden Ortsvertretungen (Kommunitäten) gewählt werden. Die Durchführungsverordnung des Ministers vom 23. Juli 1884 wurde überall genau eingehalten. Da machte, gegen alle gesetzlichen Bestimmungen, an den einzelnen Orten die Regierung die Forderung geltend, in den einzelnen Gewerbeschulkommissionen zwei Vertreter zu haben. In Schäßburg sollte sie der Obergespan, in Hermannstadt der Schulinspektor dem Minister vorschlagen, während sonst bei andern Gewerbeschulkommissionen, selbst solcher Schulen, die eine staatliche Unterstützung genießen, der Staat keine Vertreter hat, so nicht in den magyarischen Städten Vasarhely, Szentes, Bekes-Csaba u. a. Die sächsische Universität wies auf den Rechtsstandpunkt hin — der Minister entschied unter

dem 13. November 1885 gegen das Gesetz, gegen die von ihm selbst genehmigte Organisation, daß die Universität nicht kompetent sei, über diese Frage zu sprechen, und so wurden alle jene ungesetzlichen Vorgänge aufrecht erhalten. Was der Obergespan Banffy in Bistritz in dieser Angelegenheit gethan hat, kann hier im einzelnen, da es zu weit führen würde, nicht auseinandergesetzt werden. Eine durch die Akten belegte Darstellung der unglaublichen Vorgänge hat das Siebenbürger Deutsche Tageblatt Nr. 3578 vom 19. September 1885 gebracht. In jedem zivilisirten Staate würde man einen solchen Beamten disziplinarisch behandeln; B. Banffy geht frei aus. Derselbe Banffy verlangte der von der sächsischen Universität gegründeten Bistritzer Ackerbauschule gegenüber ähnliche ungesetzliche Beeinflussung, kassirte die Anstellung eines Gärtners, da dieser nicht magyarisch könne, und die Verwaltung des Schulfonds wurde den Eigentümern genommen und der Komitatskasse zugewiesen. Und solchen Übergriffen der Verwaltung ist der deutsche Mann, die deutsche Gemeinde, das deutsche Vermögen schutzlos preisgegeben!

Diese Untreue in nahezu allen Fragen, diese Mißachtung des Rechtes und der Gesetze hat das Ansehen des ungarischen Staates in seiner eignen Mitte tief zerstört. Gerade die chauvinistischesten Vertreter des magyarischen Staatsgedankens führen darüber die heftigste Klage: der ungarische Staat erscheine in Verwaltung und Rechtspflege und Steuerforderung und auf allen andern Gebieten des staatlichen Lebens in seinen Behörden derart, daß niemand Achtung vor ihm und Vertrauen zu ihm haben könne. Gerade diese Tieferblickenden sind auch mit dem plumpen Vorgehen unzufrieden, mit dem der magyarische Chauvinismus gegen Slawen und Rumänen losstürmt. Welche Flut von Verdächtigungen und Mißhandlungen und Ungerechtigkeiten z. B. gegen die Slowaken losgelassen worden ist, das lehren die magyarischen Zeitungen täglich, und der deutsche Leser mag es aus den Mitteilungen des Korrespondenzblattes des Deutschen Schulvereins 1885 Nr. 4 ersehen.

Das sind Thatsachen, die sich nicht aus der Welt schaffen lassen. Und gegen all diese erdrückenden Anklagen, die das schwer heimgesuchte Deutschtum gegen sie erhebt, haben die Magyaren eine kahle Ausflucht: sie wollen ihre angebliche Liebe zum Deutschtum, mit der sie noch immer auch in gewissen Kreisen Deutschlands ihr Glück versuchen, beweisen durch den Hinweis auf den obligaten Unterricht in der deutschen Sprache, den sie an ihren Gymnasien (nicht Volksschulen) eingeführt haben. Auch diese Ausflucht — so fadenscheinig sie an sich ist, denn das kann doch nimmermehr die Mißhandlung der deutschen Schulen beschönigen — leidet an einer Unwahrheit: denn dieser Unterricht ist zu einem großen Teile bloß auf dem Papier. Die staatlichen Schulinspektoren selbst berichteten über diesen Unterricht: in Ödenburg, einer durchaus deutschen Stadt, sei er „nur bei großer Nachsicht einigermaßen genügend"; in Ofen-Pest war die Unkenntnis in der deutschen Sprache „wahrhaft überraschend," „es zeigen sich

auf Schritt und Tritt die Wirkungen der Vernachlässigung der modernen Sprachen, insbesondre des nachlässigen Unterrichts in der deutschen Sprache.“ „Ähnlich skandalös wie im Lateinischen — berichtet der Kommissär von Debreczin und Hodmezö-Vasarhely — war die Unbewandertheit auch in der deutschen Sprache. Es scheint, als verfolge die öffentliche Meinung diese am meisten.“

Die Folgen von alledem lassen nicht auf sich warten. Als Rückschlag gegen die Magyarisirung entsteht eine solche Fülle von Erbitterung in den nichtmagyarischen Nationalitäten, daß ein friedliches Zusammenleben, ein einträchtiges Zusammenarbeiten für gemeinsames Wohl, für die Segnungen der Bildung und Gesittung sich beinahe in keinem Teil Ungarns mehr findet. Dahin hat der neue Staatsgrundsatz geführt, daß man sich immer mehr entfernt hat von den alten Grundlagen des ungarischen Staates, dem auch Deak noch seiner Zeit Ausdruck gegeben hat: den andern Nationalitäten in Ungarn die Verhältnisse lieb machen. Welch ein erschütterndes Bild hat gerade die Verwaltungsdebatte des ungarischen Reichstages kürzlich geboten: überall wittern die Magyaren Verschwörung, überall läßt sich die wachsende Unzufriedenheit nicht mehr leugnen. Aber statt umzukehren von der verfehlten Bahn der Unterdrückung, steifen sie sich auf das alte unheilvolle Wort: Oderint, dum metuant. Aber auch im alten Römerreiche hat das Wort zu keinem guten Ende geführt.

Unsre Kriegervereine.

Unter der Hand ist eine Sache groß und einflußreich geworden, die anfangs wenig beachtet wurde: die deutschen Kriegervereine. Sie bilden eine jener Nachwirkungen des deutsch-französischen Krieges, die wir heute noch als „Nebenwirkungen“ betrachten, die sich aber in Zukunft vielleicht als bedeutsam und tiefgreifend herausstellen werden, und sind überhaupt ein hochinteressantes Beispiel der Wege, welche eine in den Gemütern vor sich gehende Umstimmung oder ein Entstehen gewisser Gedankengänge annimmt, um diese neuen Ideen allmählich in weiten Kreisen eines Volkes zur Herrschaft zu bringen. Der Bastiat, welcher über die Vorgänge im Seelen- und Empfindungsleben der Menschen eine lesenswerte Schrift verfaßt von dem, „was man sieht und was man nicht sieht,“ ist noch nicht gefunden; aber daß sich gegenwärtig in unserm Volke Dinge vollziehen, die man „noch nicht sieht“ und die doch für ein künftiges Geschlecht von der höchsten Wichtigkeit sein werden, das unterliegt für uns so wenig einem Zweifel, als daß man

seiner Zeit den Kriegervereinen eine nicht zu verachtende Stelle unter diesen Dingen einräumen wird.

Wie lange ist es her, daß der Kriegsdienst gerade den besseren, achtbareren Klassen unsers Volkes oder wenigstens unsers Mittelstandes als etwas schimpfliches, bestenfalls doch als etwas mit solider bürgerlicher Gesinnung schlechterdings unverträgliches erschien! Auch glaube man nicht, die Freiheitskriege hätten dieser Anschauung ganz und gar ein Ende gemacht. Man bedenke wohl, daß, wie selbst Gervinus zugeben muß, in der Schmalzschen Auffassung dieser Kriege immerhin „zwar nur halb wahres, aber doch etwas halbwahres" liegt. Gewiß, der „Befehl des Königs" hatte einen sehr starken Einfluß auf die gewaltige Volkserhebung in den altpreußischen Landen, und dieser Befehl war (ob dies notwendig gewesen oder nicht, mag dahingestellt bleiben) von einer so schneidigen Schärfe, daß das Bewußtsein des außerordentlichen sich dem geringsten Manne schon hierdurch aufdrängen mußte. Damit hängt es aber auch zusammen, daß die preußische Erhebung in West- und Süddeutschland keineswegs auf das Verständnis und die begeisterungsvolle Zustimmung stieß, wie wir uns dies nachher wohl gern glauben machten. Die vielverherrlichte Lützowsche Freischaar ging, soweit sie nicht einen lediglich militärischen Charakter trug, nicht aus dem Volke, sondern aus der studirenden Jugend und gewissen, von ähnlichem Geiste durchwehten Kreisen hervor; der Übergang der Sachsen und Würtemberger hat seine Vorgeschichte und würde ohne die moralische Mißhandlung dieser Truppen durch die napoleonischen Generale und ihre vielfache Verwendung zu Kanonenfutter niemals stattgefunden haben; von eigentlichen „Volksbewegungen" außerhalb Preußens sind uns nur der wahrlich schon aus materiellen Gründen sehr erklärliche Aufstand der Hanseaten und außerdem einige Ausbrüche in den Städten des „Königreichs Westfalen" bekannt. Ja als der Sieg der Alliirten schon entschieden war, sah es doch mit dem opferfreudigen, auch die eigne Person einsetzenden Patriotismus in manchen Teilen Deutschlands noch sehr schlecht aus; 1815 erließ General von Hünerbein an seine im ehemaligen Großherzogtum Berg ausgehobene Brigade einen Tagesbefehl, welcher, unter Hinweis auf die zahllosen Desertionen, mit den Worten begann: „Die bergische Infanterie führt sich schändlich auf" und einer Pastorswitwe Erwähnung that, welche ihren Sohn brieflich aufgefordert hatte, doch auch zu desertiren. Dann kam die Friedenszeit, und während derselben sank in vielen und nicht den schlechtesten Teilen Deutschlands der Soldatenstand, selbst die Offiziere nicht ausgeschlossen, wieder in ziemliche Mißachtung. Das Jahr 1848 gestaltete diese Verhältnisse keineswegs besser, sondern fügte in weiten Kreisen einen neuen Stachel hinzu. Erst die Kriege der sechziger Jahre, daran anknüpfend die Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht auch im außerpreußischen Deutschland und vor allem der große Krieg haben eine durchgreifende Änderung zu Wege gebracht. Bis dahin wurde der Militärstand außerhalb Altpreußens nicht

als viel mehr denn als ein notwendiges Übel angesehen, und selbst in Altpreußen hatte die Pflege des militärischen Geistes vielfach etwas forcirtes. Der moderne und nationale Gedanke, der es als selbstverständlich hinnimmt, daß wir alles, was wir sind und haben, dem Vaterlande schuldig sind, und der in dem Militärdienste beides, eine Pflicht und eine Ehre, erblickt, ist ziemlich neuen Ursprunges, und seine allgemeine Geltung ist jedenfalls erst der allerneuesten Zeit zu verdanken; ja man gebe sich keinen Täuschungen darüber hin, daß es mit dieser Geltung heute noch in manchen Kreisen hapert, und daß sie in andern sehr auf die Oberfläche beschränkt geblieben ist. Der entscheidende Schritt ist gethan, das ist wahr; es ist dem Volke zum Bewußtsein gekommen, daß auch diese Last getragen werden muß, und zwar soweit möglich von jedem auf eignen Schultern, und daß, wenn es auch nicht als Schande angesehen werden darf, wegen körperlicher Unfähigkeit vom Militärdienste freigeblieben zu sein (weshalb ja auch das für die preußische Landwehr zuerst vorgeschlagene Motto „Wehrlos, ehrlos" mit Recht nicht beliebt und durch das billigere „Mit Gott für König und Vaterland" ersetzt wurde), doch die eigne Ableistung der Militärpflicht etwas rühmliches und schönes darstellt. Aber bei der Schwere der Lasten, welche für den Einzelnen und für die Gesamtheit mit dem Militärwesen verknüpft sind, erscheint es sehr wünschenswert, einen festen Punkt zu haben, von dem aus diese patriotischen Anschauungen stetig gepflegt und in voller Kraft erhalten werden können, und um dies bewerkstelligen zu helfen, hat das „Unbewußte" in uns unter anderm auch die Kriegervereine ins Leben gerufen.

Es ist wahr, daß die Militärdienstzeit allgemein aufgehört hat, eine Zeit des Schreckens und Grausens für unsre Jugend zu sein, wie sie dies noch bis in dieses Jahrhundert hinein in großem Umfange war. Die schimpflichen, gewöhnlich einen schimpflichen und qualvollen Tod herbeiführenden Strafen, wie Spießrutenlaufen, haben aufgehört; rohe oder böswillige Behandlung kommt wohl hie und da noch einmal vor, dann aber stets nur vereinzelt, und ist stets auf einzelne Personen oder Verhältnisse zurückzuführen; die vielseitigste Fürsorge für jeden Mann ist nicht eine bloß theoretische, sondern sie findet wirklich statt, und unsre Offiziere haben sich längst daran gewöhnt, in der Stetigkeit und rationellen Ausbildung dieser Fürsorge eine ihrer wichtigsten Aufgaben zu erblicken. Dabei sind reichliche Lichtpunkte in das Leben des Soldaten von heute eingestreut. Kleine Festlichkeiten, die teils der Gesamtheit des Soldatenstandes, teils der besondern Abteilung gelten, finden alljährlich mehrmals statt; das Manöver ist zu einer Zeit wenn auch doppelter Anstrengungen, so doch auch tausend kleiner Erheiterungen geworden; mit Urlaub, frühzeitiger Entlassung und dergleichen wird nicht gegeizt; die Einquartierung verläuft oft trocken, hat aber oft auch mancherlei offene und heimliche Freuden im Gefolge. Denn, und das ist die Hauptsache, die Stellung des ganzen Publikums zum „Soldaten" ist eine freundliche, entgegenkommende, achtungsvolle geworden — eine eigentlich

verächtliche Behandlung, wie sie dem englischen, auch dem französischen Soldaten immer noch so häufig zu Teil wird, hat auch der gemeine deutsche Soldat gegenwärtig nirgendwo mehr zu befürchten. Das alles will sehr viel heißen, und auch das mag wahr sein, daß schon die bloße Kommisverpflegung für manchen armen Burschen aus Oberschlesien oder Masuren eine bessere ist, als er sie je vorher gehabt hat; zu geschweigen, daß das dürftige Geistesleben unzähliger junger Burschen während der Militärzeit Anregungen und Bereicherungen erfährt, an die sonst nie zu denken gewesen wäre. Und dennoch! dennoch ist die Militärdienstzeit eine Zeit harter Ansprüche, die an den jungen Mann gestellt werden, vielfacher Selbstverleugnung, schwerer, nur durch das harte „Muß" erträglich werdender Anforderungen. Die militärische Disziplin ist und bleibt ein harter Zwang, der sich für lebhafte Naturen zu einer Art Marter steigern kann; die Verpflegung bleibt für den, der nichts zuzusetzen hat (und es giebt deren doch nicht wenige!), eine knappe und rauhe; das Weggerissenwerden aus Heimat und Familie, die Unterbrechung des Berufes bleiben furchtbare Lasten, unter denen schon mancher zusammengebrochen ist. Dabei steht im Hintergrunde doch immer die Möglichkeit des Krieges und des „Totgeschossenwerdens." Man verschone uns hier gütigst mit Redensarten von „nationalem Bewußtsein," von „kriegerischer Anlage unsers Volkes," von „schönem Tode fürs Vaterland" ꝛc.; wenn die Sache mit dem gemacht werden müßte, was der einfache junge Durchschnittsmann aus dem Volke von allen diesen schönen Dingen in sich selbst trägt, so würde es mit unsrer staatlichen und nationalen Herrlichkeit sehr dünn bestellt sein. Der gewaltige Zwang des Staates und die den gebildeten Teil des Volkes durchwehenden Überzeugungen und Ideen sind es, wodurch auch der einfachste, kälteste Bursche vom Lande oder aus städtischen Arbeiterquartieren mit fortgerissen werden muß, und wodurch manche dieser Burschen freudig, andre gleichgiltig, noch andre widerwillig sich fortreißen lassen; aber man sei versichert, daß im sozialdemokratischen Staate der Zwang der Umstände schon ein ganz außerordentlicher sein müßte, um bei freier, geheimer Abstimmung ein Votum der zum Auszuge bestimmten jungen Mannschaft für den Krieg herbeizuführen. Man kann ohne Zweifel trefflich darlegen, daß Staat und Volk Einheiten bilden, die auch als solche einmal aktionsfähig sein müssen, daß ein Großstaat allerdings (auch in Bezug auf die Möglichkeit gefahrvoller Kriege) größere Lasten auferlegt, aber doch schließlich einem preisgegebenen kleinern Staatswesen vorzuziehen ist, daß es Verhältnisse giebt, denen gegenüber alle andern Rücksichten schweigen müssen, daß selbst solche Forderungen des Staatslebens, welche dem einfachen Manne schwer begreiflich zu machen sind, vom Standpunkte einer gereifteren Einsicht als unausweislich zu bezeichnen sein können, und daß endlich, wo die staatliche und nationale Unabhängigkeit in Frage kommt, absolut kein Opfer zu hoch ist — „wohlfeiler kaufen wir die Freiheit als die Knechtschaft ein." Über alle diese Dinge lassen sich, schriftlich

und mündlich, die prachtvollsten Worte vorbringen, und an Effekt wird es denselben gewiß auch nicht fehlen. Aber für die Masse würde, wenn die Staatsgewalt und der angewöhnte Respekt vor ihr nicht wäre, und wenn die tausend Einflüsse unwirksam geworden wären, welche heute aus den gebildeten, geistig und gemütlich angeregten Klassen auf das Volk überstrahlen, mit alledem nichts auszurichten sein. Die Masse würde auf alle diese hohen und schönen Worte mit Hohngelächter antworten: „Und dafür soll ich mich totschießen lassen?“

Es existirt nun ein Punkt, von dem aus in altpreußischen Landen die Massen schon längst in Bewegung zu setzen, mit einer volkstümlichen Form nationaler und patriotischer Begeisterung zu erfüllen waren; das ist eben die spezifisch altpreußische königstreue Gesinnung. Gewiß, diese in Jahrhunderten großgezogene moralische Kraft war es, welche die Freiheitskriege ermöglichte, welche die nordöstlichen Armeekorps zu den recht eigentlichen Trägern des militärischen Geistes in Preußen machte, welche auch heute noch ein starkes Gegengewicht gegen mancherlei, allmählich auch in das Heer eingedrungene demokratisirende und selbst sozialdemokratische Tendenzen bildet. Dazu ist, wie gewiß nicht geleugnet werden soll, in neuester Zeit ein gewisses Maß nationalen Selbstbewußtseins getreten, dasselbe mag bei unsern west- und süddeutschen Soldaten eine ähnliche, jedoch immerhin wohl schwächere Grundlage persönlicher, direkter Zuverlässigkeit des einzelnen Mannes (natürlich nicht hinsichtlich der alltäglichen Fälle, sondern nur hinsichtlich solcher, wo eine stete, bewußte und freudige Selbstaufopferung verlangt wird) gewähren, wie solche bei den altpreußischen Regimentern von jener strammen, traditionellen Königstreue genährt wird, die schon die Sachsen und die Rheinländer nicht mehr, die Schlesier nur teilweise besitzen. Aber man überschätze weder das eine noch das andre. Das Altpreußentum wird allmählich von der fortschreitenden Bildung an- und aufgefressen, und das Nationalbewußtsein des geringen Mannes ist gleichfalls eine Sache, welche eigentlich am besten im Schoße einer gewissen Zurückgebliebenheit, ja man kann geradezu sagen der Unkultur gedeiht; zudem ist dieses Bewußtsein ein Pflänzchen, welches eben auch gepflegt werden und langsam großwachsen muß, und bei uns ist Jahrhunderte lang nicht im Sinne einer solchen Pflege, sondern eher im entgegengesetzten Sinne auf das Volk gewirkt worden. Noch um das Jahr 1866 konnte man in süddeutschen Blättern lesen, die Süddeutschen stünden eigentlich in Bezug auf Kultur und Lebensanschauungen den Franzosen näher als den Norddeutschen; die bessere Jugend im Badischen und Württembergischen wußte noch in den sechziger Jahren sehr viel von den Marschällen des ersten französischen Kaiserreiches, aber sehr wenig von Blücher, Scharnhorst, York und Gneisenau, und das Wort „Veteran“ war damals in diesem Teile Deutschlands noch gleichbedeutend mit „alter Saufbruder.“ In den meisten andern Teilen Deutschlands war es nicht viel besser, in manchen, so namentlich in Hannover und in gewissem Sinne auch in Baiern, auch in den Hansestädten,

war es entschieden schlimmer. Was nützte da alle Flut patriotischer Gesinnung, die sich in Reden, Gedichten, Schriften, geschichtlichen Werken, Romanen ergoß, die doch alle nur für einen beschränkten, gar sehr beschränkten Kreis von Lesern berechnet waren, und denen überdies noch die Wirkung Dumasscher Romane, Heinescher und Börnescher Schriften, französirender Vaudevilles u. dergl. (man denke an die ehemals gerade auf den „Volksbühnen" so viel aufgeführten Stücke: Pariser Taugenichts, Zwei Sergeanten, Rataplan u. a.) Abbruch that? Es ist wahrlich nicht zu verwundern, wenn heute noch jene naive, als selbstverständlich empfundene nationale Gesinnung, wie sie von Enthusiasten bei der Masse unsers Volkes vorausgesetzt zu werden pflegt, bei jedem slowakischen Kesselflicker, bei jedem armseligen polakischen Tagelöhnerweib stärker vorhanden ist als selbst bei gar vielen „gebildeten" Söhnen unsers Volkes. Heute noch kann man ja fortwährend beobachten, wie der polnische Arbeiter seinen deutschen Herrn zwingt, polnisch oder masurisch mit ihm zu sprechen, und dieser sich auch ruhig zwingen läßt, indem er gutmütig (eigentlich zwar schwachherzig und bequem, wie er eben ist) meint, „man müsse auf die Leute doch Rücksicht nehmen, und das thue ja auch nichts." Ja, es thut weiter nichts, als daß dies der Weg ist, auf dem die Schwarzenberg zu Swarzenperks, die Wollschläger zu Wolszlegiers geworden sind! Unser Volk hat, um es gerade heraus zu sagen, bis jetzt wenigstens eine armselig schwache nationale Eigenart, und es ist nicht viel Rechnung darauf zu machen, daß dieselbe bei unsern Massen sich auf die Dauer sehr wirksam erweisen werde. Die Frage, ob jener tiefe Kern der Volkskraft, der in nationaler Individualität wurzelt, durch die moderne Bildung mit ihrem Gefolge öffentlichen und politischen Lebens, Zeitungslesens u. s. w. gestärkt oder geschwächt werde, mag auf sich beruhen bleiben (wir unserseits befinden uns in guter Gesellschaft, wenn wir das letztere annehmen zu müssen glauben), aber daß die Art, wie nationale Gesinnung sich auch bei dem geringsten Manne in freudige Opferwilligkeit und rückhaltlose Hingabe übersetzen kann, durch die in unser Volk eindringenden Bildungselemente nicht gekräftigt wird, das wird schwerlich jemand im Ernste bestreiten wollen. Unser Gesamtresultat ist also, daß zwar im Altpreußentum etwas und in dem neuerwachsenen Nationalbewußtsein unsers Volkes auch etwas zu finden ist, was auch den geringen Mann günstig beeinflussen und ihn zu selbstloser Hingabe an das Vaterland tüchtig machen kann, daß aber diese beiden moralischen Faktoren weder allenthalben vorhanden, noch an sich sonderlich zuverlässig, noch überall mit einem tüchtigen, widerstandsfähigen Wurzelwerke ausgestattet sind. Sie bieten eine Stütze, und in Momenten der Erregung, wo von den Gebildeten her die Flamme in allen deutschen Gauen loh emporschlug, konnten sie wohl die breiten Massen mächtig mit sich fortreißen; aber zu andern Zeiten mag diese Stütze sich einmal als eine recht schwache erweisen. Der vormalige belgische Minister Devaux wird in seinen Études politiques (um 1875) wohl

Recht gehabt haben, als er nachzuweisen suchte, daß der Krieg die in einem Volksleben vorhandenen moralischen und staatserhaltenden Kräfte steigere, der Friede aber sie allmählich aufzehre und Selbstsucht, Parteigeist und Eigensinn an deren Stelle setze.

Da ist nun das „Unbewußte" dem Volksgeiste zu Hilfe gekommen und hat die Kriegervereine geschaffen. Mit ihnen sind tausend verzettelte, schwache Einzelwirkungen befähigt worden, sich zu sammeln und sich gegenseitig zu stützen, und infolge hiervon ist eine Nachhaltigkeit der erhaltenen guten Eindrücke erzielt, an welche andernfalls garnicht zu denken gewesen wäre. Denn so ist der Mensch ja nun einmal beschaffen: in seinem Innern lebt die Idee eines absolut Guten, und die ganze reelle Kulturarbeit besteht darin, daß der Mensch sich selbst die Stützen und Haltepunkte schafft, an denen er sich, um dem Ideal nachstreben zu können, höher und höher emporzuarbeiten sucht. Er fühlt es wohl, daß die im Militärdienste von ihm geforderte selbstlose Hingabe an das Ganze ihn hebt und veredelt und dabei für einen wohlgefestigten allgemeinen Fortschritt unerläßlich ist; er fühlt auch, daß die einzelnen Einflüsse, die während der Dienstzeit auf ihn wirken, überwiegend gute, einem höhern Ideenkreise als dem gewohnten entspringende sind; er fühlt endlich selbst das, daß diese auf ihn geübten Einflüsse erhalten, gepflegt und weiter entwickelt werden müssen, wenn sie ihren vollen Wert für ihn und für die Gesamtheit haben sollen. Aber dieses in ihm vorhandene unklare Bewußtsein würde nicht stark genug sein, um sich ohne weiteres in Gedanken und Handlungen zu übersetzen; es würde, wenn ihm nicht fortwährend neue Nahrung zugeführt und ihm überdies Gelegenheit gegeben würde, sich allmählich zu größerer Klarheit und Selbstbewußtheit zu entwickeln, nach und nach seine Kraft verlieren und auf eine bloße schattenhafte Sehnsucht zusammenschmelzen, die zwar unter Umständen auch ihren Wert haben, aber doch nur auf langen, mühsamen Wegen wieder zur Aktion gebracht werden könnte. Hier aber, in der bleibenden Vereinigung der Genossen, in der Pflege und steten Wiederauffrischung der alten Reminiscenzen, in der hohen Begünstigung, welche hier der ohnehin beim Menschen vorhandnen Neigung, die Schattenseiten zu vergessen und die Lichtseiten rosig zu verklären, zu Teil wird, da kräftigt, schärft und klärt sich die instinktive Auffassung, welche der Einzelne von seiner Stellung im Ganzen und von seinen alles andre zurückdrängenden Pflichten gegen dasselbe gewonnen hat. Die innere Berechtigung und Unerläßlichkeit einer scharfen Disziplin, die Notwendigkeit rücksichtsloser Einsetzung des Lebens, selbst für den Landwehrmann, der Weib und Kind und gesicherte bürgerliche Stellung daheim hat, die Unumgänglichkeit der Ertragung von Beschwerden und Entbehrungen, die leidige Einsicht endlich, daß nun einmal nichts menschliches vollkommen sei: das alles rückt dem Angehörigen eines solchen bleibenden Verbandes nicht minder immer näher wie der warme nationale, staatliche und monarchische Gedanke, die Erinnerung an viele Fürsorge und

väterliche Geſinnung, die Wahrnehmung der allgemeinen Achtung, in der heute auch der geringſte brave Soldat ſteht, und nicht am letzten auch die Erkenntnis, daß Ordnung, Reinlichkeit, gute Haltung, körperliche Tüchtigkeit, Kenntnis von Land und Leuten während des Militärdienſtes entſchieden gewonnen haben. So wandelt ſich das Weſen des Menſchen um; die guten Reminiſcenzen und die guten Einflüſſe bleiben lebendig, der ganze Menſch bleibt gleichſam unter dem Banne der Idee, welche die allgemeine Wehrpflicht geſchaffen und durchgeführt hat, und das ſtete Gedenken an die nationale Grundlage des Staatsweſens, dem er dient, wird ihm aufgezwungen. Und dies alles geſchieht in einer Form, welche ihm Freude macht. Kameradſchaftliche Feſte (wie ſehr fehlt es nicht unſerm Volke an öffentlichen Feſten!), gemütlich und doch von einer Idee getragen und belebt, finden von Zeit zu Zeit ſtatt; regelmäßige Zuſammenkünfte unterhalten das Gefühl der Zuſammengehörigkeit und ſtellen einen geſelligen Verkehr her, deſſen ſehr viele ſonſt entbehren würden; Hilfskaſſen entfalten ihre ſegensreiche Wirkſamkeit; feierliche Begleitung bei Beerdigungen hebt das Selbſtgefühl; die frühern Offiziere bis zum General hinauf treten als Kameraden in den Kreis der Vereinsmitglieder — hier ſind ſie alle nur ehemalige Krieger. Wie es ſich aber von ſelbſt giebt, daß auch hier Stand und Erziehung eine Grenze ziehen, die jeder anſtändige Menſch ſchon aus eignem Antriebe reſpektirt, ſo trägt auch dies wiederum dazu bei, das Band der Diſziplin als ein naturnotwendiges erſcheinen zu laſſen.

So iſt hier eine neue Kraft geſchaffen. Wird ſie ſtark genug ſein, um einmal in brauſenden Stürmen Widerſtand zu leiſten? Wir müſſen es abwarten. Feſtzuhalten iſt, daß wir ja erſt im Beginne dieſer Entwicklung und des Einfluſſes ſtehen, den dieſelbe üben kann, und dieſer Einfluß kann ja, wenn er geſund ſein ſoll, nur ein indirekter ſein. Das eigentlich politiſche Parteitreiben muß den Kriegervereinen natürlich fern bleiben; es iſt völlig ausreichend, wenn dieſelben (wie es thatſächlich heute ſchon der Fall iſt) an gewiſſen Vorausſetzungen ſtreng feſthalten. Die volle Wirkung wird ſich erſt bei künftigen Generationen fühlbar machen. Wenn wir Zeit haben, ſie abzuwarten, ſo dürfte ſie ſich wohl einmal als eine ſehr bedeutende herausſtellen.

Die naturalistische Schule in Deutschland.

Warum nur die hübschen Leute
Mir nicht gefallen sollen?
Manchen hält man für fett,
Er ist nur geschwollen.

Goethe.

1.

ls im Jahre 1830 die französische Julirevolution den Zündstoff in Flammen setzte, der während der stillen, allzustillen Restaurationsjahre auch in deutschen Köpfen und Gemütern aufgehäuft worden war, gesellte sich zu den politischen Bewegungen jene literarische Revolution, welche nach den Vorverkündigungen ihrer Leiter der deutschen Literatur eine neue glänzende Zukunft eröffnen sollte. In allen Tonarten wurde nicht bewiesen, aber behauptet, daß die Schöpfungen der deutschen Literatur von Lessing bis Uhland und Grillparzer im Grunde äußerst dürftig gewesen seien und höchstens als fragmentarische Vorbereitungen für die Herrlichkeit der Zukunft gelten dürften. Die Apostel Wienbarg und Mundt verkündeten das Zeitalter der „modernen Prosa," die dem erstern „ein kolossales, alle Töne der Welt umfassendes Instrument" hieß und deren höchste Vollendung er in Heines „Reisebildern" erblickte, sie mühten sich mit und ohne Umschreibungen ab, das deutsche Volk zu überzeugen, welche kläglichen Stümper und Tröpfe Lessing und Goethe gewesen seien, sie offenbarten der gläubig lauschenden Welt, daß mit Börne und Heine nicht nur eine neue Periode der Literatur, sondern eine Weltära des freien Geistes begonnen habe. Sie fanden in den Gutzkowschen „Briefen eines Narren an eine Närrin," in Börnes „Briefen aus Paris" und Heines „Memoiren des Herrn von Schnabelewopski" die Politik, Wissenschaft und Religion der Zukunft bei einander. Der einzige wahrhaft poetische Vorkämpfer der neuen Richtung, Heinrich Heine, war freilich ehrlicher, wenn er sang:

Schlage die Trommel und fürchte dich nicht
Und küsse die Marketenderin!
Das ist die ganze Wissenschaft,
Das ist der Bücher tiefster Sinn.

Aber wenn ihm seine Genossen auch bezüglich des Trommelns Recht gaben und die Schlägel kräftig rührten, so besaßen sie im allgemeinen weder Heines leichtfertige Grazie, noch den Trieb zu gelegentlichen Eingeständnissen wie dem obigen. Sie fuhren einige Jahre hindurch fort, zu behaupten, daß alle „alte" Literatur in die Rumpelkammer geworfen werden müsse und der erleuchtete Geschmack

der Gegenwart nur das „Modernſte“ vertrage. Das dauerte denn genau ſo lange, bis den ernſtern Naturen und den klügern Schriftſtellern dieſes jungen Deutſchland bei ihrer Gottähnlichkeit bange ward, bis ſie merkten, daß die verachteten Formen der alten Poeſie: die dramatiſche Dichtung, die wirkliche Erzählung und ſo weiter langlebiger und lebensfähiger ſeien als die Zwittergebilde und der widrige, zu einem Drittel (flach) räſonnirende, zu einem Drittel (vag) philoſophirende, zum letzten Drittel (lotterig) darſtellende Miſchmaſch, mit denen ſie die alte Poeſie „abgelöſt“ hatten. Einige von den ſtarken Geiſtern gingen dann bei den verachteten ſchönen Geiſtern von ehedem in die Schule und brachten es dazu, in der Reihe unſrer Dramatiker und Romanſchriftſteller einen achtbaren Platz zu gewinnen. Andre entfalteten hier nur geringes Geſchick und blieben, was ſie von Haus geweſen waren: „Pedanten, die es juckt, locker und loſe zu ſein.“ Immerhin aber hatte der dröhnende Generalmarſch, mit dem eine neue Zeit, neue Bahnen und neue Menſchen angekündigt worden waren, den Erfolg gehabt, daß die Schriftſteller des „jungen Deutſchlands“ noch vor ihren wirklichen Leiſtungen „Namen“ geworden waren, daß ihre ſpätere Entwicklung nicht in der Stille, ſondern unter den Augen eines mehr oder minder bewundernden Publikums vor ſich ging, daß endlich ein Beiſpiel gegeben war, wie man es anfangen müſſe, den deutſchen Philiſter aus ſeiner ſchläfrigen Gleichgiltigkeit zu wecken und die Tauſende der gebornen Erfolganbeter von vornherein auf ſeine Seite zu bringen.

Nun denn, das gegebne Beiſpiel iſt ſeit den dreißiger Jahren wiederholt wenn nicht redlich, ſo doch gründlich befolgt worden. So oft eine Dichter- und Schriftſtellergruppe einen neuen Vorzug zu beſitzen glaubte oder auch beſaß, wurde die Trommel ſchallend gerührt, wurde der alberne Satz, daß die deutſche Literatur erſt von heute und hier beginne, mit Hartnäckigkeit neu vorgetragen, und die unſchöne Gewohnheit des eilfertigen Straßenremplers, alle Nebenleute wie alle Begegnenden aus dem Wege und womöglich in die Goſſe zu rennen, für ſalon- und literaturfähig erklärt. Wir ſchieben die Frage, welchen Anteil die wachſende Erwerbs- und Genußluſt der Vertreter der Literatur an den jeweilig wiederkehrenden Umwälzungen hatte, zunächſt ruhig beiſeite. Wir wollen annehmen, daß die aufeinander folgenden Generationen von Neuentdeckern und Neuerfindern der deutſchen Literatur von wirklicher Überzeugung beſeelt waren. Jedenfalls aber lief neben der wachſenden Selbſtüberſchätzung, neben der ſchlechten Überlieferung, daß die Geltung *vor* der Leiſtung vorhanden ſein müſſe, auch eine falſche Auffaſſung und Ausdeutung der Geſchichte unſrer Literatur mit unter. Die Jungdeutſchen, die politiſchen Dichter, die (längſt wieder verſchollenen) „Junggermanen“ der fünfziger Jahre und die Naturaliſten des Augenblicks, ſie alle beriefen und berufen ſich auf den Kampf des Neuen und Alten, auf die wilde und dennoch ſegensreiche Gährung in der Sturm- und Drangperiode des achtzehnten Jahrhunderts. Wir ſind die letzten, die von der

Sturm- und Drangperiode gering denken, wir mißbilligen durchaus das beliebte literarhiſtoriſche Verfahren, die problematiſchen und raſch wieder vergeſſenen Erſcheinungen dem „Sturm und Drang“ zur Laſt zu ſchreiben, und nicht nur Goethe und Schiller, welche mit ihren Jugenddichtungen der Gährungsperiode angehören, ſondern alle Naturen und Talente von ihr abzutrennen, die von Bürger und Voß bis zu Jung-Stilling und dem Wandsbecker Boten zu bleibenden Schöpfungen und Leiſtungen gediehen ſind. Wir halten feſt daran, daß die Sturm- und Drangperiode eine der Hauptquellen des prächtigen Stromes unſrer klaſſiſchen Dichtung, zugleich diejenige Quelle war, welche dieſem Strom bei aller ſeiner Majeſtät lebhafte Bewegung und den friſcheſten Hauch lieh. Doch was beweiſt dieſe Thatſache für die Erfinder und Verkünder neuer Sturm- und Drangperioden, was für ihr Gebahren? Die Bedeutung des Sturmes und Dranges erwuchs aus der großen Bewegung des Lebens, der mächtigen geſellſchaftlichen Umbildung, ſie erwuchs aus der Fülle ſtrebender Talente, welche zum Teil von unbedingter Hingebung an ihre Ideale erfüllt waren, erwuchs aus der unbefangnen, friſchen Produktionsluſt, ſie ward verklärt durch das Erwachen und die Jugend eines Genius, wie er in Jahrhunderten eben nur einmal aufleuchtet. Was davon kommt den Anſprüchen der verſchiednen vorgeblichen Sturm- und Drangperioden unſers Jahrhunderts zu Gute? Die Sturm- und Drangperiode wäre nichts als ein Stück höchſt unerquicklicher Kultur- und Literaturgeſchichte, wenn ihre Hinterlaſſenſchaft aus nichts anderm als aus den polemiſchen Streit- und Flugſchriften, den renommiſtiſchen Kraftverſicherungen, aus Hamanns „Chimairiſchen Einfällen,“ aus Leopold Wagners „Prometheus, Deukalion und ſeinen Rezenſenten,“ aus Klingers „Plimplamplaſſo, dem hohen Geiſt,“ aus Goethes „Göttern, Helden und Wieland,“ oder auch aus gewiſſen Produktionen, etwa aus Klingers „Sturm und Drang,“ „Simſone Griſaldo“ und „Stilpo,“ aus Lenz' Komödien „Der Hofmeiſter“ und „Die Soldaten,“ aus Philipp Hahns „Aufruhr in Piſa,“ aus Goués „Maſuren,“ aus Wezels „Tobias Knaut,“ Heinſes „Begebenheiten des Enkolp,“ aus Bürgers „Frau Schnips“ und „Jungfer Europa,“ aus Johann Fr. Hahns verzückten Gedichtfragmenten und Voſſens älteſten Tyrannenhaß und Teutſchheit atmenden Oden beſtünde! Würde es irgendwem im Ernſte eingefallen ſein, daß dieſe Werke einen Fortſchritt über Leſſing und Wieland hinaus bedeuteten, würde ein literariſcher Frühling, der nur ſie und keine andern gezeitigt hätte, nicht für einen kläglich froſtigen und dürftigen gelten müſſen? Und doch enthalten alle die genannten Werke und poetiſchen Verſuche etwas von jenen Elementen, durch welche die großen Schöpfungen des Sturmes und Dranges ihre mächtigſte Wirkung und Nachwirkung erlangt und die zierlich-heitern Dichtungen Wielands wie die reifen Meiſterwerke Leſſings hinter ſich gelaſſen haben. Was ſich demnach als „Sturm und Drang“ legitimiren will, darf ſich nicht bloß auf die Ausſchreitungen und Ungezogenheiten der ſiebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts berufen, darf

nicht in der Wiederholung äußerlicher Genialitätsgeberden beſtehen, die ſeit einem Jahrhundert durch ſchlechte Schauſpieler in verdienten Verruf gekommen ſind, ſondern muß etwas von dem Schwung, der Wärme und Lebensfülle, der gewaltigen Leidenſchaft, dem überquellenden Gefühl, etwas von der himmelſtürmenden und erdumſpannenden Phantaſie des echten Sturmes und Dranges beſitzen. Die Größe und weit nachwirkende Friſche der vielzitirten Periode entſprang vor allem aus dem gewaltigen Überſchuſſe an Unmittelbarkeit, an Naturkraft und Naivität, an poetiſchem Inſtinkt und an Geſtaltungsluſt über die Reflexion, über die traditionelle Verſtandesbildung der Aufklärungsperiode. Wer ſich auf die Sturm- und Drangperiode beruft, mag wohl zuſehen, ob er „dieſes Geiſtes einen Hauch verſpürt," ſofern die Berufung nämlich mehr ſein ſoll als eine der klingelnden Phraſen, die alleſamt auf die Unbildung des Publikums berechnet ſind.

Der neueſte „Sturm und Drang," welcher mit großem Getöſe ſeinen Einzug in die Literatur hält, nennt ſich der „naturaliſtiſche." Er kündigt ſich unumwunden als Schule des großen franzöſiſchen Naturaliſten, des einzigen und größten Meiſters unſrer Tage an, und verfällt damit von vornherein einem ſonderbaren Widerſpruche. Sturm und Drang und die ſtrenge rein wiſſenſchaftliche Beobachtung, die Zola als Ideal und Aufgabe der modernen Literatur proklamirt, Sturm und Drang und die methodiſche Analyſe der geſellſchaftlichen Erſcheinungen und Mißbildungen, Sturm und Drang und eine literariſche Technik, welche jede unmittelbare Thätigkeit der Phantaſie, jede Intuition und jedes poetiſche Traumleben rigoriſtiſch verurteilt! Sturm und Drang und dazu die tiefſte Verachtung aller Unmittelbarkeit, aller ſchwärmeriſchen Gefühlsgaukelei, aller Phantome, Fabeln, Idealitätslügen, die ausſchließliche Lobpreiſung der „wiſſenſchaftlichen Exaktheit," der zergliedernden Tortur, der vergleichenden Viviſektion! In der That, wenn eine literariſche Richtung mit dem Sturm und Drang nichts zu ſchaffen hat, dem eigentlichen Urquell der lebensvollſten Poeſie des achtzehnten Jahrhunderts fernſteht, ſo iſt es die naturaliſtiſche, welche ſich rühmt, im Alleinbeſitz der künſtleriſchen Wahrheit zu ſein, und die Darſtellung eines rüſtigen Fußgängers um deswillen für Lüge und ſchöngeiſtigen Schwindel erklärt, weil die Füße, mit denen der Wandrer ausſchreitet, unter der Folter allerdings morſch zerbrechen und zu blutüberſtrömten Fetzen und Knochenſplittern werden würden. Nur einem Publikum wie dem heutigen, das in dem Wirrwarr von Politik, Börſeneindrücken und Zeitungsbildung die einfachſten Unterſcheidungen verlernt hat, kann man in derſelben Reklame die urwüchſige Energie, die überſchäumende Bildkraft, welche an die Sturm- und Drangperiode erinnern, und die kalte Schärfe untrüglicher Einzelbeobachtung, welche angeblich die Geſetze des ſozialen Daſeins erſchließt und jede Willkür durch die Notwendigkeit verdrängt, rühmen. Zu gleicher Zeit das poetiſche Vermögen als ein ganz untergeordnetes und armſeliges behandeln und einem modernen Schriftſteller das

höchste poetische Vermögen zusprechen, das ist eine der zahllosen Sinnwidrigkeiten, welche die jüngste literarische Bewegung zu Tage gefördert hat und voraussichtlich noch weiter zu Tage fördern wird. Wir vermögen angesichts der naturalistischen „Umwälzung" der Literatur bis jetzt nur drei Momente zu entdecken, die eine schwache Ähnlichkeit mit gewissen Erscheinungen (nicht den Haupterscheinungen) der Sturm- und Drangperiode haben. Erstens die besondre Bevorzugung von Problemen und Vorkommnissen des geschlechtlichen Lebens. Zweitens die unreife Lust an einer Polemik, die so weit über die Ziele hinausschießt, daß sie die zum Tode bestimmten ungefähr in gleicher Weise vernichtet, wie der Oberondichter durch die Tiraden der Göttinger Hainbündler oder Lessing durch Lenz vernichtet worden ist. Drittens das bedenkliche Auftreten jenes Größenwahnsinns, dem in der Sturm- und Drangperiode des vorigen Jahrhunderts Lenz, Wezel, J. Chr. Fr. Schulz und andre zum Opfer fielen. Diese „Ähnlichkeiten" räumen wir ein, andre nicht. Und alles in allem, hat die ganze jüngste Schule der Literatur eine durchaus unerfreuliche, nichtsdestoweniger sehr nahe Verwandtschaft mit der jungdeutschen Bewegung. Dieselbe abenteuerliche Überschätzung des wirklichen und vermeint Neuen, derselbe Köhlerglaube an den Zeitgeist, dieselbe Verwechslung von Großmannssucht und Größe, dieselbe hochmütige Verachtung der bleibenden und ewigen Elemente in Leben und Kunst, dieselbe demonstrativ lärmende Vordringlichkeit der Wortführer, dieselbe Unfähigkeit, auch nur von fern zu verstehen, daß und warum andersgeartete Naturen Welt- und Menschendasein mit andern Augen anschauen und in anderm Lichte darstellen müssen als die Herren selbst, es erinnert alles an die schönen Tage, in denen Heinrich Laube die Losung ausgab: „Was nicht von selbst sterben will, muß totgeschlagen werden" und Theodor Mundt die alleinseligmachende moderne Prosa als eine Heilige apostrophirte.

Doch wie sehr immer die jüngste deutsche naturalistische „Schule" an die jungdeutsche erinnern und wie sehr sie mit dieser in ihren bedenklichsten Ausschreitungen wetteifern möge, die Kritik wird gut thun, sich dadurch nicht zu hochmütigem Totschweigen der wunderlichen Bewegung verleiten zu lassen und sowohl das ganze Prinzip, um das es sich hier handelt, als die einzelnen Talente oder Nichttalente, die unter dessen Panier treten, etwas näher ins Auge zu fassen. Auch in den dreißiger Jahren hätte man besser gethan, nicht mit ein paar Schlagwörtern wie „Emanzipation des Fleisches" und „Politisch Lied ein garstig Lied" über die Modernen hinwegzugehen, sondern von vornherein den ganzen Umfang der geistigen Ansprüche, welche erhoben, die Tragweite der Ziele, welche erstrebt wurden, ruhig zu ermessen. Würde man damit auch schwerlich die Verwirrung und Verwilderung der Empfindung, die Verwüstung des Stilgefühls abgewendet haben, welche unmittelbare und mittelbare Folgen der jungdeutschen Literaturreform waren, so hätte man mindestens dem kleinen denkenden Teile des Publikums, welcher für klaren Nachweis der Eigen-

schaften einer literarischen Richtung empfänglich bleibt und im Fieber für das Neue nicht ganz die Frage nach dem Wert und Unwert des Neuen vergißt, viel unnütze Zweifel, Kämpfe und Irrtümer ersparen können. Der Augenblick legt Betrachtungen gleicher Art nahe genug. Die naturalistische Schule fordert die Zukunft der Literatur für sich, und kann sie natürlich gar nicht allein für sich fordern, ohne die ganze Vergangenheit eben dieser Literatur für eine unzulängliche, armselige zu erklären. Da ist es denn an der Zeit, das Recht der neuesten Reformer und die Wirkung klar zu machen, die sie auf unsre literarischen Zustände ausüben und möglicherweise ausüben werden.

Von vornherein befindet sich jeder Vertreter einer lebensvollen und charakteristischen Poesie dem Naturalismus gegenüber in der übeln Lage des braven Zimmermeisters aus Goethes „Egmont," der einen Seufzer darüber nicht unterdrücken kann, daß Vansen und sein Gefolge mit ihm scheinbar übereinstimmen. „Die brauchen das zum Vorwande, worauf wir uns auch berufen müssen, und bringen das Land ins Unglück." In der That begegnen wir in den allgemeinen Sätzen, von denen die naturalistischen Reformer scheinbar ausgehen, in den Forderungen, die sie für höchste Leistungen und Wirkungen erheben, in den Aussprüchen über gewisse Zustände der Literatur und der Gesellschaft gar vielen Anschauungen, denen man unumwunden zustimmen muß und die dennoch in der praktischen Anwendung durch die Jünger Zolas zu höchst wundersamen Konsequenzen führen.

Wer, der nicht ein ganz flacher Bekenner der poetischen Sentenz oder ein ebensolcher Bewunderer des bloßen sinnlichen Wohlklanges schöner Verse ist, hat jemals geleugnet, daß der Gehalt und die Wirkung poetischer Erfindungen und poetischer Gestalten in eben dem Maße wachsen, als ihnen ein tieferes Verständnis der Natur, in diesem Falle also des Menschenlebens, zu Grunde liegt? Wer, dem nicht in der Flachheit der Tagesreklame kannibalisch wohl ist, täuscht sich darüber, daß ein guter Teil der Belletristik der Gegenwart konventionell, und zwar konventionell im schlimmsten, schwächlichsten Sinne ist? Wer stellt in Abrede, daß unsre Literatur vielfach unter dem Drucke einer falschen Genügsamkeit steht, einer Genügsamkeit, welche, anstatt auf Wahrhaftigkeit und ethische Tiefe zu dringen, sich mit dem Scheine der Anständigkeit zufrieden giebt? Wer hat nicht empfunden, daß in unsrer gesellschaftlich approbirten Poesie die Prüderie und Gouvernantenmoral unvermittelt neben der gemeinen Frivolität und der Brutalität des modernen Strebertums steht? Alles das und noch viel mehr ist wahr und unleugbar und soll auch nicht geleugnet werden, wenn es uns aus dem Munde der Naturalisten entgegentönt. Wenn jedoch diese Naturalisten in erster Linie auch Sophisten sind, die aus unbestreitbaren und wahren Vordersätzen bedenklich falsche Schlüsse ziehen, wenn die Allgemeinheiten, in denen man ihnen zustimmen muß, benutzt werden, um zu folgern, daß die naturalistische Schule die Alleinbefähigung und Alleinberechtigung für künftige Schöpfungen

besitze, so wird man gegen die Übereinstimmung auf der Hut sein müssen. Eine genauere Untersuchung dessen, was wir und was „die Modernen," wie sie sich mit Vorliebe nennen, unter Natur und Leben, unter akademischer und konventioneller Poesie, unter der vielzitirten „Herrschaft der höhern Tochter" über unsre Literatur verstehen, erscheint zunächst notwendig und unerläßlich.

Es sollte freilich seit geraumer Zeit keine Frage mehr sein, daß der Poesie das ganze Menschendasein mit allen seinen Höhen und Tiefen zugehört und der Goethische Satz: „Wir wissen von keiner Welt als in Bezug auf den Menschen; wir wollen keine Kunst, als die ein Abdruck dieses Bezugs ist" der Grund- und Schlußstein aller Literaturbetrachtung ist. In seiner Totalität bestreiten denn auch die fanatischen Naturalisten den Goethischen Satz nicht, und gestehen dem Dichter die Weite und Breite dieses ungeheuern Gebietes zu, sie räumen vielleicht sogar ein, daß die Individualität des poetischen Talentes frei darüber bestimmen müsse, welche Teile des ungeheuern Gebietes, welche Erscheinungen des Lebens, welche Empfindungen, Antrieb, Leidenschaften und Lebenszustände zur wirklichen Grundlage der Dichtung dienen sollen. Aber schon dies Zugeständnis ist ein halb widerwilliges und wird durch die Behauptung abgeschwächt, daß kein echtes Talent unsrer Zeit etwas andres darstellen wolle, solle und könne als das Leben der Gegenwart. Jeder Schritt in die Vergangenheit hinein sei ein Beweis für die Unselbständigkeit, für das Bedürfnis nach Anlehnung, jeder Versuch, die urewigen bleibenden Momente des Lebens, die edlern Seiten der Menschennatur über das Zufällige, Unwesentliche oder das Platte und Armselige zu erheben, sei ein Pakt mit der lügenhaften Unwirklichkeit und dem Schein der „abgelebten" und „überlebten" Literatur. Doch auch hiermit würden unsre Naturalisten immer nur harte, starre und einseitige Realisten sein. Zum vollen Glaubensbekenntnis des Naturalismus gehört die Behauptung, daß es überhaupt kein andres echtes Leben gebe als das Leben der Massen, keines, welches nicht in den Schlamm des Häßlichen, Niedrigen getaucht, welches nicht mit den widrigsten Spuren des vielberufenen Kampfes ums Dasein gezeichnet ist. Die „Unwirklichkeit," welche unsre Naturalisten in der, gleichviel ob idealistischen, ob realistischen, Kunst überall erblicken und befehden, beginnt nach ihrer Auffassung allemal da, wo eine der Mächte, die den einzelnen Menschen über die Gemeinheit erheben, heraufbeschworen und als wirksam aufgefaßt wird. Der echte Naturalist (wir entnehmen die folgenden Sätze einem Panegyrikus auf Zola in der Flugschrift: „Der Naturalismus und die Gesellschaft von heute," Briefe eines Modernen an Jungdeutschland von Klaus Hermann, Hamburg, Hermann Grüning, 1886) „erzählt uns nicht vom Leben aus dem Monde und verwirrt durch phantastische Schönmalerei unsre Lebensanschauungen, oder entfremdet uns griechisch und römisch geaichte Menschen, die wir von der Schule gewaltsam dem Leben entfremdet werden, noch mehr der Jetztzeit und der handelnden Wirklichkeit, sondern er greift da den Nachbar vor uns, dort

den Arbeiter, wie ſie das heutige Leben aufweiſt, und bringt ihr Leben und ihre Schickſale uns nahe. Statt Logik der Worte giebt er uns Logik der Thatſachen, ſtatt mit abgedienten Begriffen ein ſchönredneriſches Redegewebe zu ſpinnen, hält er ſich an den neuen Inhalt, den die Begriffe im veränderten Laufe der Zeiten erhalten haben, ſtatt ein phantaſtiſches Weltbild mit Trugſchlüſſen aus dem Papiergelde von Namen und Worten hinzuzaubern und damit die Gemüter zu verirren, hält er ſich an die Thatſachen und die fordernde Wirklichkeit, giebt er baare, blanke, harte Münze. Er hat es nicht zu thun mit Menſchen, die ſich nur immer ſehnen, die durch Handlung die Reinheit ihres Herzens zu beflecken fürchten, mit den unglücklichen ſchönen Seelen, die in ſich verglimmen und als geſtaltloſer Dunſt verſchwinden," der echte Naturaliſt giebt uns nicht „Ausgeburten einer ſehnſüchtigen Phantaſie," nicht „Menſchen, die von einer übertriebenen Liebe leben," ſondern „Leute, vom Weibe auf dieſem ſchmutzigen Planeten geboren, die im Sturme des Lebens mit Not, Laſter Elend ringen, die Hunger haben, die der Verſuchung unterliegen, ihr jämmerliches Lebensgefühl durch Branntwein zu erhöhen, die nur den ſiebenten Tag Feiertag haben." Bei ihm iſt „nicht bloß das Leben vor der Ehe," ſondern ſind „die Reſultate geſchildert, die ſich aus dem leidenſchaftlichen Drange nach Vereinigung ergeben, hier wird ſcharf gewogen, ob auch die geſchlechtliche Liebe und jene Gefühle, die auf die menſchliche Seele ſo gewaltigen Einfluß haben, nicht zum Teil Illuſion ſind, ob ſie wirklich wert ſind, den Mittelpunkt alles menſchlichen Strebens und Ringens zu bilden und die Menſchheit vorwärts zu bringen auf der Bahn des Sieges." Der echte Naturaliſt ſchildert die raſtloſe Arbeit, vor allem aber ſchildert er, wie ſie „umlagert iſt von den Schatten der Krankheit," wie „der Glanz verdunkelt wird von den Flecken," „der gerade Wuchs verunſtaltet von den Schmarotzern am Baume des Lebens Nervenkrankheit, erbliches Elend aller Art, Wahnſinn, Verbrechen." In dieſem Tenor erklingen alle mehr oder minder kritiſchen Auseinanderſetzungen der Naturaliſten. Ihr Verhältnis zur „Wirklichkeit" läßt ſich kurz damit ausdrücken, daß ſie Staub, Schmutz, Schlamm und Kot als Realitäten anſehen, wie wir wohl oder übel auch thun, das Waſſer aber, das helle, leuchtende, friſche, ſtaublöſchende, ſchmutzhinwegſpülende, das für uns nicht minder „wirklich" iſt, am liebſten für eine „phantaſtiſche Schönmalerei" und einen „abgedienten Begriff" erklären. Und wenn ſie im phyſiſchen Sinne, trotz der Verachtung, mit der ſie von Wald und Berg, von Morgen- und Abendröten ſprechen, die Geſchenke der Natur nicht geradezu als Ausgeburten ſehnſüchtiger Phantaſie bezeichnen können, ſo beſinnen ſie ſich im moraliſchen Sinne keinen Augenblick, alle ſeeliſchen Erhebungen, welche die Individuen und damit wenigſtens einen Teil der Geſellſchaft über das platte Bedürfnis und den nackten, frechen Egoismus emportragen, als Trugſchlüſſe, Illuſionen und mindeſtens als verblaßte Ideale, die niemand mehr begeiſtern, zu bezeichnen. Der Naturalismus entwickelt ſcheinbar viel ethiſches Pathos für

die Bekämpfung der Lüge (und wer leugnet ihm denn, daß recht gemeine, höchſt verächtliche und niedrige Lüge tauſendfach unſer geſellſchaftliches Leben, demgemäß auch einen Teil unſrer Literatur durchſetzt?), aber indem er jede Ehre und Treue, jede reine Zärtlichkeit und innige Hingebung, jede Vornehmheit und Tiefe der Empfindung, jeden Idealismus der Bildung, jede Opferfähigkeit unmoderner oder den obern Klaſſen der Geſellſchaft angehöriger Menſchen ohne weiteres als Lüge und Heuchelei brandmarkt und ihrer angeblichen Unwirklichkeit ein- für allemal die Darſtellung gemeiner und häßlicher Lebensverhältniſſe, Handlungsmotive, gemeiner Leidenſchaften und Geſinnungen als allein wirkliche entgegenſetzt, verdächtigt er ſeine angeblich ethiſchen Geſichtspunkte und (woran ihm mehr liegen wird) die Sicherheit und Unbefangenheit ſeiner Naturbeobachtung aufs ärgſte.

Ohne uns ſonach irgendwie dagegen zu verblenden, daß die deutſche Poeſie der Gegenwart zu einem guten Teile akademiſch und konventionell geworden iſt, können wir den Naturaliſten nicht einräumen, daß alles, was ſie akademiſch und konventionell zu ſchelten und unter die alten, wirkungslos gewordnen Fabeln Shakeſpeares und Goethes und Scotts zu rechnen belieben, darum ſchon akademiſch und traditionell ſei. In dem Augenblicke, wo wir erfahren, daß Dichter wie Gottfried Keller oder Theodor Storm, die den reinſten und tiefſten Blick für verborgne Erſcheinungen des Lebens beſitzen, des Mangels an echtem Naturſtudium bezichtigt werden, wo wir die Loſung erklingen hören, daß die einzige greifbare und unverfälſchte Wahrheit für den Schriftſteller der Gegenwart im Leben der Großſtädte zu finden ſei, wird ein gewiſſes Mißtrauen gegen die kritiſche Charakteriſtik, welche die Naturaliſten von charakteriſtiſchen, realiſtiſchen, aber poetiſchen Lebensdarſtellern entwerfen, entſchieden zur Pflicht. Einer Schule gegenüber, welche die Bedeutung eines Darſtellers nicht ſowohl in die Wärme, Macht und charakteriſtiſche Mannichfaltigkeit des von ihm geſchaffenen Lebens, als vielmehr in die dumpfe Wiederholung möglichſt widerwärtiger Erſcheinungen ſetzt, aus welcher ſich angeblich ein Geſetz des Lebens abſtrahiren läßt, muß das gute Recht der Dichtung auf Reichtum der Erfindungen und Geſtalten, auf phantaſievollen Wechſel der Stoffe und der Formen gewahrt werden. Es iſt wohlfeil, allzuwohlfeil, ganze Gebietsteile der Poeſie für „abgebaut“ zu erklären, und zahlreiche Schöpfungen, die aus dem Innerſten der betreffenden Dichter kommen, ohne weiteres als akademiſche Machwerke und konventionelle Wiederholungen zu brandmarken. Wenn die weit über das Ziel hinaus fliegenden Behauptungen der naturaliſtiſchen Reformer den Erfolg hätten, in Zukunft unſre Kritik zur ſchärferen und ſchärfſten Prüfung des wahrhaften Lebensgehaltes, der ſubjektiven Eigenart jedes poetiſchen Werkes zu veranlaſſen, ſo wollten wir für die Anregung dazu herzlich dankbar ſein. Wir fürchten indes, daß das Reſultat des naturaliſtiſchen Anſturmes gegen unſre angeblich akademiſche Poeſie ein ganz andres ſein wird. Mit gewohnter Schnellfertigkeit

wird man ſich des Schlagwortes bemächtigen, wird alle Poeſie, die über die Geſchichte der ſozialen Krankheit der Gegenwart hinausgeht, die ſich „im Intereſſe äſthetiſcher Genießlinge“ (ſagen die Naturaliſten) von der großen ſtaubigen Heerſtraße entfernt, akademiſch nennen, und wird umgekehrt alles, was ſich auf der Bühne der modernen Großſtadt bewegt, alles, was das Scheingepräge der „Aktualität“ trägt, ohne weiteres für unmittelbar, lebendig und lebensvoll erachten. Und wie weit iſt ſchon jetzt in ſeinen Anfängen dieſer Naturalismus nicht akademiſch (dazu ſind ſeine Produkte meiſt zu formlos), aber konventionell durch und durch! Dies ängſtliche Wandeln in den Spuren Daudets, Zolas, Kjellands, wie wenig Selbſtändigkeit verrät es! Dieſe getreulich wieder und wieder kopirten Szenen und Figuren, dieſe eintönige Schilderung der geiſtloſen und geldhungrigen bürgerlichen Kreiſe, dieſe Krankheits- und Elendsgeſchichten, wie oft liegen ihnen nichts weniger als Lebenseindrücke und ſorgfältige Studien zu Grunde, wie oft ſind ſie bis auf die Nachſtammlung der gleichen Zorn- und Schmerzlaute, bis auf die Grimaſſen, mit denen ſatiriſche Bemerkungen eingeleitet werden, armſeliger Abklatſch der großen Muſter und Vorbilder! Die Mode hat an der Entſtehung dieſer Produkte einen genau ſo großen, vielleicht einen größern Anteil als die künſtleriſche Tradition an der Entſtehung akademiſcher Epen und Dramen; in beiden Fällen handelt es ſich um einen Mangel wirklichen Lebensgefühls und ſelbſtändiger Geſtaltungskraft. Die tiefſte und ſchwerſte Probe der innern Lebensfähigkeit poetiſcher Werke: die Probe der Wirkung in der Dauer, haben natürlich die naturaliſtiſchen Verſuche noch nicht beſtehen können, ohne daß ihnen daraus ein Vorwurf erwächſt. Die Erfahrung, welche den Apoſteln Jungdeutſchlands nicht erſpart blieb, daß ihre durchaus modernen, ganz vom Zeitgeiſt inſpirirten Werke noch vor Ablauf eines Jahrzehnts geradezu ungenießbar wurden, dürfte auch den Naturaliſten beſchert ſein, obſchon ſie ganz ſicher in dem Maße, als wirklicher Odem der Natur durch ihre Erfindungen hindurchweht, auch Bürgſchaften für ihre längere Dauer und Wirkungsfähigkeit beſitzen.

Auch in Bezug auf die augenblickliche Geſamtlage unſrer Literatur und die Herrſchaft geſellſchaftlicher Vorurteile und falſcher oder enger Anſtandsbegriffe über die poetiſche, namentlich die erzählende Produktion führen die Naturaliſten das große Wort und rühmen ſich Luft und Licht zu ſchaffen. Wäre die Herrſchaft dieſer Begriffe auch noch tyranniſcher, als ſie in der That iſt, ſo würden wir immer noch nach dem Preiſe fragen dürfen, um den wir befreit werden ſollen. Es iſt ganz richtig, daß die allgemeinen Sittenzuſtände der Gegenwart und die Forderungen, die man an die poetiſche Literatur ſtellt, oft im ſchärfſten Gegenſatze ſtehen, daß die Ausſchließlichkeit, mit welcher Dichtungen und Romane von Frauen geleſen werden, eine Reihe von falſchen Maßſtäben hervorgerufen hat. Jedoch iſt es von altersher ein mißliches Unternehmen geweſen, den Teufel durch Beelzebub zu beſchwören, und hinter der angeblichen

Befreiung unſrer Dichtung vom Druck der Prüderie und der falſchen Vornehmheit lauern Erſcheinungen, nach denen niemand Begehr tragen wird, der ſich noch Glauben an die Zukunft, und eine glückliche Zukunft, unſrer Literatur bewahrt hat. Die nähere Betrachtung der ſeitherigen Leiſtungen der naturaliſtiſchen Schule wird klar machen, daß die Freiheit der poetiſchen Darſtellung, die ſie erſtrebt und verheißt, eine verzweifelte Ähnlichkeit mit der Freiheit zeigt, welche unter Konvent und Wohlfahrtsausſchuß in Frankreich üblich wurde, und hinter der die ſtraffſte und unbarmherzigſte Ordnung als ein Segen empfunden wurde. Nur ein Moment mag hier noch hervorgehoben werden. Unſre Naturaliſten ſpielen wunderſam mit den Begriffen vom Recht der Maſſe und des Einzelnen. Jenen Dichtern, welche Schickſale und Weſen hervorragender, ungewöhnlicher Menſchen darſtellen, ſetzen ſie die Behauptung entgegen, daß dieſe Helden der vergangnen Periode der Literatur angehören, und daß die einzig würdige Aufgabe des modernen Schriftſtellers in der Darſtellung des Maſſenlebens beſtehe. Wo jedoch die Maſſen der Leſer, die Hunderttauſende der Abnehmer illuſtrirter Familienblätter das Schwergewicht ihrer — berechtigten und unberechtigten — Anſchauungen und Vorurteile in die Wagſchale der Literatur werfen, begehren dieſelben Reformer volle Freiheit für das geniale Individuum. Sehen wir zu, wie ſich all dieſe Forderungen und Widerſprüche in den Leiſtungen der naturaliſtiſchen Schule geltend machen und welchen Wert dieſe Leiſtungen als Ausgangspunkte einer neuen Entwicklung unſrer Literatur haben können.

Der Arbeiteraufſtand in Belgien.

Belgien, das Muſterland des Parlamentarismus, bisher viel gerühmt und als Beiſpiel des Segens angeführt, den dieſes politiſche Syſtem über alle, die nach ihm regiert werden, verbreitet, hat in den letzten Wochen die Lobſprüche, welche die Liberalen ihm bei jeder Gelegenheit zu ſpenden gewohnt waren, in arger Weiſe Lügen geſtraft und gezeigt, daß es nicht nur ſelbſt recht faule Stellen an ſeinem ſtaatlichen und geſellſchaftlichen Körper hat, ſondern auch zu einer Gefahr für die Nachbarn werden kann. Ein Bürgerkrieg, ein Aufſtand der Arbeiter gegen die ſie beſchäftigenden Kapitaliſten brach aus und führte zu Auftritten, welche bei den aufſtändiſchen Maſſen ſehr bedenkliche Inſtinkte enthüllten. In der Umgebung von Lüttich beginnend, griff die Bewegung raſch um ſich und breitete ſich zunächſt über die Bezirke um Mons und Charleroi aus, ohne daß die Behörden

rechtzeitig imstande gewesen wären, ihr Einhalt zu thun. Von Arbeitseinstellungen ging man zu Zwang gegen die, welche weiter arbeiten wollten, über, und bald schritten die Meuterer sogar zur Niederbrennung von Fabriken und Hüttenwerken, zu Plünderungen, zur Zerstörung von Maschinen und zu andern Eigentumsverletzungen. Es kam zu Zusammenstößen mit den kleinen Abteilungen von Militär, welche die Regierung anfangs zur Stelle hatte, und eine nicht unbeträchtliche Zahl von den Empörern bezahlte ihre verbrecherische Aufhetzung gegen Gesetz und Ordnung mit dem Leben. Zuletzt wurde mit Aufbietung größerer militärischer Mittel die sozialistische Revolution zwar niedergeworfen und allenthalben die Ruhe wiederhergestellt. Aber inzwischen ist vielmehr Unfug verübt und vielmehr Schaden angerichtet worden, als die Regierung zu beklagen haben würde, wenn sie sich eher auf ihre Pflicht besonnen hätte, auf ihre Pflicht zur Sorge für die Arbeiter und zum Schutze der Arbeitgeber.

Allerdings trägt die Regierung nicht die Schuld an dem niedrigen Stande der Löhne, welcher den unmittelbaren Anlaß zu der Empörung gab. Die Unternehmer konnten infolge der ungünstigen Lage der Industrie, welche jetzt fast allenthalben, nicht bloß in Belgien, mehr oder minder schwer empfunden wird, meist ohne sich selbst zu ruiniren, die Arbeit nicht besser bezahlen. Die Bergleute in der Gegend von Mons erhalten in der That für acht Stunden Arbeit in den dortigen Kohlengruben nur etwa zwei Mark, und das ist, wenn man die schweren Mühen und das Gefährliche ihrer Beschäftigung bedenkt und sich erinnert, daß die Lebensbedürfnisse in Belgien im Vergleiche selbst mit denen in teuern Gegenden Deutschlands nichts weniger als wohlfeil sind, ein sehr geringer Lohn. Indes ist auch der Erlös aus der Ausbeute der betreffenden Kohlenbergwerke schon seit geraumer Zeit ein äußerst kärglicher: in den letzten acht Jahren verzinste sich das auf sie verwendete Kapital nur mit einem Prozent, und wollte man das dem Lohne der Bergleute zulegen, so würde es nur einem Mehrverdienste derselben von sechs Centimes täglich gleichkommen. Ähnlich steht es im Kohlenbecken von Charleroi, ähnlich auch in den Gegenden, wo die Glasindustrie, die Verfertigung von Eisenwaaren und Steingut und die Weberei große Massen der Bevölkerung beschäftigen. Allenthalben zeigt sich, daß man zuviel unternommen und erzeugt hat, überall haben die Fabrikanten mit verminderter Nachfrage und gefährlichem Wettbewerb der Nachbarn auf dem Weltmarkte zu kämpfen. Daneben aber geht eine künstlich geschürte Unzufriedenheit der arbeitenden Massen her, die Wirkung sozialistischer Wühlerei und Hetzerei, eine Strömung, die überall ihre Wellen schlägt, in den Streiks und Dynamitverbrechen französischer Fabrikgegenden, in den aufrührerischen Auftritten, welche vor kurzem die Bewohner Londons in Schrecken versetzten, und in der großen Eisenbahnrevolte, die in den Freistaaten von Nordamerika durch die „Ritter der Arbeit“ organisirt wurde. In Belgien hatte das Treiben der sozialistischen Agitatoren schon vor mehreren Jahren weite Kreise der arbeitenden Bevölkerung

ergriffen, da die Gesetze, nach den Grundsätzen fast unbeschränkter Freiheit zugeschnitten, keinen Schutz dagegen gewährten. Günstigere Gelegenheit für die Vorbereitung ihrer Absichten auf einen Umsturz der gegenwärtigen gesellschaftlichen Verhältnisse fanden die leitenden Geister der Sozialdemokratie nirgends als in dem liberalen Musterstaate Belgien. Im Jahre 1865 begannen sie hier Fuß zu fassen, und schon 1875 schätzte Laveleye die Zahl ihrer organisirten Anhänger — wohl etwas zu hoch — auf 200 000. Einige Jahre vorher wurde dem Baseler Kongresse ein Bericht vorgelegt, nach welchem die sogenannte Internationale in ihren Listen 60 000 Namen belgischer Arbeiter führte. Hinsichtlich der Organisation des sozialistischen Bundes in Belgien ist zu bemerken, daß 1870 zehn „Föderationen" desselben bestanden: die von Brüssel, die von Antwerpen, die von Gent, die von Dampremy (beide im Becken von Charleroi), ferner die von Lüttich, die des Borinage, die des Zentrums, die im Vesdrethal und die von Huy. Preßorgane besaß der Bund damals in Belgien schon sechs, darunter ein täglich erscheinendes Blatt, die in Brüssel herauskommende, nicht ungeschickt geleitete „Liberté," in Antwerpen den vlämisch geschriebenen „Werker," in Verviers den „Mirabeau" und den „Prolétaire," in Brügge den „Vooruit," ebenfalls für die Vläminger bestimmt, und in Seraing den „Réveil." Außerdem konnten die Agitatoren auf die Unterstützung der Lütticher Blätter „Le Petit Corsaire" und „L'Eclair" sowie auf die der Brüsseler Monatsschrift „La Solidarité" rechnen, welche der „sozialistische Philosoph" Fauvety, ein Schüler von Pierre Leroux, herausgab. Die Föderationen oder Sektionen hatten nach ihrer Vereinigung, der auch die „freien Arbeiter" von Verviers beitraten, einen Generalrat von sechzehn Mitgliedern und beschickten einen alljährlich einmal tagenden allgemeinen Kongreß. Arbeitseinstellungen und sonstige Zerwürfnisse zwischen den belgischen Unternehmern und Arbeitern verhalfen der Internationale zu einer großen Bedeutung, indes waren deren Führer nicht für Streiks, da sie auf gewaltsamere und weniger lokale Lösung der Arbeiterfrage hinsteuerten, und damit fanden sie bei der Mehrzahl der Bundesglieder kein Verständnis, auch erfreuten sich die atheistischen Lehren der Marxianer und Bakunins wenigstens bei den meist bigott katholischen vlämischen Massen keines Anklanges, zumal da ihnen die Ultramontanen durch die Gründung des Xaviersvereins, der nach dem Muster der katholischen Gesellenvereine in Deutschland organisirt war und in der Zeit seiner Blüte gegen 50 000 Mitglieder zählte, nicht ohne guten Erfolg entgegenwirkte. Als die Internationale aufhörte, versuchten ihre belgischen Angehörigen sich als nationale Partei zu gestalten, doch zerfielen sie sofort in zwei Parteien: die eine wollte sich, wie die deutschen Sozialisten, der Mittel zur Verwirklichung ihrer Pläne auf dem Wege der Wahlen bemächtigen und verband sich mit den radikalen Elementen des Bürgertums zu der Forderung des allgemeinen Wahlrechts, die andre, deren Organ der „Mirabeau" wurde, behauptete, nur auf der Bahn der gewaltsamen Niederwerfung des Bestehenden

könne geholfen werden. Die neuesten Ereignisse zeigen, daß diese Gruppe der belgischen Sozialisten in den letzten Jahren viel Einfluß erlangt hat.

Laveleye ist in seinem Buche Le socialisme contemporain der seltsamen Meinung, die freiheitlichen Einrichtungen, deren sich Belgien und die Schweiz rühmen, seien das beste Schutzmittel gegen die Ausschreitungen der sozialistisch bearbeiteten untern Schichten der Bevölkerung. Die Regierung oder, was dasselbe ist, die abwechselnd herrschenden Parteien der Mittelklasse teilten diese Ansicht, nach welcher die Freiheit alles zuletzt ganz naturgemäß sich ordnen und ausgleichen läßt, und nach welcher sie zwar Wunden schlagen kann, sie aber immer auch heilen muß, weshalb der Staat sich in ihr Wirken nie einmischen darf. Diese Überzeugung bewog die Regierung, die Dinge gehen zu lassen, wie sie wollten. Sie sah keine Gefahr in der Preßfreiheit, in dem unbeschränkten Vereins- und Versammlungsrechte, wie sehr alle diese Institutionen auch zur Vorbereitung einer sozialistischen Revolution, zur Erregung von Klassenhaß und zum Predigen der krassesten Irrtümer gemißbraucht wurden. Eine Zeit lang schien es, als ob sie richtig urteilte: die Ordnung wurde kaum jemals wesentlich gestört. Jetzt aber hat die Sache ein andres Gesicht bekommen, und die Regierung und das Land büßen ihr falsches Vertrauen auf die alleinseligmachende Kraft der liberalen Doktrin. Sie büßen aber auch andre Irrtümer. Wie nichts zur Einschränkung der mißbrauchten Presse geschah, so unterblieb auch jede Sorge für das materielle Bedürfnis der untern Volksschichten. Gleichgiltig gegen diese erblickt der belgische Bourgeoisstaat seine Lebensaufgabe einzig und allein in der Handhabung und Ausbildung der konstitutionellen Theorie, des Parlamentarismus, der Majoritätenwirtschaft. Mit der Regelmäßigkeit des Perpendikels einer Wanduhr schaukelten sich die beiden Parteien der allein mit Stimmrecht versehenen Zensusklassen auf und ab. In fast mathematisch genauen Perioden wurde das Land jetzt von den Liberalen und jetzt von den Klerikalen regiert, je nachdem die einen oder die andern bei den Wahlen mehr Glück oder mehr Geschick hatten. Diese Nebenbuhlerschaft und dieses Ringen der politischen Parteien nahm alles Denken und alle Kräfte des Volkes in Anspruch, sodaß für die eigentlichen Aufgaben desselben, besonders für die wirtschaftlichen, in den leitenden Kreisen weder viel Muße noch viel Neigung übrig blieb. Weder die Liberalen noch ihre Gegner, die Jesuiten und ihr Schweif, legten irgend welches ernste Interesse dafür an den Tag, und die Krone, welche sich der Sache hätte annehmen sollen, war „gewissenhaft konstitutionell," d. h. sie folgte ausnahmslos den Schwingungen der Parteien und war nur deren Dienerin. Belgien ist ein Fabrikland, es hat eine Bevölkerung von Fabrikarbeitern so zahlreich wie kein andres, und trotzdem ist man mit der Gesetzgebung für die Arbeiter hier weiter zurückgeblieben als in irgend einem andern. In echt manchesterlicher Art sah man ein Eingreifen des Staates in die Entwicklung dieser Fragen nicht bloß als überflüssig, sondern als Versündigung am Prinzip an. Daß die Arbeiter kein Stimm-

recht haben, ist kein Unglück; man weiß ja, was sie anderwärts damit leisten. Aber sie hatten bisher auch keinen Befürworter ihrer Interessen von andrer Seite und außer der herkömmlichen Preß-, Vereins- und Versammlungsfreiheit kaum andre Rechte. Die liberale Partei, die jahrelang am Ruder stand, war in dieser Hinsicht fast vollständig unthätig. So lange die Klerikalen nur Opposition waren, machten sie sich diese Enthaltsamkeit zu nutze, beklagten sie als Trägheit, Unfruchtbarkeit und Unfähigkeit und versprachen ihrerseits eine großartige Initiative, weitgehende Zugeständnisse und umfassende Reformen. Als sie aber ans Regiment kamen, zeigten sie sich nicht weniger impotent als ihre Vorgänger in der Verwaltung und ließen ihre Versprechungen unerfüllt. Sie besitzen die Macht, zu helfen, jetzt zwei volle Jahre und haben sie bis heute noch in keiner Hinsicht angewendet. Sie glaubten besseres zu thun zu haben. Alle Erscheinungen auf dem Gebiete des neuern wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens, alle Versuche, die Lage der arbeitenden Klassen zu heben und zu bessern, alle Erfolge solcher Versuche in den Nachbarländern gingen an den neuen belgischen Staatslenkern vorüber, ohne auf sie Eindruck zu machen und sie zur Nacheiferung zu veranlassen. Sie hatten sich ihrer Meinung nach in erster Reihe mit der Sorge für die Kirche zu beschäftigen, neue geistliche Pfründen zu schaffen, das Klosterwesen zu begünstigen, die Schulen den Priestern unterzuordnen, Friedhofsfragen im Sinne ihrer Partei zu entscheiden und ähnliches zu besorgen, während doch die Geschäfts- und Arbeitskrisis mit jeder Woche dringender Maßregeln zur Vorbeugung gegen die ärgste Not zu ergreifen gebot. Im deutschen Reiche und in Österreich, Länder, welche die belgischen Phrasendrechsler als tief unter ihrem Musterstaate stehend, als zurückgeblieben, als despotisch beherrscht ansehen und behandeln, haben längst schon die Frauen- und Kinderarbeit billig geregelt und der Ausbeutung der Arbeiter nach Möglichkeit Schranken gezogen, sie haben die Unfall- und Krankheitsversicherung ins Leben geführt und sind nahe dabei, auch die Altersversicherung ihrem Reformwerke hinzuzufügen. Den Belgiern mit ihrem thörichten Dünkel ist es meist nicht einmal bekannt, daß solche gesetzliche Ordnung und Verbesserung des Looses der Arbeiter überhaupt existirt, geschweige denn, daß etwas der Art bei ihnen von Staatswegen auch nur begonnen worden wäre. Langdauernde Arbeit bei kärglichem Lohn, keinerlei Schutz gegen gewissenlose und unbarmherzige Ausbeutung, traurigste Unsicherheit gegenüber der Möglichkeit von Unfällen und Erkrankungen, trübste Aussichten auf die Zeit des Alters, das ist das Loos des Arbeiters in dem Staate, welcher das Ideal der Liberalen vom Schlage unsrer Deutschfreisinnigen ist.

Das Elend der untern Bevölkerungsschichten blieb also in Belgien während der letzten Jahrzehnte durchschnittlich immer dasselbe, und die regierenden Klassen, ihre Parteiführer und Minister schienen es einfach als natürlichen und keine Besserung zulassenden Zustand zu betrachten. Die Betreffenden klagten zwar,

thaten aber sonst nichts zur Änderung ihrer Lage. Sie mußte also wenigstens nicht ganz unerträglich sein. In Zeiten, wo der Handel blüht, sind die Menschen zu beschäftigt und zu wenig schlecht gelohnt, um an ihr Schicksal viel zu denken und dessen Härten so zu empfinden, daß sie sich dagegen auflehnen. Fehlt es dagegen an genügendem Absatz, stockt die Arbeit und sinken die Löhne, so sieht man sich mit andern Augen an, die Unzufriedenheit erwacht, der Neid und der Haß, der bisher nur glimmte, flammt auf, und die politischen und sozialistischen Demagogen, die sich dann beeilen, ihn zu Gewaltthaten anzufachen, finden für ihre Brandreden bereitwillige Ohren. Die Regierung mußte, auch wenn sie sonst kein Auge und Herz für die traurige Lage der Arbeiter hatte, solche Fälle voraussehen und für sie gerüstet sein. Sie hatte wenigstens rasch zu sorgen, daß die Klasse der Besitzenden, aus der sie hervorgegangen war und die sie vertrat, nicht zu schwer unter den Folgen der Unterlassungssünden litt, deren sie, die klerikale Regierung, sich gleich ihrer liberalen Vorgängerin gegenüber den Arbeitern schuldig gemacht hatte. Sie mußte wissen, daß es im Lande viel Pöbel und Gesindel giebt, immer bereit, sich Meutereien anzuschließen, um Plünderungen und Zerstörungen von Eigentum vornehmen zu können. Sie kannte die Wühler aus höhern Ständen, welche die Massen aufhetzten, schritt aber weder gegen deren Reden noch gegen deren Flugschriften ein. Sie war gewarnt durch den Streik und die Mordszene zu Decazeville im benachbarten Frankreich. Dennoch versäumte sie, rechtzeitig Vorkehrungen zu treffen. Jetzt, wo das Kind in den Brunnen gefallen ist, will sie ihn zudecken. Aber inzwischen haben die erhitzten Massen viel Unheil angerichtet und in ihrer Verblendung durch Niederbrennung von Arbeitsstätten und andre Zerstörung sich für die nächste Zeit selbst die schwache Lebensluft entzogen, die ihnen bisher gegönnt war. Man hat verhältnismäßig viele von den Aufständischen zusammenschießen müssen. Hätte man eher Soldaten gebraucht und eher geschossen, so wären unzweifelhaft viel weniger Schüsse nötig geworden. Jetzt herrscht die Ruhe des Belagerungszustandes. Der aber kann nicht ewig währen. Was soll geschehen? Was wird die Regierung thun, um die billigen Ansprüche der Arbeiter zu erfüllen? Am 30. März sagte der Minister Bernaert in der Deputirtenkammer, man müsse jetzt an die Zukunft denken, und die Regierung werde dies in aller Ruhe thun und nach Mitteln suchen, den Arbeitern zu helfen und Arbeit für sie zu finden. Sie werde zu dem Zwecke von den Volksvertretern einen Kredit von 43 Millionen Franks fordern, und man werde damit Vizinallinien bauen, deren Vollendung in der Ausdehnung von 352 Kilometern noch in diesem Jahre zu hoffen sei. Das wird aber nur für eine kleine Zeit der Verlegenheit steuern, und der Minister wird nach weitern Maßregeln zur Abhilfe, zu dauernder Abhilfe suchen müssen. Der Generalrat der belgischen Arbeiterpartei verlangt in dem sozialistischen Blatte „Le Peuple“ für die Arbeitslosen Beschäftigung mit genügendem Lohne durch Anordnung öffentlicher Ar-

beiten, was durch die Erklärung Vernaerts versprochen ist, ferner volkswirtschaftliche Reformen, Schutz der Arbeit vor Ausbeutung durch das Kapital, was in dieser Allgemeinheit möglich und gerecht, aber auch unmöglich und ungerecht sein kann, Kreditorganisation, Übernahme der Bergwerke durch den Staat, was den Manchesternen ein Greuel sein wird, Revision des Steuersystems, endlich das allgemeine Wahlrecht. „Wenn die Regierung und die herrschenden Kapitalisten, heißt es dann weiter, die Abstellung unsrer gerechten Beschwerden verweigern und fortfahren, den Arbeiter als Paria zu behandeln, hat dieser dann nicht das Recht, zu einem allgemeinen Streik seine Zuflucht zu nehmen? Das Recht zur Koalition und Arbeitseinstellung besteht, und wir sind befugt, es auf alle Industrien des Landes auszudehnen. Jedenfalls ist für die Arbeiter die Stunde gekommen, zu zeigen, daß sie es satt haben, sich als Lasttiere und Kanonenfutter gebrauchen zu lassen.“ Der letzte Satz ist Phrase. Die Ausdehnung des Streiks über alle Industrien Belgiens ist gesetzlich nicht verwehrt, wird aber ohne Zwang nicht durchzusetzen sein, und Zwang kann selbstverständlich nicht gestattet werden. Wir meinen, der Musterstaat Belgien wird am besten thun, sich das deutsche Reich zum Muster zu nehmen und recht bald mit Versuchen zu beginnen, seine Arbeiter nach dem Beispiele der Bismarckschen Reformen besser zu stellen. Sonst wird er über kurz oder lang wieder eine Gefahr für die Nachbarn sein und vielleicht einmal als solche behandelt werden müssen.

Zur Verhandlung über das Sozialistengesetz.

Die große Schlacht im Reichstage über das Sozialistengesetz ist geschlagen. Die gesunde Vernunft hat schließlich doch wieder gesiegt; das Gesetz ist nach dreitägiger Verhandlung mit erheblicher Mehrheit, die durch Zutritt eines Teils des Zentrums sich bildete, angenommen worden. Die Vertreter der Sozialdemokratie tobten und wüteten; zahlreiche Ordnungsrufe fielen auf ihre Häupter. Herr Bebel ließ sich sogar hinreißen, den Königsmord anzupreisen für den Fall, daß bei uns ähnliche Zustände wie in Rußland entstehen würden. Der Reichskanzler beleuchtete in seiner am zweiten Tage gehaltenen Rede die damit offen eingestandenen Ziele dieser Partei. Aber weder diese Äußerung des sozialdemokratischen Führers noch alles übrige, was aus seinem und seiner Genossen Munde kam, konnte uns überraschen. Es sind ja nur Konsequenzen ihrer Lehren. Die Krone der Verhandlung gebührt in unsern Augen nicht ihnen,

sondern der deutschfreisinnigen Partei. Im Namen derselben redete bei der zweiten Lesung Dr. Hänel, bei der dritten Dr. Bamberger. Diese Reden, gehalten angesichts der blutigen Greuel dicht an der Grenze unsers Vaterlandes, waren das Verschrobenste und Roheste, was jemals Parteifanatismus zu Wege gebracht hat. Es würde uns ein Trost sein, wenn wir annehmen dürften, Hänel selbst habe an das alles, was er geredet, nicht geglaubt, er habe es nur geredet, weil seine Partei, um Opposition zu machen, gegen das Gesetz stimmen wollte, und dafür doch Gründe gefunden werden mußten. Da uns aber die Achtung vor seinem moralischen Charakter nötigt, an die Aufrichtigkeit seiner Gründe zu glauben, so müssen wir gestehen, daß es uns wahrhaft mit Schrecken erfüllt hat, wenn wir daran denken, daß ein Mann, der von solchen Verschrobenheiten erfüllt ist, zugleich Lehrer unsrer juristischen Jugend ist. Was für Dinge muß ein solcher Lehrer den jungen Männern, die bei ihm hören, in den Kopf setzen!

Hänel legte zunächst sein Kredo dahin ab: „Ja, wir sind der Überzeugung, daß ausschließlich und allein geistige Waffen, die Waffen der Diskussion, ausreichen, um eine so große Strömung, wie die Sozialdemokratie ist, dauernd bekämpfen zu können. Gerade zu dieser Grundanschauung bekennen wir uns." Diese Grundanschauung wurde dann mit einem salbungsvollen geschichtlichen Exkurse belegt. Zwar wollen auch sie, die Freisinnigen, vollste Pflichterfüllung von denjenigen, welchen sie die volle geistige Freiheit gewähren; auch sie wollen den Appell an die Gewalt mit Gewalt beantworten. „Können wir denn das aber nicht vollkommen erreichen auf dem Boden des gemeinen Rechtes?" Es ist wirklich schade, daß Hänel seine pathetischen Reden wohl nur in deutscher, nicht auch in wallonischer Sprache halten kann. Sonst würde es sich empfohlen haben, daß er bei Ausbruch der Unruhen in Belgien sofort dorthin geeilt wäre und sich der belgischen Regierung zur Verfügung gestellt hätte. Gewiß würden vor der geistigen Waffe seiner Reden die dortigen Mordbrenner und Plünderer demütig zu Kreuze gekrochen sein.

Was die Wirksamkeit des Sozialistengesetzes betrifft, so will Hänel zwar die Bedeutung desselben für die Minderung der sozialdemokratischen Bewegung nicht ganz in Abrede stellen. Aber — „dieses Gesetz ist doch ein Element der Demoralisation unsers deutschen Volkes." Es habe den Klassenhaß geschärft. Es habe zu unzähligen Umgehungen geführt und dadurch den Sinn für Ungesetzlichkeit genährt. Es habe die übrigen Schichten der Bevölkerung in eine falsche Ruhe eingewiegt. „Wenn wir nicht dem Bürger die Überzeugung bringen, daß nur das selbsttätige Bürgertum den Sieg des Liberalismus, den Sieg unsrer Staats- und sozialen Einrichtungen verbürgen könne, dann wird diese Staats- und Gesellschaftsordnung rettungslos zu Grunde gehen." Mit allen diesen Gründen könnte man auch dafür plädiren, daß das gesamte Strafgesetzbuch außer Anwendung gesetzt werde. Ohne Zweifel vermehrt es den

Klassenhaß der Spitzbuben gegen die Besitzenden, daß sie dieselben nicht ohne Gefahr der Bestrafung bestehlen können. Und wenn dies offen erlaubt wäre, so brauchte es nicht so viel heimlich „mit Umgehung des Gesetzes“ zu geschehen. Also der Sinn für Gesetzlichkeit würde dadurch befördert werden. Auch ließe sich ja mit voller Emphase aussprechen: „Wenn wir nicht dem Bürger die Überzeugung bringen, daß nur das selbstthätige Bürgertum den Sieg über Diebstahl und Raub verbürgen könne, dann wird diese Staats- und Gesellschaftsordnung rettungslos zu Grunde gehen.“ Dieser Satz enthielte genau dieselbe Weisheit, die unser Professor des Staatsrechts jüngst im Reichstage ausgesprochen hat.

Viel feiner zugeschliffen war die Rede Bambergers. Dieser hat in frühern Jahren für das Gesetz gestimmt und damals mit voller Klarheit die Gefahren geschildert, welche die Sozialdemokratie für Deutschland in sich trage. Die Frage, ob diese Gefahren im Wege der freien Diskussion zu besiegen seien, beantwortete er auch jetzt wieder — im Gegensatz zu der „Grundanschauung“ seines Kollegen Hänel — mit einem entschiednen Nein. Aber — die Reichsregierung habe ja selbst seit jener Zeit ein Stück Sozialismus auf ihre Fahne geschrieben, womit sie sein — Bambergers — System des Manchestertums durchkreuze. Da müsse man ihr die Sozialdemokratie auf den Hals hetzen, damit sie besser Mores lerne. Sie müsse begreifen lernen, daß Krankenkassen-, Unfallversicherung oder auch Invalidenversorgung in den Augen der Sozialdemokratie nur Brimboria seien. Dann werde sie nicht mehr auf diese Weise mit dem Feuer spielen, sondern sich seinem alleinseligmachenden Wirtschaftssystem des unbedingten Gehenlassens wieder in die Arme werfen. Eine ganz ähnliche Rede hatte der Abgeordnete Bamberger bereits am 12. Mai 1884 gehalten. Bamberger trägt also kein Bedenken, die Gefahr von Aufruhr, Mord und Plünderung über unser deutsches Vaterland heraufzubeschwören, weil er vermeint, dadurch die Reichsregierung für Verlassen seines Wirtschaftssystem zu bestrafen.

Aber vielleicht thun wir unsern Freisinnigen doch Unrecht. Wie sich aus der Einleitung der Hänelschen Rede ergab, hatten sie sich sehr genau überlegt, wie sie abstimmen wollten: erst für die von Windthorst eingebrachten Abschwächungsanträge zu dem Gesetz, dann aber doch wieder gegen das mit diesen Abschwächungen behaftete ganze Gesetz. Bei der bekannten Stimmung eines Teiles des Zentrums war hiernach vorauszusehen, daß die unveränderte Regierungsvorlage (nur mit abgekürzter Zeitdauer) durchgehen werde. Vielleicht ist es daher doch ihre Absicht gewesen, das Gesetz durchbringen zu helfen, aber dabei ihre „Prinzipien“ zu wahren. Nun, dann wollen wir ihnen ihre grandiosen Reden verzeihen.

Camoëns.

Roman von Adolf Stern.

(Fortſetzung.)

Siebentes Kapitel.

Wieder ſchimmerten am warmen Sommerabend die Prunkſäle und endloſen Zimmerreihen des Schloſſes von Cintra im Kerzenglanz, während ſich die Strahlen der untergehenden Sonne noch in den Bogenfenſtern des rieſigen Baues brachen. Niemals, ſeit König Sebaſtian hier Hof hielt, ja niemals, ſeit er regierte, waren die großen Feſte im Palaſt ſo raſch aufeinander gefolgt, als in dieſem ſchwülen, gewitterreichen Sommermonate. Die Zahl der Gäſte des Königs ſchien mit jedem Abende zu wachſen, in ganz Cintra war kein Dach, unter dem nicht Edelleute aus allen Teilen des portugieſiſchen Landes herbergten. Am heutigen Abend hatte Graf Vimioſo, der Großkämmerer, wiederum eine Flucht von Gemächern öffnen laſſen müſſen, weil die weiten Empfangsſäle dem Andrange nicht genügten. Durch alle vordern Räume flutete, rauſchte, gleißte eine Woge buntfarbiger Gewänder, leuchtenden Goldes, wallender Federn, funkelnder Steine; alle Schätze Braſiliens und Indiens ſchienen zur Schau geſtellt und blendeten die Augen der wenigen, die hier des Anblickes nicht gewohnt waren. In langen Reihen und dichtgedrängten Gruppen erfüllten die Geladnen namentlich die beiden großen Säle und jene Zimmer, welche unmittelbar an die Säle grenzten. In den weiter zurückliegenden Gemächern, die den Hof der Trabanten umſchloſſen, herrſchte größere Stille und im Gegenſatze zu den Haupträumen wohlthuende Kühle. Die drei mächtigen Waſſerſäulen, die aus dem Brunnenbecken im Hofe emporſtiegen, ſandten einen friſchen Hauch durch die geöffneten Fenſter, und Herr Manuel Barreto, der ſich halben Leibes aus einem dieſer Fenſter nach dem Springbrunnen hinausbeugte, war nicht der einzige Gaſt des Königs, der klüglich dieſe Zuflucht aufgeſucht hatte. Der

Digitized by Google

wackere Edelmann hatte auf dem Wege bis in das letzte der mäßig erhellten Zimmer manchen ehemaligen Kampfgefährten, manchen Gutsnachbar begrüßt, der gleichfalls Luft schöpfen wollte. Wenn er dennoch allein zu sein strebte, so war es nur, um den Fragen nach dem Freunde auszuweichen, der vor einer Stunde mit ihm in den Königssaal eingetreten war und den er umsonst mit sich aus dem Glanze und Geschwirr der großen Versammlung in diese Einsamkeit zu ziehen versucht hatte.

Beide Freunde hatten vorhin den König und die Gräfin Palmeirim seit dem Morgen bei Joanas Hütte zum erstenmale wiedergesehen. Dom Sebastian hatte Barreto mit kühler Gelassenheit, Camoëns jedoch mit seinem gnädigsten Kopfnicken begrüßt und noch während des Handkusses lachend zu dem Dichter gesagt: Du siehst, Senhor Luis, ich habe Donna Catarina glücklich durch alle Wetter heimgeleitet. Man hat mir berichtet, daß du während des schlimmen Nachmittages aus Sorge um die Gräfin schier von Sinnen gewesen bist! Dort ist sie — schöner als je, also entrunzle deine Stirn und bringe ihr deine Huldigung! Dabei hatte der König auf das schöne Mädchen gedeutet, das, wiederum an der Seite der Herzogin, in der ersten Reihe der Damen saß. Camoëns hatte ohne Zögern Catarina begrüßt und dann atemlos ihrer Erzählung von dem Heimritt gelauscht. Er war so in dem Augenblicke befangen gewesen, daß erst der hinzutretende Barreto die nächstliegende Frage nach Esmahs Ergehen gethan hatte. Auch dann war es Barreto nicht gelungen, Camoëns von den Augen Catarinas loszureißen, wieder und wieder hatte es den Dichter in die Nähe der Gräfin gezogen, und noch eben jetzt hatte er die Aufforderung Barretos: Kommt, kommt, Luis — laßt uns einen frischen Atemzug thun! vollständig überhört. Senhor Manuel hatte sich unmutig und allein nach den Hinterzimmern am Hofe der Trabanten begeben und lauschte nun hier bald auf das Rauschen des Brunnens draußen, bald auf das gleichmäßige Geräusch ferner Stimmen und auf die vereinzelten Schritte, welche über die Marmorfußböden der benachbarten Gemächer klangen. In der Stille, die um ihn herrschte, sann er über die jüngsten Erlebnisse nach und gestand sich mit Sorge, daß ihm seit Jahren die nächste Zukunft nicht so dunkel erschienen sei als heute.

Viel Zeit ward Manuel Barreto in dieser Stille nicht gegönnt. Indem er, auf den plätschernden Brunnen hinausblickend, noch darüber nachsann, ob der heutige Abend wohl geeignet sei, sich die Erlaubnis zu seiner Heimkehr vom Könige zu erbitten, vernahm er hinter sich Stimmen, von denen er wenigstens die eine, die des Priors von Belem, wohl kannte. Dom Joao erschien mit Tellez Almeida und mehreren andern Priestern des königlichen Haushaltes und mit einem Edelmanne, den Barreto gleichfalls schon in der Umgebung Dom Sebastians gesehen zu haben glaubte. Wenige Schritte von der Schwelle blieb der Prior stehen, sein mißmutiges Gesicht und ein paar flüchtige Worte zu seinen Begleitern verrieten, daß er darauf gerechnet hatte, dieses Gemach leer

zu finden. Er trat höflich grüßend zurück, Barreto aber spürte kein Verlangen, in der Nähe gerade dieser Männer zu verweilen. Er ging an ihnen vorüber und hatte das Gefühl, daß ihm die Blicke aller folgten, es war ihm selbst, als ob sich die Schritte eines oder des andern der kleinen Gesellschaft an seine Sohlen hefteten, aber er blickte nicht eher hinter sich, als bis ihn das bunte Gewühl der vordern Zimmer und Säle aufs neue umfig. Dann versagte er sich nicht, dem graubärtigen Pedro Evora, seinem Kampfgefährten aus Indien, mit einer zornigen Geberde zuzuflüstern:

Dort hinten tritt eben wieder des Königs geistlicher Rat zusammen, Dom Joao von Belem hat den Vorsitz. Was sie reden, ist vom Übel, was sie raten, ist Unheil — wir werdens morgen oder etliche Tage später verspüren!

Nicht doch, Manuel — diesmal habt Ihr Unrecht! entgegnete der Fidalgo. Wenn Ihr heute den König beobachtet hättet, wie ich oder Euer poetischer Freund, so würdet Ihr nicht zweifeln, daß eine neue Zeit im Anzuge ist.

Glaubs wer kann! versetzte Barreto und blickte wiederum nach der Zimmerreihe zurück, von der er herkam. Ihr laßt Euch heute alle von einem Traume wiegen, aus dem man Euch mißtönig aufwecken wird. Ich hoffe auf nichts, bevor nicht der König den Prior von Belem in das letzte algarbische Kloster verbannt; Ihr wißt recht wohl, daß dies niemals geschehen wird.

Er überließ es Evora, über das Vernommene nachzudenken; durch die offne Thür des großen Hauptsaales bemerkte er eben, daß Camoëns, wie vom Beginn des Abends an, fast unbeweglich in dem Kreise von Edelleuten verharrte, welcher den König umgab. Dom Sebastian aber stand im eifrigen Gespräche mit der Herzogin von Braganza und ihrer schönen Pflegebefohlenen, sein Gesicht strahlte in jugendlicher Heiterkeit, das Lächeln, das er von Zeit zu Zeit auch seinen Umgebungen gönnte, war das eines Glücklichen. Umso befangner und düsterer schaute Camoëns drein, und selbst als Barreto wieder neben ihn trat und mit leiser Mahnung seine Schulter berührte, ließ der Dichter nicht ab, die Augen und Lippen des Königs mit gespannter Teilnahme zu beobachten, während der Ausdruck seiner eignen Züge immer leidvoller wurde.

In dem Gemache, welches Manuel Barreto vor dem Prior von Belem und seinen Genossen geräumt hatte, weilten inzwischen die Geistlichen und der Edelmann, um Dom Joao Rede zu stehen. Der Prior hatte Tellez Almeida mit einem Winke hinter Barreto drein entsendet, der Kaplan war der Weisung augenblicklich gefolgt und hütete, als er zurück kam, umso lieber, auf- und abschreitend, das Zugangszimmer zu dem letzten Gemache, als er nicht zu hören verlangte, was der Hochwürdige sprach und sich berichten ließ. Dom Joao war ermüdet auf die einzige Polsterbank gesunken, die sich in dem kühlen Raume vorfand, er gönnte seinen Gliedern Rast, aber sein Gesicht zeigte ruhelose Spannung. Er heftete seine dunkeln Augen auf den Edelmann, welcher ihm hierher gefolgt war, und sagte dann:

Wenn Ihr also nichts wißt als die Thatsachen, Senhor Truëba, so berichtet diese kurz und klar, laßt Euer Schelten und Klagen. Wann ließ Euch der König rufen?

Gestern in der Stunde vor Sonnenuntergang, erzählte der Edelmann. Er sagte mir rasch und herrisch, daß er einen besondern Befehl für mich habe, und zögerte dann doch, ihn auszusprechen. Ich stutzte sogleich, er nahm es zum Glück nicht wahr, weil er sich nach dem Fenster gekehrt hatte. Und dann gebot er mir ein halbes Dutzend Hellebardiere von der Palastwache zu nehmen und den galizischen Mönch und die Pilger, welche mit ihm in Otaz' Herberge hausten, zu verhaften und sie in den Turm des alten Schlosses zu führen. Ich konnte natürlich nichts andres thun als ihm gehorchen, und pries meinen Heiligen, daß ich, noch ehe ich den Saal der Trabanten erreicht hatte, auf Bruder Eustazio stieß und ihm zuraunen konnte, was im Werke sei. Ich brauchte Zeit, bis ich mir meine Begleiter ausgesucht hatte, und führte dann meine Schaar auf dem längsten Wege nach Cintra hinunter. Der König hatte mir ausdrücklich befohlen, kein Aufsehen zu erregen, sonst hätte ich auch das nicht wagen können.

Euer Wagemut scheint nicht der größte, Senhor! sprach der Prior geringschätzig. Ihr fandet also die Pilger in Otaz' Gehöft nicht mehr vor und kamt natürlich unverrichteter Sache zurück. Wie nahm der König Euern Bericht auf?

Wunderlich! entgegnete Senhor Truëba. Er ließ es sich dreimal wiederholen, daß die Pilger eine Stunde, ehe ich mit meinen Häschern gekommen sei, ihren Heimweg angetreten hätten. Dann ward er nachdenklich und sah nach dem großen Bilde der allerheiligsten Jungfrau, das in seinem Arbeitsgemache hängt. Zuletzt entließ er mich mit einem stummen Winke und als ich, kühn geworden, ihn fragte, ob ich reitende Alguazils nachsenden solle, rief er: Nein, gewiß nicht! so eifrig und hastig, als hätte ich ihm etwas Unerhörtes angesonnen!

Ihr geht rasch von der Verzagtheit zur Kühnheit über, sagte wiederum der Prior. Man soll die Könige dieser Welt nicht in Versuchung führen, es war genug, daß die Majestät ihren schlechten Einfall, die frommen Pilger in ihrer Herberge aufgreifen zu lassen, schweigend zurücknahm, Ihr durftet kein Wort von Verfolgung äußern.

Ich wußte gut genug, nachdem ich einmal das Nest bei Otaz leer gefunden, daß niemand den Mönch und den Engelseher samt ihrer Rotte wieder erblicken würde, und wenn der König alle Gerichtsboten von Portugal zu Pferde steigen ließe, antwortete Senhor Alfonso Truëba und verneigte sich ehrfürchtig vor Dom Joao.

Mit alledem ist uns noch wenig geholfen, grollte der Prior. Seid Ihr gewiß, daß der König seit vorgestern Nachmittag, wo er mitten im Gewitter mit der jungen Gräfin Palmeirim aus den Bergen zurückkehrte, Manuel Barreto und seinen Poeten nicht empfangen hat?

Darüber kann ich Euch beruhigen, erwiederte Truëba. Sofern die Herren den König nicht bei Dom Antonio, dem Marschall, erwartet haben, den Seine Majestät gestern zweimal besuchte, so bürge ich Euch dafür, daß sie ihn erst vorhin erblickten. Was bei Pacheco geschehen ist, weiß ich freilich nicht. Prinz Mulei Muhammed, der Marokkaner, der den König zu sprechen begehrte, ward zum Marschall beschieden und verließ eine Stunde darauf die Wohnung des Alten mit zornfunkelnden Augen. Ihr wißt, daß der König jenes maurische Mädchen in seinen Schutz genommen hat, welches Senhor Barreto und Luis Camoëns vor zwei Tagen zur Herzogin von Braganza geleitet haben. Es ist dieselbe, welche dem Emir aus dem Käfig von Pena Verda entfloh, und er weiß, daß er sie nicht wieder erhalten soll.

Überlaßt ihn seinem thörichten Zorn, warf der Prior leicht hin. Uns kümmert es nicht, ob der Mohrenprinz eine Beischläferin mehr oder weniger besitzt! Für uns ist nur wichtig, daß der König in dieser Angelegenheit einem neuen fremden Einfluß folgt, einem Einfluß, dem wir begegnen müssen. Tretet zum Fenster dort, Bruder Bartolomeo — faßt den Hof scharf ins Auge, daß wir nicht etwa vom Brunnen aus belauscht werden. Ihr aber, Bruder Marcos, geht zur Gesellschaft zurück und gebt dem Grafen Juan Navarrete von der spanischen Gesandtschaft einen Wink, daß er uns hier findet. Euch, Truëba, empfehle ich, Euer Amt als des Königs Thürhüter in diesen Tagen doppelt ernst zu nehmen, es darf niemand zum König ein- und von ihm ausgehen, den Ihr nicht sehet.

Hochwürdiger Herr, Ihr sinnt mir Unmögliches an! Die, von welcher wir am meisten fürchten, daß sie den König irre leite, kommt schwerlich durch jene Thür, die ich hüte, zu unserm jungen Fürsten, lächelte Tuëba.

Schämt Euch doppelt der Sünde und der Thorheit! rief der Prior und sah den Kämmerling strafend an. Hättet Ihr Recht und Gräfin Catarina käme insgeheim zum König, so brauchte uns das wenig zu beunruhigen. Der König würde rasch genug Reue empfinden. Wir haben viel ernstere Sorgen zu hegen, und es kann Euch nicht entgangen sein, daß Donna Catarina von der Herzogin von Braganza nur zu gut beraten wird. Der Alten würde es gefallen, Portugal eine Königin zu geben und als Schwiegermutter das Reich zu lenken. Seine Majestät darf nicht unter solchen Einfluß geraten, wir müssen mit allen Mitteln den Kriegszug nach Afrika beschleunigen. Und dazu werdet Ihr Euch nach Kräften anstrengen, und jeder von Euch wird unweigerlich das Seinige nach unsrer Weisung thun.

Die Männer, welche um den Prior standen, neigten zustimmend das Haupt, Senhor Truëba verriet durch eine lässige Geberde, daß er keine besondern Hoffnungen auf die Weisungen des priesterlichen Herrn setze; da aber durch die Vorderzimmer neue Schritte heranklangen, so schwieg er wie die andern. Und da sich Don Juan Navarrete in der Thür zeigte, so bedurfte es nicht einmal

eines Winkes des Priors, um seine bisherigen Begleiter alsbald verschwinden zu lassen. Dom Joao blieb mit dem Spanier allein, nur von Zeit zu Zeit ward der im Nebengemach unmutig auf- und abwandelnde Kaplan des Königs sichtbar. Für den Grafen Navarrete hatte sich der Prior aus seiner bequemen Stellung erhoben, lud ihn jedoch alsbald ein, neben ihm auf dem Polster Platz zu nehmen. Der Gesandte entsprach der Aufforderung und fragte: Ist es etwas besondres, das Ihr mir zu sagen habt, Dom Joao, oder wolltet Ihr nur von dem reden, was heute alle Welt sieht?

Und was sieht alle Welt? fragte der Prior dagegen, die Frage Navarretes zu beantworten.

Die Glut des Königs, die in hellen Flammen emporschlägt, versetzte der Spanier heiter, indem er den gewohnten würdevollen Ernst seines Wesens verleugnete. Er wirbt vor den Augen seines ganzen Hofes um die Gunst der schönen Catarina, und ich gestehe Euch gern, daß es mir leid ist, auch nur eine Szene des wunderbaren Schauspiels zu versäumen.

Ihr sprecht leichtfertiger, Herr Graf, als einem Abgesandten des katholischen Königs ziemt, sagte der Prior. Bedenkt Ihr auch, daß der Schluß des Schauspiels, das Euch so sehr behagt, die Krönung der Königin Catarina von Portugal und Algarbien sein kann?

Gewiß habe ich es bedacht, hochwürdiger Herr, versetzte der Spanier. Das träfe sich so glücklich für meinen erhabnen Herrn, daß ich noch nicht mit Sicherheit auf diesen Ausgang zu hoffen wage.

Der Prior von Belem maß den spanischen Gesandten mit einem Blicke, welcher minder höflich war als seine Worte. Denn während er nur entgegnete: Ihr kennt dies Land und dies Volk nicht genug, Herr Graf! schaute aus seinen Augen deutlich die tiefste Geringschätzung für Navarrete heraus. Der Graf ließ sich indessen nicht beirren, er fuhr ruhig fort: Laßt mich Euch sagen, daß König Philipp selbst eine unebenbürtige Heirat mit einer Unterthanin als einen besonders günstigen Fall zu betrachten geruhte, als er mir in Segovia seine Befehle erteilte. Mir scheint, daß Seine katholische Majestät auf diese Weise am besten dem Vorwurf entginge, seinem Vetter von Portugal die Freuden der Ehe zu mißgönnen und doch seine Ansprüche auf Krone und Land aufrecht erhielte.

Wenn dies wirklich die Meinung Euers Königs ist, so befindet sich der erhabne Fürst in einem bedauerlichen Irrtume, sagte der Prior nachdrücklich. Merkt wohl auf, Herr Graf! Die Furcht der Portugiesen, der kastilischen Krone anheimzufallen, ist stärker, viel stärker als jedes andre Gefühl. Wenn König Sebastian sich mit einer Dame aus gutem und edelm Blut vermählte, wie die junge Gräfin Palmeirim unzweifelhaft ist, so würde das Land ihm zujauchzen, und höchstens ein paar neidische große Häuser würden der Königin Catarina nicht aufrichtig huldigen. Niemand in Portugal würde wagen, den Infanten

aus solcher Ehe den Anspruch auf die Krone dieses Reiches zu bestreiten, ja man würde Gut und Blut für die Nachkommen des alten Königshauses umso williger einsetzen, je trotziger ihr Spanier das Erbrecht derselben bestrittet. Sagte Euch König Philipp nicht ein Wort, daß Ihr in portugiesischen Dingen vor allem meiner Erfahrung vertrauen solltet, Graf Navarrete?

Gewiß, gewiß, Dom Joao! antwortete der Gesandte. Ihr seht jedoch die Dinge in einem Lichte, das mir völlig neu ist. Und wenn ich Euch Recht gäbe, Hochwürdiger, was würdet Ihr mir nun raten? Ihr könnt nicht leugnen, daß meine alte Kunst diesmal unanwendbar ist. Es war leicht, den König im allgemeinen zu einer Vermählung zuzureden und darnach jedem einzelnen Vorschlage schwere Bedenken gegenüberzusetzen, spottleicht, so lange es sich um ferne Prinzessinnen handelte, von denen Dom Sebastian höchstens ein Bild erblickte. Doch damit gegen die junge Schönheit zu streiten, in deren Augenschimmer er wandelt —

Dennoch werdet Ihr Eure Pflicht wie seither thun müssen, unterbrach der Prior die Auseinandersetzungen Navarretes. Ihr als Weltmann habt den unschätzbaren Vorteil, der Leidenschaft des Königs schmeicheln zu dürfen, Ihr könnt ihm selbst andeuten, daß es einem großen Fürsten unverwehrt sei, sich eine Herzensfreundin so schön und klug wie Donna Catarina zu gesellen. Aber laßt ihn keinen Augenblick in Zweifel, daß Euer königlicher Herr gegen die Rechtmäßigkeit solcher Heirat protestirt und Himmel und Erde in Bewegung setzen wird, sein besseres Recht gegen unebenbürtige Kinder König Sebastians zu wahren.

Graf Navarrete lauschte bestürzt und verdrossen den Worten des Priors, deren Ton immer schärfer und fast gebieterisch geworden war. So sehr er bemüht war, sich der höhern Einsicht Dom Joaos unterzuordnen, so konnte er doch nicht umhin, noch einmal einzuwenden: Und wenn ich thue, was Ihr ratet, und Euer König dennoch bei seinem Entschlusse beharrt, steht die Angelegenheit dann nicht umsoviel schlimmer für uns?

Er wird aber seinen Entschluß nicht festhalten, wenn Ihr den rechten Ton anschlagt, antwortete der Prior. Ihr solltet Dom Sebastian kennen, solltet wissen, daß er vor keiner Gefahr zurückschreckt, aber in seinem Gewissen wie in seinen Vorsätzen leicht beirrt wird. Ihr müßt reden, denn wir können es nicht sein, die ihm von einer christlichen Ehe mit Donna Catarina abraten.

Der Gesandte hatte inzwischen aus den Mienen des Priors mancherlei herausgelesen, was unausgesprochen blieb. Er seufzte und sagte, indem er sich langsam von seinem Sitze erhob: Ihr werdet Recht behalten wie immer, Dom Joao. Und wenn Ihr Euch zufällig einmal irren solltet, so wird der Irrtum nichts kosten als einen Gesandten; König Philipp kann mich ja abberufen und erklären, daß ich meine Vollmachten überschritten hätte. Habe ich Euch jetzt ganz verstanden, Hochwürdigster?

Vollkommen, Herr Graf, erwiederte der Prior von Belem ruhig. Und nun sorgt allein noch dafür, daß man Euch und mich heute Abend und in den nächsten Tagen so wenig als nur immer möglich bei einander sehe!

Graf Navarrete murmelte undeutlich etwas, das nicht für den Prior bestimmt war, und aus dem er nur die Worte: Armer junger König! heraushören konnte. Dom Joao, der jetzt sicher wußte, daß der Spanier seinen Winken gehorchen würde, versagte sich jede Entgegnung und verließ mit höflichem Gruße den kühlen Raum. Den zurückbleibenden Grafen verlangte es nicht, dem Gespräche zu lauschen, welches der Prior im nächsten Zimmer mit Tellez Almeida anknüpfte. Er erriet, daß sich der erlauchte geistliche Herr wegwerfend genug über sein langsames Verständnis äußern würde. Er wartete noch geraume Zeit, nachdem die Priester ihren Rückweg angetreten hatten, ehe auch er die vordern Räume wieder aufsuchte. Das Gewühl in den Festsälen war noch dichter und bunter geworden als eine halbe Stunde zuvor, es schien unmöglich, daß irgendwer unter den vielen hunderten, die sich hier drängten, den Grafen Navarrete vermißt haben sollte. Und doch war ihm unbehaglich zu Mute, und nachdem er sich einen Augenblick in dem schimmernden Kreise gezeigt hatte, in dessen Mitte der König stand, zog er sich in den Nebensaal zurück, wo er sich zu einer Gruppe von portugiesischen Edelleuten gesellte. Er wechselte gleichgiltig-höfliche Worte mit den ritterlichen Herren und sah seine Voraussicht erfüllt, daß in Gegenwart des spanischen Gesandten das eine Gespräch verstummen werde, welches sonst überall den Saal durchschwirrte. (Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Die Ritter der Arbeit. Die Vereinigten Staaten sind das Land der geheimen Orden, Verbrüderungen und Gesellschaften, wie sie das Land der wunderlichen Sekten sind. Es scheint, daß die ungeheure Prosa des öffentlichen Lebens die Leute bewegt, sich auf diese Art eine gewisse poetische Befriedigung zu verschaffen. Ein Hauptreiz des Mormonentums war anfangs sein mysteriöses Wesen. Neben der Freimaurerei mit ihren Logen und ihren 33 Graden hat die Oddfellowship, die Bruderschaft der „närrischen Kerle," in ihren „Lagern" mehrere hunderttausend Mitglieder. Daneben bestehen in zahlreichen „Hainen" Druiden, Söhne der Freiheit und ähnliche Verbindungen mit harmlosen Zwecken, die lediglich deshalb hinter dichtem Vorhang „arbeiten," weil das Geheimnis wohlthut. Die Demokraten hatten ihre Tammanyhall, ihre sechs Stämme, ihre „Beratungsfeuer" und „Wigwams." Viel Aufsehen machte der Kuklux-Klan mit seinen grotesken Masken, der sich gegen die freigewordnen Neger richtete. Kein Wunder daher, daß sich auch die mehr oder minder sozialistischen Bestrebungen der amerikanischen Arbeiter einen Geheimbund geschaffen haben, und daß derselbe in der Stille rasch zu einer einflußreichen Organisation gediehen ist. Wir meinen damit den Orden der Knights

of Labour, der Ritter der Arbeit, welche gerade gegenwärtig viel von ſich reden macht. Er wurde ſchon vor ſiebzehn Jahren in Philadelphia geſtiftet und zwar als geheime Genoſſenſchaft mit dem Zwecke gegenſeitiger Hilfe, wo die Mitglieder ſich von der Macht des Kapitals bedroht oder geſchädigt ſahen. Begründet wurde er von Uriah Stevens, einem Schneidergeſellen. Letzterer war ein ungebildeter, aber thatkräftiger Fanatiker, der durch Leſen und Nachdenken zu der Ueberzeugung gelangt war, daß der Beſitzer des allmächtigen Dollars der natürliche Feind des arbeitenden Volkes ſei und ſich von dem mäſte, was deſſen Hände ſchaffen — eine Ueberzeugung, die im Lande der Goulds und Fisks natürlicher iſt als anderwärts. Das Geheimnis, welches die von ihm geſtiftete Geſellſchaft umgab, desgleichen die Titel, die in ihr wie in ähnlichen Verbindungen zu erlangen waren, übten ihren Zauber aus, und ſchon nach einem halben Jahrzehnt war eine ſehr große Anzahl der Gewerksgehilfen und kleinen Gewerktreibenden Philadelphias dem Orden beigetreten, der gleich den Freimaurern ſeine Zeichen, Griffe und Hieroglyphen hatte. Oft bemerkte man am Tage auf den Trottoirs Kreuze und andre Symbole, die mit Kreide hingezeichnet waren, und in der folgenden Nacht ſah man zwei- oder dreitauſend Arbeiter ſich auf einem entlegnen Platze zu der Verſammlung einfinden, zu der mit den Symbolen eingeladen worden war. Acht Jahre lang wußte man außerhalb der Geſellſchaft nicht einmal, wie ſie ſich nannte, und erſt 1881 erfuhr das Publikum, daß in ihr ein geheimer Mittelpunkt des Kampfes der Arbeit gegen das Kapital exiſtire, welcher damals bereits in verſchiednen Symptomen zum Ausbruche gekommen war. Der amerikaniſche Zeitungsreporter ſieht und hört durch ſieben Schlüſſellöcher hindurch, und ſo gelangte er mit ſeinen Beobachtungswerkzeugen auch hinter den Vorhang, der die Ritter der Arbeit verbarg, und bald war die Preſſe ſo ziemlich über ſie unterrichtet. Man weiß jetzt ziemlich genau, wie ſie organiſirt und gegliedert ſind, wozu ſie ſich bekennen, was ſie fordern und erſtreben. Der Bund iſt heutzutage über alle Staaten der Union verbreitet und hat an ſeiner Spitze eine Art Großmeiſter, den General Master Workman. Daneben beſtehen Haupt-, Bezirks- und Ortsverſammlungen ſowie ein Ausführungsrat. Die Ortsverſammlungen beſchränken ſich auf Mitglieder eines und desſelben Gewerbes oder Handwerks, ſodaß jede Stadt ihren Schuſter-, Schneider-, Tiſchler-, Maurerklub u. ſ. w. hat, die ſich dann in beſondern Fragen zur Bezirksverſammlung vereinigen. Die Bezirksverſammlungen ihrerſeits treten gelegentlich durch Abgeordnete zur Hauptverſammlung zuſammen, die über Maßregeln im Intereſſe aller Bundesglieder verhandelt und Beſchlüſſe faßt. Mitglied des Ordens kann mit einigen Ausnahmen jedermann ohne Unterſchied der Nationalität, der Farbe, des Geſchlechts und des Glaubens werden. Nur Advokaten, Bankiers, Börſenmakler, Spieler von Profeſſion und Schenkwirte ſind ausgeſchloſſen. Die Beamten der Geſellſchaft thun ihren Dienſt in der Regel umſonſt, ſie werden nur beſoldet, wenn er ihre ganze Zeit beanſprucht, und dann erhalten ſie nur ſo viel, als ſie mit ihrem Gewerbe verdienen würden. Das Motto des Ordens iſt: An injury to one is the concern of all, der Schaden eines von uns geht alle an. In der Auseinanderſetzung der Grundgedanken des Bundes ſtoßen wir auf Sätze wie: „Die Entwicklung und das aggreſſive Weſen der großen Kapitaliſten und Konſortien muß gehemmt werden, ſonſt endigt es mit Verarmung und hoffnungsloſer Unterdrückung der arbeitenden Maſſen,“ und: „Ungerechter Anhäufung von Reichtum und der Macht angehäuften Reichtums, zu ſchaden, muß Einhalt gethan werden.“ Als Ziele des Ordens werden bezeichnet: „Zu bewirken, daß induſtrieller und moraliſcher Wert, nicht Größe des Beſitzes als wahres Maß perſönlicher und nationaler

Größe gelten, sowie den Arbeitern den vollen Genuß des Reichtums, den sie schaffen, hinreichende Muße zur Entwicklung ihrer geistigen, sittlichen und gesellschaftlichen Fähigkeiten und alle Wohlthaten und Freuden geselligen Lebens, kurz einen Zustand zu sichern, der sie zur Teilnahme an den Gewinnen und Ehren der fortschreitenden Bildung befähigt." Im einzelnen wird u. a. verlangt: Abschaffung der Kinderbeschäftigung in Werkstätten, Fabriken und Bergwerken, Auslöhnung in Geld, nicht, nach dem Truckſystem, ganz oder teilweise in Waaren, achtstündige Tagesarbeit als Regel, Beseitigung der Banken und Ausgabe von Noten oder Münze direkt vonseiten des Staates, Verbot der Einfuhr fremder, kontraktmäßig gebundener Arbeitskraft, endlich freie Kooperation zur Ueberwindung des Lohnsystems. Stevens wollte nicht, daß seine Ritter der Arbeit das würden, was sie jetzt sind, Urheber und Leiter von Arbeitseinstellungen. Nach seinem Plane sollte „der Orden den Charakter und die Einsicht des Arbeiters heben, indem er ihn seine Rechte kennen lehrte und ihn dann darauf hinwies, diese Rechte durch schiedsrichterlichen Spruch zu erlangen"; nur als letztes Mittel sollte man streiken, dann aber „den Unterdrücker mit der ganzen Kraft der Organisation im Lande zum Nachgeben nötigen." Die Ritter der Arbeit sind diesen Grundsätzen ihres ersten Großmeisters in den letzten Jahren untreu geworden. Die großartigen Arbeitseinstellungen, welche seitdem die Kapitalisten Amerikas ängstigen und schädigen und den Bahnverkehr stören, sind auf Agitatoren zurückzuführen, welche direkt mit den Arbeitgebern unterhandeln und ihnen die Friedensbedingungen vorschreiben. Die Genossenschaft scheint den Händen ihrer maßvollern und klügern Führer entschlüpft zu sein; wenigstens hat sich der Nachfolger des verstorbenen Stevens nicht unverständig ausgesprochen. Der unvermeidliche Interviewer, der in Amerika alle hervorragenden Leute ausfragt, setzte auch bei dem jetzigen General Master Workman seine Preßschraube an und erhielt eine Antwort, nach welcher sich viele Streitigkeiten auf friedlichem Wege beseitigen lassen würden. „Schiedsrichterspruch also," schloß diese Antwort, „und keine Niederlegung der Arbeit. Verständigung, wenn irgend möglich, und Streik nur äußerstenfalles, dann aber tüchtig, ernstlich und gründlich und kein Nachgeben bis zu billigem Zugeständnis. Die Ritter der Arbeit und die Arbeitergenossenschaften, die mit ihnen sympathisiren, bilden gegenwärtig die mächtigste Organisation arbeitender Menschen, welche die Weltgeschichte aufweist. Ihre Stärke wächst mit jedem Tage, und ihr Einfluß wird auf allen Gebieten gewerblichen Verkehrs empfunden. Es ist aber gefährlich, diese Macht zu mißbrauchen." Sie ist nun seitdem in der That gemißbraucht worden zu allerhand Gewaltthat und Unfug. Die Ritter sind vom Appell an Schiedsgerichte zu Streiks und von solchen zu „Boykottirungen" und sogar, ebenso wie in Belgien, zu schweren Verbrechen gegen das Eigentum übergegangen. Die öffentliche Meinung war ihnen anfangs nicht ungünstig gestimmt, wenn sie aber jetzt alle Unternehmungen des Kapitals zu zerstören drohen, falls man ihre maßlosen Forderungen nicht gewährt, so wird die rechte Antwort der amerikanischen Gesellschaft nicht auf sich warten lassen. Nirgends in der Welt ist man so rasch bei der Hand als hier, wenn es gilt, gesetzlose Rotten mit Kartätschen zur Ruhe zu bringen.

Eine bildliche Quelle von Goethes Walpurgisnacht. In dem 1727 zu Dresden bei Joh. Christoph Zimmermann und Joh. Nicol. Gerlach erschienenen Buche: Saxonia vetus et magna in parvo, oder: Beschreibung des alten Sachsen-Landes ꝛc., beschrieben von Caspar Schneidern, nunmehro nach dessen Ableben ver-

mehret, adjustiret und ediret von Johann Conrad Knauth, findet sich zu Seite 155 ein Kupferstich mit der Unterschrift „Blocks Berg." Das Blatt stellt den Brocken dar mit der Hexenversammlung in der Walpurgisnacht. Von rechts und von links kommt aus der Tiefe ein Weg, beide vereinigen sich noch im untern Teile des Berges und führen dann nach dem Gipfel empor. Auf dem Wege links reitet eine Hexe auf einem Ziegenbocke, zur Seite steigt aus einer Kluft eine gehörnte und geflügelte Gestalt, mit einer Tabakspfeife in der Hand. Mitten in dem Raume zwischen beiden Pfaden thront ein Bock auf einem dreifüßigen Schemel, vor ihm steht ein dampfendes Räucherbecken, eine hinter ihm stehende Hexe ist eben im Begriffe, die Prozedur vorzunehmen, welche in den Paralipomena S. 159 der Hempelschen Ausgabe geschildert wird:

X.: Was fordert denn das Ritual?
Zeremonienmeister: Beliebt dem Herrn den hintern Teil zu küssen.

Ein lustiger Zug ist auf dem Wege zur Rechten sichtbar. Voran schreitet ein Dudelsackbläser (S. 138: Seht, da kommt der Dudelsack! und S. 156: Musik nur her, und wär's ein Dudelsack!), welchem, durch die verführerischen Weisen verlockt, gleichwie die Kinder dem Rattenfänger von Hameln (S. 155: der liebe Sänger von Hameln u. s. w.), mehrere Pärchen tanzend folgen (S. 138: Ein Pärchen: Kleiner Schritt und hoher Sprung, und S. 141: Es eint sie hier der Dudelsack). Zwei andre Paare wandern bereits auf dem Hauptwege, dieser Gruppe voran, dem Gipfel zu. Rechts davon, in der Mitte des Bildes, geht eine Beschwörung vor sich, vor dem Beschwörer liegt ein aufgeschlagenes Buch mit kabbalistischen Zeichen; ein Totenschädel und eine Katze sind neben ihm angebracht. Diese Szene gab wohl Veranlassung zu dem Zwiegespräch zwischen Mephistopheles und Faust (S. 125):

Hier ist so ein Mittelgipfel,
Wo man mit Erstaunen sieht,
Wie im Berg der Mammon glüht.
Faust: Wie seltsam glimmert durch die Gründe
Ein morgenrötlich trüber Schein!

Den obern Teil des Berges nehmen zwei getrennte Gruppen ein. Zunächst gelangt der Wanderer zu einer Gesellschaft, welche an einer Tafel Platz genommen hat und sich die Zeit mit Trinken und Liebkosen vertreibt; von ihr sagt Mephisto zu Faust (S. 130):

Es ist ein muntrer Klub beisammen.

Auf dem darüber hinausragenden Gipfel führen nackte und bekleidete Gestalten

(Da seh ich junge Hexchen, nackt und bloß
Und alte, die sich klug verhüllen [S. 130])

um ein Licht den Reihen. Bei den obern Gruppen gilt der Vers (S. 130):

Man tanzt, man schwatzt, man kocht, man trinkt, man liebt.

Eine der tanzenden Gestalten trägt eine lodernde Fackel, Faust wünscht diese Gesellschaft in der Nähe zu sehen:

(Doch droben möcht' ich lieber sein!
Schon seh' ich Glut und Wirbelrauch [S. 130])

Auf der obersten Spitze streckt ein Mann sehnsüchtig seine Arme einer heranfliegenden Hexe entgegen. Bekleidete und unbekleidete Hexen reiten auf Böcken,

(Der Puder ist so wie der Rock
Für alt' und graue Weibchen,
Drum sitz' ich nackt auf meinem Bock
Und zeig' ein derbes Leibchen [S. 139])

Beſen und Ofengabeln dem Berge zu, auch eine Eule umſchwirrt die Höhe. (S. 125: Uhu! Schuhu! tönt es näher). Die ſchmale Mondenſichel

(Wie traurig ſteigt die unvollkommne Scheibe
Des roten Monds mit ſpäter Glut heran [S. 124])

und vereinzelte Sterne ſchauen von dem wolkenumzognen Firmamente

(Es ſchweigt der Wind, es flieht der Stern,
Der trübe Mond verbirgt ſich gern [S. 128])

auf das bunte Treiben herab.

Die dem Stiche beigegebene Schilderung des „Blocks oder Brockerberges" hat Goethe nicht benutzt, auch nicht die darin zitirte Schrift des Joh. Prätorius, „Blockes-Berges Verrichtung."

Leipzig. Hans Fiſcher.

Literatur.

Meluſine. Trauerſpiel in fünf Aufzügen von Martin Wohlrab. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1885.

Der Verfaſſer hat den uralten Sagenſtoff, der auf der Anſchauung beruht, daß die Götter des überwundnen Heidentums zwar an ſich böſe Dämonen ſeien, aber durch das Eingehen in menſchliches Leben und Weben auch der Erlöſung teilhaftig werden können, zum Gegenſtande eines Trauerſpieles gemacht. Das Uebermenſchliche oder Außermenſchliche, das im Weſen der Titelheldin liegt, macht ſie allerdings nicht zu einer tragiſchen Geſtalt im modernen Sinne, da ihr als einem mit der Natur im engſten Zuſammenhange ſtehenden Weſen die wirkliche Freiheit des Willens, alſo die volle ſittliche Verantwortlichkeit fehlt, wohl aber zu einer ſolchen nach antiker Auffaſſung, denn ſie erliegt dem Schickſal, das aus ihren Exiſtenzbedingungen entſpringt, ohne eigne Schuld. Um ſie gruppiren ſich Graf Raimund von Luſignan, ihr Gemahl, deſſen Untreue ſie in ihr feuchtes Reich zurückſtößt, ſein Bruder, Graf Sebald, und der Vater beider, endlich Pater Auguſtin als die Hauptfiguren, von denen der letztere als der eigentliche Gegenſpieler Meluſinens am ſchärfſten individualiſirt iſt. Die Handlung ſchreitet in raſchem Gange und klarer Motivirung ihrer Wendungen vorwärts; die Sprache iſt durchweg edel gehalten, belebt durch treffende Bilder und gewürzt mit ſinnigen Sentenzen. Da, wo das Außermenſchliche der Nymphenwelt in die Handlung hineinſpielt, erhebt ſie ſich zu melodiſchen Bildern, während ſie da, wo das volkstümliche Element, das die Dienerſchaft vertritt, zur Geltung kommt, eine mehr realiſtiſche Färbung annimmt. Alles in allem wünſchen wir dem Dichter, daß ſein Werk die eigentliche Feuerprobe des Dramas, die Aufführung, erlebe. Eine Kompoſition der eingelegten Lieder iſt bereits erſchienen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.

Grenzboten
16

Zum Sprachenkampfe in Öſterreich.

Von Ed. R.-Seibt.

Es iſt auf deutſch-öſterreichiſcher Seite heute beinahe zum Glaubensſatz geworden, in dem achtjährigen Regime des Grafen Taaffe gewiſſermaßen den Quell all des politiſchen Übels und Unheils, von dem Öſterreich gegenwärtig heimgeſucht wird, insbeſondre alſo der nationalen Verbitterung, die einer Steigerung kaum mehr fähig iſt, zu erblicken und die Taaffeſche „Verſöhnungspolitik“ für die das Reich mehr und mehr zerrüttende ſtaatsrechtlich-politiſche Kriſe ausſchließlich verantwortlich zu machen. Wir können dieſer Anſicht auf die Gefahr hin, unter die „Auchdeutſchen“ geworfen zu werden, nicht ganz und ohne weiteres beipflichten. Der Grund zu dem jetzigen öſterreichiſchen Babel wurde ſchon im Jahre 1868 durch den Dualismus gelegt, der aus dem Großſtaate Öſterreich einen „Bund zweier Mittelſtaaten“ ſchuf und das altehrwürdige Reich in Trümmer ſchlug; ob in zwei oder fünf oder zehn und mehr, wie die Föderaliſten wollen, bleibt ſich gleich, zertrümmert war es nun einmal, und in dieſem Sinne hatte Grillparzer 1868 Recht zu ſagen:

> Ihr öſterreichiſchen Herren und Geſchöpfe,
> Öſterreichs Adler hat wieder zwei Köpfe,
> Mir wäre lieber, er hätte nur einen,
> Wenn's weiter ſo geht, hat er bald keinen.

und an einer andern Stelle (mutatis mutandis):

> Einen Selbſtmord hab ich euch anzuſagen:
> Der König von Ungarn hat den Kaiſer von Öſterreich erſchlagen.

Man hatte damals, wie ſo oft in Öſterreich, das alte Principiis obsta außer Acht gelaſſen und — den heutigen nationalen, ſpeziell tſchechiſchen Anſprüchen

den Weg gebahnt. Die Tschechen denken, von ihrem Standpunkte aus, nicht mit Unrecht: dasselbe, was die Magyaren erreicht haben, dürfen wir, kraft desselben historischen Rechtes, eben auch beanspruchen, umsomehr, da wir auf einer unstreitig höhern Bildungsstufe stehen als die Nation der Pußtasöhne. Mit letzterm Punkte hat es, trotz Kuchelbad, Königinhof ꝛc., allerdings seine Richtigkeit, wenn auch diese Bildung auf deutscher Grundlage beruht. Ein einfacher Blick auf die Statistik beweist dies. Der Prozentsatz der Lese- und Schreibkundigen in Tschechisch-Böhmen ist fast noch einmal so groß als der unter den Magyaren. In kulturgeschichtlicher und zivilisatorischer Hinsicht haben die Magyaren nie und nirgends auch nur das geringste geleistet*) und sich einzig durch ihre endlosen Revolutionen bemerkbar gemacht, während die Tschechen doch auf ihren Hus, den Vorläufer Luthers, als eine welthistorische Größe hinweisen können. Auch die Geschichte der innern Entwicklung der Tschechen ist so thatenreich und ehrenvoll wie die irgend eines andern Volkes, die zivilisirtesten Staaten Europas nicht ausgenommen. Unter allen Slawen sind sie die tüchtigsten, die wahren Ehrenretter des Slawismus in seiner bisherigen Entwicklung, denn sie allein haben sich (nur die Polen kommen noch einigermaßen in Betracht) neben den übrigen Nationen einen ehrenvollen Platz in der Kulturgeschichte errungen. Die Erinnerung an diese Herrlichkeit ist auch in Böhmen nie ganz erloschen, und sie lebte in unsern Tagen, wo nationale Bestrebungen ein Hauptkennzeichen des Zeitgeistes bilden, leider nur zu kräftig auf. Die magyarische Sprache endlich ist eine der barbarischsten, die es giebt, die tschechische ist viel bildungsfähiger und viel verbreiteter, wenn es auch lächerliche Übertreibung des tschechischen Lokalpatriotismus ist, zu behaupten, daß sie an Biegsamkeit, Einfachheit und Naturwahrheit mit der griechischen wetteifere. In einer Beziehung allerdings sind die Magyaren den Tschechen noch immer und trotz alledem überlegen, nämlich in der Drangsalirung und Knebelung der Deutschen, einer Knebelung, die — als von einer nach Art und Menge so zurückgebliebenen Rasse ausgehend — ohne Beispiel in der Geschichte dasteht und für immer ein Schandfleck Österreichs, bald hätten wir gesagt, Deutschlands bleiben wird.

Die deutschen Blätter sprechen in der Regel von dem tschechischen Hej slovane als von einem „Hetzliede" gegen die Deutschen, wir aber fragen: Wie wollt ihr dann das magyarische Mégis hunczut a német, d. h. der Deutsche ist doch ein Hundsfott, nennen, welches man in Ungarn in jeder magyarischen Kneipe brüllen hören kann (oder wenigstens noch vor fünf Jahren hören konnte). Auch ist es Unwissenheit oder es heißt absichtlich Vogel Strauß spielen, wenn immer nur von den Siebenbürger Sachsen als den Unterdrückten die Rede ist,

*) Die magyarischen Berühmtheiten, wie Petöfi (etwa im Range unsers Th. Körner), Jokai, Munkacsy u. s. w., können, vom Standpunkte der deutschen, französischen, italienischen Weltliteratur und Weltkultur aus betrachtet, doch wohl nur den düs minorum gentium zugezählt werden.

als ob die übrigen 1¾ Millionen Deutschen im eigentlichen Ungarn wo möglich nicht noch zehnmal mehr geknechtet wären. In Pest z. B., einer noch immer halb deutschen Stadt, giebt es nicht eine deutsche Volksschule (so wenig wie im ganzen Königreiche), das Ausstecken einer schwarzrotgelben Fahne, wo und bei welcher Gelegenheit es auch immer sei, wird als Landesverrat bestraft, Urteile, selbst über Kapitalverbrechen, werden nur in magyarischer Sprache verkündet u. s. w. Es wäre für gewisse deutsch-böhmische Heißsporne gut, eine Zeit lang in Pest oder sonst einer deutsch-ungarischen Stadt zu verweilen oder sich wenigstens im Geiste die Lage eines deutschen Familienvaters dort auszumalen. Kurz, man kann ohne Übertreibung sagen, daß, wenn uns die Tschechen mit Geißeln schlagen oder doch schlagen möchten, es die Magyaren mit Skorpionen thun. Dieser unbändige, alles andre geringschätzende Chauvinismus der Magyaren und seine das Reich preisgebende Befriedigung durch einen Ausländer (Beust) war es, welche auf die Erstarkung der nationalen slawischen Ansprüche den mächtigsten, nachhaltigsten Einfluß ausübte und selbst den Adel ansteckte, der sich, dem Beispiele seiner magyarischen Standesgenossen folgend, aus Wien in seine Provinz zurückzog und sich dort an die Spitze und in die Reihen der neuerwachten Nation stellte; und die provinzielle Journalistik, die häusliche Erziehung, die nationale Schule, die allgemeine Geistesrichtung beförderten und beschleunigten diese Tendenzen.

Dieser Erscheinung gegenüber, sollte man nun denken, hätte auch der Gang einer vernünftigen Regierung ein andrer werden müssen, denn wenn es, so lange die einzelnen Nationalgefühle noch nicht erwacht, noch nicht zum Bewußtsein ihrer Stärke gekommen waren, ratsam sein konnte, diese gewähren zu lassen nach dem Grundsatze: Divide et impera, so kann dieser Grundsatz nicht mehr gelten, wo sich die Umstände so sehr geändert haben, wo die Nationalitäten immer stärker auseinandergehen und zuletzt das Band ihrer Vereinigung im Staate zu sprengen droht, wenn nicht bei Zeiten um dieselben ein fester, eiserner Ring — in unserm Falle, um das Kind gleich beim Namen zu nennen, in Gestalt der Staatssprache — geschlagen wird, der jene unwirschen Gewalten stark und dauernd zusammenhält. Nun geschah aber im Reiche der Unwahrscheinlichkeiten schon unter den deutschliberalen Vorgängern Taaffes für diesen Zweck nichts (s. Art. XIX*) des Staatsgrundgesetzes), unter dem jetzigen Versöhnungsministerium sogar das gerade Gegenteil, sodaß heute nur noch eine schwache Mauer, die auch schon hie und da bedenkliche Sprünge und Risse zeigt, die deutsche Sprache in ihrem letzten Zufluchtsort, dem Heere, schützt. Und doch ist gerade in Österreich eine Staatssprache umso nötiger, als es hier an einem allgemeinen Bindungsmittel, an einem Zusammengehörigkeitsgefühle, wie es sonst in jedem Staate besteht und

*) Der einer Staatssprache nicht einmal Erwähnung thut, und alle Sprachen gewissermaßen als gleichberechtigt hinstellt.

an welches die einzelnen Nationalgefühle wie an einen Kryſtalliſationspunkt anſchießen könnten, fehlt, und als ſelbſt die ſpezifiſch öſterreichiſche Loyalität an einem Wendepunkt angelangt zu ſein ſcheint. Statt deſſen hat ſich, abgeſehen von dem magyariſchen, ein tſchechiſches, ein polniſches, ein italieniſches, ja ſogar ein ſloweniſches Nationalitätsprinzip ausgebildet, das ſich ſozuſagen ſtündlich verſtärkt, alles Fremde von ſich abſtößt und mit rückſichtsloſer Heftigkeit um ſich greift. In leicht erklärlicher Folge und Gegenwirkung hiervon haben ſich natürlich auch die Sympathien der Deutſchöſterreicher mit verdoppelter Gewalt, welche bald allen Widerſtandes ſpotten wird, ihren Brüdern im Norden und Weſten zugewendet. Leider hat ſich in dieſem Scheidungsprozeſſe auch nicht von fern etwas gezeigt, was dem Erwachen eines den ganzen Staat umfaſſenden Gemeinſinnes ähnlich ſähe, im Gegenteil, und ſo hat dieſer Zerſetzungsprozeß ſeine gegenwärtige Stufe erreicht, in welchem Abhilfe und Gegenmittel vielleicht noch möglich ſind; aber nur ein Weilchen noch, und alle die Töchter der Mutter Auſtria werden unter ſich nur noch ein gemeinſames Band haben, nämlich das des gegenſeitigen Haſſes und der Abneigung und des Widerſtandes gegen die Regierung, im Falle dieſe das verweigern ſollte, was jede von ihnen im Gefühl ihrer Kraft beanſprucht, oder das der immer ſteigenden, immer dringender werdenden Anforderungen an die Regierung, nachdem ſie den erſten gutwillig nachgegeben hat. Der Ausgang eines derartig krankhaften Zuſtandes kann weder fern noch zweifelhaft ſein.

Schon gegenwärtig wird man ſchmerzlich überraſcht, den gänzlichen Mangel jenes Gefühls der Geſamtheit zu bemerken, welches in andern Staaten ſämtliche Bürger unter ſich verbindet, beſonders wenn man dieſe Gleichgiltigkeit mit der thätigen, immer wachen Teilnahme vergleicht, welche alles, was die materiellen und geiſtigen Bedürfniſſe der Provinz oder des Volksſtammes betrifft, unausgeſetzt begleitet und dieſelben recht eigentlich und ausſchließlich als natürliche Intereſſen erſcheinen läßt. Noch ominöſer aber iſt der Mangel an Zutrauen in die Zukunft Öſterreichs, welches ſeine Bewohner, zum Teil, ohne daß ſie ſich ſelbſt klare Rechenſchaft darüber zu geben wüßten, durchdringt; ſie ſcheinen alle von einer trüben Ahnung ergriffen, als könne der gegenwärtige Zuſtand nicht dauern, als müſſe es bald zu großen Änderungen kommen, und als ſei die Politik der Regierung nur eine lindernde, friſtende, ſozuſagen von der Hand in den Mund lebende, unbekümmert darum, wie es im nächſten Augenblicke ausſehen werde. Aus dieſem bloßen Gehenlaſſen kann nie und nimmer etwas Gutes erwachſen, denn der Zahlungstag erſcheint endlich doch, und ein verzweifelter Bankerottirer hält dadurch, daß er den verfallenen Wechſel verlängert, ſeinen Ruin nicht auf, ſondern verzögert ihn nur, damit er deſto gewiſſer hereinbreche. So alſo ſehen die Ergebniſſe dieſer ſorgloſen Eintagspolitik aus. Im Innern die Deutſchen entfremdet, die Slawen nicht befriedigt, der Staat mit einer ſtets wachſenden Schuldenlaſt behaftet, der natürliche Wohlſtand in äußerſt langſamem

Fortschreiten begriffen, das Reich auf dem Punkte, durch die immer weiter auseinandergehenden Bestrebungen seiner Teile vollends zerrissen zu werden, nach außen hin, trotz des deutschen Bündnisses, an Ansehen und Einfluß gesunken, und, als „Bund zweier Mittelstaaten," seinen Platz unter den europäischen Großmächten nur noch einer Art von althergebrachter Pietät verdankend — das sind die Früchte einer zwanzigjährigen, Fehler an Fehler reihenden Politik.

Es fragt sich nun: Lassen die gegenwärtigen Krankheitszustände Österreichs eine Hoffnung auf Heilung zu? Läßt sich die Zerstörung, womit sie den österreichischen Patriotismus bedrohen, abhalten, abwenden durch zeitgemäße, wirksame Gegenmittel? Oder bliebe den Deutschen nichts andres übrig, als mit der Ruhe der Verzweiflung die Hände in den Schoß zu legen und den Staatswagen in seinem verderblichen Laufe gewähren zu lassen, bis er in den Abgrund hinabrollt? Niemand, der es mit der Monarchie gut meint, wird sich einer so traurigen Hoffnungslosigkeit hingeben und an der Möglichkeit der Rettung verzweifeln. Doch helfen dazu keine halben Maßregeln, sondern nur eine thatkräftige Reform; es muß mit der Vergangenheit gebrochen werden, ein neuer Geist muß an ihre Stelle treten, und neue Männer, von denen Heil und Rettung kommen kann. Wer immer der Nachfolger des Ministeriums Taaffe sein wird — die Zeit ist vielleicht nicht mehr fern —, der muß wissen, daß er vor einer der größten Aufgaben Österreichs steht, welche nicht durch schwächliche Vermittlung und „Versöhnung," sondern nur durch eine kühne That zu lösen ist, und diese ist die Schaffung oder vielmehr gesetzliche Bestimmung einer Staatssprache, als welche selbstverständlich nur die deutsche gelten kann. Von der deutschen Minorität eingebracht und von dieser allein gestützt, ist der Vorschlag eines solchen Gesetzes freilich nur ein Schlag ins Wasser (siehe die Anträge Wurmbrands und Scharschmids); ganz anders wird sich jedoch die Lage gestalten, wenn eine thatkräftige, echt deutsch und dabei doch wahrhaft österreichisch gesinnte Regierung die Sache in die Hand nimmt, zu der ihrigen macht, und mit der von der Krone gebilligten Erklärung, daß die endliche Lösung der Sprachenfrage eine unabweisliche Forderung, eine Lebensfrage für den österreichischen Staat sei, auf den in der laufenden Session so schnöde aufgenommenen und augenblicklich aussichtslosen Scharschmidschen (oder einen ähnlichen) Antrag, der den Nationalitäten mehr als hinreichende Freiheit der Bewegung und Entwicklung gewährt, zurückgreift. Es wird sich dann zeigen — man braucht kein Prophet zu sein —, daß die Tschechen (und allenfalls noch die Handvoll südtiroler Italianissimi) nach wie vor über „Provokation," „Impertinenz," „Dynamitbomben," „Geßlerhut" u. dergl. schreien werden, daß aber weder Polen und Dalmatiner, da diese ja — leider! — längst von der deutschen Staatssprache ausgenommen sind, noch Deutsch-Klerikale und Demokraten, denen ein Veto unzweifelhaft das Mandat kosten würde, dieses Grundgesetz einer geordneten Verwaltung zu Falle zu bringen den Mut haben

werden, und so werden die Tschechen allein stehen. Sie drohen zwar mit einer abermaligen „Sezession," falls der Scharschmidsche Entwurf je Gesetz werden sollte, allein diese Drohung kann nur politische Kinder schrecken. Die Verhältnisse liegen eben heute ganz anders als zur Zeit und während der Dauer jenes ersten Exodus. Sollten sie selbst jene Drohung im ersten Augenblicke der Erbitterung und der verletzten Nationaleitelkeit ausführen und dem Reichsrate auf kurze Zeit den Rücken kehren, auf die Dauer ist heute bei den stürmisch wogenden politischen Verhältnissen an die Abstinenz einer politisch so regsamen, lebenskräftigen, nichts weniger als auf Selbstmord ausgehenden Nation wie der tschechischen, nicht entfernt zu denken. Die „Führer" vielleicht, keinesfalls aber die Wählerschaft, würden sich ein zweitesmal in die Rolle des schmollenden Achilles finden.

Es gab eine Zeit, wo das Tschechische gewissermaßen Staatssprache in Böhmen war, allein diese Periode liegt in so weiter Ferne, war übrigens von so kurzer Dauer und die politische Lage hat sich seitdem insbesondre durch die Begründung der deutschen, Böhmen wie eine Zange umklammernden Weltmacht so gründlich verändert, daß tschechische Phantasterei von der Wiederherstellung eines Nationalstaates und dessen Attributes, der tschechischen Staatssprache, wohl träumen, der vernünftige Politiker aber an eine Verwirklichung derselben kaum ernstlich denken kann. Diese Wandlung geschah übrigens auf ganz naturgemäßem Wege, keineswegs durch künstliche Germanisirung, wie die Tschechen behaupten. Wie es gekommen ist, daß im Laufe der Zeit die tschechische Sprache, aus ihrer ehemals bevorzugten Stellung verdrängt, aufgehört hat, die alleinige Landessprache zu sein, darüber giebt uns der slawische Gelehrte Pater J. Schaller in seiner 1770 erschienenen Topographie Böhmens Aufschluß. Dort heißt es in der Einleitung: „Obschon die slawische Sprache, welche unsre ersten Vorfahren aus ihren alten Wohnsitzen nach Böhmen gebracht haben, sowohl im ganzen Lande, als auch bei Hofe selbst, so lange einheimische Herzoge und Könige das Land regierten, herrschend gewesen war, so weiß man doch zuverlässig aus den allerältesten Urkunden des zehnten und elften Jahrhunderts, daß alle Reichssachen, wie auch die Inschriften der Münzen in lateinischer Sprache verfaßt worden sind. Diese Hof- und Landessprache blieb unverändert bis auf die Zeit des Königs Johann. Hier pflogen die Böhmen einen genauen Umgang mit auswärtigen Völkern und fingen zugleich an, sich der deutschen, italienischen und französischen Sprache zu bedienen. Dessen ungeachtet räumten die Böhmen zu allen Zeiten ihrer Muttersprache den Vorzug ein, ja man bemühte sich um desto fleißiger, besonders zu Rudolfs II. Zeiten, dieselbe auszubilden und allezeit mehr und mehr in Aufnahme zu bringen. Zu diesem Ende wurde wurde 1615 auf dem Landtage zu Prag beschlossen: 1. daß in allen Pfarrkirchen und Schulen, wo die böhmische Sprache zu solcher Zeit üblich war, sie auch ferner gepredigt, gelehrt und beibehalten, in den übrigen aber dieselbe alsbald nach dem Ableben des Pfarrers oder Schulmeisters hergestellt werden

solle; 2. daß man niemand, der dieser Sprache nicht kundig ist, das Bürgerrecht erteile, und 3. alle diejenigen, welche böhmisch können und nicht reden, aus dem Lande schaffen solle(!). Dieser Eifer aber für die tschechische Sprache nahm bald ab, besonders unter Ferdinand II., da die deutsche Sprache bei allen öffentlichen Gerichten erlaubt und eingeführt worden ist. Von dieser Zeit an drang diese von Sachsen, Baiern und Österreich mit großen Schritten allezeit tiefer ins Land ein, und man trifft jetzt ganze Kreise deutsch an, wo ehedem die tschechische Sprache allein üblich war."

Wenn also später unter den Nachfolgern Ferdinands II. die tschechische Sprache in den höhern und mittlern Ständen weniger gepflegt wurde als früher, so ist dies einerseits der lateinischen Sprache, die damals Schul- und Lehrsprache war, anderseits der beginnenden Kultur und der Verbreitung der deutschen und andrer Sprachen, keineswegs aber volksfeindlichen Bestrebungen der Regierung zuzuschreiben. Josef II. z. B., dem man speziell die Begünstigung der deutschen Nationalität auf Kosten der tschechischen andichtet, hat vielmehr letztere eher begünstigt und belebt. Er war es, der die Veröffentlichung aller Gesetze in beiden Landessprachen, die Verpflichtung aller öffentlichen Beamten zur Kenntnis der deutschen und tschechischen Sprache, die Aufnahme aller Verhöre in der Sprache der Vernommenen, die Verpflichtung aller Behörden zur Annahme aller Eingaben in der von dem Einbringer gewählten Sprache, endlich die Verpflichtung des Klerus zum Gebrauche der in der Gegend am meisten üblichen Landessprache vorschrieb und nachdrücklich empfahl. Kaiser Josef II. war also ein Freund und Wohlthäter der Tschechen, und wenn er anstatt der lateinischen die deutsche Sprache zur Schul- und Unterrichtssprache erhob, so that er dies eben nur in der Absicht, die geistige und wissenschaftliche Bildung des Volkes zu fördern, nicht aus Vorliebe, sondern nur in gerechter, väterlicher Fürsorge für die Deutschböhmen und in weiser Beachtung der Forderungen der Zeit und des Staates.

Also nicht erst in der Neuzeit, durch gewaltsame Germanisirung, sondern durch die Macht und den Drang der Verhältnisse hat die deutsche Sprache allmählich Verbreitung im Lande gefunden und das Recht erworben, von ihr als Staatssprache ganz abgesehen, gleich der tschechischen geachtet und gepflegt zu werden. Ja die Tschechen selbst müßten, wenn sie statt nach allerhand Utopien nach dem schönern Ruhme strebten, geistige Vermittler zu werden zwischen dem heute schroff einander gegenüberstehenden Deutschtum und Slawentum, wozu Böhmen durch seine geographische Lage und durch den Dualismus seiner Bewohner bestimmt scheint, der deutschen Sprache dieselbe Pflege angedeihen lassen wie der tschechischen.

Auf der andern Seite können wir leider aber auch den Deutschen in ihrem Verhalten zur zweiten Landessprache den Vorwurf eines allzu schroffen, einseitigen Standpunktes nicht ersparen; möge uns dieses freimütige Bekenntnis

immerhin in den Verdacht eines „Auchdeutschen" von der famosen „Wirtschaftspartei" bringen. Wir haben hier vor allem die sogenannte lex Kvičala vor Augen. Durch diesen von dem tschechischen Professor Kvičala im böhmischen Landtage eingebrachten Gesetzentwurf soll bekanntlich bestimmt werden, daß beide Landessprachen an sämtlichen Mittelschulen Böhmens, die tschechische an den deutschen, die deutsche an den tschechischen, zum Zwangslehrgegenstande erklärt werde. Diese lex wird von den Tschechen als höchst patriotisch angepriesen, da sie unter andern insbesondre dem immer fühlbarer werdenden Mangel an Elementen, die des Deutschen hinreichend mächtig sind, im Heere (Reserveoffiziere) und im Zivilstaatsdienst mit einemmale abhelfen soll, und für sie wird mit allen möglichen Mitteln gewirkt. Voraussetzung soll dabei sein, daß umgekehrt auch die Deutschen zur Erlernung des Tschechischen angehalten werden. Gegen diese Zumutung, gegen diesen gesetzlichen Zwang sträuben sich nun die Deutschen aus Leibeskräften, indem sie ein derartiges Gesetz als eine Demütigung und Schmach, als einen Frevel an der Majestät der deutschen Weltsprache bezeichnen. Damit schießen sie aber doch wohl ein wenig übers Ziel hinaus. Eine Schmach ist das Zurückdrängen und Zurückweichen des Deutschen vor dem magyarischen Pescheräh-Idiom in Ungarn, eine Schmach ist aber nicht die Kenntnis eines der Zweige der slawischen Weltsprache, die von hundert Millionen gesprochen wird.

Nützlich kann diese Kenntnis, dieses Verständnis selbst in rein deutschen Städten wie Reichenberg, Rumburg u. s. w. sein. Die Kenntnis mehrerer Sprachen begründet, wenn auch vielleicht keinen Vorzug, doch gewisse Vorteile, da hierin das Mittel liegt, sich, wenn wir auch von dem geistigen absehen wollen, wenigstens den materiellen Verkehr mit andern Völkern zu erleichtern. Wohl ist die Sprache ein wesentliches Bestandteil jeder Nationalität, aber die Sprache allein schafft noch keine Nation, ein Volk kann seine Sprache ändern oder sich in gewissem Grade mehrere zugleich aneignen, ohne deshalb seine Nationalität aufzugeben. Wie weit soll aber diese Kenntnis der tschechischen Sprache gehen? Das ist die Frage. Von dem Deutschgebornen zu verlangen, er solle ihrer in Schrift wie in Wort gleich seiner Muttersprache mächtig sein, wie dies jetzt von den Staats- (Justiz-) Beamten selbst in rein deutscher Gegend gefordert wird, ist unbillig, ungerecht, und gegen eine solche Zumutung sträuben sich die Deutschen mit Fug, folglich auch gegen ein Gesetz, das ein solches sprachliches Zwittertum für alle Zukunft festsetzen soll. Vollends für den künftigen Privatmann enthielte die ganze Zumutung eine überflüssige Quälerei. Kurz, so wie der Gesetzentwurf vorliegt, ist er für die Deutschen kaum annehmbar; mit einer kleinen Abänderung aber, die den Kern unverändert läßt, erscheint er uns der Erörterung fähig und geeignet, auf diesem wichtigen Gebiete wenigstens eine Verständigung herbeizuführen. Wir denken uns nämlich die vielbesprochene lex in folgender Weise eingeschränkt.

Die deutsche Sprache werde an sämtlichen tschechischen Mittelschulen Böhmens als Zwangsfach eingeführt und ihrer Bedeutung als thatsächliche Staatssprache

gemäß möglichst eifrig, wenigstens viel eifriger und gründlicher als bisher, wo sie freier Gegenstand war, betrieben. Anderseits möge, da die Tschechen auf dieser Forderung als conditio sine qua non nun einmal bestehen, auch die tschechische Sprache an den deutschen Mittelschulen für obligat erklärt werden, jedoch wohlverstanden nur in einem solchen Maße, als dies ohne wesentliche Beeinträchtigung der andern Unterrichtsgegenstände geschehen kann, der Schüler nicht überbürdet wird und sich nur ein gewisses Verständnis dieser Sprache erwerben soll, ihm also nicht etwa zugemutet wird, sich eine gründliche Kenntnis derselben anzueignen. Man hätte sich also — so denken wir uns die Sache — im Untergymnasium (Unterrealschule) auf die Übersetzung einfacher Aufgaben aus dem Böhmischen ins Deutsche, in den vier obern Klassen auf die Übertragung nicht zu verwickelter Übersetzungsstücke aus dem Deutschen ins Böhmische zu beschränken. Dagegen müßten größere selbständige Stilübungen, welche ein selbstthätiges Denken in der betreffenden Sprache voraussetzen, durchaus ausgeschlossen sein. Denn mit der gründlichen Aneignung des Tschechischen hat es für den Deutschen eine eigne Bewandtnis: die Muttersprache leidet ganz entschieden darunter, das Sprachorgan wird verdorben, ein Nachteil, der sich dem Ohr recht unangenehm bemerkbar zu machen weiß, wie wir dies täglich in Orten mit gemischter deutsch-tschechischer Bevölkerung wahrnehmen können. Auf die angedeutete Weise wäre ein wichtiges Streitobjekt beseitigt, dem Selbstbewußtsein und Nationalstolz der Tschechen ohne allzugroße Opfer der Deutschen Rechnung getragen, und eine Verständigung in den weitern Punkten dürfte dann nicht allzulange auf sich warten lassen.

Die endliche Beilegung der cisleithanischen, also hauptsächlich deutsch-tschechischen Sprachenkämpfe wäre von unabsehbaren, segensreichen Folgen nicht bloß für „Österreich," sondern für die ganze Monarchie. Ja wir sind sanguinisch genug, zu glauben, daß ein in sich gefestigtes Cisleithanien der erste Schritt wäre zur Brechung der immer übermütiger und toller sich geberdenden magyarischen Großmannssucht, und daß im Laufe der Zeit, sollte es auch nicht mehr möglich sein, die erste Forderung und Eigenschaft eines konstitutionellen Großstaates: ein Zentralparlament für die innern Angelegenheiten von Cis und Trans, wieder ins Leben zu rufen, der Einheitsgedanke des Gesamtreiches wenigstens nach außen hin in einer Art Zentraldelegation (für die gemeinsamen und äußern Angelegenheiten), deren herrschende Verhandlungssprache die deutsche sein müßte, zum Ausdruck gebracht werden könne. Eine derartige, gewiß höchst bescheidene Reform, mit der vielleicht auch die Wiedereinsetzung des alten Namens „Österreich" schlechtweg (statt österreichisch-ungarische oder richtiger ungarisch-österreichische Monarchie) Hand in Hand gehen könnte, würde selbst in Transleithanien (von den Magyaren natürlich abgesehen) kaum auf ernsten Widerstand stoßen, weder bei den Deutsch-Ungarn noch bei den die grünweißrote Fahne verabscheuenden, viel eher dem Schwarzgelb zuneigenden Kroaten und Slowaken.

Die Sonntagsarbeit.

Gegen die Sonntagsarbeit wird von drei Gesichtspunkten aus gearbeitet: mit Rücksicht auf die Sonntagsheiligung, die Sonntagsruhe und, leugnen wir es nicht, um dem „Arbeiter“ mehr als bisher Gelegenheit zum materiellen Lebensgenusse zu bieten. Bei dieser gemeinsamen Arbeit von allen Seiten, wenn auch von den verschiedensten Gesichtspunkten aus, wird die Frage nicht zur Ruhe kommen, bis sie ihre Lösung gefunden hat. Es ist schon so viel darüber geschrieben worden, daß es einer ausführlichen Erörterung der Angelegenheit nicht mehr bedarf. Hier sollen nur einige gegen die Einführung der Sonntagsruhe geltend gemachten Punkte kurz besprochen werden.

Zunächst stört es viele, von einer Sonntagsheiligung reden zu hören; das sind die Menschen, welche es überhaupt nicht mehr für zeitgemäß halten, von Religion und Befriedigung religiöser Bedürfnisse zu reden, wenigstens wenn es sich um christliche Religion handelt, welche aber die strenge Beobachtung jüdischer Religionsvorschriften, namentlich auch des jüdischen Sabbaths, für etwas höchst anerkennenswertes erklären; die Träger solcher Anschauungen sind meist so liberal, daß sie vor lauter Liberalismus illiberal werden, und es ist deshalb mit ihnen nicht zu streiten. Umso entschiedner aber muß ihnen gegenüber betont werden, daß wir, die wir noch den christlichen Sonntag anerkennen, uns die Freiheit, diesen Sonntag zu heiligen, nicht nehmen lassen wollen, und da die überwiegende Mehrheit unsers Volkes bis jetzt noch ihr christliches Bewußtsein auch bezüglich des Sonntags gewahrt hat, eine Sonntagsfeier ohne Sonntagsruhe aber unmöglich ist, so hat der Staat bei aller ihm sonst zukommenden Neutralität gegen die einzelnen Konfessionen diese für die Mehrheit des Volkes notwendige Sonntagsruhe unter seinen Schutz zu nehmen. Will jemand außer unserm Sonntag noch einen andern Wochentag heilig halten, so bleibt ihm das ja unbenommen, es ist aber kein Grund vorhanden, z. B. wegen der jüdischen Sabbathfeier unsern Sonntag herabzusetzen. Damit wollen wir noch lange nicht für einen puritanisch streng gehaltenen Sonntag eintreten. Es giebt ja auch unter uns einzelne Leute, welche an einer solchen Art Sonntagsbegehung (eine Feier kann man das nicht mehr nennen), an einer solchen Selbstquälerei Gefallen haben; die Freiheit, ihren Sonntag auf diese Weise hinzubringen, wird man diesen Leuten nicht nehmen können, aber daß sie viel Nachahmer finden sollten, ist nicht zu befürchten. Puritanische Sonntagsheiligung entspricht dem deutschen Charakter zu wenig, als daß man zu fürchten hätte, sie könne bei uns epidemisch werden; ohnehin hat man es ja in der Hand, die Vorschriften über die Sonntagsfeier

dergestalt zu fassen, daß sie zu einem solchen Mißbrauche keinen Anlaß geben. Doch stehen wir durchaus nicht an, zu behaupten, daß es vielen jungen Leuten beiderlei Geschlechts heilsamer wäre, den Sonntag-Nachmittag oder -Abend in einem christlichen (evangelischen oder katholischen) Vereine zuzubringen, als auf dem Tanzboden oder in der Schenke.

Andre erklären nun, zum Schutze der Sonntagsheiligung oder der Sonntagsruhe seien keine neuen Vorschriften notwendig, weil die Bestimmungen des Strafgesetzbuches und der Reichsgewerbeordnung, sowie die Berechtigung der Polizeibehörden zum Erlaß entsprechender Vorschriften bereits vollständig genügten. Dabei wird aber übersehen, daß die entsprechende Strafbestimmung des Strafgesetzbuches (§ 366 Satz 1) nur die Übertretung der gegen die Störung der Feier der Sonn- und Festtage erlassenen Anordnungen mit Strafe bedroht, solche Anordnungen also vor allen Dingen vorhanden sein müssen, ehe diese gesetzliche Bestimmung in Kraft treten kann. Man übersieht ferner, daß nicht nur in jedem deutschen Bundesstaate, sondern in den Staaten von einigem Umfange auch noch in deren einzelnen Teilen verschiedne Sonntagsordnungen bestehen, und daß viele Gegenden unsers deutschen Vaterlandes noch so zerstückelt sind, daß man bequem in einem Tage die verschiedensten Staatsgebiete durchwandern kann. Mit Rücksicht hierauf ist es unbedingt notwendig, daß für das ganze deutsche Reichsgebiet einheitliche Bestimmungen erlassen werden, soweit, wie auf dem Gebiete der Gewerbegesetzgebung, das Reich zuständig ist, auf dem Wege der Reichsgesetzgebung, soweit es zur Zuständigkeit der einzelnen Bundesstaaten gehört, durch diese, aber nach vorgängiger Vereinbarung über den Inhalt der zu erlassenden Vorschriften, damit überall in Deutschland gleiches Recht herrsche. Es bedarf nicht der Bemerkung, daß alle solche Vorschriften den Lokalbehörden einen gewissen Spielraum lassen müssen, um nach den örtlichen oder zeitlichen Bedürfnissen weitergehende Vorschriften zu erlassen oder Befreiungen zu bewilligen; allein mit Rücksicht auf die Lokalpolizeibehörden müssen die allgemeinen Vorschriften so gefaßt werden, daß wirklich nur Ausnahmefälle zur Entscheidung dieser Behörden gelangen, daß nicht allsonntäglich regelmäßig wiederkehrende, an und für sich unschuldige Dinge, z. B. Bestellung von Garten- und Beetland in den frühen Morgenstunden u. dergl., der polizeilichen Genehmigung unterbreitet werden müssen. Auch die Bestimmungen der Reichsgewerbeordnung genügen nicht: gehen sie (Paragraph 105, 120 und 136) auch von dem ganz richtigen Gesichtspunkte aus, daß niemandem für seine Person die Sonntagsfeier aufgedrängt, wohl aber alles beseitigt werden soll, was ihn (abgesehen von Ausnahmefällen) daran hindern könnte, so ist doch die Verwirklichung dieses Gedankens ungenügend, indem nur allgemein gesagt wird, daß die Arbeiter zur Sonntagsarbeit nicht gezwungen werden können, daß den Lehrlingen Zeit zum Besuche des Gottesdienstes gelassen werden muß und daß jugendliche Arbeiter nicht an Sonntagen beschäftigt werden dürfen, und auf die Übertretung dieser Bestimmungen zwar Strafen

angeordnet werden, aber alles wieder dadurch abgeschwächt wird, daß man die Verpflichtung zur Sonntagsarbeit für die Arbeiter allgemein in Fällen, welche keinen Aufschub und keine Unterbrechung gestatten, zuläßt, und die Freiheit der jugendlichen Arbeiter von der Sonntagsarbeit auf die Zeit von sechs Uhr morgens bis sechs Uhr abends beschränkt hat. Um bei dem letzten Punkte stehen zu bleiben, so ist es selbstverständlich, daß, wenn ein jugendlicher Arbeiter die ganze Nacht von Sonnabend Abend bis Sonntag früh sechs Uhr beschäftigt gewesen ist, und von Sonntag Abend sechs Uhr die ganze Nacht wieder beschäftigt werden soll, die zwölf Stunden dazwischen zwar Ruhestunden, aber keine Stunden für Sonntagsruhe sind, sondern durch Schlaf, Essen und Trinken und allenfalls einen kleinen Spaziergang genügend ausgefüllt werden, Zeit zum Besuche des Gottesdienstes aber oder einer Sonntagsschule nicht gewähren. Und was das Verhältnis der übrigen Arbeiter anlangt, so ist die ganze Naivität eines richtigen Manchestermannes dazu nötig, um zu glauben, daß das Verbot der Verpflichtung zur Sonntagsarbeit den Arbeiter schütze, da es genügende Mittel in der Hand des Fabrikanten giebt, dies Verbot zu umgehen. Er braucht ja nur allen Arbeitern, welche die Sonntagsarbeit nicht übernehmen wollen, zu kündigen, ja er braucht als der wirtschaftlich stärkere nur gegenüber den von ihm abhängigen Arbeitern den Wunsch, daß Sonntags gearbeitet werde, mit einiger Lebhaftigkeit auszusprechen, um alles zu erreichen, was er will. Oder glaubt man vielleicht, der Arbeiter werde seinen Arbeitgeber, bei dem er sein gutes Brot hat, zur Anzeige bringen, weil dieser Sonntagsarbeit verlangt, die die Einnahme des Arbeiters noch dazu steigert? Wie unbestimmt ist ferner der Begriff der Ausnahmen gefaßt mit der Bezeichnung „Fälle, welche keinen Aufschub oder keine Unterbrechung gestatten." Der Fabrikant, welcher Sonnabends die Feuer unter dem Dampfkessel ausgehen lassen soll, um sie Montags wieder anzuzünden, ist natürlich der Ansicht, daß die dabei eintretenden unzweifelhaften Verluste von Heizmaterial beweisen, daß eine Unterbrechung nicht eintreten könne, wie er anderseits bei jeder einigermaßen eiligen Bestellung annimmt, daß ein Aufschub nicht zulässig sei. Und doch kann in den meisten derartigen Fällen mit etwas Verlust an Feuerungsmaterial oder etwas mehr Produktionskosten bei Anstellung einer größern Arbeiterzahl allen Arbeitern Sonntagsruhe gegönnt werden, und wir stehen also nur vor der Frage: Soll der Fabrikant etwas mehr verdienen oder der Arbeiter besser gestellt sein? Es werden freilich Fabriken errichtet, welche nur verdienen können, wenn die Produktionskosten auf ein Minimum herabgedrückt werden, da sie sonst keine Konkurrenz aushalten können; diese können bei Einführung der Sonntagsruhe möglichenfalls nicht mehr bestehen. Wer ein richtig in der Wolle gefärbter Anhänger der Adam Smithschen Theorie ist, müßte schon solchen Fabriken gegenüber die Sonntagsruhe verwerfen; wer aber nicht bloß das Hervorbringen von Gütern, sondern auch die Art und Weise, wie sie hervorgebracht werden, für der Betrachtung wert hält — und diese An-

ſchauung gewinnt heutzutage immer mehr Anhänger —, wird nicht ſolche Fabriken, welche doch immer eine Notexiſtenz führen, gegenüber andern Intereſſen, namentlich denen der Arbeiter, in Schutz nehmen wollen, wenn nicht ganz beſondre Beweggründe zu Gunſten ſolcher Fabrikationszweige hinzukommen, z. B. daß es ſich darum handelt, unbedingt notwendige Gegenſtände hervorzubringen, deren Erzeugung gerade in unſerm Gebiete vonnöten iſt, oder daß in einer armen Gegend nur auf dem Wege einer ſolchen Fabrikation der dortigen Bevölkerung überhaupt der zum Lebensunterhalte nötige Verdienſt zu verſchaffen ſein würde. Für ſolche ſehr ſeltenen Ausnahmefälle laſſen ſich aber Ausnahmebeſtimmungen treffen. Es läßt ſich nicht bezweifeln, daß dieſe Beſtimmungen durch ſchärfer gefaßte, namentlich vorbeugende, erſetzt werden müſſen. Zunächſt ſollte im allgemeinen alle Arbeit unterſagt werden, welche geeignet iſt, Geſchäftsgehilfen irgend welcher Art, auch von Geſchäftsbetrieben, welche nicht der Gewerbeordnung unterworfen ſind, vom Gottesdienſte abzuhalten, oder welche die ſonntägliche Ruhe zu ſtören geeignet ſind, wie allen öffentlichen Gewerbebetrieb, wozu auch das Offenhalten der Läden gehört; das Verbot des Verkaufens bei offengehaltenen Läden genügt erfahrungsmäßig nicht, es muß durch Schließen der Läden der Zutritt zu denſelben unmöglich gemacht werden, wenn das Verbot wirklich Bedeutung haben ſoll. Die Behauptung, daß ſich die Läden mit Rückſicht auf den Verkehr nicht ſchließen laſſen, widerlegt ſich durch die Erfahrung der Landesteile, wo dieſe Schließung jetzt ſchon zwangsweiſe durchgeführt iſt, doch würde auch nichts entgegenſtehen, etwa zwiſchen den Kirchen oder vor der Vormittagskirche eine gewiſſe Zeit zum Öffnen der Läden zu beſtimmen. Alle Feldarbeit, außer der bereits erwähnten geringfügigen Beſtellung kleiner Grundſtücke am frühen Morgen, jeder mit Geräuſch verbundne Gewerbebetrieb, namentlich der der Fabriken, erledigt ſich, als die Sonntagsruhe ſtörend, damit von ſelbſt; wegen der übrigen Betriebe muß die bisherige Beſtimmung der Gewerbeordnung beibehalten und auf die nicht der Gewerbeordnung unterworfenen Gewerbebetriebe ausgedehnt werden, daß niemand zur Sonntagsarbeit gezwungen werden kann. Als Ausnahme iſt nur ein Notſtand oder ein beſondres unvermeidliches Drängen der Arbeit, ſowie der Betrieb von Gewerben zuzulaſſen, deren Unterbrechung unmöglich iſt, z. B. der Betrieb der Hochöfen, der Fabriken mit längern Gährprozeſſen, der Verkehrsanſtalten, der Wirtſchaften u. dergl.; ob die jetzt zu Fabriken mit gewaltiger Leiſtungsfähigkeit herangewachſenen Kunſtmühlen noch die für die alten Waſſermühlen im Intereſſe der Volksernährung bewilligten Privilegien beanſpruchen können, bedürfte vielleicht der Überlegung. Weitergehende Beſchränkungen der Sonntagsarbeit möchten zwangsweiſe nicht einzuführen ſein; will der Handwerker in müßigen Stunden ſtill für ſich hin etwas arbeiten, ſo kann man ihm das ebenſo wenig wehren wie ſeine Buchführung. Hat der Fabrikarbeiter Luſt in ſeinem Gärtchen oder auf ſeinem kleinen Feldgrundſtücke früh morgens etwas zu arbeiten, ſo wird man dies auch nicht ver-

hindern wollen; anders liegt es freilich mit einer solchen in die Öffentlichkeit tretenden Arbeit bezüglich der übrigen Stunden des Sonntags. Die Beschäftigung jugendlicher Arbeiter muß den ganzen Sonntag von zwölf Uhr nachts bis zwölf Uhr nachts verboten werden. Von manchen Seiten wird nun auch das Verbot der Frauenarbeit an Sonntagen verlangt; ich hätte auch hiergegen nichts einzuwenden, wie ich überhaupt kein Freund der Beschäftigung von Frauen oder Mädchen in Fabriken bin, nicht gerade aus den von der Sozialdemokratie vorgebrachten Gründen, daß dadurch die Löhne herabgedrückt würden, sondern weil eine Frau besseres zu thun hat, als in einer Fabrik zu arbeiten, nämlich ihrem Haushalte vorzustehen und ihre Kinder zu erziehen, und weil ein Mädchen das Hauswesen erlernen soll, um einem solchen später vorstehen zu können, was ihm bei einer Fabrikbeschäftigung unmöglich ist. Erfahrungsmäßig sind eine sehr große Menge unglücklicher Ehen gerade darauf zurückzuführen, daß die Frau als Mädchen in einer Fabrik arbeitete, deshalb die Haushaltsführung nicht gelernt hat, dann dem Manne das Haus nicht angenehm machen kann und ihn dadurch ins Wirtshaus treibt. Und wie viele solcher Ehen mußten geschlossen werden, weil Mann und Frau bei ihrer gleichzeitigen Beschäftigung in einer Fabrik nähere Beziehungen anknüpften, als gut war! Muß infolge der Beseitigung der Frauenarbeit in den Fabriken eine Steigerung der Löhne eintreten, so hat dies nichts zu sagen, und ich hätte auch aus den ausgeführten Sätzen nichts dagegen einzuwenden, wenn die nur auf die billige Arbeit von Frauen und Mädchen gegründeten Fabriken aus Mangel an diesen Arbeitskräften eingingen. Neben der Thätigkeit im Haushalte bleibt den Frauen und aus der Schule entlassenen Töchtern der Arbeiterfamilien noch genug Beschäftigung, mit denen sie Geld verdienen können. Kann man aber der weiblichen Arbeiterbevölkerung die Arbeit in den Fabriken nicht ganz verbieten, und das möchte aus praktischen Gründen fürs erste noch der Fall sein, dann untersage man ihnen wenigstens die Sonntagsarbeit, damit sie doch einen Tag für ihren Haushalt haben. Dazu gehört dann freilich noch weiter, daß sie auch Sonnabends zeitig, etwa um vier oder fünf Uhr nachmittags, entlassen werden müssen, damit sie ihr Hauswesen in sonntäglichen Stand setzen können, weil ohne dies der Sonntag nur Flick- und Scheuertag wird. Endlich muß der Staat und müssen die Gemeinden mit einem guten Beispiele bezüglich der Beschäftigung ihrer Beamten vorausgehen; denn das wirkt mehr als alle gesetzlichen Bestimmungen.

Der dritte und schwerste Einwand gegen die Einführung der Sonntagsruhe ist der, daß die Leute nicht wüßten, was sie mit dem Sonntage anfangen sollten, und daß es daher besser sei, sie arbeiteten, als sie ergäben sich dem Trunke und Müßiggang; dieser Einwand ist erst noch kürzlich von einem unsrer beliebtern Schriftsteller unter der Forderung: „Gebt dem Sonntag eine Seele“ ausgeführt worden, wobei so recht die geistige Öde, welche in vielen Arbeiter-

und andern Kreiſen herrſcht, zum Ausdruck gelangte. Dieſen Inhalt des Sonntags kann die Geſetzgebung nicht ſchaffen, ſie kann nur durch Vermeidung extremer Maßregeln verhindern, daß der Sonntag noch leerer werde, als er vielen ſchon jetzt iſt. Der puritaniſch durchgeführte Sonntagwürde allerdings den Arbeiter zum Trunk und zu ſonſtigen Laſtern führen. Aber hier iſt ein Feld, auf dem ſich andre Kräfte geltend machen können. Sache der Geiſtlichkeit wird es ſein, die leider vielfach der Kirche entfremdete Bevölkerung dem Kirchenbeſuch zurückzugewinnen, Vereine mögen für geiſtig und ſittlich fördernde Zerſtreuung namentlich der ledigen Arbeiter ſorgen, nicht mit Theater und modernem Luxus oder mit Vorträgen, welche die Maſſe des garnicht oder ſchlimmer noch des falſch verſtandnen Wiſſens vermehren, ſondern in zwangloſer und doch anregender Unterhaltung auf Ausflügen oder in Vereinslokalen; ähnliche Vereine können die Arbeiterinnen, die Mägde ſammeln und ihnen dabei noch Gelegenheit zur Erlernung von nützlichen Handarbeiten bieten, für Lehrlinge und jüngere Gewerbsgehilfen mögen Sonntagsſchulen (natürlich außerhalb der Kirchzeit) geſchaffen werden. Vor allem aber muß das Familienleben gefördert werden, namentlich durch die Arbeitgeber ſelbſt, indem ſie ihre Gehilfen wie früher in das Haus aufnehmen oder ihnen daſelbſt Zutritt geſtatten, und wo dies, wie in größern Geſchäften, nicht angeht, durch Anregung und Beiſpiel, bei dem verheirateten Arbeiter durch Sorge für gute Familienwohnungen u. ſ. w.; hier können wir alle durch Pflege des Familienſinnes im eignen Hauſe mitwirken. Wenn der Familienvater ſeine Hauptfreude im Verkehr mit ſeinen Familienmitgliedern ſucht, dann hat er für den arbeitsfreien Sonntag genug Zeitvertreib, dann freut er ſich auf dieſen Ruhetag, der ihm Gelegenheit geben ſoll, dieſen in der Woche geſtörten, wenn nicht unmöglichen Verkehr zu genießen; jedes Volk aber iſt geſund, wo die Grundlage des Volkslebens und Familienlebens geſund iſt. Mehr als Andeutungen können über die letzten Anregungen hier nicht gegeben werden, aber man darf überzeugt ſein, daß, ſofern die Geſetzgebung nur durch Beſeitigung der Sonntagsarbeit den Boden ſchafft, unſre jetzige rege gemeinnützige Thätigkeit für das übrige ſchon ſorgen wird.

Karl Friedrich von Baden

als Neubegründer der Universität Heidelberg.

Von Arthur Kleinschmidt.

n Karl Friedrich, dem letzten Markgrafen und ersten Großherzoge, verehrt Badens Volk den größten, weisesten und gerechtesten seiner Fürsten, Deutschland einen der wenigen Herrscher, für die selbst Napoleon eine mit Ehrerbietung gemischte Achtung empfand, die ehrwürdige Hochschule endlich, zu deren fünfhundertstem Geburtstage wir alle, froher Ahnungen voll, uns rüsten, ihren Erneuerer, ihren dritten Schöpfer. Den bescheidnen Erblanden des Zähringer Hauses hatte eine Hochschule gefehlt; Karl Friedrich empfing mit der Kurwürde 1803 durch Napoleon die herrliche Pfalz und in ihr als köstlichste Perle die berühmte Universität, nächst Prag und Wien die älteste des heiligen römischen Reichs deutscher Nation. Sie war jedoch unter der Regierung des Hauses Pfalz-Neuburg wie unter der Karl Theodors, dessen Standbild unsre Brücke ziert, völlig in die Hände der Jesuiten geraten, mit denen die Lazaristen, freche und beutegierige Idioten, um die Alleinherrschaft rangen; ganz unwissende Subjekte, meist auch charakterlose Menschen, saßen auf ihren Kathedern, jede freie wissenschaftliche Entfaltung hemmend, und vererbten überdies häufig das akademische Amt in der Familie. Wie das gesamte Schulwesen der Pfalz lag unsre Hochschule darnieder, der Verlust ihrer linksrheinischen Besitzungen und Renten durch die französische Revolution hatte ihre Finanzen furchtbar betroffen und belief sich auf mehr als eine halbe Million Gulden; die Bibliothek war seit langen Jahren ohne Zuwachs geblieben. Selbst der Fortbestand der Ruperta stand in Frage, vielfach sprach man von ihrer Auflösung, und im Februar 1802 hatten sämtliche Zünfte der Stadt den Kurfürsten Max Joseph um ihre Erhaltung angefleht. Karl Friedrich trat nun mit dem innigen und andauernden Eifer seines der Wissenschaft zugewandten Geistes und Herzens als Reformator der Universität auf, die so sehr der Pflege bedurfte, und Freiherr von Reitzenstein, der freisinnige Freund von Wissen und Forschung, unterstützte ihn bei dieser Reformation mit Herz und Hand, rastlos thätig und in ganz Deutschland Umschau nach belebenden Kräften haltend. Fürst und Minister erblickten in der Universität das Juwel des Landes, den Stütz- und Entwicklungspunkt geistiger Freiheit und das höchste Erziehungsinstitut der Menschheit; Karl Friedrichs Lieblingswunsch war die Erhöhung Heidelbergs zu neuem Glanze, und Reitzenstein schwebte als Vorbild die Hochschule zu Göttingen vor Augen. Diesen Gesinnungen entsproß das hochwichtige

dreizehnte Organisationsedikt Karl Friedrichs vom 13. Mai 1803 mit seinen Bestimmungen für das gesamte Schulwesen, mit der sorgsamen Gliederung aller Stufen von Volks- und Mittelschulen zu den Lyceen, Gymnasien und zur neuen Universität, die alle wieder das heilige Band des Strebens nach Licht, nach Reinheit, Wahrheit, Schönheit verknüpfte.

Die Universität war ganz verarmt, eine Staatsdotation die erste Lebensbedingung; Karl Friedrich setzte sie auf 40 000, bald auf 50 000 Gulden jährlich an, wovon 28 200 bis 32 000 für die Lehrer verwendet werden sollten, für die Bibliothek nur 1500, für Instrumente und Apparate nur 1000 Gulden angesetzt waren. Wiederholt aber wies er dem Universitätsfonds Geschenke zu, z. B. 1804 12 000 Gulden, und aus den zahlreichen aufgehobnen Klöstern strömten Schätze an Büchern und Handschriften in die weiten Hallen der Bibliothek, die bald auch die Bücherſammlung der 1804 mit der Universität verschmolzenen staatswirtschaftlichen hohen Schule im jetzigen Cuntzschen Hause aufnahm. Karl Friedrich fand es für ratsam, daß nicht nur der Staat, sondern auch die Kirche zum Unterhalte der Universität beitrage, und ließ darum von den 40 000 Gulden die Kirchenstiftungen 10 000 übernehmen, derart, daß die katholischen zwei, die lutherischen zwei und die reformirten ein Fünftel beisteuern mußten. Da die drei christlichen Konfessionen am Aufbaue der Wissenschaft gleichberechtigt mitwirken sollten, so setzte Karl Friedrich eine aus Katholiken, Reformirten und Lutheranern gemischte kirchliche Sektion (Fakultät) mit neun theologischen Lehrstühlen ein und ließ jeden Einfluß des Unterschieds der Konfession bei der Besetzung der Lehrstühle in den andern Fakultäten außer Geltung kommen. Die juristische Fakultät, die der den Bedürfnissen des Staates und des weltlichen öffentlichen Unterrichts sonderlich Rechnung tragende Neubegründer als staatsrechtliche zu bezeichnen liebte, erhielt fünf, die medizinische sechs, die allgemeine Sektion, die seit 1807 wieder als philosophische Fakultät erscheint, sechs bis sieben Lehrstühle, zu denen ein achter für Astronomie mit dem Sitze in Mannheim kam; der staatswissenschaftlichen fünften Fakultät, die in wunderlicher Mischung die wirtschaftlichen Fächer, die Gewerbskunde, die Scheidekunst und die Polizeiwissenschaft umschloß, wurden drei bis vier Professuren zugewiesen, doch trat sie unter Großherzog Ludwig 1822 als Unterabteilung in die philosophische Fakultät ein. Eine „bildende“ sechste Sektion umfaßte vier Exerzitienmeister für Reiten, Fechten, Tanzen und Zeichnen und zwei Sprachmeister für Englisch, Französisch und Italienisch. Der akademische Senat von zwanzig Ordinarien sollte alle allgemeinen Studien- und Universitätsangelegenheiten beraten. Wie einst 1652 Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz, ihr zweiter Vater und Reorganisator, so übernahm Karl Friedrich für sich und seine Thronerben das Rektorat der Universität und ließ sich durch einen Prorektor vertreten. Neben das akademische Gericht unter dem Vorsitze des Prorektors trat ein Ephorat von sechs Ordinarien, um über die sittliche Führung

der Studenten zu wachen; doch hatte es sich „aller strengen Splitterrichterey, womit unschuldige, wann auch dem reifern Alter geschmacklose Vergnügen gestört, und eine schon männliche Gesetztheit und Zurückhaltung von der aufblühenden Jugend gefordert wird," gänzlich zu enthalten. Karl Friedrich setzte als Studienzeit der Badener drei und ein halbes Jahr für die Juristen, drei für die Theologen und Mediziner und dritthalb für die Kameralisten an und verpflichtete jeden Studenten des Landes, so lange in Heidelberg zu weilen. Hatte unter den pfälzischen Regierungen bei den Studenten Sittenlosigkeit und zügelloses Treiben geherrscht, so trat alsbald diesen Übeln das akademische Gericht, aus Thibaut, Martin und Heise bestehend, voll Energie entgegen, bis am 7. Mai 1810 ein Universitätsamtmann es ablöste. Die Oberaufsicht der Anstalt wurde unmittelbar dem Geheimratskollegium in Karlsruhe anvertraut, in welchem der protestantische Staatsminister Freiherr von Edelsheim und der katholische geheime Referendar von Hofer als Kuratoren angestellt wurden. So legte Karl Friedrich den Grund zu einem neuen Heidelberg, wie er den Deputirten der Universität im Juni 1803 in Mannheim und bald auch persönlich den Heidelberger Behörden verhieß, als er hier trotz der Antipathie der Pfälzer gegen sein Haus herzlich begrüßt wurde. Er sprach ein neues „Werde!" über die Stiftung Ruprechts I.; in dankbarer Anerkennung nennt sie sich seitdem Ruperto-Carola und begeht feierlich sein Geburtsfest, an dem sie aus seiner 1807 gemachten Stiftung denen eine Denkmünze aus badischem Golde zuerkennt, welche die von den Fakultäten gestellten wissenschaftlichen Fragen gelöst haben. Ein tiefer Sinn sprach sich in der Sage aus, ein auf der Brücke eingeschlummerter Student habe erwachend gehört, wie Minerva Karl Friedrichs Lob Karl Theodor zurief. Zahllose anderweitige Sorgen und Arbeiten, welche die Neubildung des ganzen Staates mit sich brachte, verhinderten Karl Friedrich, die Reorganisirung der Hochschule sofort zu vollenden; nur allmählich und höchst vorsichtig konnte das Werk vollführt werden. Auch war eine Epoche beständiger Kriege der Pflege der Studien wenig günstig, und 1804 zählte die Universität bloß 27 Ordinarien und Extraordinarien, von denen nur ein Ordinarius den höchsten Satz, 2000 Gulden, bezog; die Frequenz betrug 1803/4 250 Studenten. Und doch wurde die Ruperto-Carola eine moderne wissenschaftliche Anstalt ersten Ranges, die ihr durchlöchertes klerikales Gewand abstreifte und einen weltlich-staatlichen Charakter annahm; allmählich schwand die katholische Übermacht im Senate, ein protestantisch freier Geist brach sich Bahn, und das protestantische Deutschland durfte jubelnd den Tag begrüßen, an dem die alte Universität, siech und hinfällig, aus den Händen einer pfäffischen Clique in die einer freidenkenden, aufgeklärten Regierung übergegangen war, um sich unter ihrer sorgsamen Vaterhand neu zu beleben und zu verjüngen. In dem akademischen Senate begegneten sich freilich noch die wunderlichsten Gegensätze; Männer, die am Kopfe und im Herzen einen zärtlich gehegten

Zopf trugen, ergraute Mönche saßen neben den Pionieren einer neuen Zeit voll Ruhm und Herrlichkeit. Am auffallendsten war diese Mischung in der theologischen Fakultät, und trotzdem bot sie ein Bild der Einigkeit, so ferne ihr auch Einheit blieb. An ihrer Spitze stand der Karmeliter Bonifacius vom heiligen Wunibald, der unter Karl Friedrich seinen Familiennamen Schnappinger wieder annahm. Ein grenzenlos gutmütiger Mensch, paßte er nicht in seine Zeit, höchstens ins dreizehnte Jahrhundert; seine Vernunftbeweise in der Dogmatik waren stets die denkbar unvernünftigsten, und er besprach die einzelnen Paragraphen seiner in Augsburg erschienenen Doctrina dogmatum erst „fusius," dann etwas „fusiusser," um absolut konfus zu enden; dabei behauptete er, Gedanken zu haben wie noch kein Sterblicher; seine Kollegien dienten der Jugend zur Ergötzung und zu schrankenlosem Mutwillen. Der geistliche Rat trieb es schließlich, nach Freiburg übergesiedelt, so arg, daß er abgesetzt wurde. Ein ganz andrer war Matthäus Kübel, der Professor des kanonischen Rechts, ein hochgelehrter, feiner Jurist von ehrwürdigen Sitten, der sich die Hochachtung Savignys und Thibauts errang und 1809 als Senior der Universität, lange unersetzlich, starb. Eine gewisse Bedeutung ließ sich auch dem Karmeliter vom heiligen Adam, Anton Thaddäus Dereser, nicht absprechen, der einst ein begeisterter Jünger der josephinischen Ideen gewesen war, sich dann mit dem berüchtigten Eulogius Schneider für die Greuel der Jakobiner erwärmt, durch schwere Kirchenbußen aber Vernunft und Ruhe wieder erlangt hatte; als Professor der biblischen Exegese und der orientalischen Sprachen übte er bei weitem den größten Einfluß auf die Jugend aus und galt für einen aufgeklärten Katholiken, bis er bei dem Totenamte Karl Friedrichs in die gröbste Taktlosigkeit ausartete. Ganz bedeutungslos hingegen war der Professor Saar, auch ein ehemaliger Mönch. Die protestantische Abteilung der theologischen Fakultät zählte jetzt nur zwei, dafür umso hervorragendere Ordinarien, den allseitig wohlbeschlagnen Daniel Ludwig Wundt, der die pfälzische Kirchengeschichte schrieb, und den gewaltigen Vertreter des eigentlich theologischen Prinzips, den großen philosophischen Denker Karl Daub. Daub wußte durch den Reichtum seines Geistes die Unvollständigkeit der Fakultät weniger fühlbar zu machen, las über alle Gebiete der Theologie und manche der Philosophie, die er mit jener zu versöhnen suchte, wie er auch die Religion nicht im Verstande, sondern im Herzen begründete; er galt für eine der berühmtesten Stützen der Orthodoxie. Auf Karl Friedrichs dringende Bitten lehnte er 1803 einen glänzenden Ruf nach Würzburg mit doppelt so hohem Gehalte ab; er war zur Restauration der Hochschule am Neckar zu wichtig, auf ihn rechnete der neue Rektor als auf die Bürgschaft einer bessern Zeit, und Daub vergalt dies Vertrauen mit hingebender einundvierzigjähriger Wirksamkeit. Weit schlimmer als mit der theologischen war es mit der juristischen Fakultät bestellt; sie hatte nur zwei ordentliche und einen außerordentlichen Professor, die alle drei Mittelmäßigkeiten waren; wer spricht heute noch von Gambsjäger,

Wedekind und Janson? Nicht besser stand es mit der medizinischen Fakultät; sie zählte nur dunkle Namen außer Franz Anton Mai, 1805 dem ersten und einzigen Geheimrat der Hochschule; an ihm hingen mit innigster Hochachtung die Studenten, denen er auch darüber vortrug, wie sie im Berufe lange und gesund leben könnten; ohne einen Orden zu stiften, bildete er in populären Vorträgen barmherzige Schwestern heran, und die Kranken blickten mit unbedingtem Vertrauen auf den „alten Mai," den praktischsten aller praktischen Ärzte, den Wohlthäter der Armen und Verlassenen; vor Thibaut hat kein Professor ein solches Leichengeleite gehabt wie 1814 Mai. Die staatswirtschaftliche Fakultät bestand aus den ordentlichen Professoren Georg Adolph Suckow, der die Aufsicht über die bald sehr bereicherten physikalischen Sammlungen führte und an der Universität hohes Ansehen genoß, Gatterer und Semer, dessen hellgrauer Frack mit rosa Sammetkragen, gepudertes Haar und langer Zopf an entschwundne frohe Tage erinnerten. Sehr öde sah es in der philosophischen Fakultät aus: von ihren vier Ordinarien besaß nur Jakob Schmitt, ein früherer Mönch, einige Bedeutung, Verstand, Geist und Kenntnisse, aber seine exzentrische Natur führte ihn mit den Jahren dahin, ein Hanswurst zu werden; stand er jetzt noch durch seine Vorzüge in Geltung, so wurde er in Freiburg, wohin er später übersiedelte, zur komischen Figur, forderte gebieterisch von seinen Zuhörern unbändiges Lachen über seine schlechten Witze, tyrannisirte die Stipendiaten und als Ephorus des Gymnasiums die Lehrer und sandte, von einem Korpsburschen eingeschult, seinem Kollegen, dem Theologen Hug, zwei Herausforderungen; da aber erging es ihm wie Schnappinger, es erfolgte seine Absetzung. Die Philologie war in Heidelberg ohne alle Vertretung, hier that Hilfe am meisten Not.

Es lag nicht in der konservativen Natur Karl Friedrichs, alles umzustoßen und auf Ruinen einen Neubau zu errichten; vielmehr fügte er gerne auf erprobte Grundsteine kräftige neue Pfeiler und hielt darum mit Opfern und eifrigem Bemühen die wenigen tüchtigen Gelehrten der kurpfälzischen Zeit in Heidelberg. Da aber mit ihnen allein die Hochschule nicht gedeihen konnte, so ließen Karl Friedrich und Reitzenstein, der ihm wie einst Johann von Dalberg dem Kurfürsten Philipp dem Aufrichtigen von der Pfalz zur Seite stand, ihr Auge durch ganz Deutschland schweifen, um Namen von Autorität für Heidelberg zu gewinnen. Am empfindlichsten klafften die Lücken in der juristischen Fakultät und in der Philologie; so ergingen denn die ersten Berufungen nach Marburg an den jungen Friedrich Karl von Savigny und auf Daubs Anregung an Georg Friedrich Creuzer. Savigny lehnte ab, weil er noch in Paris Studien machen wollte, ließ aber eine spätere Annahme in Aussicht und korrespondirte lange mit dem Kurator von Hofer, machte mit ihm Projekte für die neue juristische Fakultät und lenkte seine Aufmerksamkeit auf Pätz und den scharfsinnigen Heise, der bald zu den Zierden Heidelbergs gehören sollte. Creuzer

hingegen nahm freudig den Ruf an, ein neues Heidelberg begründen und bauen zu helfen, und wirkte hier vierundvierzig Jahre; der humane, geistvolle Mann, der vertieft in das Studium der Sprachen und Formen der Vorzeit, doch nie ein Knecht des Buchstabens, sondern ein Sohn des Geistes gewesen ist, schuf gleichsam aus dem Nichts den Lehrstuhl der Philologie, alten Literatur und Geschichte, mancher Anfeindung durch Kollegen nicht achtend; mit viel Phantasie ausgestattet, war er ein abgesagter Feind der nüchternen Verstandesaufklärung. Zu Schellings Berufung, an die man in Karlsruhe dachte, kam es nicht, auch nicht zu der Ludwig Tiecks, die Clemens Brentano, welcher Heidelberg über alles liebte, anregte und auch Savigny empfahl. Bald richtete sich die Aufmerksamkeit Deutschlands auf das neu emporblühende Neckar-Athen; von allen Seiten kamen Wißbegierige; hier studirte Joseph von Eichendorff, der große Lyriker seelenvoller Rührung, hier arbeiteten Brentano und Arnim eifrig in ihrer Wohnung im Faulen Pelz, hier hielt ihr Freund Görres Vorlesungen an der Universität, ohne aber zu einer festen Anstellung zu gelangen, und im Herbste 1808 ging das romantische Kleeblatt auseinander; wie fröhlich hatten sie und der junge Jakob Grimm an ihrer „Zeitung für Einsiedler" oder „Tröst Einsamkeit" vom April bis zum August 1808 geschrieben! Immer wieder zog es Jean Paul, zog es Goethe nach Heidelberg, in dessen Schloßruine Friedrich von Matthisson seine Elegie dichtete. Kotzebue sprach es aus: „Wenn ein Unglücklicher mich fragt, wo er leben müsse, um dem lauernden Kummer dann und wann eine Stunde zu entrücken, so nenne ich ihm Heidelberg; und wenn ein Glücklicher mich fragt, welchen Ort er wählen soll, um jede Freude des Lebens frisch zu kränzen, so nenne ich ihm abermals Heidelberg." Bald konnte man ohne Schmeichelei von dem goldenen Zeitalter der Universität reden; war sie doch „gediegen in all ihren Bestrebungen, reich an Geist und Poesie, glänzend weithin durchs deutsche Vaterland in dem gesprochenen und geschriebenen Worte großer Lehrer"; ein Geist edelsten wissenschaftlichen Gemeinlebens verknüpfte die jugendkräftig sich entfaltenden Fakultäten, deren Vertreter nicht nach eignen Interessen, sondern nach den höchsten Zielen der Menschheit strebten; für ewig war die kurpfälzische Zeit vorbei, in der hiesige Professuren an die Wiege gebunden wurden. Unter den zahlreichen Berufungen verdienen nicht wenige Erwähnung; besonders lenkten viele Gelehrte aus Jena ihre Schritte nach Heidelberg. In die theologische Fakultät trugen neben Daub neues Licht Schwarz, Jung-Stillings Schwiegersohn, Bauer, Marheinecke, der aber 1811 nach der neuen Universität Berlin übersiedelte, und Leberecht de Wette, der schon ein Jahr zuvor denselben Weg einschlug; bereits regten sich bei dem Dozenten Neander die Schwingen. Sie alle aber ebneten gewissermaßen nur den Pfad, auf dem der Hoheprieſter der Fakultät, Heinrich Eberhard Gottlob Paulus, daherschritt, jene gewaltige Persönlichkeit, die für lange Dezennien dem theologischen Studium hier ihren Stempel aufdrückte; in welchem Gelehrten standen in so vollem Einklange An-

spruchsloſigkeit und eminentes Wiſſen, Beſcheidenheit und Vielſeitigkeit, Wahrheitsliebe, Freiſinn und Gründlichkeit? Die juriſtiſche Fakultät aber wurde bald für die Univerſität die entſcheidende; nicht mehr die theologiſchen, ſondern die juriſtiſchen Studenten bildeten das Hauptkontingent, und Heidelberg ward, was es ſeitdem blieb, eine in erſter Linie juriſtiſche Univerſität; damals konnte es ſich rühmen, die größte juriſtiſche Fakultät Deutſchlands zu beſitzen: an ihr leuchteten Sterne erſten Glanzes, neben Heiſe Chriſtoph Reinhard Dietrich Martin, der berühmte Publiziſt Johann Ludwig Klüber, der ungewöhnlich geiſtvolle und vielſeitige Karl Salomo Zachariä, der auch durch zahlreiche Anekdoten als Original im Gedächtniſſe der Bürgerſchaft fortlebt, und der unbeſtrittene König von Heidelberg während fünfunddreißig Jahren, Anton Friedrich Juſtus Thibaut, eine wahrhaft europäiſche Perſönlichkeit, der Gegner Savignys. Die mediziniſche Fakultät erhielt eine belebende Kraft in dem genialen Anatomen Ackermann, dem Schöpfer der Poliklinik, die außer der fünfhundert Gulden betragenden Staatsdotation von den Studenten der Medizin Beiträge empfing; wie er, kam von Jena Schelver, der Schwiegervater unſers Gervinus, und neben ihnen und Heger ſtand ſeit 1807 als Autorität Franz Karl Nägele, einer von Deutſchlands erſten Geburtshelfern und beſtimmt, der große Vater eines großen Sohnes zu werden, der Schwiegerſohn des „alten Mai.“ Die philoſophiſche Fakultät rechnete zu ihren Zierden den Dichter Johann Heinrich Voß, der zu amtloſer Mitwirkung an der Hochſchule berufen worden war und ſich an ihr „zu Eutiniſcher Heiterkeit verjüngte,“ bald aber mit Creuzer in einen gelehrten Streit geriet, und ſeinen Sohn, den Philologen Heinrich Voß; mit großem Beifalle wirkten neben ihnen der tüchtige Philoſoph Jakob Friedrich Fries, der als Äſthetiker und Hiſtoriker geſchätzte Aloys Schreiber, der Orientaliſt Friedrich Wilken, deſſen Geſchichte der Kreuzzüge noch immer gern geleſen wird, und leider nur ein Jahr der Philologe Auguſt Böckh, den uns wiederum Berlin 1810 entriß, um ihn volle 57 Jahre den Seinen zu nennen. Welch eine Fülle berühmter Namen, die von den Ahnen zu den Enkeln fortklingen, welch eine Legion Unſterblicher! Karl Friedrich und Reitzenſtein hatten wahrlich ihr Beſtes gethan, um die Alma mater zu heben; einige Tage bekleidete letzterer im April 1807 ſelbſt das Kuratorium; als unbefugte Hände in ſein Werk eingriffen, zog er es zwar vor, dem Amte zu entſagen, kämpfte jedoch nach wie vor mit offenem Viſir gegen römiſche Verdummungs- und Herrſchſucht und nährte mit unermüdlichem Eifer die heilige Flamme des Geiſteslebens, der Wahrheit und des Rechts. Als 1806 mit dem Breisgau eine zweite Univerſität, die Albertina in Freiburg, an Baden gefallen war, verlegte der Großherzog Oſtern 1807 die katholiſche theologiſche Fakultät von Heidelberg dorthin; ſo ließ ſich beſſer die proteſtantiſche Richtung in Heidelberg konzentriren. Am 26. Juli 1810 hob er für das Großherzogtum den Univerſitätsbann auf, der ihm in wiſſenſchaftlicher Beziehung hinderlich und für mancherlei Verhältniſſe drückend erſchien; von nun

an konnten die Unterthanen studiren, wo es ihnen behagte, nur mußte jeder Jurist auf einer der beiden Landesuniversitäten einen Kursus über das neue badische Landrecht hören.

Es konnte als die erste Großthat des neu erwachten literarischen Lebens in Heidelberg gelten, als 1804 Daub und Creuzer die zeitgemäße Zeitschrift „Die Studien" gründeten, welche im Frühjahr 1805 ans Licht trat; sie zählte außer den Stiftern die ersten Größen der Universität unter ihre Mitarbeiter, erntete Karl Friedrichs warmes Lob und Goethes besondern Beifall. Schon 1808 folgten den „Studien" die weithin gefeierten „Heidelberger Jahrbücher," in jener Zeit von epochemachender Bedeutung für die Entwicklung der deutschen Literatur und unerreicht in Hinsicht auf die Vereinigung großer Männer aus den verschiedensten Zweigen der Wissenschaft zu einem Zwecke, auf die allseitige Gediegenheit ihres Inhalts, auf die schöpferische Produktivität in Abhandlungen und Kritiken. Eine Reihe Stiftungen umschloß, teilweise von Reitzenstein angeregt, wie eine Strahlenkrone die Hochschule. Aus den Bücherschätzen in Bruchsal, aus den Klöstern und Sammlungen der Ritterkantone erlangte die Bibliothek einen solchen Zuwachs, daß sie 1812 von 20 000 auf 46 000 Bände stieg. Einem dringenden Bedürfnisse wurde dadurch abgeholfen, daß Karl Friedrich das Dominikanerkloster in der Vorstadt, an der Stelle des heutigen Friedrichsbaues, für 11 000 Gulden kaufte, um in ihm 1804 ein anatomisches Theater, ein akademisches Hospital und eine geburtshilfliche Klinik zu errichten und den es umschließenden großen Garten, geschmückt mit Gewächs- und Treibhäusern, zum Studium der Botanik anzulegen. War Deutschlands herrlichste Ruine nahezu ein Schutthaufen geworden, durchrankt von Gestrüpp, überwuchert von Unkraut und teilweise bepflanzt mit dem Gemüse und der Cichorie des Geheimsekretärs Leger, so brach auch für sie ein Frühling an, um nie mehr dem Winterfroste weichen zu müssen; die Getreide- und Kartoffelfelder an ihren Abhängen verschwanden und ebneten sich zu den saftig prangenden Wiesen, die unser Auge entzücken; droben aber legte der Schwetzinger Hofgärtner Zeyher unter der Leitung des kunstsinnigen Professors Gatterer den Schloßgarten mit seinen prächtigen Bäumen an, deren Schatten uns Enkel erquickt; auch hier wurde dem Studium der Botanik ein Feld eröffnet. 1807 entstand durch Creuzer das philologische Seminar, und neben den Fachwissenschaften hörten viele Studenten wie auch Personen reiferen Alters eifrig Vorlesungen bei Daub, Creuzer und andern Koryphäen. Die Frequenz der Universität stieg mit dem Ruhme ihrer Lehrer von 250 Studenten 1809/10 auf 437, sank freilich im Todesjahre des Neubegründers auf 392 zurück; die meisten Studenten waren Juristen. Erscheint die Zahl klein, so kann dies uns nicht verwundern; war es doch eine Zeit steter Kriegsläufte! Das Studentenleben trat ebenfalls in eine neue Phase, vorteilhaft hoben sich Gesittung und Haltung der Akademiker; an Stelle der Verbindungen der Konstantisten und Harmonisten

tauchten, dem Zeitgeiſte mehr entſprechend, Landsmannſchaften auf, zuerſt die Badenſer und die Rheinländer, dann die Oberrheiner, die Niederrheiner, die Weſtfalen und die Curonen. Überall pulſirte friſches, jugendkräftiges Streben und Leben, ein neues Blut durchſtrömte die alte Akademie, und mit dem Dichter durfte man ausrufen:

Da, Schule Heidelbergs! ſtiegſt du in armer Zeit
Aus ſchauervoller Dunkelheit,
Und Scharen deutſcher Söhne zogen,
Sich deiner Fülle zu erfreun;
Sie eilten hin und ſogen
Die jungen Strahlen ein.

Ein wahrer Fürſt des Friedens, ein reiner und erhabener Charakter, ſchied der unvergeßliche Großherzog am 11. Juni 1811 im 83. Lebensjahre nach einer ſegensvollen Regierung von 73 Jahren von ſeinem ihn aufrichtig beklagenden Volke, und in die Gruft zu Pforzheim weinte ihm die Heidelberger Hochſchule heiße Thränen nach. Schmückt ſie ſich jetzt mit Prunkgewändern, die ſtrahlende Jubilarin, um ihre fünfte Säkularfeier zu begehen, und ſchaut nach denen aus, denen ſie den Kranz innigſten Dankes zu reichen hat, ſo gebührt wohl ihr erſter Gruß Karl Friedrich, dem Reſtaurator, und ſeinem treuen Sigmund Karl von Reitzenſtein.

Die naturaliſtiſche Schule in Deutſchland.

2.

Die naturaliſtiſche Schule in Deutſchland ſpricht Zolas große Loſung eifrig nach, daß es keine Pſychologie, ſondern nur eine Phyſiologie gebe und jede Darſtellung des Seelenlebens der Menſchen, ohne fortwährende Beziehung auf ihren Geſundheitszuſtand, ihre Abſtammung und den Einfluß ihrer täglichen Umgebung und Beſchäftigung eine idealiſtiſche „Unwahrheit“ in ſich ſchließe. Wie beſchränkt dieſe Anſchauung auch ſein, zu welchen falſchen Konſequenzen ſie führen möge, jedenfalls eröffnet ſie der vergleichenden Beobachtung, der Auffaſſungs- und Zuſammenfaſſungskraft des Schriftſtellers ein bedeutendes Gebiet. Man ſollte meinen, daß die Apoſtel des naturaliſtiſchen Evangeliums ihren franzöſiſchen Vorbildern auch in dieſer Beziehung nacheifern und verſuchen müßten, die Geſamterſcheinung des deutſchen Lebens der Gegenwart in großen Romanfolgen,

wie der zusammenhängende Rougon-Macquart-Zyklus Zolas oder die Reihe der Romane Daudets darzustellen. Wenn doch die ganze seitherige Darstellung des Lebens phantastisch und unwirklich ist, wenn selbst die richtig dargestellte Einzelheit außer allem Zusammenhang mit anderm Leben und ohne Nachweis des Gesetzes, das ihr zu Grunde liegt, angeblich nur geringen Wert hat, so kann sich die naturalistische Kunst eigentlich nur in großen oder sagen wir besser breiten Formen genug thun. Da muß es denn auffallen, daß bei der Mehrzahl unsrer deutschen Naturalisten bisher das gerade Gegenteil der Fall ist, daß sie in kleinern Formen: Gedichten, einzelnen Lebensbildern und Novellen, ihr neues Lebens- und Kunstgefühl zu vertreten suchen. Da von einem Zweifel an die eigne Gestaltungskraft wenigstens bei der Mehrzahl der hierher gehörigen Schriftsteller nicht die Rede sein kann, so scheint in der That hier eine Abweichung von der Pariser Routine, vielleicht ein schweigendes Eingeständnis zu bestehen, daß die künstlerischen Formen, die frühere Dichtergenerationen geschaffen haben, denn doch nicht so unbedingt verwerflich sind und nur nötig haben, mit einer neuen Art der Probleme und Konflikte wie der Charakteristik erfüllt zu werden. Die letztere allerdings gilt für unerläßlich, denn nicht genug, daß die seitherigen Dichter mit Vorliebe in den unmöglichsten Regionen der Vergangenheit umhergeirrt sind, sie haben auch das Unglaublichste in der gefälschten, lügenhaft oder phantastisch verschönerten, bis zum Albernen vergeistigten Wiedergabe der unmittelbaren Gegenwart geleistet. Da thut es denn Not — sagen die Naturalisten —, nicht nur überhaupt das Leben des Tages und seine Erscheinungen kräftiger, wahrer, unmittelbarer darzustellen, sondern vor allem auch einmal jene Momente des Daseins, jene Erscheinungen unsrer Kulturwelt, jene Thatsachen und Stimmungen zu bevorzugen, denen die ästhetisirende und von der traditionellen Lüge beherrschte Literatur mehr oder weniger geflissentlich aus dem Wege gegangen ist. So oder ähnlich lauten die Auseinandersetzungen, mit denen unsre Naturalisten ihre besondre Art einführen. Soviel sich im allgemeinen diese besondre Art kurz charakterisiren läßt, scheint sie uns auf dreierlei hinauszulaufen. Zuerst auf die entschiedne Betonung und die breite Behandlung der geschlechtlich-sinnlichen Regungen, Thatsachen und Wirkungen im Leben überhaupt und in dem der modernen Gesellschaft vor allem. Soweit es sich hier nicht um die ganz gewöhnliche, auf die Lüsternheit blasirter und verlotterter Naturen berechnete Pornographie handelt (und es handelt sich allerdings viel öfter darum, als die Lobredner des „Wirklichen" zugeben wollen), mischt sich in der Bevorzugung gerade dieser Szenen ein poetischer Instinkt und ein Stück modernster Brutalität in der seltsamsten Weise. Es ist an sich völlig richtig und unbestreitbar, daß die Dichtung auf ihr Recht, die sinnliche Seite der menschlichen Natur darzustellen, ebensowenig verzichten kann als auf die Darstellung der (von den Naturalisten geleugneten und gering geschätzten) geistigen Seite. Je ängstlicher eine gewisse Heuchelei und ein gewisser Mangel an starkem und vollem Lebens-

gefühl der Darstellung ganzer Menschen aus dem Wege gehen, oder je blinder sie das Vorhandensein des sinnlichen Einschlags im Lebensgewebe in Abrede stellen, umso hartnäckiger werden diejenigen, deren Augen dafür besonders geschärft sind, darauf bestehen, den bewußten Einschlag nachzuweisen. Dazu aber gesellt sich das, was wir moderne Brutalität nennen: die Neigung für die Hervorkehrung alles Tierischen, von der bloßen Blutwallung erzeugten, alles Rohkräftigen und frech auf die körperliche Kraft pochenden, die Vorliebe für das Abstoßende, schamlos Herausfordernde, der dämonische Trieb, aus jeder Leidenschaft die geistigen Elemente herauszudestilliren und nach ihrer Verflüchtigung zu behaupten, daß sie überhaupt nicht vorhanden gewesen seien. Alles das aber bewirkt neben der bloßen Nachahmungslust und der Verehrung der Pariser Meister von Flaubert bis Gondrecourt, daß auch in den Schriften unsrer Naturalisten jene Situationen breit in den Vordergrund treten, in denen die Neufranzosen ihre interessantesten und pikantesten Aufgaben erkennen.

Als zweite Besonderheit erscheint fast in allen Anläufen der naturalistischen Schule die Schilderung des Proletariats. Seit Eugen Sue in den „Geheimnissen von Paris," wenn auch noch mit „romantischer" Zaghaftigkeit und Unwirklichkeit, die große Fundgrube drastischer Darstellung erschlossen hat, wiederholen sich in allen die Gegenwart spiegelnden Werken die Gestalten und Situationen, welche auf die große Krankheit der Zeit und in gewissem Sinne auf das erwachte Bewußtsein und erwachte Gewissen der Gesellschaft gegenüber dem Elend und der rohen Verkommenheit großer Volksklassen hindeuten. Die naturalistische Schule macht es sich nun zur besondern Aufgabe, den Finger in die eiternde Wunde zu legen. Sie schildert beinahe nie, ja wie es uns vorkommt, nur mit einem gewissen Widerwillen die glückliche Seite der harten Arbeit, den Genuß und das Behagen am Thun und Schaffen, welche denn doch auch Gott sei Dank noch vorhanden sind. Hierin unterscheidet sie sich von den Realisten, die nach den Begriffen ihrer Nachfolger zu schön gefärbt haben und namentlich übersehen sollen, daß im letzten Jahrzehnt eine große und unerquickliche Wendung eingetreten sei, nach welcher die Arbeit auf jedem Gebiete härter, anspannender, die Menschen aufreibender geworden sei, während sie nur wenigen noch Gewinn und Genuß gewähre. Mit dieser pessimistischen Auffassung der Dinge tritt wenigstens ein Teil der Naturalisten bewußt und unbewußt den Lehren der Sozialdemokratie bei. Indem sie die Augen absichtlich und oft geradezu gewaltsam vor den lichteren Erscheinungen verschließen (sollten selbst diese lichteren Erscheinungen nur „Ausnahmefälle" sein), fördern sie vielleicht die Erkenntnis des sozialen Elends und, wo es gut geht, den Willen zu helfen. Aber schwerlich ist dies das alleinige treibende Motiv der ausführlichen Schilderungen von hungrigem, stumpfem und rohem Elend, von hoffnungslosen Familienzerrüttungen, Prostitution und anderm Greuel. Der literarische Effekt, die Wirkung auf die blasirte, gegen die reineren Wirkungen der Darstellung abgestumpfte Lesewelt, die un-

fehlbare Sicherheit, damit neue und eigentümliche Enthüllungen zu geben, spielen bei der Bevorzugung dieser Seiten der Wirklichkeit eine große Rolle. Wenn man zudem nach dem Vorgang der französischen Naturalisten das besondre Elend und die besondern Krankheitsformen der einzelnen Arbeiterklassen, aller schmutzigen, peinlich anstrengenden, eintönigen Beschäftigungen besonders schildert, so eröffnet dies eine Perspektive auf unübersehbare, weder abgeerntete noch abgebaute Felder.

Die dritte Besonderheit, durch welche die naturalistische Schule auch bei uns in Deutschland den Eindruck der Wahrheit, der ganzen Wahrheit hervorrufen will, ist die Vorführung des männlichen Teils gewisser Klassen, die von Wohlleben und Reichtum umgeben und dabei innerlich von der tiefsten Rohheit und Gemeinheit erfüllt sind. Ohne Frage liegt den betreffenden Schilderungen und Charakteristiken der Naturalisten ein Stück Natur zu Grunde. Leben, Gesinnung und vor allem die aus Brutalität und widriger Frivolität wundersam gemischte Redeweise unsrer „goldnen Jugend" fordert jeden heraus, der auch nur im entferntesten das Zeug zu einem Juvenal in sich verspürt. Wer sie je gesehen, gehört hat, diese durch und durch verkommenen und mit ihrer Verkommenheit frech prahlenden Bursche, tadellos sauber in Kravatten und Handschuhen, aber schmutzig bis in die letzte Falte ihres geistigen Wesens und namentlich ihrer Phantasie hinein, wer es weiß, wie sie unter sich sprechen und sich selbst in bester Gesellschaft in den Ecken für den Zwang entschädigen, den sie eben an der Seite anständiger Frauen sich angethan und erduldet haben, wer die rohe Sicherheit kennt, mit der sie von jedem Menschen ihrer Erziehung und Lebenslage die gleiche tiefinnere Gemeinheit voraussetzen, der kann den Naturalisten nicht Unrecht geben, wenn sie gegen jede verschönernde oder beschönigende Charakteristik gerade dieser Vertreter der gebildeten Klassen protestiren. Wenn ein Teil unsrer dramatischen und erzählenden Literatur von diesen Erscheinungen des modernen Lebens nichts weiß, so liegt dem ebensoviel unberechtigte Schönrednerei und Heuchelei als berechtigter menschlicher und ästhetischer Widerwillen zu Grunde. Die eigentümliche Sophistik der naturalistischen Schule folgert nun freilich, daß, weil diese Erscheinungen in großer Zahl vorhanden sind, sie die einzigen und herrschenden, die maßgebenden im deutschen Leben der Gegenwart wären. An der Bevorzugung der Charakterbilder und Schilderungen dieses Schlages haben aber wiederum nicht bloß die pessimistische Grundstimmung und der moralisirende Zug, welcher einigen Naturalisten eigen ist und von andern vorgegeben wird, sondern die rein literarische Erkenntnis Anteil, daß sich hier eine Fülle von Neuem und Niedargestelltem ergäbe. Denn so verächtlich die ganze Gesellschaft ist, um die es sich hier handelt, so große (scheinbare) Mannichfaltigkeit bietet sie dar, das Verhältnis aller Einzelnen zu der gemeinsamen egoistisch-cynischen Grundanschauung, die Abstufungen und Grade der Heuchelei, mit denen sie sich innerhalb des gesellschaftlichen Lebens behaupten, die Ab-

wechslungen, die durch Vorgeschichte, Lebensalter und Beruf herbeigeführt werden, die grundverschiednen Schicksale, in die je nach Zufall und Glück der modern-materialistische Mensch hineinwächst, sie lassen sich allesamt vertausendfachen. Den Darstellern dieser Welt entgeht eben, welche Eintönigkeit, welche armselige Öde in einer Mannichfaltigkeit liegt, die jedes geistigen Reizes, jedes tiefern Empfindens, jeder edlern Lebenshaltung entbehrt. Die Freude am äußerlich Neuen paart sich bei ihnen mit der prinzipiellen Voraussetzung, daß die Gemeinheit und die cynische Genußlust die eigentliche Seele der Wirklichkeit seien, und so verschließen sie ihre Augen gegen die naheliegende Thatsache, daß gesunde Tüchtigkeit, Herzenswärme und reine Güte, daß geistiger Schwung und ideale Erhebung, trotz allem, nicht aussterben in der Welt, und daß es das Vorrecht des Dichters bleibt, sie hervorzuheben und im schlimmsten Falle, wo sie nur noch vereinzelt vorhanden sind, nach ihnen zu suchen. Und so kindisch es wäre, unsre Naturalisten zu beschuldigen, daß sie insgesamt Freude und Behagen gerade an diesen widrigen und abschreckenden Erscheinungen empfänden, so macht sie doch der Fanatismus einer neuen und vermeintlich ausgiebigen künstlerischen Richtung wenig geneigt, die ganze Fülle der Wirklichkeiten zu sehen, welche der pessimistischen Überzeugung von der Erbärmlichkeit des menschlichen Daseins widersprechen. Ausdrücklich sei übrigens noch hervorgehoben, daß die Schilderung und Charakteristik der jüngern „gebildeten" Männerwelt, auf welche sich der Naturalismus nicht wenig zu Gute thut, eine Besonderheit gerade des deutschen Naturalismus ist. Die leichtfertigen und ausschweifenden Jünglingsgestalten Daudets und selbst Zolas haben nicht die Prahlsucht der Gemeinheit, durch welche sich die deutschen Vertreter dieser Art Zeitgeist so unvorteilhaft auszeichnen. Leicht möglich auch, daß selbst den äußersten französischen Naturalisten ein Bestreben beherrscht, wenigstens in gewissem Sinne gesellschaftsfähig zu bleiben, während der deutsche Nachfolger das Prinzip der Wirklichkeitsdarstellung bis zur letzten Konsequenz treibt.

In der Reihe der deutschen Naturalisten, die sich mit jedem Tage vergrößert und bereits den Schwarm jener Nachahmer hinter sich drein zieht, welche in allen Perioden der Literatur alles nachahmen, was augenblicklich neu ist und Wirkung verspricht, ragt vor allen andern der Münchner M. G. Conrad hervor, irren wir nicht, Herausgeber einer besondern Zeitschrift, welche die Dogmen des reinen Naturalismus auf allen Kunstgebieten und gegenüber allen Bestrebungen verficht, die sich erkühnen, nicht „naturalistisch" zu sein, jedenfalls der Verfasser vortrefflicher, von scharfer Beobachtungsgabe und noch unverkümmerter Beobachtungslust zeugender Pariser Skizzen. Verteidiger Zolas gegen seine deutschen Widersacher, ist er zugleich ein Schüler des Franzosen, freilich einer der wenigen Schüler, denen sich selbständiger Geist und eigne Kraft nicht absprechen läßt. Die im Eingange charakterisirten Mängel und die überreizten Besonderheiten der Schule fehlen bei ihm nicht, wir begegnen der über-

lauten Verkündigung eines neuen Zeitalters, der falschen Zuversicht, daß jede treue und packende Auffassung des wahren Lebens modern und nur modern sei, der pessimistischen Grundstimmung, welche im Verein mit seinem künstlerischen Verlangen das Auge des Naturalisten vorzugsweise auf häßliche und widrige Wirklichkeiten hinlenkt, wir begegnen der Lust an Zwei- oder vielmehr Eindeutigem, die Gewohnheit, die Neigung der Geschlechter mit einer gewissen Verachtung herabzuziehen, sie jedes Glanzes zu berauben und sich doch fast ausschließlich mit ihr zu beschäftigen, der Virtuosität in der Darstellung der weiblichen und noch mehr in der der männlichen Halbwelt auch bei Conrad. Aber es lebt und wirkt ein geistiges Etwas in seinen Versuchen, was über die ganz äußerlichen Nachbeter des neuesten Pariser Messias hinauswächst und hinauswill, ein Hauch eignen Empfindens, selbst ein gelegentliches trotziges Aufbäumen gegen die Schlagbäume, die der französische Naturalismus der Beobachtung und dem Verständnis des Lebens höchst willkürlich in den Weg legt. Es wäre gegen das Prinzip, wenn ein naturalistischer Schriftsteller sich oder gar andern eingestehen wollte, daß die ergreifendsten Momente in aller Lebensdarstellung aus Offenbarungen und nicht aus Analysen stammen, aber gleichwohl steckt in Conrads bessern Novellen ein Element, welches die Hoffnung erweckt, daß er früher oder später mit dem gedachten Prinzip selbst die nötige Abrechnung halten werde. G. Conrad ist jedenfalls zu gut und viel zu gut zu dem, was elegante Weinreisende, Börsenjobber, die sich am Schabbes eine Lektüre gönnen, und auf der Wache gelangweilte Leutnants einen „pikanten Schriftsteller" nennen.

Leicht aber macht es der Verfasser der beiden Novellensammlungen: Lutetias Töchter (Leipzig, Wilhelm Friedrich) und Totentanz der Liebe, Münchner Novellen (Leipzig, Wilhelm Friedrich, 1885) dem Beurteiler wahrlich nicht, ihn von dem Gesindel, das in Winkelleihbibliotheken und bei Bahnhofskolporteuren vorzugsweise gesucht wird, zu unterscheiden. Von den beiden erzählenden Büchern ist das letztgenannte schon um deswillen das bedeutendere, weil es selbständiger und freier vom Einfluß des Vorbildes ist, als die unter dem Titel „Lutetias Töchter" gesammelten Pariser-deutschen Liebesgeschichten. Die letztern könnte ein unkundiger, um die Formeigentümlichkeit unbekümmerter größtenteils für Studienblätter zu einem Romane im Zolaschen Stil halten. Doch scheint Conrad nichts von der zähen, am Detail haftenden, Strich an Strich setzenden Weise des Verfassers von „Assommoir" und „Pot Bouille" zu besitzen, von der Weise, die in Umkehrung eines bekannten malerischen Experiments mit Hilfe von lauter Einzelzügen den Apoll von Belvedere in einen Frosch umbildet und darnach erklärt, daß sie ihn auf seine Grundform zurückgeführt habe. Er ist ein rascher, zu einer knappen und vorwärts drängenden Darstellung neigender Erzähler, ein Novellist, dem der Feuilletonist da und dort ein Schnippchen schlägt, ein kecker Skizzist, der mit ein paar glücklichen

Strichen den Schein eines vollausgeſtalteten Bildes zu erwecken verſteht. Was ihn an Zola und dem Naturalismus angezogen hat, ſind ganz offenbar die kühnen Rückſichtsloſigkeiten, iſt der Bruch mit dem Überlieferten, Herkömmlichen. Das Naturſtudium mag ihn an ſich feſſeln und reizen, aber in erſter Linie ſteht ihm offenbar die gewiſſe Art der Natur, welche von den Naturaliſten bevorzugt wird, weil ſich ein begehrliches Publikum um die allerechteſte und unverfälſchteſte Wahrheit, um die „Wirklichkeit," ſofern ſie nicht „pikant," nicht lüſtern, nervenaufregend und atmenverſetzend, nicht gewiſſen a priori gegebnen Liebhabereien entſprechend erſcheint, um keinen Pfifferling mehr bekümmert, als um den idealiſtiſchen „Schwindel." Die Liebhaber dieſer Art finden ſowohl in „Lutetias Töchtern" als im „Totentanz der Liebe" ihre Rechnung. Das erſte Buch wird mit einem „Nachtſtück aus dem Bois de Boulogne" eröffnet, einer jener Schilderungen verlornen weiblichen Lebens, die für moderne Autoren einen unwiderſtehlich-unheimlichen Reiz haben. Zugegeben, daß es dem Verfaſſer nur Ernſt mit Geſtalten wie Amélie und der entſetzlich-unſeligen Sévérine ſei, daß er mit der abſchreckenden Lüſternheit und parfümirten Gemeinheit der in Sans Cœur dargeſtellten Wirklichkeit, bei der wir keinen Augenblick die Treue der Beobachtung, des Naturſtudiums in Zweifel ziehen, nicht bloß zerſtreuende Heiterkeit erwecken wollte, ſieht er die tiefe, unüberbrückbare Kluft nicht, welche dann notwendig ſein Bewußtſein, ſeine Abſicht und ſeine Wirkung trennt? Der herausfordernde Übermut, welcher Geſchichten wie „Im Bade" und „Die Frau Majorin" erfüllt, muß als verhältnismäßig harmlos betrachtet werden gegenüber den peinlichen Eindrücken, welche die Liebesbriefe der Erzählung „Adrienne" und die ſämtlichen Vorgänge der größern Novelle „Recht ſonderbar" hinterlaſſen. Wahr bis in den letzten Einzelzug mag der Verlauf der in „Recht ſonderbar" geſchilderten Künſtlerehe ſein, aber jene Wahrheit der echten Komödie oder Tragödie, mit der die Poeſie in letzter Inſtanz allein zu thun hat, beſitzt ſie nicht. Was wir bei allem warmen Kolorit, über das G. Conrad wahrlich verfügt, doch mit dem Gefühl leſen, daß es uns auch nicht das mindeſte angehe, was uns in keinerlei Mitleidenſchaft zu ziehen, was nach allem keine andre Wirkung als die des Ekels zu erwecken vermag, deſſen „Wirklichkeit" iſt in der That gleichgiltig. Der Gewinn dieſer Wirklichkeit für die Literatur bleibt ein höchſt zweifelhafter, und keine Berufung auf die Unerſchrockenheit, mit welcher der Schriftſteller den Dingen ins Auge ſehe oder ihnen zu Leibe gehe, keine Lobpreiſung „geſunder Sinnlichkeit" (mit welcher unſre Feuilletoniſten allemal dann um ſich werfen, wenn alle Kennzeichen der Geſundheit fehlen), kein ſtarkgeiſtiger Trotz vermögen über die Verſchwendung ſo echten Talents an ſo zweifelhafte Aufgaben hinwegzuhelfen. Wir laſſen dahingeſtellt, in welchem Verhältnis die in „Lutetias Töchtern" belauſchten und geſpiegelten Wirklichkeiten zum Geſamtleben von Paris ſtehen, aber wir werden, wenn uns in den Münchner Novellen die naturaliſtiſche Phantaſie auf gleich wunderlichen

Seitenpfaden und in gleich bedenklichen Winkeln, in gleich sorgfältiger Vermeidung der Straßen und Stellen begegnen sollte, an denen noch andre, bessere Wahrheit zu gewinnen wäre, wohl schließen dürfen, daß sie auch in Paris noch andre Wege hätte einschlagen können, als die, die wir geführt werden.

(Fortsetzung folgt.)

Zehn Prozent oder zwanzig?

Nachdenkliches für Bücherkäufer.

Sollen wir uns mit einem bescheidnen Rabatt begnügen oder sollen wir unsre Bücher dort kaufen, wo wir sie am billigsten bekommen? Zehn Prozent oder zwanzig? Das ist auch eine von den Fragen, die garnicht oder zu selten erwogen und besprochen werden: für Professoren und sonstige illustre Geister ist sie zu praktisch und geringfügig, und weiter unten in den Thälern der Menschheit hat man die Antwort sofort bereit und überlegt nicht erst lange. „Denn das sagt doch der gesunde Menschenverstand: wenn ich ein Buch brauche, das ich von Leipzig oder Berlin für 7½ Mark erhalte, während ich hier 9 Mark bezahlen muß, daß ich dem hiesigen Buchhändler nicht die 15 Groschen schenke! Oder haben Sie etwa ein besseres Einkommen als unsre Buchhändler?“ Und dabei schauen einen die Leute so an, wie wenn man nach seinen Ohren fühlen sollte, ob sie nicht eben ins Eselhafte gewachsen seien.

Mit Verlaub, der gesunde Menschenverstand sagt viel dummes Zeug, und ich möchte nicht für alles Unheil verantwortlich sein, was der schon angerichtet hat. Zehn Prozent Rabatt glaube ich allerdings verlangen zu können unter der Bedingung, daß ich ein fleißiger Käufer bin und sofort bezahle. Ich meine, es sollte ein Reichsgesetz sein, daß man bei Rechnungen zwischen fünf und fünfzig Mark nur neun Zehntel der Forderung zu bezahlen brauchte, wenn man sofort bezahlt. Die Handwerker und die kleinen Kaufleute wären dadurch ihren schlimmsten Feind, den Anschreibeteufel, los, und wer mit Gewalt Waare auf Borg haben will, hätte seine Zinsen zu bezahlen, wie es sich gebührt. Daß sie ihren bessern Kunden zehn Prozent ablassen können, geben ja die meisten Buchhändler gern zu, und die Frage ist nur die, ob man eine größere Ermäßigung verlangen oder annehmen darf.

Unsre Ansichten hängen wesentlich von unsern persönlichen Erfahrungen ab, und so ist mein Standpunkt zum Teil verursacht durch die nähere Bekannt-

ſchaft mit zwei Buchhändlern, die ich als charakteriſtiſche Vertreter der beiden Enden ihres Standes anſehen möchte. Der eine war ein emporgekommener Antiquar; eigentlich hatte er Schreiber werden ſollen, man konnte ihn aber in keiner Amtsſtube brauchen. Ein lieber Mann! Namentlich die Gymnaſiaſten ſchätzten ihn als helfenden Freund in allen Lebenslagen. Die meiſten verkehrten zwar auch bei einem vornehmeren Buchhändler und kauften dort auf Rechnung des Elternhauſes. Aber wenn man eine wörtliche Überſetzung zu Vergil und Ovid nötig hatte, ſo wagte man doch nicht, dorthin zu gehen; wußte man doch auch, daß unſer Freund in der Seitengaſſe alle erforderlichen Eſelsbrücken auf Lager hatte, ſelbſt die Überſetzungen, die „nur an Lehrer“ verſchickt werden. Und wenn alle Schwarten nichts halfen und das Quartalzeugnis zu ſchlecht ausfiel, als daß man es dem geſtrengen Herrn Papa hätte zeigen können, ſo konnte man bei unſerm liebenswürdigen Antiquar für gute Worte und drei Mark getreue Nachahmungen der bekannten Zeugnisformulare bekommen und dieſe mit verſtellter Handſchrift ſelber ausfüllen. Was konnte man nicht alles in dem Laden erhalten! Sogar Taſchengeld! Kam da zuweilen ein verlegner Sekundaner mit Schillers Werken, dem Geburtstagsgeſchenk, unterm Arm. „Thut mir leid, Schillers habe ich jetzt zu viel auf Lager — wenn Sie vielleicht einen gut erhaltenen Goethe hätten, aber wie neu müßte er ſein!“ Einen Goethe hatte der arme Junge freilich nicht, aber Kredit bei einem andern Buchhändler, und ſo geſchah es denn zuweilen, daß am ſelben Tage dasſelbe Exemplar von Goethes Werken in einem Laden als neu gekauft wurde, im andern als alt verkauft und von dem ſchlauen Antiquar wiederum als neu einem Beſteller zugeſchickt wurde, der mit Gewalt 25 Prozent Rabatt haben wollte. Habent sua fata libelli! Es bekam nicht etwa jeder Kunde zwanzig bis dreißig Prozent: ſoviel gebührte nur den Geſcheiten und Hartnäckigen; je weniger gerieben der Käufer war, deſto weniger Rabatt, und die ganz Dummen bezahlten gar mehr, als in den Katalogen ſtand. Man ſieht, unſer Freund hatte Grundſätze, ganz moderne Grundſätze. Die Polizei konnte ihn jedoch nicht ganz würdigen, ſie wußte auch, daß er verbotene politiſche Bücher unter dem Siegel der Verſchwiegenheit verſchaffte. Sie hätte ihn gern unſchädlich gemacht, aber die Weisheit biederer Wachtmeiſter, die ſich an Spitzbuben und Landſtreichern gebildet haben, reicht nicht hin, moraliſche Giftmiſcher zu fangen. Und ſo gedeiht denn dieſer dunkle Ehrenmann immer noch, und wenn der geneigte Leſer ſeine Firma wiſſen will, ſo mag er nur in der pikanten Ecke des Anzeigenteiles unſrer Wochenblätter — einige Familienblätter eingeſchloſſen — nachſehen, dort ſteht auch ſein edler Name von Zeit zu Zeit.

Einen ganz andern Eindruck machte mir der zweite Buchhändler, von dem ich hier reden will; er wollte ſich anfangs nicht einmal zu zehn Prozent Rabatt bequemen. Er war gelernter Buchhändler, hatte aber auch recht armſelig als Antiquar angefangen und ſich langſam emporgekämpft; doch bald gehörte er zu

den verehrungswürdigsten Vertretern seines Standes. Von Anfang an war er sich seiner großen Verantwortlichkeit bewußt gewesen. Nie kaufte er Bücher von Knaben, die noch kein Eigentumsrecht über ihre Bibliothek hatten; wo er von Erwachsenen antiquarische Werke erwarb, suchte er nie aus der Verlegenheit des Käufers den niedrigsten Preis zu erpressen, sondern bot sogleich, was die Bücher wirklich für ihn wert waren. Nie gewährte er einem von der Bücherkaufleidenschaft befallenen Jünglinge Kredit, nie verschaffte er Bücher, von deren Schädlichkeit er überzeugt war; er bemühte sich stets, aus vortrefflichen Werken seinen Nutzen zu ziehen, und sagte nie sein empfehlendes Sprüchlein über Böses und Gutes, wie so viele Geschäftsleute. Die größten Verdienste erwarb er sich aber als Verleger, und es ist kein Zweifel, daß er für den Fortschritt der Wissenschaft mehr geleistet hat als zehn Durchschnittsprofessoren. Er gehörte zu jener hochachtbaren Reihe von Buchhändlern, die hervorragende Werke verlegen, auch wo sie pekuniären Schaden voraussehen können. Erscheinen doch viele Werke und Fachzeitschriften von größter Bedeutung jahraus jahrein zum Segen unsers geistigen Lebens und zum Schaden ihrer Verleger! Selten finden diese ihren gebührenden Dank, oft werden sie verspottet. „Wollen Sie sich denn mit Gewalt ruiniren? fragte ich meinen Freund zuweilen, denken Sie denn, daß Ihr neuester Verlagsartikel mehr als hundert Käufer findet?“ — „O, am andern Ende kommt schon wieder heraus, was ich hier zusetze, und alle Sachverständigen sagen ja, das Buch sei notwendig und der Verfasser müsse unterstützt werden. Freilich, fügte er dann lächelnd hinzu, die Berliner und Leipziger Buchhändler, an die die Herren gern ihre größern Bestellungen richten, um ein paar Groschen zu gewinnen, die können sich das nicht erlauben, die müssen mit Büchern handeln wie andre mit Heringen und Gurken. Sehen Sie, ich hätte nicht ebensogut Krämer werden können, wir haben eben auch Ideale oder Steckenpferde. Lächeln Sie nicht über meine Kollegen, die vor ihrer eignen Firma Ehrfurcht haben. Lassen Sie einmal alle idealistisch angehauchten Buchhändler mit einem Tage verschwinden, die Hälfte aller bessern Literatur verschwindet zugleich! Niemand überlegt sich, daß wir der Seele des Einzelnen und der Volksseele gerade so nützen und schaden können wie die Apotheker dem Leibe, daß die Gesellschaft an unserm Gewerbe dasselbe Interesse nehmen sollte wie an denen, die Arznei und Gift für den Körper feilhaben.“

Wenn ich an die bekannten billigen Firmen in Berlin und Leipzig denke, so fallen mir immer die großen Garderobengeschäfte ein, in denen man einen Anzug für fünfzig Mark kaufen kann, der beim Schneider achtzig kostet. Ein solches Geschäft versorgt jetzt einen Bezirk, in dem früher drei Tuchhändler und zehn Schneider ihre Nahrung fanden. Es wird nach den Prinzipien der Neuzeit geleitet: geringer Verdienst am einzelnen Stücke, riesige Ausdehnung des Geschäftes, Akkord und möglichst weitgehende Teilung der Arbeit, rücksichtslose Ausnutzung der Verhältnisse des Arbeitsmarktes, Anwendung der vollendetsten

Maschinen und möglichst weniger belebter Maschinen, denn zu Maschinen strebt man auch die Handwerker von früher herabzudrücken. Thatsache ist, daß der Rock immer billiger wird — je näher wir der sozialen Revolution kommen, fügen einige hinzu.

Die Frage, von der wir ausgingen, hat sich bei der Betrachtung etwas erweitert: in jedem einzelnen Falle, wo wir etwas kaufen, sollen wir da im eignen Interesse den niedrigsten Preis herauszupressen suchen, oder im allgemeinen Interesse dem Verkäufer einen angemessenen Verdienst gönnen? Egoismus oder Altruismus? Materialismus oder Idealismus? Sollen wir uns vor dem Kampfe ums Dasein, dem Kriege aller gegen alle, als vor einem Naturgesetze gehorsam beugen, oder in christlichem Geiste die göttlichen Gesetze in unsrer Seele gegen die Triebe und das grausame Walten der Natur ins Feld führen?

Daß unsre sozialen Zustände reformbedürftig sind, sehen allmählich die Blindesten. Aber viele, und nicht die Schlechtesten, leben noch in dem Wahne, ein großer Mann, ein Bismarck, könne allein die soziale Frage lösen. Wenn sie seine Reden am Biertisch rühmen, meinen sie ihr Teil gethan zu haben. Aber die soziale Not ist ein Inbegriff von hundert oder tausend Übelständen. Die gewaltigen Schwierigkeiten brauchen gewaltige Menschen, Mannriesen wie Bismarck; die meisten Hemmnisse des sozialen Friedens müssen durch gemeinsame, unermüdliche Arbeit der Kleinen entfernt werden. Jeder, der eine Geldbörse hat, der Geld einnimmt und ausgiebt, ist berufen, an der Lösung der großen Frage mitzuhelfen. Er muß nur lernen, in dem großen Schattenbilde, das man soziale Frage nennt, hundert kleinere greifbare, praktische Fragen zu erkennen und diese sub specie aeterni zu betrachten. Eine dieser kleineren Fragen heißt: Zehn Prozent oder zwanzig?

Saxo Grammaticus.

Zusatz der Redaktion. Wir stimmen dem Verfasser vollständig bei, sind aber der Meinung, und sein buchhändlerischer Freund wird uns darin Recht geben, daß auch das Fordern und Geben von zehn Prozent Rabatt vom Übel sei. Das billig denkende Publikum sollte überhaupt bei dem knappen Budget, welches es der Literatur gönnt, jeden Schacher für unanständig halten. Handelt es denn an der Theaterkasse oder im Wirtshause um zehn Prozent? Die Gefahr für den Buchhandel und damit für die Literatur, die Saxo betont, liegt nicht allein in dem übertriebenen Rabattgeben einzelner Schleuderfirmen, sondern darin, daß man zu der Meinung gekommen ist, einen mäßigen Rabatt von zehn Prozent müsse der Provinzialbuchhändler wohl auch geben können. Dies würde aber mit Notwendigkeit dazu führen, daß die Bücherpreise durchgängig für den Sortimenter um zehn Prozent herabgedrückt würden (denn nicht nur der Baarzahler wird den Rabatt für in der Ordnung halten, sondern auch der, welcher sich ein hübsches Konto anschreiben läßt, der Menge wegen), und das könnte der Sortimenter

nicht aushalten. Es würde im Gefolge haben, daß der „idealistisch angehauchte Buchhändler“ dem Winkelgassenbibliopolen und dem Händler à la Garderobegeschäft das Feld räumte.

Irische Parlamente.

Gladstone hat, wie angekündigt, seinen Gesetzentwurf in Betreff der zukünftigen politischen Stellung Irlands dem Parlamente am 8. d. M. vorgelegt. Er macht darin den Vorschlag, zur Versöhnung der Irländer in Dublin ein besondres Parlament zur Erledigung gesetzgeberischer und administrativer Fragen, welche Irland allein angehen, zu errichten. Wenn das geschehen, soll Irland weder im Ober- noch im Unterhause Englands mehr vertreten sein, außer in dem Falle, daß materielle Änderungen des jetzigen Vorschlages eingebracht würden. Die fiskalische Reichseinheit soll erhalten bleiben. Das neue Parlament würde aus zwei Klassen von Abgeordneten zusammengesetzt sein, deren erste aus dem 28 jetzigen Peers und 75 nach einem neuen Wahlmodus gewählten Vertretern bestehen soll, während die zweite 103 nach dem jetzigen Wahlgesetze gewählte Mitglieder zählen würde. Beide Klassen sollen gemeinsam beraten, aber getrennt abstimmen können. Das irische Parlament darf nach Gladstones Plan sich nicht in Fragen mischen, welche die Prärogativen der Krone, das Heer, die Flotte, die kolonialen und die auswärtigen Angelegenheiten betreffen. Es darf ferner keine besondre Kirche zur Staatskirche erklären. Handel und Schifffahrt, Münze und Notenumlauf sind seiner Entscheidung entzogen. Eine Kontrole in Sachen der Zölle und der Verbrauchssteuern soll das Parlament nicht üben dürfen. Der Vizekönig darf Katholik sein, aber keiner Partei angehören. Die Richter werden von der irischen Regierung ernannt, die Polizei verbleibt bis auf weiteres unter englischer Oberaufsicht. Der Beitrag Irlands zu den ordentlichen Reichsausgaben soll fortan nur $^1/_{15}$ betragen, und zu den Kosten etwaiger britischer Kriege soll es künftig nichts beisteuern.

Hierzu ist zu sagen: Das wäre also ein ziemlich beschränktes Home Rule; aber ein besondres irisches Parlament wird, sei es wie immer gestaltet, befugt und beschränkt, stets wo nicht sofortige Zerreißung der Union mit Großbritannien, doch die Vorbereitung und den Anfang eines solchen Ereignisses bedeuten und so eine schwere Gefährdung der Machtstellung und der Sicherheit sein, deren sich das Vereinigte Königreich bisher erfreute. Das geht aber nicht bloß die Engländer, sondern ganz Europa, ja die ganze Welt an, der es selbstverständlich nicht gleichgiltig sein kann, ob das britische Reich künftig stark wie jetzt oder schwächer als jetzt sein soll, und so erklärt es sich, wenn wir der Frage, deren

Lösung Gladstone versuchen will, immer von neuem unsre Aufmerksamkeit zuwenden.

Gladstone glaubt den Gedanken des Home Rule ohne Schaden verwirklichen zu können, wenn er den Befugnissen seines irischen Parlaments Beschränkungen und Bürgschaften beimischt. Die Geschichte aber zeigt, daß er damit irrt: die Erfahrung sollte die Engländer mehr als genügend belehrt haben, daß sich gegen gefährliche Ausschreitungen irischer Gesetzgeber keine hinreichenden Sicherheiten ersinnen lassen. Man darf mit Bestimmtheit behaupten, daß von dem ersten Augenblicke an, wo ein irisches Parlament zu tagen begann, zwischen ihm und der englischen Exekutive sich Streitigkeiten über die Ausdehnung der beiderseitigen Rechte und Pflichten entwickelten. Gehen wir in die älteste Zeit der Verbindung Englands mit Irland oder der Herrschaft des erstern über das letztere zurück, so sehen wir, daß die Landtage, welche der Souverän bald in Dublin, bald in Kilkenny, bald in Drogheda, gelegentlich auch in London versammelte, nicht Parlamente im jetzigen Sinne des Wortes waren; denn die ordentlichen Einnahmen Irlands kamen der Krone nach vererbendem Lehnrecht von selbst zu, sie brauchten also nicht alljährlich oder überhaupt periodisch bewilligt zu werden. Diese Parlamente der Zeiten, in welchen die Eduards und Heinriche herrschten, waren bloße Konvente von Vertretern der englischen Einwandrer und Ansiedler in Irland, unregelmäßig in ihrer Zusammensetzung, sowie in der Zeit und dem Orte ihres Zusammentrittes und ohne die Eigenschaften gesetzgebender oder auch nur beratender Körperschaften. Und doch machten selbst diese wenig bedeutenden Parlamente den Engländern, als die Kriege der britischen Rosen wüteten, wiederholt arge Not. Je nachdem die Partei York oder Lancaster obenauf kam oder sank, herrschte in Irland die eine oder die andre, die eine widerrief nicht nur die Gesetze, welche die andre beschlossen hatte, sondern zog auch die Güter ein, welche den Mitgliedern der andern gehörten. Einmal gab es sogar zu einer und derselben Zeit zwei irische Parlamente, eins von der Partei der weißen und eins von der Partei der roten Rose. Im Jahre 1486, also vor genau vierhundert Jahren, erklärte sich das irische Parlament für den politischen Betrüger Lambert Simnel und ließ ihn in der Dubliner Christuskirche als Richard den Sechsten zum Könige von England und „Herrn“ von Irland krönen. Dies führte nach Unterdrückung dieser Rebellion zum Erlasse der sogenannten Poyningsakte, welche die Selbständigkeit des irischen Parlaments sehr einschränkte. Um nämlich den damals tiefgesunkenen Einfluß Englands in Irland wieder zu heben, schickte Heinrich der Siebente den Sir Eduard Poynings als Lordstatthalter mit Heeresmacht nach der Insel, und dieser gab der Verfassung derselben eine Gestalt, nach der es dem irischen Parlamente nur mit Genehmigung des Königs von England oder dessen Stellvertreters gestattet war, sich zu versammeln, und nach der die Landesvertretung nur solche Gesetzvorschläge beraten durfte, welche die englische Regierung vorher geprüft und gutgeheißen

hatte. Dieser Akte folgten verschiedne andre, die gleichfalls den Zweck hatten, die Versammlungen der weltlichen und geistlichen Lehnsleute und der Vertreter der Städte Irlands an Beschlüssen zu verhindern, welche Gefahren für die übrigen Teile des Reiches enthielten. Ein späterer Erlaß Heinrichs des Siebenten erklärte die englischen Statuten zum obersten Gesetze auch für Irland, ähnlich wie in der nordamerikanischen Union die Akten des Kongresses als Gesetze gelten, gegen welche die Akten der Einzelstaaten nicht verstoßen dürfen. Unter der Regierung Georgs des Ersten wurden die Rechte des irischen Oberhauses eingeschränkt. Gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts gab es sechsundzwanzig Jahre hindurch überhaupt kein irisches Parlament. Im Jahre 1753 erhoben sich heftige Streitigkeiten zwischen der inzwischen wieder aufgelebten Vertretung Irlands und der Krone, da die Mitglieder jener Vertretung überschüssige Einnahmen des Landes schamlos zu ihrem Privatvorteile verschwendeten.

Kurz vor dem letzten Dezennium des vorigen Jahrhunderts legte das irische Parlament wiederholt an den Tag, daß es den Interessen Englands feindlich gesinnt war, freilich in vielen Beziehungen nicht ohne gute Gründe dazu zu haben. Mit der Erhebung der amerikanischen Kolonien hatte auch in Irland eine völlig neue Entwicklung der politischen Dinge begonnen. Bis dahin hatte das Parlament nur die Nachkommen der englischen Eroberer und Einwanderer vertreten, die überhaupt allein politische und religiöse Rechte besaßen. Die keltische und katholische Bevölkerung des Landes war so gut wie rechtlos und besitzlos. Jetzt erwachte in ihr die Hoffnung auf Befreiung von diesem Zustande lebhafter als je vorher. Zugleich aber gedachte jener allein begünstigte, aber immerhin von England bedrückte Teil des Volkes Irlands sich mehr Rechte zu verschaffen. War man nicht auch eine Kolonie wie Massachusetts und Virginien, und hatte man nicht auch die Fesseln eines falschen Merkantilsystems zu sprengen, das Recht zu eigner Erledigung seiner Angelegenheiten ohne britische Bevormundung zu fordern und die Grundsätze der Freiheit selbst zum Vorteile der nicht stammverwandten und andersgläubigen Landsleute zur Geltung zu bringen? Die Bewegung nahm bald aufrührerische Gestalt an. Da der Krieg mit Nordamerika das Land von Truppen entblößt hatte, beschloß das Parlament in Dublin schon 1779 die Bildung von Freiwilligenkorps, und Tausende ohne viel Unterschied des Glaubens griffen zu den Waffen, mit denen sie aber nicht sowohl ausländischen Feinden, als dem Ministerium in London gefährlich zu werden drohten. Die Führer der amerikanischen Insurgenten beanspruchten in einer Adresse an die Irländer deren Sympathien. „Wir haben, sagten sie darin, keinen Streit mit euch, euer Parlament hat uns kein Unrecht zugefügt.“ Und Grattan, der begabteste und eifrigste Wortführer der irischen Bewegungspartei, antwortete ihnen indirekt, indem er Flood, der für die Krone aufgetreten war, wegen seiner Feindschaft gegen die Amerikaner tadelte, „von denen allein Freiheit für Irland zu hoffen sei.“ Als ein Offizier lieber sein

Patent aufgab als gegen die transatlantischen Rebellen diente, sprach ihm die Stadt Dublin durch ihre Vertreter ihren Dank aus. Das Ministerium North mußte nachgeben. Es bewilligte zunächst ökonomische Reformen, Aufhebung der Handelssperre, welche die Quellen des irischen Wohlstandes selbst gegen England verstopft hatte, dann parlamentarische, die auch im Parlamente Englands und Schottlands durch die Irländer Burke und Sheridan befürwortet wurden. 1782 gewährte die geängstigte Regierung durch Widerruf der Statuten aus der Zeit der Tudors und der Akte Georgs des Ersten eine Reform, nach welcher das Dubliner Parlament hinfort dem Londoner ebenbürtig und nicht mehr wie bisher von diesem abhängig sein sollte. Das war ein Zugeständnis, welches zwei gesetzgebende Versammlungen mit dem Rechte der Entscheidung über Krieg und Frieden nebeneinander unter die Krone stellte, eine Ordnung, welche notwendig über kurz oder lang zu vollständiger Trennung oder vollständiger Vereinigung führen mußte. 1785 sagte der irische Schatzkanzler: „Die Dinge können nicht bleiben, wie sie sind. Es ist kommerzielle Eifersucht erwacht, und dieselbe wird bei zwei von einander unabhängigen gesetzgebenden Körperschaften zunehmen. Trennung der Interessen bedroht uns mit Auflösung des politischen Zusammenhanges, die jeder rechtschaffene Irländer als mögliches Ereignis mit Schauder zu fürchten hat.“ Und fünf Jahre später fragte Grattan selbst: „Was hat unsre neue Verfassung hervorgebracht? Irgendwelche große und gute Maßregel? Nein. Nur ein Stadtpolizeigesetz, ein Preßgesetz, eine Aufruhrakte, bedeutende Vermehrung der Pensionen, vierzehn neue Sitze für Parlamentsmitglieder und den schändlichsten Verkauf von Peerswürden.“ Irland war als selbständiger parlamentarischer Staat unfähig, mit den ihm gewährten Mitteln sich aus sich selbst zu verjüngen. Bezeichnend ist, daß aus dem Dubliner Parlamente kein eignes Ministerium hervorging wie aus dem Londoner, daß dieses vielmehr die Regierung in Irland weiterführte. Pitt faßte, als er erster Minister wurde, die vollständige politische Vereinigung beider Länder als das einzige Heil ins Auge. Aber Jungirland durchkreuzte, berauscht von den scheinbaren Erfolgen im eignen Parlamente, schon die Einleitung zur Ausführung dieses Gedankens und warf sich später der Opposition der Whigs in die Arme. Die englische Regierung griff daher, um den Gefahren des Dualismus zu begegnen, zu dem verfänglichen Mittel, das Dubliner Ober- und Unterhaus durch großartigste Bestechung zu bewegen, hinfort sich weder mit den Klagen der keltisch katholischen Bevölkerung noch mit den vorwaltenden Sonderinteressen Englands zu befassen. Eine der Folgen hiervon war, daß der nationalirische Teil des Volkes in Verzweiflung verfiel. Die Lage Irlands war in der letzten Hälfte der achtzehn Jahre von Grattans Parlament eine furchtbare. Die Distrikte des platten Landes waren durch Fehden agrarischer und konfessioneller Art beunruhigt, die zahlreiche Verbrechen gegen Leben und Eigentum bezeichneten. Weder politische Zufriedenheit noch soziale Sicherheit wollte sich einstellen. Dazu kam

die Einwirkung der Umwälzung in Frankreich. Zuerst waren es Presbyterianer und Dissidenten, welche Feuer fingen, dann ergriff die Glut auch einzelne katholische Verbindungen. Bald ahmte der Bund der United Irishmen, der sich rasch über das ganze Land verbreitet hatte, mit allen Kräften die Pariser Jakobiner nach, allen Mitgliedern voran der protestantische Advokat Wolfe Tone, der wie Hannibal den Feinden seines Volkes Tod und Verderben geschworen hatte und mit seinen Gesinnungsgenossen rastlos auf die Losreißung von England und die Errichtung einer irischen Republik hinarbeitete. Die Verschwörung brach endlich in der entsetzlichen Rebellion von 1798 aus, welche das Land mit Blut überschwemmte und mit rücksichtsloser Grausamkeit niedergeschlagen wurde. Das waren die Folgen eines irischen Sonderparlaments, welches Grattan und seine Anhänger anfangs befriedigte, aber weder die Republikaner des Nordens beruhigte, noch die Katholiken zufriedenstellte und niemals imstande war, der unglücklichen Insel gesetzliche Zustände zu sichern.

Hierbei darf nicht außer Acht gelassen werden, daß dieser im vorigen Jahrhundert unternommene Versuch, Irland sich selbst regieren zu lassen, unter viel günstigern Umständen gewagt wurde, als die sind, über welche Gladstone jetzt verfügen kann. England besaß damals eine Exekutive, die nicht nur durch den Einfluß der Krone, sondern auch durch ihre Beziehungen zu einem irischen Parlamente stark war, wo die Mehrheit der Sitze sich durch Kauf erwerben ließ. Die irischen Parlamentsmitglieder waren allesamt Protestanten und meist von englischer Abstammung, an die Verbindung mit England durch Bande der Loyalität, der Religion und des Blutes geknüpft. Sie blickten auf die Engländer, weil sie deren Unterstützung zur Aufrechterhaltung ihrer Herrschaft über die Katholiken der Insel wünschten und hofften. Und doch empfanden die letztern, daß Grattans Parlament, solange es bestand, ihnen ein Pfahl im Fleische war. Dasselbe war in Betreff der Rechte des Prinzen von Wales auf die Regentschaft völlig andrer Meinung als die Mehrheit des Londoner Parlaments, und es zeigte sich bei jeder Gelegenheit als erfüllt von einem Geiste aggressiver Feindschaft gegen England. Wenn dies, so dürfen wir jetzt fragen, am grünen Holze geschah, was wird am dürren geschehen? Die Mitglieder des neuen irischen Parlaments werden zu zwei Dritteln katholisch sein. Es wird die Krönung und das Symbol einer erfolgreichen Verschwörung oder mehrerer, der Fenier und der Landliga, sein. Es wird die freundschaftlichen Beziehungen zu den amerikanischen Irländern, Englands bittersten Gegnern, wo nicht offen, so doch insgeheim unterhalten. Wenn Grattans Parlament den United Irishmen nicht genügte, glaubt jemand, daß Gladstones Parlament, das auf dem Papier weit mehr beschränkt ist, in Irland auf die Dauer sich größern Wohlgefallens erfreuen wird? Die Loyalitätsversicherungen der damaligen Parlamentsführer wurden von Lord Fitzgerald und Wolfe Tone zurückgenommen. Ist ähnliches jetzt nicht zu erwarten? Was zwang Gladstone, Parnell zu Willen zu sein? Daß dieser jenem und der

ganzen liberalen Partei bei den letzten Wahlen den Krieg erklärte und sie mit dem Verluste von liberalen Parlamentssitzen bedrohte? Werden die Irländer sich das nicht merken und sofort nach dem Zugeständnis eines beschränkten Home Rule eine neue Bewegung für den Abbruch der Schranken beginnen? Welcher zukünftige Staatsmann wird den Mut besitzen, der Gladstone und seinen Amtsgenossen fehlt? Die Ära der Pitt und Castlereagh ist in England vorüber, und es ist kaum zu hoffen, daß, wenn die Früchte des Baumes reifen, den Gladstone jetzt pflanzen will, wenn sich neue United Irishmen bilden, ein neuer Wolfe Tone aufsteht, und eine neue Rebellion mit separatistischen und republikanischen Zielen ausbricht, sich wiederum der rechte Mann finden werde, Englands Interessen erfolgreich wahrzunehmen.

Ungehaltene Reden eines Nichtgewählten.

18.

Dringende Geschäfte am Büffet haben mich abgehalten, in der Debatte über das Sozialistengesetz mein Wort in die Wagschale zu werfen. Aber zu meiner Beruhigung darf ich mir sagen, daß mein Schweigen der guten Sache nicht geschadet hat, sie war durch meinen Freund Bamberger so gut vertreten, daß selbst ich es nicht hätte besser machen können. So bleibt mir nur übrig, den glänzenden Triumph unsrer Partei auch in dieser Frage zu konstatiren. Das merkwürdige Gesetz, mit welchem alle Parteien ohne Unterschied zufrieden sind, ist glücklich durchgebracht, ohne daß wir nötig gehabt hätten, für dasselbe zu stimmen, und wir konnten die Regierung nach Herzenslust necken und ärgern und die Sozialdemokraten uns zu Freunden machen: mehr kann man auf einmal nicht verlangen! Eigentlich, meine Herren, wäre jetzt die Gelegenheit zu einem großen parlamentarischen Versöhnungsbankett, denn die Majorität glaubt das Bollwerk gegen die Feinde der Ordnung neu befestigt zu haben, die Partei Bebel-Singer-Sabor versichert, daß das Gesetz ihre Geschäfte besorge, und wir, nun, daß wir das Gesetz eingebracht haben würden, wenn uns die Regierung nicht die Mühe abgenommen hätte, das werden Sie mir wohl aufs Wort glauben. Seit langem haben wir uns in keiner so angenehmen Situation befunden. Vor den Herren auf der Regierungsbank brauchen wir uns nicht zu fürchten, aber es giebt andre Sozii, die Herren Sozianarchisten, und mit denen ist nicht gut Kirschen essen. Herr Liebknecht hatte ja die kollegiale Freundlichkeit, uns vor der Rache seiner Anhänger zu warnen. In dem Punkte haben wir uns nun salvirt, vorderhand wenigstens. Für die Zukunft möchte ich mich nicht zu fest auf den Schutzbrief verlassen, den wir uns durch unser Votum gegen das Gesetz verdient haben,

wenn die Herren einmal die Gewalt in die Hände bekommen sollten, würden sie, fürchte ich, ein schlechtes Gedächtnis für unsre Freundschaftsdienste an den Tag legen. Indessen will ich mir nicht mit Sorgen für die Zukunft Laune und Appetit verderben. Auch darf ich mir schmeicheln, eine zu wenig bedeutende Persönlichkeit zu sein, als daß der einstige Wohlfahrtsausschuß sich gerade mit mir befassen würde. Und was meine „politischen Freunde" betrifft, so kann ich mir das Schauspiel sehr erhebend denken, wie sie nach dem Grèveplatz fahren und Herr Professor Hänel anstimmt:

Mourir pour la patrie
C'est le sort le plus beau, le plus digne d'envie!

Und ich werde gewiß nicht der einzige sein, der ihnen in bescheidener Verborgenheit eine Thräne nachweint und seufzt: Ihnen ist wohl, doch mir ist besser.

Entschuldigen Sie diesen Herzenserguß eines Mannes, der nicht nur Volksvertreter, sondern auch Rentner und Familienvater ist. Man hat ja nur einmal ein Leben zu verlieren, und auch wenn die Geschichte weniger ernst werden sollte, so gehört schon eine Tracht Prügel, gleichviel ob von den Fäusten der Schergen der Gewalt oder der Soldaten der „Freiheit," zu den weniger angenehmen Erlebnissen und wird einem von niemand wieder abgenommen. Machen Sie jedoch keinen Gebrauch davon, ich werde den bisherigen Teil meiner Rede im stenographischen Berichte einer gründlichen Korrektur unterziehen.

Also, meine Herren, das Gesetz, unter welchem der Weizen unsrer sozialdemokratischen Freunde, ihrer wiederholten Versicherung zufolge, aufs üppigste blühen, und derselbe Weizen nach der Ansicht unsrer Gegner elendiglich verdorren wird, das Gesetz ist wieder fertig; wir aber, die Alleinklarblickenden, sagen: es ist überflüssig, daher schädlich. Es ist überflüssig, erstens, weil es überhaupt keine Sozialdemokratie giebt, zweitens, weil die Sozialdemokraten keine Anarchisten sind, und drittens, weil es auch keine Anarchisten giebt. Da wird ein großes Wesen aus den unbedeutenden Vorgängen in Belgien gemacht. Was ist denn dort geschehen? Es ist, wie mein Freund Bamberger treffend hervorgehoben hat, nicht der Rede wert. Eine Fabrik und einige wenige Schlösser wurden zerstört, das kommt ja jeden Tag vor und gehört eben zum Handel und Wandel. Handelte es sich um ein Schloß und einige Fabriken, so läge die Sache schon ein wenig anders, namentlich wenn die Besitzer zu den Unsern, zu unsern Leuten zählten. Aber dort hat die Unannehmlichkeit ja wahrscheinlich Ultramontane getroffen, auf jeden Fall Christen — was gehen uns die an? Wir sind fortgeschritten, wir fragen nicht darnach, was einer glaubt, sondern nur, ob er überhaupt so verworfen ist, einen Glauben zu haben.

Nun weiter. Sie meinen, aufgehetzte Arbeiter hätten sich die unschuldigen Scherze erlaubt? Weit gefehlt! Zum Teil die Besitzenden selbst, zum Teil

agents provocateurs. Es ist hohe Zeit, dies festzustellen, damit die Geschichtschreibung nicht um eine neue Fabel bereichert werde. Die Zahl der Geschichtslügen ist ja ohnehin schon so groß. Wird nicht fort und fort, um politische Kinder gruselig zu machen, von der sogenannten französischen Revolution gesprochen wie von einer Zeit des Schreckens? Und wenn wir genau zusehen, was ist schreckliches verübt worden? Man hat ein Herrscherpaar hingerichtet, den Thronfolger zu Tode gemartert, höchstens hunderttausend Menschen gemordet, Frankreich verwüstet, und diese Kleinigkeiten sind von dem damaligen Wolffschen Telegraphenbüreau zu einem Schauergemälde aufgebauscht worden. Aber das wurde und wird hartnäckig verschwiegen, das das Ganze ein Werk der agents provocateurs war. Und der Beweis ist doch längst geführt, daß Fouquier-Tinville, der große Ankläger, unter dem Despotismus Polizeispion gewesen war. Der hat alles eingerührt, um die tugendhaftesten Männer aller Zeiten zu verderben und in schlechten Ruf zu bringen.

Allein was wundere ich mich denn über die Fälschung einer Geschichtsperiode, die fast um hundert Jahre von uns entfernt ist, da doch unmittelbar nach den glorreichen Tagen der Pariser Kommune die albernsten Märchen auf deren Kosten erfunden und verbreitet werden konnten! Einer erzählte dem andern nach, daß das Stadthaus eingeäschert worden sei, und doch steht es, wie jedermann sich überzeugen kann, unversehrt da, wie neu. Die Tuilerien, nun ja; allein es war ein Akt der höchsten Gerechtigkeit und Weisheit, jenen Schauplatz der Tyrannenwirtschaft vom Erdboden zu vertilgen. Hätte man das Haus der Schande stehen lassen, wie leicht könnten sich die alten Greuel wiederholen! Das ist nun unmöglich gemacht. Und wie abgeschmackt, den Rächern der Freiheit und Ehre Frankreichs einen besondern Vorwurf daraus zu machen, daß sie sich dabei des Petroleums bedient haben! Hat man denn den armen Leuten etwas andres gelassen? Wachslichter sind das Privilegium der Reichen, der Bedrücker und Aussauger. Von den wenigen Füsilirungen will ich garnicht reden. Das Volk hatte gerichtet, und das Volk, wie Ihnen bekannt sein dürfte, richtet immer gerecht, irrt niemals; denn die Menschen, welche sich in den Dienst reaktionärer Ideen begeben, sind eben kein Volk mehr. Und endlich haben auch damals die Polizeiagenten das meiste gethan, und das Wolffsche Korrespondenzbüreau hat alles übertrieben.

So! Nun darf ich wohl erwarten, von Herrn Liebknecht ein Zeugnis zu erhalten, welches von seinem Volke respektirt werden wird, wenn dieses seiner Aufforderung nachkommt, die Abgeordneten für ihre Abstimmung persönlich zur Verantwortung zu ziehen. Ich bin nicht unbescheiden, ich weiß, daß mir der „Geist" des Herrn Bamberger, die Liebenswürdigkeit des Herrn Richter, der staatsmännische Blick des Herrn Virchow, die Weisheit und Anmut des Herrn Rickert, der attische Witz des Herrn Dirichlet nicht verliehen sind. Doch was den wahren, den fortschrittlichen Patriotismus anlangt, räume ich keinem von ihnen den Vortritt ein. Auf diese Art von Patriotismus legt ja auch Herr Liebknecht großen Wert, und falls er ihn bei den genannten Herren nicht ganz probehaltig finden sollte, so nehme er sie meinetwegen hin. Nur an mir bitte ich ihn nicht zu zweifeln, ich mache mich verbindlich, für alle Anträge der sozialdemokratischen Partei zu stimmen, solange dieselben keine Aussicht haben, durchzugehen. Die Eingangssätze meiner heutigen Rede wolle er gefälligst vergessen, ich ziehe sie hiermit in aller Form zurück.

Camoëns.

Roman von Adolf Stern.

(Fortſetzung.)

Trotz der vorgerückten Abendſtunde und des friſchern Hauches, der aus den ſchattenreichen Gärten durch die geöffneten Fenſter hereinwehte, war es in den Prachtſälen des Palaſtes ſchwüler und ſchwüler geworden. Die Fächer der Damen zeigten ſich in unabläſſiger Bewegung, und den kühlenden Getränken, von zahlreichen Dienern auf goldnen Platten umher geboten, ward häufiger zugeſprochen als bei andern ähnlichen Gelegenheiten. Wie eine buntſchillernde, träg bewegte Flut wogte die Menge der Geladnen zu dem Saale heran und von ihm hinweg, in welchem König Sebaſtian verweilte. Es gab genug unter den Gäſten des Königs, die ſeit einer Stunde zehnmal gegangen und gekommen waren und deren Augen doch immer auf das gleiche Bild fielen. Denn wenn auch der junge Herrſcher von Zeit zu Zeit einen der Auf- und Abwandelnden zu ſich heranrief, ja wenn er ein- und das andremal an der Reihe der ſitzenden Damen entlang ging, ſo wandte er ſich nach kurzem Geſpräch wieder und wieder zu der Herzogin von Braganza und der Gräfin Palmeirim. Die umſichtige Herzogin hatte ſich vergeblich bemüht, für ſich und ihre Pflegebefohlene einen Platz in der ſchimmernden Reihe zu behaupten. Der Wunſch des jungen Fürſten, mit der jungen Gräfin ungehemmt und ungehindert zu ſprechen, war nur zu wohl verſtanden worden, unmerklich hatten ältere und jüngere Damen ihre Seſſel zurückgerückt, ſodaß ſich der Abſtand zwiſchen ihnen und der Herzogin immer erweitert hatte. Je weniger die Nächſtſitzenden auf dieſe Weiſe von der Unterredung Dom Sebaſtians und Catarinas zu erlauſchen vermochten, umſo geſpannter ruhten alle Blicke auf den Zügen des Königs und dem Mienenſpiele des ſchönen Mädchens. Der freudige Schein, der bis vor wenigen Minuten das Geſicht Sebaſtians erhellt hatte, war jetzt verſchwunden, der jugendliche Herrſcher ſah noch immer

Digitized by Google

mit glänzenden Augen auf Catarina, aber um seinen Mund zuckte es halb zornig, halb wehmütig, und man sah deutlich, daß er eifrig und eindringlich zu der jungen Gräfin sprach. In der That hatte Catarina den König durch einige Worte über seine kriegerischen Pläne leidenschaftlich erregt.

Um aller Heiligen willen, könnt Ihr in Wahrheit daran zweifeln, daß es Gottes Stimme sei, die mich gegen Marokko ins Feld ruft, auch wenn Ihr Recht hättet, daß die verschwundnen Pilger Betrüger wären? Ich träumte, daß jedermann in meinem Reiche mir Sieg und Glück wünsche, und Ihr — gerade Ihr, Gräfin Catarina, verschließt Eure Seele gegen das heilige Vorhaben, das die meine bis zum Zerspringen erfüllt?

Eure Majestät weiß, daß ich ihr hundert Siege und die höchsten Ehren aus der Tiefe meines Herzens wünsche, entgegnete Catarina. Daß ich vor den Gefahren zittre, nach denen Euch verlangt, Herr, das müßt Ihr der Schwäche des Weibes verzeihen; würdet Ihr es gut heißen, mein König, wenn ich nicht um Euch bangte?

Es kann mir kein Haar meines Hauptes gekrümmt werden! sagte der König mit feierlich schwärmerischem Tone. Gottes Hand, die mich über das Meer weist, wird sich auch schirmend über mich breiten, daran zweifelt Ihr doch nicht, Herrin?

Ich flehe zur heiligen Jungfrau darum! erwiederte das junge Mädchen hastig. Aber Ihr habt die schwere Pflicht auf meine Seele gelegt, Euch die Wahrheit zu sagen, soweit ich sie kenne. Ich darf Euch nicht verhehlen, Herr, daß ich nicht allein zittre. Hunderttausende in Euerm Lande bangen davor, daß Eure Majestät über das Meer geht, das Land ohne Schutz läßt. Die Zukunft liegt nicht hell und glorreich vor ihren Augen, und sie wagen zu denken, daß es die erste Pflicht des Königs sei, des Landes Zukunft zu sichern —

Catarina verstummte plötzlich, und ihre Augen, die dem forschenden und vorwurfsvollen Blicke des Königs kühn begegnet waren, senkten sich zu Boden. Ein Lächeln der Herzogin, das aufblitzte und verschwand, brachte ihr zum Bewußtsein, daß gerade sie nicht mehr sagen dürfe, wie sehr sie auch ihr selbstloser Eifer dazu anspornen mochte. Es überwallte sie heiß bei dem Gedanken, daß sie schon zuviel gesagt habe, doch war sie zu erregt, um das Gespräch mit einer leichten Wendung abbrechen zu können.

Dom Sebastian, welcher einige Augenblicke auf ein weiteres Wort des Mädchens geharrt hatte, sagte jetzt lauter als zuvor und auch den gespannt lauschenden nächsten Umgebungen vollkommen verständlich:

Der König denkt wie die Hunderttausende, von denen Ihr sprecht, schöne Herrin, er wird den Boden Afrikas nicht betreten, ohne zuvor für seines Landes, seines Hauses Zukunft Sorge getragen zu haben! Dann aber, Donna Catarina, wie denkt Ihr dann über die Heerfahrt nach Marokko und den heiligen Krieg?

Erhabner Herr, antwortete Catarina, und so sehr sie nach Fassung rang,

ſo wenig vermochte ſie jetzt ein Zittern zu verbergen, was kommt in ſo ernſter, ſo heiliger Frage auf die Stimme eines Mädchens an? Ich hege nur einen Wunſch, wenn ich die Gefahr von Eurer Majeſtät geheiligtem Haupte nicht mit meinem armen Gebete abzuwenden vermag, ſie zu teilen. Aber Ihr, Herr, Ihr müßt zuvor die Stimme Euers Volkes hören!

Und wie ſoll ich ſie hören? fragte Dom Sebaſtian faſt ungeduldig. Soll ich wie Harun-Al-Raſchid, der Ungläubige, verkleidet Liſſabon oder ganz Portugal durchſtreifen? Soll ich die Cortes berufen und ihnen den großen Plan vorlegen, der nur gelingen kann, wenn er mein und meiner vertrauteſten Räte Geheimnis bleibt?

Herr, ich weiß Euch auf ſolche Fragen nicht zu antworten, flüſterte Catarina. Ich weiß nur, daß ich um Euch bange und gern an jedes Haus und jede Hütte klopfen möchte, damit das Herz Portugals, das für Euch ſchlägt, ſtatt meiner Euch Antwort gäbe. Seht dort, Herr, dort ſteht Luis Camoëns! Ihr habt es ſelbſt ſchon gefühlt, daß er wie kein Zweiter das Schickſal und den Ruhm unſers Landes in der Seele trägt. Laßt ihn reden, fragt ihn, ob der Zug nach Afrika Euch und dem Lande Heil bringen kann, erkennt ſeine Stimme für Eures Volkes Stimme, Herr!

Der König ließ ſeinen Blick von Catarina Palmeirim über den ſchimmernden Kreis, welcher ihn umgab, hinweggleiten und einige Zeit feſt auf Luis Camoëns verweilen. Dabei ſagte er jetzt wieder leiſer, unhörbar wie vorhin: Ihr habt in kurzer Friſt den Dichter hochhalten lernen, Donna Catarina. Soviel ich weiß, ſaht Ihr ihn am gleichen Abend mit mir zuerſt?

Gewiß, Eure Majeſtät, entgegnete Catarina unbefangen. Aber Senhor Luis Camoëns war mir kein Fremder mehr von dem Augenblicke an, wo ich erfuhr, daß er meine Mutter gekannt und ſie hoch verehrt hat. Ich danke ihm zudem, daß er die Maurin Esmah retten half, und habe in der Stunde, wo er ſich um Beiſtand für ſie an mich wandte, erprobt, daß er reinen Herzens wie ein Kind iſt. Was Euch aus ſeinem Gedicht entgegentönt, wird Wahrheit ſein!

Senhor Luis mag ſein Glück preiſen, das ihm eine Meinung gewonnen hat wie die Eure, Donna Catarina! Nicht alle, die gleichen Glückes wert ſind, erringen dasſelbe. Euer Dichter will mir ſein großes Gedicht zueignen, aus ihm werde ich alſo die Stimme vernehmen, der Ihr ſo hohen Wert beilegt und die ich ſchon um Euretwillen nicht geringſchätzen darf. Mein Vertrauen ruht dennoch mehr auf Euch als auf ihm, Herrin! Fragt Euer eignes Herz, ob Ihr dem König helfen wollt, ſeine ganze Pflicht gegen ſein Land zu thun, ob Ihr, wenn er ſie gethan hat, ihm den Heerzug nach Afrika auch dann noch widerraten oder Glück und himmliſchen Lohn desſelben teilen wollt. Ich trage es nicht länger, daß Ihr der entſcheidenden Antwort ausweicht, Catarina, und wenn Ihr Sebaſtian nicht hören wollt, wird Euch der König gebieten müſſen, Euch zu entſcheiden.

Ehe Catarina ein Wort zu erwiedern vermochte, erhob sich die Herzogin von Braganza, welche der ganzen Unterredung und namentlich der letzten leidenschaftlichen Ansprache des Königs mit halber Befriedigung und halbem Unmut gelauscht hatte. Sie faßte mit großer Würde die rechte Hand ihrer schönen Pflegebefohlenen und neigte sich ehrfurchtsvoll vor dem jungen Herrscher:

Die Antwort, die Eure Majestät begehrt, kann die Gräfin Palmeirim Euch heute und hier nicht geben, allergnädigster Herr. Wenn es Euch gefallen sollte, die Frage in meiner Wohnung zu wiederholen, nachdem Eure Majestät im Staatsrat ihren unerschütterlichen Entschluß verkündet hat, Portugal eine Königin zu geben, so wird dem König die Antwort werden, die ihm und uns ziemt.

Catarina schien sich der mütterlichen Beraterin völlig zu überlassen. Sie stand blaß und lautlos auf den Arm der Herzogin gestützt in der Mitte des glänzenden Kreises und dem König gegenüber. Sie fühlte, daß die Augen von mehr als dreihundert Menschen, welche sich im Saal und an den offenen Thüren aller Nebenräume drängten, auf sie gerichtet waren, der schimmernde Ring um sie und den König ward enger und enger, die Decke des Saales über ihr schwankte, und die schwüle Luft und die heißen Wohlgerüche verdichteten sich zu einem farbigen Nebel. Es war ihr, als ob sie aus diesem Nebel heraus nur noch Dom Sebastian sehe. Der Blick des Königs hing noch immer an ihren bleichen Lippen, zugleich aber klang die Stimme der Herzogin in ihr Ohr:

Komm, komm, mein Kind — Seine Majestät gewährt uns gnädigst Urlaub. Du hast Ruhe und ein stilles Gebet zu deinen Schutzheiligen nötig. Der König fordert nicht, daß wir jetzt hier verharren!

Die Herzogin faßte die Hand des zitternden Mädchens fester in die ihre und zog Catarina ein paar schwankende Schritte hinweg. Die junge Gräfin brachte auch jetzt keine Silbe hervor, aber in ihren Augen leuchtete ein Schimmer auf, der des Königs Züge wieder erhellte, ohne Wort hatte die Scheidende ihn wissen lassen, daß ihr Leben ihm gehöre.

Gute Nacht, Frau Herzogin — gute Nacht, Gräfin! rief Dom Sebastian mit so lauter Stimme, daß seine Worte überall in dem weiten Raume gehört wurden, in welchem mit einem male das hundertstimmige Gespräch und selbst das Rauschen der Gewänder und Fächer verstummt war. Gute Nacht und auf Wiedersehen morgen! Im Tone des Königs war ein Aufjauchzen, ein heller, silberner Klang von Glück und Hoffnung unverkennbar, die Männer, welche den jungen Herrscher genauer kannten, sahen einander bedeutsam an, Casalinho, der Jägermeister, flüsterte dem Grafen Vimioso zu: So hell, so lustig hörte ich sonst seine Stimme nur auf der Jagd, wenn er eine große Gefahr siegreich bestanden hat!

Die Wirkung des frohen Klanges aber ward augenblicklich und weithin sichtbar. Sowie die Herzogin und Gräfin Catarina jenem Ausgang der Fest-

säle zugeschritten waren, der in der Richtung des von ihnen bewohnten Palastflügels lag, teilte sich der bunte Schwarm in zwei dichte Reihen, die Nacken und Rücken der meisten, die hier standen, beugten sich tiefer und ehrfurchtsvoller als je zuvor vor der ältern und der jungen Dame, mehr als ein bewundernder Blick folgte Catarina, und viele der ältern Edelleute versagten sich ein freudig zustimmendes Gemurmel nicht. Catarina wäre am liebsten durch die blitzenden, zischelnden, sich beugenden und grüßenden Reihen hindurch geflogen, die Herzogin an ihrer Seite gestattete ihr jedoch nicht, auch nur einen Schritt rascher zurückzulegen, als es die Sitte gebot. Bis an die Pforten des Saales schaute ihr König Sebastian fast unbeweglich nach, und die Thürhüter, die seinen Blick wohl bemerkt hatten, rissen vor Catarina Palmeirim die Thürflügel auf, als trüge sie schon die Krone.

Wie die Thür von beiden Seiten hinter der Entschwebenden zufiel, schien der wundersame Bann gelöst, der in den letzten Minuten auf der ganzen großen Gesellschaft gelegen hatte. Wieder durchschwirrte ein hundertstimmiges Gespräch den Saal, und wer unsichtbar durch denselben hindurchgegangen wäre, würde aus jeder Gruppe heraus den Namen Catarina Palmeirim vernommen haben. Der König winkte seinen Großkämmerer Vimioso und den jugendlichen Herzog von Braganza, seinen Pagen, zu sich heran und begann einen Umgang durch die Reihen, welche sich auch auf seinem Wege bildeten. Der erste, vor dem Dom Sebastian stehen blieb, war Graf Juan Navarrete, der Gesandte König Philipps, der unmittelbar bevor der König sich zu ihm wandte, hastige, leise Worte mit Tellez Almeida getauscht hatte. Der junge Kaplan war an den Spanier herangetreten, während alle Welt der Herzogin und Catarina nachsah. Graf Navarette kehrte ihm nur flüchtig eine Schulter zu, ein kurzes, fast geringschätziges: Was solls? klang in das Ohr des Priesters. Dom Joao, der Prior, läßt Euch sagen, daß ihm Gefahr im Verzug scheine und daß Ihr morgen, wie üblich in der Frühe, eine Audienz bei Seiner Majestät nachsuchen möchtet! Mißmutig warf der Graf hin: Sagt dem hochwürdigen Herrn, daß ich selbst die Augen offen habe und nur der Gelegenheit warte, mein Gesuch an den König zu bringen. Und kaum war Fray Tellez in das zweite Glied der gedrängten Reihe zurückgewichen, so bemerkte Graf Navarrete, wie nahe ihm der König und die eben begehrte Gelegenheit seien. König Sebastian, welcher dem stattlichen Grafen jederzeit eine gewisse Vorliebe bezeigt hatte und ihm auch jetzt den huldvollsten Gruß gönnte, berührte die Schulter des Gesandten. Noch lag der Glücksschimmer, den die letzten Augenblicke mit Catarina Palmeirim hervorgerufen, auf den Zügen des Königs, und sein Ton war hell und klangreich wie vorhin: Ihr macht Euch kostbar diesen Abend, Senhor Ambassadore! sagte er lächelnd. Ich wünsche Euch morgen früh in meinem Kabinet zu sehen, ich habe eine Mitteilung, die ich am liebsten durch Euch Seiner katholischen Majestät übermittle. Um fünf Uhr morgens, wenn es Euch beliebt.

Eure Majestät kommen gnädig meinem eignen Gesuche zuvor. Ich wollte um Gelegenheit bitten, Euch, erhabner Herr, eine Angelegenheit vorzutragen, die für den Dienst meines erhabnen Herrn und für Eurer Majestät eignes Wohl von Wichtigkeit ist und keinen Aufschub duldet.

Ein Schatten flog über Dom Sebastians Gesicht, seine blauen Augen senkten sich fragend in die Augen des spanischen Gesandten. Graf Navarretes Gesicht ließ nichts von dem erraten, was in seiner Seele vorging, ehrerbietig harrte er der weitern Ansprache des Königs. Dieser blieb unschlüssig noch einen Augenblick bei Don Juan stehen, dann wandte er das blonde Haupt zur Rechten und sagte kühl: Also bleibe es bei der Stunde nach Sonnenaufgang. Du hörst, Vimioso, daß ich Graf Navarrete erwarte und daß er keiner besondern Meldung bedarf.

Ein flüchtiges Kopfnicken und eine lässige Handbewegung verrieten dem erfahrenen Gesandten, daß sich der König von Portugal von der erbetenen Audienz wenig Freude verspreche. Von dem Spanier hinweg trat Dom Sebastian weiterschreitend in einen Kreis portugiesischer Edelleute, die ihn allesamt mit freudestrahlenden Mienen und erwartenden Blicken begrüßten. Seine Augen suchten nach Barreto und Camoëns, die er vorhin mitten in diesem Kreise erblickt hatte, aber da er ihren Namen nicht nannte, fand der Großkämmerer, obschon er die Meinung des Königs erriet, keinen Anlaß, die beiden Männer herzurufen. (Fortsetzung folgt.)

Notiz.

Der Stein der Weisen ist gefunden! In der Reichstagssitzung am 8. April beantwortete ein freisinniger Abgeordneter, Herr Schrader, den Vorwurf, daß seine Partei immer nur negire, mit der Erklärung, dieselbe werde mit positiven Anträgen erst dann hervortreten, wenn sie der Majorität sicher sei. So nebenher bei der Beratung der Unfallversicherung für land- und forstwirtschaftliche Arbeiter, so anspruchslos hat der Mann eine große Idee hingeworfen, welche zeigt, auf eine wie einfache Weise den vielen Klagen über ebenso nutz- wie endlose parlamentarische Verhandlungen der Boden entzogen werden kann. Sobald das numerische Verhältnis der verschiednen Fraktionen in einer Versammlung festgestellt ist, treten die in der Minorität befindlichen aus, die Mehrheit bleibt beschlußfähig und erledigt die Geschäfte geschäftsmäßig, alle vexatorischen Interpellationen, alle aussichtslosen Anträge und Unteranträge, alle zum Fenster hinaus gesprochnen „großen" Reden, alle Invektiven in Gestalt von Zwischenrufen und persönlichen Bemerkungen, alle Beschwerden über „gewissenloses" Anlächeln u. s. w. können vermieden werden; die Zeitersparnis ist unberechenbar, da nicht nur die Sessionen eine viel kürzere Dauer haben, sondern auch zahlreichen Professoren, Anwälten, Stadträten u. s. w. Muße bleibt, ihrem Berufe nachzugehen und — in Ruhe die positiven Vorschläge zu überlegen, welche sie machen wollen, sobald sie die Mehrheit haben. Daß dieser Plan der Vereinfachung gerade von den Freisinnigen ausgeht, verdient umso größere Anerkennung, da ihnen das Opfer augenscheinlich am schwersten fallen wird.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.

Grenzboten

Gladſtones Ausſichten in Sachen Irlands.

Gladſtones Plan zur Befriedigung der iriſchen Nationaliſten iſt in ſeinem erſten Teile, der Gewährung eines beſchränkten Sonderparlaments, vom engliſchen Unterhauſe „in erſter Leſung angenommen," d. h. zur Einführung und Prüfung angenommen worden; doch will das wenig bedeuten, da nach dem Widerſpruche, welchem er auch auf liberaler Seite im Parlamente und faſt in der geſamten Preſſe begegnete, beinahe mit Sicherheit anzunehmen iſt, daß er bei einer der ſpätern Leſungen ſcheitern wird, falls ſein Urheber ihn nicht noch zurückzieht oder in weſentlich veränderter Geſtalt vorlegt. Wir haben vor acht Tagen den Plan nur in ſeinen Grundzügen mitteilen können. Betrachten wir ihn jetzt genauer, ſo erſcheint er als ein noch außerordentlicherer, noch revolutionärerer Schritt, als ein Vorſchlag, der trotz aller Vorbehalte und Sicherheitsklauſeln die tiefgehendſte und bedenklichſte Umbildung der Verfaſſung des Vereinigten Königreichs in ſich ſchließt, welche jemals einem britiſchen Parlamente zugemutet worden iſt. Die iriſchen Mitglieder des Unter- und ebenſo die des Oberhauſes ſollen — das iſt der Hauptpunkt — das Parlamentsgebäude zu Weſtminſter praktiſch für immer verlaſſen, Irland ſoll alſo fortan keinerlei Einfluß auf die Wahl und Unterſtützung der Miniſter, auf die auswärtige Politik und auf die Kriegführung des britiſchen Reiches mehr ausüben, es ſoll thatſächlich eine Kolonie werden. Nur in einem einzigen Falle ſollen ſeine Vertreter zurückkehren dürfen. Wenn Großbritannien ſich in Zukunft entſchlöſſe, die „Magna Charta Irlands," wie Gladſtone ſeinen Geſetzentwurf nannte, abzuändern oder zurückzunehmen, ſo ſollen ſie in Weſtminſter wieder erſcheinen, um entweder die Maßregel durch ihre Stimmen zu vereiteln oder wieder zu ihrer jetzigen Macht und Bedeutung zu gelangen. Es iſt aber beim engliſchen Parlamente nicht Brauch,

Zugeständnisse zu gewähren und sie nach zehn oder zwanzig Jahren wieder für ungiltig zu erklären, und so darf man behaupten: Wenn die Bill Gladstones in zweiter oder letzter Lesung im Unterhause durchgeht und die Lords sie gleichfalls gutheißen, so wird Westminster nach menschlichem Ermessen niemals wieder irische Abgeordnete in seinen Räumen versammeln; denn in zehn oder zwanzig Jahren wird Irland, sich selbst überlassen, in einer Weise umgestaltet sein, welche das vollständig ausschließt.

Sehen wir uns Gladstones Projekt weiter an, so soll Irland, obwohl unvertreten im Reichsparlamente, seinen Anteil an der Verzinsung und Tilgung der Reichsschulden und der übrigen ordentlichen Ausgaben des Reiches fortzahlen. Doch soll dieser Anteil nur ein Fünfzehntel des Ganzen, was das jetzige Vereinigte Königreich aufzubringen hat, nach Gladstones Berechnung etwa $3^1/_4$ Millionen Pfund betragen, und dieser Beitrag soll auf keinen Fall erhöht werden, kann sich aber, da der irische Anteil am Tilgungsfonds den irischen Anteil an der Staatsschuld kürzt, vermindern. Irland wird also wie Kanada abgetrennt, aber verschieden von Kanada als ein tributpflichtiger Staat. Die Insel soll ferner als eine „gesonderte Nationalität" neben Großbritannien hingestellt werden. Der „gesetzgebende Körper Irlands" — Gladstone sagt nicht „das Parlament" — soll eine einzige, aber aus zwei „Ordnungen" (Orders) bestehende Versammlung von etwas mehr als dreihundert Mitgliedern sein. 103 von diesen werden die aristokratische oder konservative, vielleicht dürfen wir auch sagen die protestantische Gruppe dieses neuen Parlaments bilden. Die achtundzwanzig irischen Peers, die jetzt lebenslänglichen Sitz im Oberhause zu Westminster haben, können denselben mit einem Sitze in College Green zu Dublin vertauschen, wo sie bis zu ihrem Ableben ein Kontingent zur ersten Ordnung bilden würden. Die übrigen fünfundsiebzig Angehörigen der letztern sollen von besondern Wählerschaften, zusammengesetzt aus Haus- oder Grundstücksbesitzern mit fünfundzwanzig Pfund Jahreseinnahme, gewählt werden und müssen selbst ein jährliches Einkommen von zweihundert Pfund aus realem oder personalem Eigentume haben. 204 Mitglieder des neuen gesetzgebenden Körpers sollen nach der jetzt üblichen Weise gewählt werden, 103 werden die jetzt in Westminster sitzenden und von da nach College Green abgehenden irischen Landboten zählen, und jede Wählerschaft, ausgenommen die Dubliner Universität, soll 101 Abgeordnete zu ihnen hinzusenden. So werden die Mitglieder zweiter Ordnung oder Klasse des Dubliner Parlaments 204 Mann stark sein, wenn jene Körperschaft nicht beschließt, der Universität zwei Vertreter zu geben, in welchem Falle die Zahl der Gruppe 206 betragen würde. Die erste Ordnung, die das protestantische und das vornehmere katholische Element vertreten würde, soll sich einer eigentümlichen Befugnis erfreuen. Sie soll bei jedem Gesetzentwurfe verlangen können, daß jede Ordnung für sich über denselben abstimmt, und wenn die Mehrheit der ersten Ordnung sich dagegen erklärt, so soll er auf drei

Jahre oder bis zu einer Auflösung nicht Gesetz werden. Dieses aufschiebende Veto würde aber kein wirksames Hindernis für Pläne sein, welche eine katholische Mehrheit des irischen Parlaments drei Jahre lang beharrlich auszuführen drängte, und eine Auflösung könnte ihr dabei sogar förderlich sein. Der Vizekönig würde vermutlich dem Rate seiner irischen Minister folgen, und Parnell brauchte nur eine schleunige Auflösung zu betreiben, und mit der Verzögerung durch das Veto der ersten Ordnung wäre es zu Ende. Außer diesem Versuche einer Beschränkung in innern Fragen enthält der Plan Gladstones auch Schranken für das neue Parlament nach außen hin. Es darf sich nicht in die Prärogativen der Krone, nicht in Sachen der Armee und der Kriegsflotte, nicht in auswärtige und koloniale Angelegenheiten, nicht in Handels- und Schifffahrtsfragen mischen und sich nicht mit der Münze befassen, obwohl es alle irischen Zettelbanken von einem einzigen Staatsinstitute aufsaugen lassen darf. Es kann keine Zollabgaben und keine Acciseabgaben, die auf die Zölle einwirken würden, auferlegen, keine Kirche dotiren, keine bewaffnete Macht aufstellen und für jetzt keine Kontrole über die königliche Gendarmerie (Constabulary) ausüben. Dagegen werden ihm nach Gladstones bestimmter Erklärung alle Befugnisse zustehen, die ihm der Plan des Ministers nicht ausdrücklich entzieht. Es wird Gesetze geben und verwalten, die Ordnung aufrecht erhalten und die Macht haben, direkte Steuern auszuschreiben. Der Vizekönig wird ein dauernder Vertreter der Krone sein, nicht ein Minister, der mit dem englischen Kabinet wechselt. Die gegenwärtigen Richter sollen durch eine besondre Klausel geschützt werden, die ihnen Ansprüche auf englische Entschädigung sichert, wenn sie infolge ihrer Entscheidungen bei den neuen Herren mißliebig werden und sich unbilliger Behandlung ausgesetzt sehen. Die irischen Verwaltungsbeamten sollen ebenfalls befugt sein, von ihren Stellen mit erhöhter Pension zurückzutreten, und wenn die britische Kontrole über die irische Gendarmerie bis auf weiteres beibehalten werden soll, so waltet dabei offenbar gleichfalls die Absicht ob, die Interessen der Mitglieder derselben gegen Verletzung zu schützen, die vom Dubliner Parlamentebefürchtet wird.

Das Wesentliche des Gladstoneschen Planes ist, daß er Irland in eine Kolonie mit einigen Nachteilen und Beschränkungen umwandeln will. Es wird in Frieden und Krieg von Großbritannien so weit getrennt sein wie Kanada, aber, wie schon bemerkt, ungleich Kanada zu den britischen Ausgaben beitragen müssen, wenn auch weniger als bisher. Es wird, ebenfalls ungleich Kanada, nicht befugt sein, Zölle zu erheben und eine Miliz aufzustellen, und seine Gendarmerie wird für die nächste Zeit den Befehlen einer „fremden Macht“ — so drückt sich Gladstone selbst aus — unterworfen sein. Als eine Wohlthat wird englischen Parlamentariern erschienen sein, daß künftig irisches Übelwollen die Beratungen in Westminster nicht mehr stören und nicht mehr das Zünglein an der großen Wage der englischen Parteien bilden soll. Die englische Gesetzgebung und Politik würde nach Gladstones Plane freier und kräftiger wirken als bisher mit dem

Parnellschen Hemmschuh. Betrachten wir aber jenen Plan als Ganzes, so geht durch ihn ein logischer Widerspruch hindurch. Im Namen der nationalen Freiheit und der irischen Vaterlandsliebe will der englische Premier einen Staat ins Leben rufen, von dem er sich augenscheinlich große und schöne Dinge verspricht. Aber indem er demselben mit vollen Händen allerlei Attribute und Privilegien verleiht, nimmt er ihm zu gleicher Zeit mit dem kleinen Finger wesentliche Rechte. Neuirland wird nach ihm zwar verschiedne Tugenden besitzen und an den Tag legen, aber man wird ihm gegenüber doch Vorsicht üben müssen, ihm z. B. doch in Betreff der Richter, der Verwaltungsbeamten und der Gendarmerie keinen Billigkeitssinn zutrauen dürfen. Sein Parlament muß ein konservatives Element haben, das mit einem suspensiven Veto gegen Ausschreitungen der übrigen Elemente ausgerüstet ist. Seine Besitzer von Grund und Boden sollen nach einem vom Gedanken des Home Rule unabtrennbaren Nebenplane für die Aufgabe ihres unbeweglichen Eigentumes im voraus mit Geld entschädigt, ausgekauft werden, weil das Dubliner Parlament dasselbe sonst einfach konfiszirен würde. Selbst über die Finanzverwaltung soll das englische Ministerium bis zu einem gewissen Maße verfügen, weil zu befürchten ist, daß die Einnahmen leiden würden, wenn irische Richter sich weigerten, Befolgung der fiskalischen Gesetze zu erzwingen. Das alles sieht auf den ersten Blick aus, als solle die Befriedigung der irischen Nationalisten mit dem Bedürfnisse der Sicherheit des Reiches verbunden werden. Aber es ist zugleich eine stillschweigende Bestätigung aller Befürchtungen, welche die Gegner des Planes hegen. Das irische Parlament wird, obwohl die Iren im Unterhause erklärten, mit diesem Plane zufrieden zu sein, sich sehr bald versucht fühlen, die Beseitigung seiner Beschränkungen und die Ausdehnung seiner Vollmachten zu fordern. Das war die Geschichte der irischen Parlamente des letzten Jahrhunderts, und das ist auch von dem Gladstoneschen „gesetzgebenden Körper" mit Bestimmtheit zu erwarten. Der Appetit wird mit dem Essen wachsen, und jeder Punkt des neuen Vertrages zwischen den beiden Ländern wird zu einem Gegenstande unaufhörlichen Streites zwischen ihnen werden. Irland wird weniger zu den Reichsausgaben beitragen, es wird eigne Zollhäuser und eine eigne Miliz besitzen wollen. Seinen Agitatoren wird es nie an Stoff mangeln, solange noch ein Fetzen von Gladstones Einschränkungen übrig ist, und die irischen Minister, die sich mit den letztern einverstanden erklären, werden rasch unpopulär werden. Wenn man glauben könnte, die Irländer wären leicht zufriedenzustellende Leute und die jetzt in England regierenden Politiker zeichneten sich durch festes und folgerichtiges Auftreten in Sachen Irlands aus, so ließe sich vielleicht hoffen, der Gladstonesche Plan werde nach seiner Verwirklichung glatt wirken und ein Definitivum sein und bleiben. Wie die Natur der Irländer und das Wesen der englischen liberalen Staatsmänner in Wirklichkeit beschaffen sind, weiß die Welt, und darnach läßt sich nicht viel Gutes hoffen.

Nach dem Gesagten darf es nicht Wunder nehmen, wenn Gladstones Home-Rule-Plan im Unterhause starker Opposition begegnete und selbst von den Liberalen nur wenige sich bewogen fanden, für denselben in die Schranken zu treten. Ähnliches gilt von der Presse. Alle großen Blätter, die liberalen nicht minder wie die konservativen, bekämpfen Tag für Tag die Absichten des Premiers, selbst die radikale Pall Mall Gazette sagt ihm ab, ja sogar sein bisheriges Leiborgan, die Daily News, läßt ihn im Stiche oder verzweifelt wenigstens an seinem Erfolge, wenn sie sagt: „Selten geschieht es, daß ein mit einer wichtigen Maßregel betrauter Staatsmann sich in so ernster Verlegenheit befindet, wie jetzt Herr Gladstone. Verlassen von einigen seiner geschätztesten Amtsgenossen, entbehrt er offenbar jener Unterstützung der öffentlichen Meinung, die ihm früher so viel Ermutigung gewährte und stets die Vorläuferin des Erfolges war. Es ist eine ganz unbestreitbare Thatsache, daß es im Verlaufe der gegenwärtigen Krisis schwer halten würde, eine Volksversammlung zustande zu bringen, die sich zu Gunsten des irischen Home Rule äußerte. Wir sehen uns genötigt, die Überzeugung auszusprechen, daß das Land dafür noch nicht reif ist.“ Weit bitterer äußerten sich andre Zeitungen in der Sache. Die Times spottete: „Die vorgeschlagene irische Verfassung gleicht der Nachbildung einer Eisenbahn, die vor einigen Jahren von chinesischen Künstlern angefertigt wurde. Jede Einzelheit war äußerlich dem Original säuberlich nachgemacht, nur die Bewegkraft und das Zusammenwirken der verschiednen Stücke fehlte. Ebenso verhält sichs mit dem ganzen Plunder der Bürgschaften und Einschränkungen Gladstones.“ Nach der Meinung des Daily Telegraph ist der Gesetzentwurf bereits verurteilt. Er kann, darf und wird nicht durchgehen, hat aber das Reich in seinen Grundvesten erschüttert und dem Bedürfnis nach Versöhnung, gesicherter Ordnung und Frieden gegenüber mehr geschadet, als Jahre weiser Regierung wieder gut machen können. „Wir müssen — so heißt es weiter — der uns ans Leben gehenden Gefahr ohne Verzug den Garaus machen. Wenn der Widerspruch den Sturz des verehrenswerten Ministers und sein endgiltiges Abtreten von dem Schauplatze so vieler denkwürdigen Erfolge herbeiführt, so müssen trotzdem die Vertreter des Vereinigten Königreiches sofort einem so undurchführbaren und bedauerlichen Plane sich widersetzen und es ablehnen, Gladstones ruhmvolle Wirksamkeit mit dem Beginne der Auflösung des Reiches zu krönen.“ Die englische liberale Presse besitzt aber weit mehr als die Blätter des deutschen Liberalismus Staatssinn und Nationalgefühl, und dazu kommt noch der Umstand, daß in den letzten Jahrzehnten mancherlei geschehen ist, was den Engländern die Befürchtung einflößen kann, es nahe der Zeitpunkt, wo es mit dem Ansehen und der Macht Englands rasch bergab gehen werde. Die mächtige Entwicklung Nordamerikas, das Vordringen Rußlands in Mittelasien, die Nebenbuhlerschaft Frankreichs an der afrikanischen Küste des Mittelmeeres, in Madagaskar, Hinterindien und China lassen die englischen Patrioten mit Besorgnis in die Zukunft blicken, und

es geht mehr oder minder lebhaft und deutlich ein Wunsch und Streben durch das Volk, wenigstens durch seine obern Schichten, dem Niedergange durch Zusammenfassung aller Glieder des Weltreiches zu steuern, die Kolonien dem Mutterlande zu nähern, sie möglichst mit ihm zu verbinden und einen einzigen Körper herzustellen. Dagegen verstößt Gladstone, wenn er die Vereinigung Großbritanniens mit Irland lockern, es zur Kolonie machen will. Wären selbst vielen englischen Liberalen nicht schon die Augen darüber aufgegangen, daß die Freiheit, die Gladstone den Irländern geben will, eine Schwächung Großbritanniens bedeutet, so müßten sie ihnen aufgehen, wenn sie sehen, wie die französische und die Yankeepresse den Gladstoneschen Plan mit Wohlgefallen begrüßt. Die Franzosen sehen einerseits damit den Grund zu einer irischen Republik gelegt, anderseits dem „treulosen Albion," das sich ihnen in der jüngsten Zeit wieder als Nebenbuhler erwies, eine Zuchtrute aufgebunden, die sich bei passender Gelegenheit in Bewegung setzen läßt. Man weiß, daß Napoleon, als er 1858 an seinen italienischen Feldzug dachte, durch Sendlinge mit der Phönixbruderschaft, den spätern Feniern, anknüpfte, um England, das seinem Plane einer Erwerbung Frankreichs in Italien Widerstand leisten konnte, in Irland zu beschäftigen. Ein irisches Parlament könnte unter Umständen einen besseren Ableiter abgeben als eine geheime Gesellschaft. In Amerika denkt man ähnlich, zugleich aber hat man nicht vergessen, in wie weiten englischen Kreisen 1861 bis 1864 der Wunsch verbreitet war, der Bund der Südstaaten möge siegen und die Union zerfallen, und erwiedert diesen Wunsch jetzt mit der Hoffnung auf Zerspaltung und Abfall in den Ländern im Osten und Westen des Georgskanals.

Die Opposition, die Gladstone auf seinem Wege fand, hat ihn nicht unberührt gelassen. Er hat von der Kritik seines Planes in seiner Weise Nutzen gezogen und scheint in gewissem Maße klein beigeben zu wollen. Die Rede, mit welcher er auf die Angriffe Hicks-Beachs antwortete und die Debatte der ersten Lesung abschloß, enthüllte, daß er Abänderungen seines Planes nicht unzugänglich sein würde. Der Führer der Opposition hatte nochmals gegen „ein Kapituliren vor denen, welche erfolgreich der ausübenden Gewalt und dem Gesetze Trotz geboten," Verwahrung eingelegt und den Premier selbst als Zeugen für den Glauben zitirt, daß Parnell und die irische Landliga die ärgsten Feinde Irlands seien. Gladstones Antwort zeigte deutlich, in welche arge Verlegenheit ihn der Widerstand gegen seine Vorschläge im Unterhause gebracht hatte. Er wollte jetzt in den Eintritt irischer Abgeordneter in Westminster willigen, da „ihre Ausschließung kein wesentlicher Teil des Planes sei." Dieser Punkt soll „weiterer Prüfung offen bleiben," und jeder Politiker weiß, was das bedeutet. Anderseits hat Gladstone im Laufe der Debatte entdeckt, daß das Verbleiben der Zölle und der Acciseeinnahmen unter der Verfügung des Reichsparlaments kein unbedingt notwendiges Zubehör seines Planes ist. Das sind bedenkliche Umgestaltungen des letztern. Faßt man beide zusammen, so deuten

ſie an, daß die Reichseinheit bis zu einem gewiſſen Grade erhalten, die fiskaliſche Einheit dagegen geopfert werden könnte. Vielleicht entwaffnen dieſe Verſprechungen einer Abänderung einige von den Radikalen, welche ſich gegen die Bill erklärten, aber die hauptſächlichſten Einwürfe gegen dieſe beſtehen in ihrer vollen urſprünglichen Kraft fort. Sodann aber, und das iſt wichtiger, iſt das Schauſpiel einer ſolchen plötzlichen Frontveränderung im Angeſichte des Feindes durchaus nicht geeignet, der Welt das Gefühl einzuflößen, daß der Feldherr ein unerſchrockener, geſchickter und ſeiner Sache ſicherer Geiſt ſein müſſe. Wir haben hier eine Maßregel, welche das Grundgeſetz des Reiches in ſeinen Lebenswurzeln anfaßt, und doch ſind die Urheber dieſer Maßregel in Betreff einiger ihrer Hauptgedanken ſo unklar und ſo unſicher, daß ſie im letzten Augenblicke einige ihrer wichtigſten Vorkehrungen über Bord zu werfen bereit ſind, einzig und allein, um für das Projekt ein oder zwei Dutzend ſchwankende Stimmen zu gewinnen. Das iſt eben nicht darnach angethan, die Reihen der Liberalen, über die Gladſtone in dieſer Angelegenheit noch verfügt, mit freudiger Zuverſicht zu erfüllen. Das Ergebnis der viertägigen Debatte über die Gladſtoneſche Zerſpaltungsbill iſt, daß ihm das Unterhaus geſtattet hat, ſie in aller Form einzubringen. Aus verſchiednen Gründen ſah man von einer Oppoſition gegen dieſe Förmlichkeit ab, aber es war ganz ſicher, daß, wenn man es zur Abſtimmung über den Antrag hätte kommen laſſen, die verneinenden Stimmen überwogen haben würden. Die zweite Leſung, die am 6. Mai ſtattfinden ſoll, wird höchſt wahrſcheinlich das Begräbnis des Kindes einläuten, mit dem Gladſtone ſein Andenken zu verewigen gedachte, und England darf ihm wohl ſchon jetzt ein Requieseat in pace zurufen.

Kritiſche Beiträge zur ſozialen Frage.

Die Anzeichen, daß die wirtſchaftlichen und damit auch die politiſchen Zuſtände der modernen Kulturvölker mehr und mehr einer ernſten Entſcheidung entgegentreiben, haben ſich in der letzten Zeit in bedenklichem Maße gehäuft, und es iſt deshalb gewiß nicht unzeitgemäß, einmal die allgemeinen Grundſätze, nach denen ſich unſre wirtſchaftlichen Verhältniſſe vollziehen, auf Grund der geſchichtlichen Thatſachen feſtzuſtellen und dadurch zu verhältnismäßig ſichern Schlüſſen zu gelangen darüber, wie wir uns die Weiterentwicklung der wirtſchaftlichen Verhältniſſe zu denken haben. Gelingt es auf dieſe Weiſe, ein richtiges Bild der ſozialen

Krankheit zu erhalten, so wird sich auch die weitere Frage leichter beantworten lassen, auf welche Weise diese Krankheit zu heilen oder wenigstens zu lindern sei.

Wie das ganze Getriebe der Welt erhalten wird durch das Zusammenwirken zweier Faktoren, welche wir zwar als getrennte fühlen, aber deren Einzelexistenz wir uns nicht vorstellen können, weil ohne ihr Zusammenwirken die Welt nicht denkbar ist, wir selbst aber eben nur ein Teil dieser Welt und ebenfalls aus diesen beiden Faktoren zusammengesetzt sind, wie diese beiden Faktoren, mögen sie nun als Geist und Materie, als Kraft und Stoff oder wie sonst immer bezeichnet werden, in ihrer Wechselwirkung den Inhalt des Lebens bilden, so zeigen sich auch dem Volkswirt jene zwei Faktoren als die Grundlage seiner Wissenschaft, so ist es das Verhältnis der im Menschen wohnenden, vom Geiste bewegten Kraft zu dem ihn umgebenden Stoff der Außenwelt, welches den Inhalt dieser Wissenschaft darstellt.

Selbst die denkbar einfachste Bethätigung des Befriedigungstriebes, die Besitznahme zum sofortigen Gebrauch, beispielsweise das Pflücken einer wildwachsenden Baumfrucht durch einen wilden Australier, zeigt uns dieses Bild der Einwirkung der menschlichen Kraft auf den andern Faktor, den Stoff der Außenwelt. Jedes einzelne solche Einwirken heißt Arbeit, der Inbegriff dieser Thätigkeit in Bezug auf das einzelne Individuum heißt Wirtschaft, und jegliches Erzeugnis einer solchen Thätigkeit ist ein wirtschaftliches Produkt. Nur dasjenige Individuum befindet sich im Zustande wirtschaftlicher Freiheit, welches einmal über eine genügende Menge Arbeitskraft im obigen Sinne des Wortes und weiter über eine genügende Menge Arbeitsstoff verfügt. Jeder Mangel eines dieser beiden Faktoren bringt notwendig das betreffende Individuum in den Zustand wirtschaftlicher Abhängigkeit. Ein mit Arbeitskraft reich versehener Landmann ohne Ackerfeld wird ebenso hilflos sein wie ein durch Krankheit gelähmter Grundbesitzer ohne fremde Arbeitskraft, die ihm sein Feld bestellt.

Solange der Mensch nur als Einzelwesen gedacht wird, ist die Frage der Wirtschaft sehr einfach. Arbeitskraft und Arbeitsstoff sind in reicher Menge gegeben, und schrankenlos bethätigen sie ihr naturgemäßes Zusammenwirken.

Ein andres Gesicht bekommt die Frage erst, sobald die Menschen und ihre Einzelinteressen zusammentreffen, sobald wir aus dem Gebiete der Wirtschaft in das Gebiet der Volkswirtschaft eintreten, sobald mit andern Worten die menschliche Gesellschaft entsteht. Das Wesen des Menschen findet, wie Samter richtig sagt, seinen Ausdruck in seiner Individualität, und es ist die Verschiedenheit der menschlichen Individualität, welche die Interessen der einzelnen wirtschaftlichen Individuen aufeinanderstoßen läßt. Die Thatsache, daß die Arbeitskraft eines einzelnen Individuums durch Vervollkommnung der Technik imstande ist, mehr Produkte zu erzeugen, als dasselbe zu seinem notwendigen Lebensunterhalte braucht, legt den Gedanken für den Stärkeren nahe, sich die Arbeitskraft des Schwächeren zu Nutze zu machen. Anstatt daß der Schwächere nur für sich selbst produzirt

und den etwaigen Überschuß seiner Produktion für sich selbst aufspeichert, wird derselbe jetzt sein Produkt dem Stärkeren abliefern müssen, nachdem er soviel davon für sich behalten oder von dem Stärkeren zurückbekommen hat, als er zum notwendigen Unterhalt bedarf. So steht an der Wiege der menschlichen Gesellschaft die Gewalt und führt in Bezug auf die Arbeitskraft zur persönlichen Gebundenheit.

Aber nicht bloß der Arbeitskraft gegenüber macht sich das Recht des Stärkeren geltend. Die zunehmende Zahl der Menschen verleiht dem zweiten, ursprünglich ebenfalls freien Faktor der menschlichen Wirtschaft, dem Stoff der äußern Natur, mehr und mehr Wert und führt zum Privateigentum an demselben, und so entstehen in der menschlichen Gesellschaft durch die Einwirkung der persönlichen Gebundenheit und des Privateigentums bestimmte Gegensätze, wie Herren und Sklaven, Besitzende und Nichtbesitzende, Gegensätze, die freilich nicht immer streng geschieden sein werden, sondern die mehr oder weniger je nach den Verhältnissen ineinander übergehen.

Tritt uns z. B. im Anfang der wirtschaftlichen Entwicklung die persönliche Gebundenheit in ihrer schroffsten Form, der Sklaverei, entgegen, so hat der Lauf der Zeit dieselbe in immer mildere Formen übergeführt; die letzten hundert Jahre haben nahezu den Rest der persönlichen Gebundenheit in den zivilisirten Staaten durch gesetzliche Aufhebung weggeschafft und nur noch wenige Schranken stehen gelassen. An die Stelle des einstigen Gegensatzes von Herr und Sklave ist das allgemeine gleiche Staatsbürgertum aller Angehörigen eines Volkes getreten.

Anders ging es mit demjenigen Gegensatz, welcher durch den Übergang des Arbeitsstoffes in die Hände der einzelnen Individuen entstanden war, mit dem Privateigentum. Je mehr wir den Unterschied zwischen Herr und Sklave schwinden sehen, desto mehr sehen wir auch, wie gleichzeitig damit die Ausbildung des Privateigentums immer weitere Kreise zieht; wir sehen, wie Hand in Hand mit der Lockerung der persönlichen Gebundenheit immer mehr ehemals freies oder Gemeineigentum in die Hände einzelner übergeht, wie namentlich auch die Entwicklung des geltenden Rechts in dieser Richtung vorschreitet, sodaß man bei genauer Untersuchung zu dem Schlusse kommen muß, daß die Bestrebungen beider Faktoren in einem umgekehrten Verhältnis stehen, das heißt, daß mit der zunehmenden Ausbildung des Privateigentums eine Abnahme der persönlichen Gebundenheit, und umgekehrt mit der Zunahme der persönlichen Gebundenheit eine Minderung des Privateigentums verbunden ist.

Der Grund dieser Thatsache ergiebt sich aus unsern obigen Auseinandersetzungen über die menschliche Individualität, welche beim Zusammentreffen der menschlichen Einzelinteressen den Stärkern veranlaßt, dem Schwächern gegenüber seine Herrschaft geltend zu machen. Um dies zu können, wird der Stärkere den Schwächern teils in Bezug auf die Arbeitskraft, teils in Bezug auf den Arbeitsstoff beschränken. In Bezug auf welchen der beiden Faktoren er dies

mehr thun wird, das werden lediglich die zeitlichen und örtlichen Verhältnisse entscheiden. Da aber, wie wir gezeigt haben, der Mangel schon eines von beiden Faktoren vollständig genügt, wird eben die obige Thatsache eintreten, daß mit der Zunahme der einen Beschränkung eine Minderung der andern Beschränkung verbunden sein wird, und umgekehrt. Die sittliche Berechtigung des Stärkern zur Ausübung dieser Beschränkung liegt in der Thatsache, daß ohne Zwang ein Bestehen der menschlichen Gesellschaft nicht denkbar ist, wie denn auch Ihering sehr hübsch das Recht als die Sicherung der Existenzbedingungen der Gesellschaft durch den Zwang bezeichnet. Ihr sittliches Korrektiv aber findet diese Herrschaft der stärkern Elemente in der göttlichen Weltordnung, welche jedem Mißbrauch der Herrschaft durch den Stärkern die gerechte Strafe folgen läßt.

Die Entwicklungsgeschichte der Völker zeigt uns also, daß im Anfange der wirtschaftlichen Entwicklung infolge des Überflusses an Arbeitsstoff bei schwach bevölkertem Erdboden die Sklaverei als äußerste Art der Herrschaft über die menschliche Arbeitskraft sich ziemlich folgerecht durchgeführt findet. Diese Thatsache erklärt sich sehr einfach daraus, daß bei der unter den obwaltenden Verhältnissen gegebenen Leichtigkeit, die zum Unterhalte einer in der Kultur noch wenig vorgeschrittenen herrschenden Klasse notwendigen Bedürfnisse zu befriedigen, eine extensive Arbeit, wie sie die Sklaverei ja nur gewähren kann, vollständig genügt. Erst mit der Zunahme der Bevölkerung und ihrer Kulturbedürfnisse steigt der Wert des Arbeitsstoffes und damit die Ausbildung des Privateigentums, gleichzeitig macht sich aber auch durch die gesteigerte Schwierigkeit der Bedürfnisbefriedigung die Notwendigkeit einer intensiven Produktionsmethode geltend. Sklaven werden mehr und mehr ein teures Arbeitsmaterial; denn sie wollen erhalten sein und arbeiten verhältnismäßig schlecht, und so werden Verbesserungen ersonnen und Erfindungen gemacht, welche geeignet sind, einen Teil der menschlichen Arbeitskraft durch andre billigere Kräfte zu ersetzen. Ein Bodenbesitzer z. B. findet, daß ein Pflug, von gezähmten Tieren gezogen, eine billigere Produktionskraft ist als eine Anzahl Menschen mit der Hacke, und so folgt eine Erfindung der andern von der Verwendung von Haustieren und den einfachsten Geräten bis zur Dampfmaschine und Elektrizität. Alle diese Verbesserungen der Produktionstechnik sind von dem Gedanken geleitet, dem Besitzer des Arbeitsstoffes eine billigere Arbeitskraft zu verschaffen, als es die menschliche ist. Von welchen Erfolgen diese Bestrebungen namentlich in den letzten hundert Jahren begleitet waren, wer brauchte es zu beschreiben? Aber wer würde hierbei nicht auch begreifen, daß der Besitz einer großen Zahl von Sklaven oder Leibeigenen mit der Verpflichtung, diese jahraus jahrein zu erhalten, dem Besitzer unter den veränderten Verhältnissen nicht mehr ein Vorteil, sondern geradezu eine Last gewesen wäre! Was sollte er noch Sklaven halten, er hatte ja seine Maschinen und ließ die Verrichtungen, welche diese nicht übernehmen konnten,

viel besser von freien Arbeitern besorgen, die er jeden Tag wegschicken konnte, wenn sie ihm entbehrlich wurden. Daß solche freie Arbeiter nicht teurer zu stehen kommen als früher die Sklaven, dafür sorgte der Überschuß an menschlicher Arbeitskraft, der durch die Einführung der Maschinen auf den Arbeitsmarkt geworfen wurde und den die Arbeiter selbst durch ihre zahlreiche Vermehrung (proles) in überströmender Fülle in Vorrat hielten. Damit zeigt sich uns freilich die Aufhebung der persönlichen Gebundenheit in einem weniger idealen Lichte, als in dem sie die Freiheitsrufer von 1789 und 1848 erblickten. Sie zeigt sich uns nicht mehr als eine politische Errungenschaft des nach Befreiung strebenden Menschengeschlechts, sondern als die nüchterne praktische Folge der durch die moderne Wirtschaftstechnik gegebenen Änderung der Verhältnisse, als eine selbstsüchtige Maßregel der besitzenden Klasse, des modernen Kapitalismus, welcher gern die Vorteile der durch die moderne Maschinentechnik verbesserten Produktionsmethode für sich behalten hätte und deshalb sehen mußte, wie er die Verpflichtung los wurde, Leute zu erhalten, deren Arbeitskraft er nicht mehr bedurfte. Der Unterschied zwischen Sonst und Jetzt ist also der, daß, während vorher der Arbeitskraftherr durch seine Sklaven produziren ließ, mit dem erhaltenen Produkte sodann seine Sklaven ernährte, wozu er gesetzlich verpflichtet war, und den Rest für sich behielt, jetzt der Arbeitskraftherr zu bestehen aufgehört hat und statt Herr und Sklave sich freie Staatsbürger gegenüberstehen. Aber nur theoretisch hat dieser Unterschied aufgehört, praktisch ist die Sache dieselbe geblieben. Ohne Arbeitsstoff kein Arbeitsprodukt, so wenig wie ohne Arbeitskraft; da nun der Arbeitsstoff durch die zunehmende Entwicklung des Privateigentums in ungleichster Weise unter die einzelnen Individuen verteilt ist, so sind eben alle, welche keinen oder nur ungenügenden Arbeitsstoff besitzen, genötigt, ihre Arbeitskraft den Besitzern des Arbeitsstoffes mehr oder weniger zur Verfügung zu stellen, und diese werden ihnen dann einen gewissen Teil des gewonnenen, nach dem bestehenden Rechte den Arbeitsstoffbesitzern gehörigen Produktes als Entschädigung zukommen lassen.

Wir sind damit an der wichtigsten Frage der modernen Volkswirtschaft angekommen, an der Frage von der Verteilung des Arbeitsproduktes.

Wie wir gezeigt haben, gehört heute das Arbeitsprodukt zunächst dem Besitzer des Arbeitsstoffes, der seinerseits wieder dem Besitzer der Arbeitskraft einen verhältnismäßigen Anteil des genannten Produkts als Entgelt für seine Thätigkeit zukommen läßt, sodaß sich also die bei jeder Arbeit gewonnene Menge jeglichen Produkts in zwei Teile teilt, in den Anteil des Arbeitsstoffbesitzers und in den Anteil des Arbeitskraftbesitzers.

Man muß sich nunmehr bei Verfolg dieser Theorie in erster Linie klar sein, daß unter Arbeitskraftbesitzer überhaupt jeder Mensch zu verstehen ist, der in irgendeiner Weise produktiv thätig ist. Arbeitskraftbesitzer oder schlechtweg Arbeiter in diesem Sinne ist also nicht bloß der Fabrikarbeiter oder Bauers-

knecht, sondern auch der Fabrikant und Landwirt selbst, nicht bloß der Handwerksgehilfe und kaufmännische Angestellte, sondern auch der Handwerksmeister und Kaufmann selbst, soweit die persönliche Arbeitsthätigkeit der letztern in ihrem Betriebe in Frage kommt; ja nicht bloß jeder Vertreter der produktiv im eigentlichen Sinne thätigen Stände, d. h. der Produzenten von Sachgütern, gehört dazu, sondern auch der Produzent von andern, von geistigen Gütern, der Geistliche wie der Lehrer, der Künstler wie der Offizier, der Richter wie der Arzt, der Minister, ja der regierende Fürst des Landes, der seine Zivilliste bezieht, sie alle sind in diesem weitern Sinne Arbeitskraftbesitzer und stehen als solche den Arbeitsstoffbesitzern gegenüber. Es ist diese Vorbemerkung namentlich deshalb außerordentlich wichtig für die richtige Auffassung der ganzen wirtschaftlichen Lage, weil auf ihr der Lehrsatz von der Solidarität der wirtschaftlichen Interessen aller produktiven Stände beruht. Alles Einkommen, das die Vertreter der Arbeitskraft beziehen, ist ihr verhältnismäßiger Anteil am Arbeitsprodukte und heißt Arbeitsverdienst, mag dieser nun im gewöhnlichen Leben Lohn des niedern Arbeiters, Gehalt, Salair, Gage des höhern Arbeiters oder persönlicher Arbeitsverdienst des selbständigen Geschäftsmannes oder Landwirtes genannt werden. Alle diese Einkommen sind Arbeitsverdienst und stehen gegenüber dem Anteile am Arbeitsprodukte, welches der Arbeitsstoffbesitzer bezieht und welches Rente heißt. Man übersehe dabei namentlich nicht, daß im Geschäftsertrage des selbst mitarbeitenden Geschäftsmannes oder Landwirtes zwei ganz entgegengesetzte Einkommensarten stecken, sein persönlicher Arbeitsverdienst und die Rente aus seinem Betriebskapital.

Nach welchem Prinzip nun wird sich diese Teilung des Arbeitsproduktes in Arbeitsverdienst und Rente vollziehen? Unzweifelhaft nach dem bekannten Gesetz von Angebot und Nachfrage. Ist das Angebot von Arbeitskraft größer, so wird der Anteil des Arbeitskraftbesitzers oder der „verhältnismäßige Arbeitsverdienst“ sinken, der „verhältnismäßige Anteil des Arbeitsstoffbesitzers“ oder die Rente aber steigen; ist dagegen Überfluß an Arbeitsstoff vorhanden, so wird die Rente sinken, der verhältnismäßige Arbeitsverdienst aber steigen.

Es war die erstere Thatsache, der zunehmende Überfluß an Arbeitskraft, welche im letzten Menschenalter namentlich ein stetiges Sinken des verhältnismäßigen Anteils der Arbeitskraftbesitzer am Produkt und Hand in Hand damit ein rasches Steigen der Rente oder des verhältnismäßigen Anteils der Arbeitsstoffbesitzer mit sich brachte. Um hierbei allen Irrtum von vornherein zu vermeiden, bleibe man sich wohl darüber klar, daß es sich nicht um das Steigen und Fallen des absoluten Arbeitsverdienstes oder des Arbeitslohnes schlechtweg handelt, sondern um das Steigen und Fallen des relativen, des verhältnismäßigen Anteils am Produkt. Es kann also, wie es gewiß vielfach der Fall war, der Arbeitslohn in den letzten vierzig Jahren gestiegen, aber doch der verhältnismäßige Anteil des Arbeiters am Produkt gesunken sein. Rodbertus

drückt diese Thatsache besonders scharf so aus, „daß bei steigender Produktivität der gesellschaftlichen Arbeit der Lohn der arbeitenden Klassen ein immer kleinerer Teil des Nationalprodukts wird," und fügt erklärend hinzu: „Nicht um die Quantität des Lohnes handelt es sich hier, nicht um den Betrag an Brot, Fleisch, Zeug u. s. w., den der Arbeiter am Produkt erhält, sondern um den verhältnismäßigen Anteil. Wenn z. B. hunderttausend Arbeiter vor fünfzig Jahren eine Million Scheffel Getreide, heute aber zwei Millionen herstellen, jeder Arbeiter indessen heute wie vor fünfzig Jahren nur fünfzig Scheffel als Lohn empfängt, so wird der Arbeitslohn seiner Quantität nach gleich geblieben, aber als Quote, als verhältnismäßiger Anteil am Produkt noch einmal so niedrig sein wie früher. Er wäre als Anteil am Produkt nur dann sich gleich geblieben, wenn er von fünfzig Scheffeln auf hundert Scheffel gestiegen wäre."

Infolge der durch die verbesserte Maschinentechnik überflüssig gewordenen menschlichen Arbeitskräfte und das Wachsen der Bevölkerung ist nun, wie wir schon gesehen haben, das Angebot von menschlicher Arbeitskraft im letzten Menschenalter mit wenigen Unterbrechungen durch Kriege ꝛc. im großen Ganzen fortwährend gestiegen, sodaß es den Besitzern des Arbeitsstoffes möglich wurde, den verhältnismäßigen Anteil der Arbeitskraftbesitzer am Produkt stetig herabzusetzen und einen immer größern Anteil am Produkt für sich selbst zu behalten und aufzuspeichern.

Nachdem wir bis zu diesem Punkte gekommen sind, ist es nun Zeit, auf den Arbeitsstoff als solchen etwas näher einzugehen. Erstes und wichtigstes Mittel zur Bethätigung der menschlichen Arbeitskraft ist der Erdboden. Er ist die Urquelle aller Produktion, der ewige Born, aus dem der Mensch immer neue Produkte schöpft und zu dem alle Produkte im Kreislauf des Lebens wieder zurückkehren. So besteht denn auch im Anfang jeder Wirtschaft die menschliche Arbeit lediglich darin, daß der Mensch mittels seiner Arbeitskraft dem Erdboden als einzigem Arbeitsstoffe die zur Befriedigung seiner einfachen Bedürfnisse nötigen Produkte abnimmt. Das gewonnene Produkt wird hierbei lediglich als Gebrauchsvermögen dienen, insofern der Besitzer dasselbe entweder sofort verbraucht oder zu späterem Verbrauch aufspeichert. Bald aber wird sich mit dem Fortschreiten der Technik herausstellen, wie praktisch es ist, das aufgespeicherte Produkt zu weiterer Produktion der verschiedensten Art zu verwerten. An die Stelle der einfachen Ernte wildwachsender Früchte wird der Ackerbau treten, der in Gestalt der Saatfrucht und mannichfacher Geräte u. s. w. die Verwendung von aufgespeichertem Produkt zu weiterer Produktion mit sich bringt, mehr und mehr gesellt sich zur sogenannten Rohproduktion mit der zunehmenden Kultur die Fabrikationsproduktion oder die Weiterverarbeitung der dem Boden abgewonnenen Rohprodukte und führt zu wachsender Bedeutung des seitherigen aufgespeicherten Produkts, indem sie dieses mit einem Wort aus bloßem Ge-

brauchsvermögen in das verwandelt, was man Kapital nennt. So tritt ein ganz neuer Faktor in das Wirtschaftsleben ein, der in erster Linie dazu beiträgt, die Entwicklung des Privateigentums immer mehr zu beschleunigen: es ist die Möglichkeit für den Besitzer von aufgespeichertem Produkt, dasselbe nicht bloß für sich selbst zu gebrauchen, sondern es zu weiterer Produktion zu verwenden und damit die aufgespeicherte Produktenmenge immer noch zu steigern. Das aufgespeicherte Produkt nimmt jetzt seinerseits eine Eigenschaft an, die seither nur dem Erdboden zukam, es dient zur Erzeugung neuer Produkte und gewährt in ähnlicher Weise Rente wie dieser. Neben der Grundrente oder dem Anteil des Grundbesitzers an der Rohproduktion entsteht die Kapitalrente oder der Anteil des Besitzers von aufgespeichertem Produkt an den durch produktive Verwendung desselben erzeugten neuen Produkten.

Damit war für den Besitzer von aufgespeichertem Produkt eine neue Zeit angebrochen; es trat das allgemeine Bestreben hervor, von der aufgespeicherten Produktenmenge einen möglichst kleinen Teil zum eignen Gebrauch zu verwenden, dagegen einen möglichst großen Teil zu weiterer Produktion zu verwerten oder zu kapitalisiren; denn Kapital ist ja nichts andres als zu weiterer Produktion verwendetes Produkt. Die Folge hiervon mußte eine großartige Entwicklung der gesamten Produktion sein. Durch die Erfindungen der Neuzeit, durch die Dampfmaschine und alle jene andern technischen Fortschritte, vollzog sich in verhältnismäßig kurzer Zeit eine totale Umwälzung der seitherigen mehr auf der menschlichen Arbeitskraft basirten Produktionsmethode. Der Arbeitsstoffbesitzer hatte das Mittel gefunden, mit einem Minimum von menschlicher Arbeitskraft Produktenmengen auf den Weltmarkt zu zaubern, die in das höchste Erstaunen setzen mußten und schien sich damit von dem lästigen Mitbewerb des Arbeitskraftbesitzers um das Produkt endgiltig befreit zu haben. Millionen von menschlichen Arbeitskräften waren für ihren seitherigen Beruf entbehrlich und aus ihrer Existenz geschleudert worden. Doch machten sich die Folgen davon für dieselben nicht sofort geltend, im Gegenteil hatte es zunächst den Anschein, als sollte auch für den Arbeitskraftbesitzer mit dieser Änderung die goldene Zeit angebrochen sein. Die rasch sich vollziehende Neuordnung der ganzen Produktionsmethode, die zahlreichen neuen Bedürfnisse, welche die sich überstürzendem Erfindungen des Maschinenzeitalters schufen, erzeugten vorübergehend einen großartigen Aufschwung. Alles war jetzt bestrebt, sein aufgespeichertes Produkt zu Kapital zu machen, großartige Neuanlagen aller Art entstanden und brachten die Produktenmengen unter die Leute; man denke nur daran, welches Leben die rasche Versorgung des Erdballs mit Eisenbahnen in den Güterumlauf brachte, welche Kapitalsummen es erforderte, all die neuen Fabriken und Anstalten zu bauen und in Betrieb zu setzen.

Aber diese Zeit des Überganges verstrich, Eisenbahnen und Fabriken waren gebaut, und ungezählte Mengen von Produkten wurden auf den Weltmarkt ge-

worfen. Große Ozeandampfer trugen Berge von Brotfrüchten übers Meer herüber aus neuerschlossenen fernen Ländern. Und noch immer häuften sich die Produkte auf dem Weltmarkte, daß man schließlich die doppelte Menschenzahl mit ihnen hätte befriedigen können, und harrten des wichtigsten Faktors bei dem ganzen Prozesse: der Konsumenten.

Wir sind damit in der Gegenwart angekommen, die weitere Handlung des Schauspiels spielt sich zum Teil gegenwärtig ab, oder sie gehört erst der nähern oder fernern Zukunft an, je nachdem sich die Verhältnisse in den einzelnen Staaten der modernen Kulturwelt rascher oder langsamer entwickelt haben.

Es stellt sich jetzt ein Faktor in der Rechnung heraus, mit dem die Arbeitsstoffbesitzer nicht gerechnet hatten. Wohl umstehen die Arbeitskraftbesitzer in hellen Haufen den Markt und bewundern alle die Schätze, die da aufgehäuft sind, ihre lüsternen Augen zeigen auch deutlich, daß sie dieselben gar zu gern für sich erwerben würden, aber wie sollen sie das können? Hatte man sie doch, nachdem die Hochflut der Übergangszeit vorbeigerauscht war, entlassen, weil jetzt die Maschinen ihr Geschäft besorgen konnten, hatte man doch die, welche man nicht entbehren konnte, in geschickter Ausnutzung des herrschenden Arbeiterüberflusses auf so schmalen Anteil wie möglich gesetzt. So fehlt den Arbeitsstoffbesitzern gar bald die Hauptsache, der Verbrauch ihrer Produkte. Wohl haben sie die Produkte in reicher Menge für sich, aber sie wollen diese nicht behalten, sondern weggeben und immer neue, weitere Produkte damit erzeugen. Die Arbeitsstoffbesitzer haben eben nicht überlegt, daß die Arbeitskraftbesitzer auch wieder die Konsumenten sind, daß, wie Léon Say richtig bemerkt, „Produkte eben nur mit Produkten gekauft werden," und eine zu ungleiche Verteilung der Produkte unter die, welche bei deren Erzeugung mitgewirkt haben, wie das von Kirchmann so treffend nachgewiesen hat, notwendig zu Absatzkrisen schlimmster Art führen muß. Es entsteht ein unhaltbarer Zustand betreffs der Verteilung des Nationalprodukts, der als nächste Folge mit sich bringt, daß die Arbeitsstoffbesitzer sich selbst den Krieg erklären, indem sie durch Herabsetzung des Preises ihrer Produkte sich gegenseitig den Konsumenten gegenüber den Rang abzulaufen suchen, eine Maßregel, durch welche ein stetiges Sinken der Preise eintritt, das wahrscheinlich noch dadurch vermehrt wird, daß der Einzelne glaubt, durch Vergrößerung seines Betriebes größern Absatz erzielen und damit den verminderten Nutzen wieder steigern zu können; ein verzweifeltes Mittel, denn die Produktenmenge steigt dadurch noch mehr, und der Marktpreis der Waaren sinkt immer weiter.

Wie aber die Arbeitsstoffbesitzer sich gegenseitig durch Herabsetzung der Preise des Produkts bekriegen, so machen es Hand in Hand damit die Arbeitskraftbesitzer mit dem Preise ihrer Arbeitskraft, d. h. mit dem Arbeitsverdienst. Werden die Produkte billiger, so können sie auch wieder billiger arbeiten. So bleibt sich dann auch die Konsumtionsfähigkeit derselben wieder trotz der billigern

Produkte gleich, und keinem von beiden Teilen ist geholfen. Schweren Herzens muß sich schließlich ein Arbeitsstoffbesitzer nach dem andern zur Produktionsverminderung entschließen, es wird stiller in den Werken, wo eine Zeit lang so lautes Leben geherrscht hatte, aber es ist die Stille vor dem Sturm; denn mit der Einschränkung der Produktion ist auch die Krisis ihrem Höhepunkt am nächsten gekommen. War seither bei dem Mangel einer richtigen Thätigkeit der Güterverteilung bei allem Produktenüberflusse Sparen und wieder Sparen der Wahlspruch der weitesten Kreise geworden, so tritt mit dem zunehmenden Mangel an Arbeitsgelegenheit geradezu der Hunger vor die Thüre zahlreicher Arbeitskraftbesitzer. Tausende von kleinern Arbeitsstoffbesitzern haben längst diese Eigenschaft eingebüßt; sie sind im freigegebenen Kampfe ums Dasein, den die Arbeitsstoffbesitzer untereinander führen, unterlegen und haben die Reihen der Arbeitskraftbesitzer vermehrt, die ihrerseits denselben erbitterten Kampf um die Arbeitsgelegenheit führen. Ein Ausweg aus diesem Dilemma ist, wie sich immer mehr herausstellt, auf dem Wege einfachen Gehenlassens nicht mehr möglich. Die menschliche Gesellschaft ist, wenn sie einmal so weit ist, am Abgrunde angekommen, in den sie stürzen muß, wenn man das freie Spiel der wirtschaftlichen Kräfte noch ferner walten läßt. Während die Arbeitsstoffbesitzer sich gegenseitig im wilden Konkurrenzkampfe um die Produktenbeute zerfleischen, bemächtigt sich der Arbeitskraftbesitzer dumpfe Verzweiflung. Die Bande der Moral, schon vorher durch den allgemeinen Kampf um die Existenz stark gelockert, lösen sich immer mehr, und einzelne Ausbrüche wilder Leidenschaft, wie sie die letzte Zeit in England, Frankreich und Belgien leider schon in hohem Grade gezeitigt hat, mahnen wie naher, rollender Donner an das fürchterliche Wetter, das sich über der Menschheit entladen wird, um gewaltsam zu lösen, was auf gutem Wege zu entwirren jetzt nahezu unmöglich geworden ist.

Das Prinzip vollständiger Aufhebung aller persönlichen Gebundenheit und unbeschränkter Herrschaft des Privateigentums hat abgewirtschaftet, weil die Stärkeren bei diesem System Mißbrauch mit ihrer Herrschaft getrieben haben, und die verdiente Strafe folgt auf dem Fuße nach. Wir haben oben gezeigt, daß die Bestrebungen der persönlichen Gebundenheit und des Privateigentums in einem umgekehrten Verhältnisse stehen, d. h. daß mit der zunehmenden Ausbildung des Privateigentums eine Abnahme der persönlichen Gebundenheit, und umgekehrt mit der Zunahme der persönlichen Gebundenheit eine Minderung des Privateigentums verbunden ist. Dieser Lehrsatz wird auch hier wieder in sein Recht treten. Die Sicherung der Existenzbedingungen der menschlichen Gesellschaft wird eine Einschränkung des bestehenden übertriebenen Privateigentumsrechts und eine Steigerung der persönlichen Gebundenheit durch das bestehende Recht zur dringenden Notwendigkeit machen. Mehr und mehr wird sich herausstellen, daß man sich in einem Extrem befand, indem man die Ordnung der menschlichen Gesellschaft ohne Einschränkung der Individualität zum wirtschafts-

politischen Ideal machte, daß dieser Standpunkt ebenso ein Extrem war wie die Zeit der übertriebenen persönlichen Gebundenheit, der Sklaverei, daß die Wahrheit auch hier in der Mitte liegt, und die Völker desjenigen Staates am glücklichsten sein werden, dessen Rechtsordnung jedes dieser beiden Extreme vermeidet.

Wie wir oben gezeigt haben, führt der Individualismus oder das System des bloßen Gehenlassens, der übertriebenen Herrschaft des Privateigentums, bei freiem Spiel der wirtschaftlichen Kräfte zum wirtschaftlichen Ruin des Mittelstandes, zum Pauperismus, und damit zu Zuständen, welche ebenfalls nach den obigen Deduktionen ihre Lösung finden müssen im Sinne der Einschränkung des übertriebenen Privateigentumsprinzips und der Vermehrung der persönlichen Gebundenheit. Es kann sich, wenn man erst zu dieser Einsicht gekommen ist, nur noch darum handeln, zu entscheiden, ob diese Richtung ebenfalls dem freien Spiel der wirtschaftlichen Kräfte überlassen werden soll, d. h. ob man abwarten will, bis die Arbeitskraftbesitzer es in die Hand nehmen, auf gewaltsame Weise für ihre Existenzbedingungen durch Selbsthilfe zu sorgen, wie es in Frankreich, England und Belgien die herrschenden Klassen vorzuhaben scheinen, oder ob der Staat als berufener Fürsorger für das Wohl des Volkes in richtiger Erkenntnis der Verhältnisse die Neuordnung derselben auf dem ruhigen Wege gesetzlicher Reform in die Hand nehmen soll, wie dies z. B. die Politik des deutschen Reichs und seines Kanzlers seit längerer Zeit anstrebt. Krankenkassengesetz, Unfallversicherungsgesetz, Altersversorgung, aber auch Tabaks- und Branntweinmonopol und wie die Tagesfragen alle heißen, sie alle sind freilich nur ein erster Anfang auf dem neu betretenen Wege sozialer Reform, aber sie sind bereits ein erster sozialer Eingriff in die freie, schrankenlose Willkür des Privateigentums, ein erster Schritt zur Einführung eines gewissen Grades persönlicher Gebundenheit, und deshalb von hoher prinzipieller Bedeutung. Gerade deshalb finden aber auch alle diese Bestrebungen den energischen Widerstand jener weiten, mächtigen und leider so vielfach noch in dem schlecht unterrichteten Volk so maßgebenden Interessentenkreise, welche mehr oder minder bewußt sich dadurch in ihrem Privatinteresse geschädigt fühlen und nicht begreifen können, daß es besser ist, Krankheiten bei Zeiten vorzubeugen, als später ihre Folgen zu tragen.

Wir können im Rahmen dieser Zeilen, die ja nur den Zweck haben, die großen Gesichtspunkte zu zeigen, von denen aus die heutige wirtschaftliche und damit auch die politische Lage zu beurteilen ist, nicht auf Einzelvorschläge eingehen — diese werden ja auch für die einzelnen Länder und ihre verschiednen Verhältnisse verschieden ausfallen müssen —, aber das wird wohl überall die erste Aufgabe sein, den weitesten Kreisen klar zu machen, daß es sich bei der gegenwärtigen wirtschaftlichen Notlage, wie sie sich durch den Rückgang der Preise der wichtigsten Produkte, den schlechten Geschäftsgang, die zunehmende Entwertung des Kapitals und den daraus entspringenden Rückgang des Zinsfußes,

der nebenbei gesagt noch stärker werden dürfte, als heute die Mehrzahl der Kapitalisten glaubt, den Rückgang der Bodenrente, der Arbeitslöhne, die mannichfachen Streikbewegungen und alle jene andern Dinge offenbart, nicht um vorübergehende, mehr oder minder harmlose Erscheinungen handelt, sondern daß diese Dinge den Anfang eines gewaltigen wirtschaftspolitischen Kampfes bedeuten, der zwischen Arbeitskraft- und Arbeitsstoffbesitzern, zwischen Arbeitern im weitesten Sinne und Kapitalisten ausgekämpft werden und umso größere Ausdehnung annehmen wird, je weniger und je später dem Ausbruch desselben durch vorbeugende Maßregeln entgegengetreten worden ist. Das Ende dieses Kampfes aber kann nur eines sein, eine Beschränkung des heutigen individualistischen Kapitalismus durch eine gesunde soziale Reform des gesamten Wirtschaftslebens.

Weil aber nach einem Naturgesetz ein Extrem zunächst immer ein andres erzeugt, so liegt die Gefahr nur zu nahe, daß nach Beendigung dieses kritischen Kampfes, der mehr oder weniger die ganze heutige Kulturwelt ergreifen muß, in denjenigen Staaten, in welchen dem manchesterlich-individualistischen System und seinen für die Güterverteilung so verderblichen Folgen nicht bei Zeiten ein Damm durch soziale Maßregeln entgegengesetzt wurde, der Zeit der schrankenlosen Privateigentumsherrschaft eine Zeit ebenso schrankenloser Reaktion in Bezug auf die persönliche Gebundenheit folgen wird, d. h. mit dürren Worten, daß dereinst die sogenannte politische Reaktion in denjenigen Staaten am größten sein wird, in denen der Kapitalismus vorher seine stärksten Orgien gefeiert hat.

Mögen es sich darum alle die, welche sich seither aus bequemem Optimismus, aus eigensinniger Prinzipienreiterei oder aus welchen Gründen immer nicht entschließen konnten, den wirklichen Verhältnissen gegenüber vor den drohenden Gefahren die Augen zu öffnen, mögen es sich alle die wohl überlegen, ob es nicht im eignen Interesse besser wäre, den Standpunkt veralteter individualistischer Denkungsart aufzugeben und statt dessen sich etwas mehr mit dem Gedanken der sozialen Reform zu befreunden. Wenn erst die Arbeiterbataillone zu marschiren beginnen, wie in der letzten Zeit in England, in Frankreich und Belgien, dann ist es für Reformen zu spät geworden. Die Erfindungen der Neuzeit sind nicht bloß für die Arbeitsstoffbesitzer gemacht worden, sie sollten und könnten auch ein Segen für die ganze Menschheit sein. Sie haben zwar zunächst den Arbeitsstoffbesitzern den Vorteil gebracht, die menschliche Arbeitskraft durch mechanische Kräfte zu ersetzen, und haben dadurch dem Arbeitsstoff den Löwenanteil am Produkt verschafft, aber sie haben auch bereits angefangen, durch die großartige Entwicklung der gesamten Produktion dafür zu sorgen, daß die Bäume des Kapitalismus nicht in den Himmel wachsen, sie haben durch die ungeheure Ausbildung des Verkehrswesens die gegebene Bodenfläche, diesen wichtigsten Arbeitsstoff, mittels Erschließung fremder Weltteile in nie geahnter Weise vermehrt und damit einen Druck auf die Grundrente aus-

geübt, der erst dann wieder nachlassen wird, wenn dereinst die ganze Erde übervölkert ist; bis dahin hat es aber trotz aller Malthusschen Schwarzseherei noch seine guten Wege.

Eigentlich wären ja heute alle Grundlagen vorhanden, um einen glücklichern Zustand des Menschengeschlechts zu schaffen: Arbeitsstoff in reicher Menge auf Generationen hinaus, Arbeitskraft, um diesen Stoff zu bearbeiten, und Maschinen aller Art, um immer mehr mechanische Arbeit der menschlichen Arbeitsthätigkeit abzunehmen und damit dem Menschen selbst das Dasein zu erleichtern. Was dem Eintreten dieses glücklichen Zustands seither im Wege stand, es war eben nichts andres, als die Herrschaft des übertriebenen kapitalistischen Prinzips, welches bei der Teilung des Arbeitsprodukts dem Arbeitsstoffbesitzer zu viel, dem Arbeitskraftbesitzer zu wenig zukommen ließ. Ist erst durch eine gesunde, in den richtigen Grenzen sich bewegende Sozialreform diese Ungleichheit aus der Welt geschafft und damit dem Mittelstande und den untern Schichten wieder die Grundlage zu einer sichern Existenz gegeben, wird erst das Produkt zu seinem überwiegenden Teile wieder das sein, was es in Wirklichkeit sein soll, nämlich Gebrauchsgut und nicht Kapital, dann wird auch jenes nerven- und glückzerstörende Hasten und Jagen nach Gewinn mehr und mehr seinen Reiz verlieren, und die Menschen werden sich wieder mit mehr Ruhe und Behagen ihres Lebens freuen können. Dann werden auch die ethischen Seiten des menschlichen Daseins wieder jene Rolle im Leben finden, die ihnen so lange vorenthalten war in einem Zeitalter, in welchem der Wert des Menschen von vielen nur nach dem Geldsack gewogen wurde, dann wird die Menschheit endlich den verdienten Lohn ernten für die großen Leistungen des menschlichen Geistes im letzten Jahrhundert.

Ulm. Eugen Nübling.

Zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges.

Karl V. ist und bleibt trotz aller seiner Schwächen doch eine der imposantesten Gestalten der neuern Geschichte. Von ihm selbst ist erst jener lebendige Zusammenhang der deutschen und spanischen Dinge geschaffen worden, vermöge dessen es ihm möglich wurde, die Landsknechte bis hart vor Paris oder gar über das Meer vor Tunis und Algier zu führen, wohl auch den Papst in Rom selbst heimzusuchen, und anderseits wieder mit den spanischen Hakenschützen und Rittern die Kraft der Schmalkaldener zu brechen. Von ihm an wirft sich das Haus Habsburg einerseits planvoll den Türken im Osten, den Franzosen im Westen entgegen,

und beherrscht gleichzeitig die fernen Eilande und Küsten, die aus dem Ozean sozusagen neu emporgetaucht waren. Der bourbonische Familienpakt, den der Herzog von Choiseul im achtzehnten Jahrhundert zu stande gebracht hat, ist doch nur ein schwaches Gegenstück zu jenem Zusammenhalten des deutschen und des spanischen Zweiges des habsburgischen Hauses, durch welches Kaiser Maximilian II. nicht am letzten abgehalten worden ist, dem Zuge seines Herzens zu folgen und sich offen der evangelischen Lehre zuzuwenden, durch welches Philipp II. in dem Augenblicke, wo er verzweifelte, die gesamten Niederlande bei der Krone Spanien festhalten zu können, sich unter den deutschen Vettern den Erzherzog Albrecht herausſuchte, um durch eine Sekundogenitur das reiche Erbe der Ahnfrau Maria wenigstens dem habsburgischen Hause zu erhalten. Gewiß, diese deutsch-spanische Macht hat wiederholt schwere Niederlagen erlitten; aber oft genug hat sie auch triumphirt, und so viel ist sicher: am Anfange des siebzehnten Jahrhunderts, hundert Jahre nach Karl V., ist sie noch weit entfernt davon, überwunden zu sein; sie war noch die robusteste Thatsache der europäischen Politik, deren Wucht auf den ganzen Weltteil drückte; wie Franz I. gegen Karl V. gerungen hatte, wie er gegen dessen Bruder Ferdinand den Großtürken ausgespielt hatte, so mußte auch Heinrich IV. sich vor allem bemühen, Frankreich, das eine starke und skrupellose spanische Faktion enthielt, aus den Umschlingungen dieser Macht zu befreien und ihm die Freiheit des Atmens und Lebens zu sichern. Wer die Beschreibung der Schlachten liest, die noch der große Condé gegen die Spanier schlug, wer den Todesmut der spanischen Veteranen bei Rocroy kennt, der weiß auch, wie mächtig noch bis zu der großen Niederlage in Münster und Osnabrück das Haus Habsburg in Europa dastand.

Unter diesem Gesichtspunkte müssen die Ereignisse des Zeitalters betrachtet werden, das nach dem Kriege der dreißig Jahre genannt wird. Vor allem wichtig aber ist die berührte politische Kombination für Italien gewesen. Deutschland mochte um 1621 zusehen, daß nicht Spanien das that, was später Frankreich vollführte; die Gefahr, daß die Kurpfalz von den Scharen Spinolas und Cordovas für Philipp IV. erobert ward und ein Bindeglied wurde zwischen der Freigrafschaft und den Niederlanden, lag längere Zeit nahe genug. Aber was Deutschland erst bedrohte, das war in Italien zur Thatsache geworden; in Neapel und in Mailand standen spanische Truppen, herrschten spanische Statthalter. Mit Knirschen trug eine hochgebildete Nation die fremden Ketten; als Herzog Karl Emanuel von Piemont-Savoyen die Abhängigkeit von der spanischen Politik zerbrach und mit dem Schwerte sein Anrecht auf das Herzogtum Montferrat gegen die spanische Übermacht verteidigte, da war ihm der ungeteilte Jubel aller patriotisch denkenden Italiener entgegengebracht worden; es war der Anfang jener kühnen Politik, die von der Losung getragen wurde: Sempre avanti, Savoia! und durch die das Herrschergeschlecht, das zu wagen verstand, am Ende die Krone Italiens gewann.

Niemand aber war in üblerer Lage als die Republik Venedig. Von links her drohten die Spanier aus Mailand, von rechts drängten die Habsburger dem Meere zu, und Erzherzog Ferdinand von Innerösterreich versuchte in dem „Gradiskaner" Kriege die Meeresstellung seines Hauses zu befestigen, ohne daß ihn dabei der Kaiser unterstützt, ja ihm auch nur guten Willen gezeigt hätte. Es blieb am Ende so ziemlich wie es vorher gewesen war: die Republik vermochte nicht die Habsburger aus Triest zurück zuwerfen und ihnen den Zugang zur Adria zu sperren; aber Ferdinand war auch nicht dazu gelangt, volle Freiheit auf dem Meere zu gewinnen; es blieb dabei, daß fremde Kriegsschiffe in dem Teile des Golfes, der zwischen Istrien und der venetianischen Küste liegt, nicht erscheinen durften; der Löwe von San Marco beherrschte doch die heimischen Gewässer noch allein. Als im Mai 1618 durch den Podestà und Hauptmann von Capo d'Istria nach Venedig gemeldet wurde, daß früher schon zwei große Fahrzeuge in Triest eingelaufen seien und jetzt ein drittes von Neapel nachgefolgt sei, welches Kanonen, achtzig neapolitanische Soldaten und vierzig Ragusaner Seeleute an Bord führte, da wurde der Gesandte der Republik in Venedig, der Cavaliere Zorzi Giustiniani, sofort angewiesen, mit dem Kardinal Klesel Rücksprache zu nehmen und ihm folgendes zu erklären: „Das Vertrauen, welches die Republik in den guten Willen des Kaisers setze, sei groß; widerwärtig aber seien die Unternehmungen derjenigen, welchen eine gütliche Beilegung der Streitigkeiten mißfalle, wie dies aus der Ankunft eines Kriegsschiffes mit Truppen im Hafen von Triest hervorgehe. Die Republik müsse sich darüber verwundern, daß in einer Zeit, in welcher alle Schatten und alle Eifersucht zerstreut werden sollten, dieselben nur noch vermehrt würden; sie könne nicht glauben, daß es in der Absicht Seiner Majestät liege, daß Kriegsschiffe nach Triest kommen oder dort ausgerüstet werden; es sei klar und einleuchtend, daß dies nicht erlaubt gewesen sei, da der Verkehr im Golfe in derselben Weise wiederhergestellt werden müsse, wie er früher beschaffen gewesen, nämlich für Handelsschiffe, aber nicht für Kriegsschiffe."

Aus dieser amtlichen Mitteilung spricht deutlich der Entschluß der Signoria, sich nicht hinter die Linie zurücktreiben zu lassen, welche sie seither behauptet hatte; es galt jeden Schein zu vermeiden, als ob Venedig irgendwelchen Grund habe, ein Auge zuzudrücken, falls Österreich weitere Pläne hatte und sie ins Werk richten wollte. Man hatte freilich soeben erst den „gradiskanischen" Krieg durchgefochten und dabei nichts wesentliches erzielt.*) Aber gerade deshalb war die Signoria der Meinung, daß sie jetzt keine Schwäche zeigen dürfe, wenn

*) Im Madrider Frieden vom 26. September 1617 hatte Ferdinand sich nur verpflichtet, diejenigen Uskoken — so nannte man die Bevölkerung der Küste von Salona bis zum istrischen Winkel — zu bestrafen, welche des Seeraubes überwiesen waren, und künftige Belästigung Venedigs durch dieselben zu verhüten; über die Ausführung des Friedens im einzelnen wurde noch in Fiume zwischen österreichischen und venetianischen Abgesandten verhandelt.

nicht die schlimmsten Folgen daraus erwachsen sollten; sie forderte, daß die Uskoken nicht bloß aus Zengg, sondern womöglich aus allen Küstenplätzen entfernt und so weit als möglich ins Land getrieben werden sollten; die Piratenschiffe müßten alle zerstört werden. In der That, die Republik hatte allen Grund zu diesem festen Auftreten; erst vor kurzer Frist hatte sich gezeigt, wie gefährdet doch im Grunde ihre Stellung war, wie leicht dies Zentrum eines großen Reiches, dem die eigne militärische Volkskraft und die sichere Unterlage überlieferter Popularität fehlte, einer Überrumpelung ausgesetzt war: der französische Abenteurer Jacques Pierre, welcher im März 1617 nach Venedig gekommen war, hatte den verwegenen Plan entwerfen können, mit Hilfe einer Anzahl wagehalsiger Landsleute, welche während des Gradiskaner Krieges geworben worden waren, den Dogenpalast und das Arsenal zu überfallen und sich durch Gewalt und Schrecken zum Herrn der Lagunenstadt zu machen; eine in der Nähe lauernde spanisch-neapolitanische Flotte würde dann, so rechnete er, von ihr Besitz nehmen können. Das Unterfangen war noch rechtzeitig vereitelt worden, weil der Rat durch Verräterei davon benachrichtigt wurde; aber der unheimliche Eindruck blieb doch zurück, daß Venedig ohne die angespannteste Aufmerksamkeit sich nicht vor jähen Handstreichen seiner Feinde sichern konnte, welche möglicherweise eine gänzliche Katastrophe herbeizuführen vermochten; und es war fast noch schlimmer, wenn, wie dies Ranke für möglich hält, der kühne Gedanke nur in Pierres Kopf entstanden war, als wenn der spanische Vizekönig von Neapel, der Herzog von Ossuna, und der Statthalter von Mailand eigentlich die Sache veranlaßt hatten, wovon man in Venedig fest überzeugt war. Im letztern Falle gehörte doch die Verwegenheit eines Landsknechts und das Übelwollen der spanischen Behörden zusammen dazu, einen so dreisten Plan zu zeitigen; im andern Falle aber schien Venedig einer überreifen Frucht zu gleichen, welche jeder zum Falle zu bringen sich vermessen konnte.

Soviel ersieht man aber aus allem: die Signoria war mehr als je darauf angewiesen, die gefährdete Lage des Staates zu verbessern, ihn aus seiner Vereinzelung zu befreien, mit jedermann, welcher auch vom Hause Habsburg bedroht oder behindert war, Beziehungen anzuknüpfen. So kommt es, daß man in Venedig die Fäden der europäischen Politik in gewissem Sinne zusammenlaufen sieht; jede Opposition gegen den Kaiser Ferdinand und die Krone Spanien wird in Venedig mit Freuden begrüßt; daher die Verhandlungen schon mit Heinrich IV. von Frankreich, mit der deutschen Union, die im Jahre 1609 den Dr. Johann Baptist Lenk als ihren Agenten nach Venedig sandte; daher auch sofort eine beklemmte Stimmung am Markusplatze, wenn sich die Wolken für das Haus Habsburg verteilen, wenn ihm seine Entwürfe gelingen; auch wenn man nicht mit ihm im Kriege liegt, so hat man das Gefühl, daß es bald aus irgendeinem Grunde dahin kommen könnte, und sieht es daher lieber, daß die Herren in Wien und Madrid die Hände nicht frei haben. Wie seltsam sich

unter diesen Umständen die Fäden verwirren, erkennt man daraus, daß die deutschen Protestanten hofften, die Republik ganz in die Union hineinzuziehen, weil damals Paolo Sarpi die schärfste Opposition gegen das Papsttum vertrat und die Union im letzten Ende doch gegen den Papismus gerichtet sei: ja der Gesandte Jakobs I. von England, Wotton, arbeitete geradezu darauf hin, in Venedig der Reformation zum Durchbruch zu verhelfen, hart vor dem Ausbruch des dreißigjährigen Krieges, am Vorabend der gewaltsamen Wiederkatholisirung Steiermarks, Österreichs und Böhmens.

Diesen Dingen ins einzelne nachzugehen ist das Verdienst eines kürzlich zum Abschlusse gelangten Buches,*) auf dessen reichen archivalischen Mitteilungen wir im folgenden fußen. Das Ganze der Situation haben wir gezeichnet; ihr in allen ihren einzelnen Wandlungen zu folgen sind wir freilich bei dem Charakter, den diese Studie haben soll, und bei dem Raum dieser Blätter nicht imstande, aber auf die Hauptthatsachen wollen wir doch hinweisen.

Gleich der Ausbruch der böhmischen Revolution im Mai 1618 wurde für Venedig von großer Bedeutung. Man freute sich über dieselbe, weil sie den damals erst mit der Königswürde bekleideten Ferdinand notwendig gegenüber von Venedig nachgiebiger stimmen mußte; aber man konnte sich auch wieder der Sorgen nicht entschlagen, weil Spanien sich möglicherweise für einen Verlust der deutschen Habsburger würde in Italien schadlos halten wollen; auch war es möglich, daß es sich für die Truppenhilfe, die es den deutschen Vettern gegen die böhmischen Rebellen sandte, in Italien bezahlen ließ; man hat eine Zeit lang in Venedig befürchtet, daß Ferdinand Istrien und Friaul an Spanien abtreten könne, eine Gebietsveränderung, die für die Republik die größten Unzuträglichkeiten herbeigeführt hätte. König Ferdinand gab sich freilich alle Mühe, diese Befürchtungen zu zerstreuen; er war in einer Unterredung, welche er am 7. Juli mit dem Gesandten Zorzi Giustiniani hatte, so freundlich als möglich; mit Bewunderung sprach er von den großen Galeonen der Venetianer, die er vor zwanzig Jahren auf seiner Reise nach Loreto selbst gesehen habe, und berührte dann auch andre Dinge, die ihm in der Stadt besonders gefallen hätten; der Gesandte war ganz eingenommen von der humanità et gentilezza des hohen Herrn; aber dabei ließ doch jeder die Krallen ein klein wenig sehen: der Kaiser ließ einige Worte über die Größe und Stärke der neapolitanischen Flotte fallen, mit welcher der Herzog von Ossuna jeden Augenblick über die Republik herzufallen bereit war, und der Gesandte erwiederte darauf mit Lobsprüchen über die venetianische Flotte, welche schlagfertig und nach Zahl und Tüchtigkeit der Schiffe geeignet sei, das Ansehen der Republik in jeder Weise aufrecht zu erhalten. So blieb die Lage stets eine gespannte, und bald bemühte man

*) Die Politik der Republik Venedig während des dreißigjährigen Krieges. Von Hans von Zwiedineck-Südenhorst. Zwei Bände. Stuttgart, Cotta, 1882, 1885.

sich vonseiten der antihabsburgischen Liga, Venedig zum Angriff auf Österreich zu bestimmen, wozu es an brauchbaren Vorwänden nicht fehlte; „noch sei kein Dieb bestraft, konnte die Signoria klagen; keiner von den vielen verbrecherischen Uskoken sei um seinen Kopf gekommen; man sperre sie ein und lasse sie entwischen, und daher sei es kein Wunder, wenn dieselben wieder Zutrauen faßten und ihre gewohnten Verbrechen wieder aufnähmen, wie dies die Berichte der Küstenkapitäne darthäten." Und während sich die österreichische Regierung so benahm, hatte Venedig die böhmischen Rebellen noch mit nichts unterstützt: „sein eignes Interesse verlangte die Aufrechterhaltung guter Beziehungen bei Wahrung aller bereits anerkannten oder vertragsmäßig stipulirten Rechte." Während es aber an diesen denn auch zäh festhielt, zeigte sich ein neuer Streitgegenstand: die Spanier wollten 6000 Mann Fußsoldaten „zum Schutz der gefährdeten Religion" durch den venetianischen Golf nach Triest gehen lassen, von wo sie nach Böhmen weiter ziehen sollten; aber das lief wider das Recht der Republik, in ihren Gewässern keine fremden bewaffneten Schiffe zu dulden, und wer bürgte dafür, daß die Spanier wirklich Triest wieder räumen, daß sie nach Böhmen gehen würden? „Das Ziel der Spanier, sagte der Senat, sei immer verborgen. Die Republik sei überzeugt, daß der König nicht nur den verwirrenden Plänen der Spanier fern bleiben wolle, sondern daß er auch alle Gelegenheiten dazu abwenden werde, wie es seine Güte und Weisheit verlange, und wie es auch die aufrichtige Herzlichkeit ihrer (d. h. der Venetianer) Gesinnung erfordere, welche mit aller Klarheit erwiedert zu werden verdiene." Man kannte überall die Gespanntheit der Beziehungen Venedigs zum Hause Habsburg; man wußte, daß die spanischen Drohungen der Republik ein wahrhaft friedliches Verhältnis zur deutschen Linie dieses Hauses nicht aufkommen ließen, selbst wenn dazu in Venedig und Wien die Bereitwilligkeit vorhanden war, und so rechnete man auch überall auf die Geldhilfe der Republik wider Ferdinand. Nun geschah es im Januar 1619, daß Graf Ernst von Mansfeld und der Geheimsekretär des Markgrafen von Ansbach, Balthasar Rey, nach Turin reisten, um mit Karl Emanuel einen Bund zu vereinbaren. Im März ergab sich, daß der Herzog bereit war loszuschlagen, wenn ihm die Kaiserkrone und der böhmische Thron zugesichert würden; Friedrich von der Pfalz sollte die österreichischen Vorlande, die geistlichen Gebiete im Elsaß und eventuell Ungarn erhalten. Man wollte gleichzeitig in Böhmen und im Elsaß Krieg führen, um für Savoyen und die Pfalz je ein Faustpfand zu erlangen; dazu bedurfte es einer Unterstützung von anderthalb Millionen Dukaten für drei Jahre; die Hälfte wollte Savoyen aufbringen, die andre Hälfte erwartete man von Venedig. Aber der Rat war doch zu vorsichtig, um sofort ins Feuer zu gehen; auch die Aussicht auf Görz, Gradiska und einen Teil von Wälschtirol verführte ihn nicht; unter sehr höflichen Wendungen wurde der Antrag thatsächlich abgelehnt. Als dann die böhmische Revolution besiegt war und Bethlen Gabor, den die Empörer zum König von Ungarn gewählt

hatten, aus Furcht vor Kaiser Ferdinands absolutistischen Plänen aufs neue die Waffen gegen denselben ergriff, entsandte er Boten nach Venedig, welche im Juni 1621 mit dem Rate verhandelten; sie führten eine sehr zuversichtliche Sprache, redeten von dem Bündnis Bethlens mit dem Sultan, von seiner rechtmäßig erfolgten Königswahl, von den Rüstungen des vertriebenen Königs Friedrich, welcher nächstdem wieder mit Heeresmacht nach Prag zurückkehren werde; sie trugen auf ein „allseitiges Bündnis" an, vermöge dessen ihr König, „der leben und sterben wolle für die Republik," und Venedig Freund und Feind gemeinsam haben sollten; Siebenbürgen, die Walachei, das „konföderirte Reich Böhmen," Österreich, Mähren, Schlesien und die Lausitz sollten in den Bund aufgenommen werden. Der König verhieß alle möglichen Vorteile: so oft die Republik gegen irgend jemand Krieg führen wolle, werde er ihr eine beliebige Anzahl leichter und schwerer Reiter zur Verfügung stellen, „wovon Ungarn noch immer einen wunderbaren Überfluß hatte"; auch Handelsvorteile wurden in Aussicht gestellt, die Zufuhr von Wachs, Holz, Quecksilber, Schweinen und Schafen verheißen. Vonseiten des Sultans und des Tatarenchans seien dem Könige 200 000 Mann versprochen worden; da er aber ein christlicher Fürst sei, so ziehe er vor, mit der Republik zusammen das feindliche Haus Österreich zu bekämpfen; sie hätten die Mittel dazu, Venedig das Geld, Ungarn die Soldaten. Auch auf diese Anerbietungen erwiederte der Rat höflich, aber ablehnend; man vermied es, Bethlen einen Titel zu geben, um ihn nicht zu reizen, und doch auch nicht als König anzuerkennen, was Ferdinand nicht hätte ruhig hinnehmen können. Man erschöpfte sich in Versicherungen der Zuneigung und des Vertrauens, berief sich aber darauf, daß die großen Auslagen der Republik für Heer und Flotte es ihr unmöglich machten, eine Geldhilfe zu leisten.

Es war eigentlich erst die Angelegenheit des Valtellin, was die zögernden Aristokraten, die sich nicht gern mit Schwächeren und Bedürftigeren verbanden, zu entschiedenen Schritten drängte. Als sich hier, an der Wasserscheide zwischen Adda, Inn und Etsch, da wo sich die Gebietsteile der beiden Zweige der Casa d'Austria ganz nahe kamen, die Spanier festsetzten und eine Verbindung zwischen ihrem Mailand und dem österreichischen Tirol schufen, da fühlten sich naturgemäß Savoyen und Venedig in ihrem Dasein bedroht; was sollte werden, wenn die seither noch auseinander gehaltenen Machtkomplexe sich hier berührten, wenn die Wasser zusammenschossen in ein gewaltiges Bett? Auch der König von Frankreich sah diesem Handstreiche nicht ruhig zu; im Frühjahre 1621 schon ließ er durch seinen außerordentlichen Gesandten, den Marschall von Bassompierre, die Wiederherstellung der frühern Zustände im Valtellin fordern; aber trotz des Madrider Vertrages vom 25. April 1621, in welchem Philipp IV. seinen Errungenschaften im Valtellin völlig entsagte, wurde die Lage nicht geändert; die Schweizer Eidgenossen behielten Recht, wenn sie dem französischen Gesandten Montholon gegenüber, der ihnen voll Genugthuung diesen Vertrag vorlegte,

die Ansicht äußerten: „Der Spanier werde das, was er sich durch das Schwert erkämpft habe, nicht an Feder und Papier ausliefern.“ In Venedig kam man zu derselben Überzeugung, daß das Werk des Schwertes nur durch das Schwert rückgängig gemacht werden könne; als der spanische Gesandte Graf Onnate, derselbe, welcher in Wallensteins Geschichte eine so bedeutsame Rolle spielt, dem Botschafter der Republik, Gritti, die Gleichheit verweigerte, welche seit Jahrhunderten an allen Höfen den Vertretern des Dogen eingeräumt war, und Gritti die Wahrnehmung machen mußte, daß der spanische Minister in Wien „mehr ein Diktator sei als ein Gesandter“ — da entschloß sich der Rat, seinen Vertreter im März 1622 von Wien abzuberufen, „weil die Selbstachtung der Republik nicht erlaube, zuzusehen, wie gegen ihren Gesandten ein neuer Stil und neue Gepflogenheiten in Anwendung kämen.“ Der Kaiser gab hierauf eine vieldeutige Antwort, worin er indessen doch die Republik seiner besten Gesinnungen versicherte. Abhilfe aber gewährte er doch nicht; er griff nicht direkt in die spanisch-venetianische Verwicklung ein; aber wo seine Sympathien sein mußten, war nicht zweifelhaft. So schlossen Venedig, Frankreich und Savoyen im Februar 1623 die Liga von Lyon, als deren Zweck die Vertreibung der Spanier und des Erzherzogs Leopold aus dem Valtellin bezeichnet wurde, welches an die „Bünde“ zurückgegeben werden sollte. Frankreich verhieß 15- bis 18000 Fußgänger und 2000 Reiter auszurüsten, Venedig 10- bis 12000 Fußgänger und 2000 Reiter, der Herzog von Savoyen 8000 Fußgänger und 2000 Reiter; alles in allem sollte sonach das Heer der Liga 33- bis 38000 Mann zu Fuß und 6000 Reiter oder etwa 40000 Mann im ganzen zählen. Für eine vom Grafen von Mansfeld auszuführende Diversion sollten 900000 Livres aufgebracht werden, die Hälfte von Frankreich, ein Drittel von Venedig, ein Sechstel von Savoyen; im Falle eines Angriffes auf einen der verbündeten Staaten, gehe er nun von Spanien direkt aus oder „von andern unter ihrem Namen,“ wollten sich die Verbündeten mit 9000, 6000 und 5000 Mann beistehen. Venedig erreichte durch diese Liga, was es brauchte, Sicherheit gegen ein Zusammenwirken der beiden Linien der Casa d'Austria gegen sein Dasein: am 11. Februar 1623 wurde der Vertrag von dem Rate mit 145 gegen 19 Stimmen angenommen. Der Bund von Lyon hatte noch eine andre Folge: „er hat Richelieu den Weg in den Staatsrat geebnet; denn er hat Frankreich eine Aufgabe gestellt, welche zu lösen die alten Räte der Krone nicht gewachsen waren.“ In Venedig aber hatte man allen Grund, stolz zu sein, daß man sich nicht früher die Hände gebunden, sondern in der Vereinzelung ausgehalten hatte; jetzt erst hatte man einen Vertrag in der Hand, welcher Spaniens Weltmachtgelüsten ein mächtiges Hindernis in den Weg schob und ihm in ganz andrer Weise Schach bot, als dies durch einen Bund mit dem Pfälzer oder Bethlen Gabor hätte geschehen können; die Republik hatte mit gewohnter Umsicht verstanden, ihre Zeit abzuwarten.

Freilich sollte sich auch in diesem Falle ergeben, daß Allianzen mit mehr Feuer geschlossen als gehalten werden. Die Angelegenheit des Valtellin wurde zunächst dadurch in ein ganz neues Stadium gebracht, daß Spanien, um einem Kriege in Italien auszuweichen, bei dem es vielleicht vom Kaiser nicht ausgiebig unterstützt wurde, die Vermittlung des Papstes anrief und diesem das Valtellin in deposito übergeben zu wollen erklärte. Der Rat von Venedig erblickte in diesem überraschenden Schachzuge des Madrider Hofes sofort nichts als das Bestreben, Zeit zu gewinnen, und sich erst recht in dem Valtellin dauernd einzurichten; deshalb drang er auch darauf, daß der Graf von Mansfeld sich mit der ausbedungenen Heeresmacht von 26 000 Mann in Burgund und der Freigrafschaft festsetze und so einen Krieg entzünde, an dem Frankreich notwendig hätte teilnehmen müssen. Trotzdem schien Ludwig XIII. bereit, sich in das Dazwischentreten Gregors XV. zu fügen; aber die Bestrebungen Spaniens, Frankreich zu vereinzeln und durch die Heirat einer Infantin mit dem englischen Thronfolger Karl England auf seine Seite herüberzuziehen, mußten in Paris doch auch andre Stimmungen erwecken, und indem Richelieu am 26 April 1624, jour d'éternelle mémoire, wie Henry Martin sagt, in den Rat des Königs berufen ward, gelangte gerade derjenige Staatsmann, der die Schwächung Habsburgs als das oberste Ziel der französischen Staatskunst ansah, ans Ruder. Nun wurde ein Heer unter dem Marquis de Coeuvre entsandt, dem sich vonseiten der protestantischen Kantone der Schweiz und der „Bünde" je 3000 Mann anschlossen und das von Venedig Belagerungsgeschütz empfing; trotz des Widerspruches der katholischen Kantone genehmigte die Tagsetzung den Durchmarsch der Franzosen, welche im November und Dezember 1624 die ganze Landschaft samt dem Wormser Gebiete besetzten; auch der päpstliche Oberkommandant Marchese de Bagni ergab sich, Anfang 1625 fiel Cläven (Chiavenna), und nur in dem Felsenschlosse von Riva behaupteten sich die Spanier. Venedig nahm jetzt eine immer schärfere Stellung gegen das Haus Österreich ein; es nahm damals den landflüchtigen Grafen Thurn, den Führer der böhmischen Rebellen, in seine Dienste, es ließ durch Oberst Kaplirsch deutsche Söldner werben und stellte dem Sekretär Cavazza in Zürich Kreditbriefe bis zur Höhe von 15 000 Thalern aus, als plötzlich wieder eine jähe Wendung erfolgte. Im März 1626 vereinbarte der französische Gesandte Fargis in Madrid den sogenannten Vertrag von Monzon, der am 16. Mai in Barcelona unterzeichnet wurde, und in dem Frankreich alle die glänzenden Vorteile preisgab, welche der schneidige Marquis von Coeuvre erfochten hatte; die Hoheitsrechte der „Bünde" wurden auf einige Formalitäten beschränkt, Spanien ebenso wie Frankreich das Recht der Einmischung zugestanden und die festen Plätze von neuem dem Papste übergeben. Der Vertrag läuft so schnurstracks der Politik Richelieus entgegen, daß man in der That Ranke beipflichten muß, der darin einen Erfolg der streng katholischen Hofpartei erblickt, welche einen offnen Zusammenstoß mit Spanien, zu dem

Savoyen und Venedig drängten, um jeden Preis verhüten wollte. Man kann denken, wie die zwei andern Alliirten von Lyon über diesen Abfall Frankreichs urteilten; der Prinz von Piemont, der in Paris zu Gaste war, als die Nachricht von dem Vertrage daselbst ankam, geriet darüber in die größte Aufregung und verließ in Unmut die Stadt; der französische Gesandte, welcher dem Rate von Venedig die Nachricht amtlich übermitteln mußte, verließ den Palast des Dogen „sehr bestürzt und unschlüssig, gerötet vor Verlegenheit oder Zorn."

Da erfolgte ein Ereignis, welches Richelieus offenbar zurückgedrängtem Einfluß plötzlich wieder aufhalf. Am Christtage 1627 starb der letzte Herzog Mantuas aus dem Hause Gonzaga, Vincenz II., der „ein alleinstehender, kinderloser, kranker Mann" gewesen war, und sein rechtmäßiger Nachfolger wurde der Herzog Karl von Gonzaga-Nevers, „einer der vornehmsten Pairs von Frankreich, ein Liebling des Königs und seinem zweiten Heimatlande Frankreich ergeben und zugethan," sodaß der Kardinal Richelieu ihn als das beste Werkzeug ansah, um den französischen Einfluß in Oberitalien zu befestigen. Die Ansprüche Karls von Nevers waren umso unbestreitbarer, als er wenige Stunden vor dem Tode Vincenz' II. dessen Nichte Marie geheiratet hatte, und so auch „die Rechte der savoyischen Dynastie in sich vereinigte." In Wien war zunächst die Stimmung gegen ihn nicht unfreundlich; die Kaiserin Eleonore, eine mantuanische Prinzessin, sah in Karl den rechtmäßigen Erben ihrer Familie. Aber wieder trat Spanien dazwischen und warf die ganze Macht der Casa d'Austria gegen die Entwürfe Richelieus in die Wagschale; zum erstenmale erlitten Wallenstein und sein Anhang eine politische Niederlage am Kaiserhofe, als Ferdinand gegen ihre Warnungen taub blieb und im März 1628 der spanischen Politik sich anschloß, welche in Karl von Nevers lediglich einen Vorposten Frankreichs sah, und, im Fall dieser Mantua und Casale gewönne, für Mailand selbst fürchtete. Am 1. April ernannte der Kaiser als oberster Lehensherr einen Kommissar, den Grafen Johann von Nassau, welcher das Herzogtum bis zum Austrag der Sache als Sequestrator verwalten sollte; und da Venedig, das gewiß war, daß Ludwig XIII. den Herzog von Nevers nicht fallen lassen würde, trotz der geringen Zuverlässigkeit seiner aus Eingebornen und Albanesen bestehenden 12000 Mann Landtruppen sich doch für Nevers entschied, und anderseits Savoyen, das auch Ansprüche auf Mantua anmeldete, seine Rechnung besser bei einem Bunde mit Ferdinand und Spanien zu finden hoffte, so war die Liga von Lyon thatsächlich aufgelöst; der Herzog von Savoyen setzte auch dem ersten Versuch der Franzosen, in Oberitalien einzudringen, glücklichen Widerstand entgegen und zwang sie zur Rückkehr in die Dauphiné.

Diese Niederlage nahm nun aber Richelieu nicht ruhig hin. Seine Lage war dadurch verbessert worden, daß Papst Urban VIII., welcher in Wien vergeblich für Nevers gewirkt hatte, mit seinen Wünschen auf seiten Frankreichs stand, und daß am 30. Oktober 1628 La Rochelle, dem die Engländer ver-

geblich zu helfen versucht hatten, sich hatte ergeben müssen; als Ludwig XIII. zwei Tage nachher seinen Triumpheinzug in die ausgehungerte Stadt hielt, da war das Ansehen des Kardinals bei seinem Monarchen so befestigt, daß es allen Kabalen widerstehen konnte, eine Empfindung, welche man überall sehr deutlich hatte, in Paris selbst so gut als in Wien, in London, Madrid und Venedig. Während alle Streitkräfte Spaniens das tapfere Casale nicht zu bewältigen vermochten, wurde in Susa zwischen Frankreich und Venedig eine neue Liga im Mai 1629 abgeschlossen, laut welcher beide Mächte mit einem Heere von etwa 40000 Mann das Herzogtum für Nevers halten wollten. Dem Ansturme der Franzosen unter Ludwig XIII. konnte Savoyen nicht widerstehen. Die furie française von etwa 12000 Mann Kerntruppen Ludwigs warf am 3. März im Thale der Dora Riparia bei Chaumont die Savoyer gänzlich auseinander, und schon am 11. März unterzeichnete der Prinz von Piemont im Namen seines Vaters eine Abkunft, nach der Savoyen den Franzosen den Durchmarsch ins Montferrat versprach, sich zur Verproviantirung von Casale verpflichtete und für den Fall, daß der König von Spanien nicht bereit sei, den Herzog von Nevers in Ruhe zu lassen, seinen Übertritt auf die französische Seite in Aussicht stellte; Savoyen erhielt dafür den Besitz von Trino mit einem Jahreseinkommen von 15000 Thalern in Gold von Ludwig XIII. zugesichert. Damit war der Feldzug vor Casale entschieden; dem spanischen Feldherrn Don Gonzales von Cordova, der über höchstens 17000 Spanier und Neapolitaner verfügte, standen über 20000 Franzosen, 10000 Venetianer und 7000 Mantuaner, also eine mehr als doppelte Übermacht, gegenüber; er hob also die Belagerung von Casale auf und zog sich nach Mailand zurück. Die venetianischen Staatsmänner handelten in dieser Krisis mit ungemeinem Geschick; eine Vorbedingung des erfolgreichen Kampfes gegen das Haus Habsburg war der Friede zwischen England und Frankreich; es war ihrem Andringen, vor allem der Bemühung des Botschafters in London, Alvise Contarini, zu danken, daß Ludwig XIII. in Susa am 24. April den Vermittlungsvorschlägen der Republik zustimmte, welche den Ausgleich des Gegensatzes der Franzosen zu England zum Ziele hatten. Contarini war in London auch für ausgiebige Unterstützung der deutschen Protestanten thätig; auch mit dem Gesandten Gustav Adolfs knüpfte er Beziehungen an. Der Schwedenkönig erkannte mit scharfem Blicke, daß der Augenblick, wo sich der Kaiser in einen italienischen Krieg einlasse, ihm die beste Gelegenheit zu einem Einfall in Deutschland biete; schon reiste Oberst Wolmar Farensbach nach Siebenbürgen, um mit Bethlen Gabor einen Kriegsplan zu verabreden, und er nahm seinen Weg über Mantua und Venedig, „um beide Staaten in ihrem Widerstande gegen Spanien und Österreich zu bestärken und ihnen die Hilfe Schwedens in Aussicht zu stellen, das durch die Landung von 60000 Mann an der deutschen Ostseeküste eine beträchtliche Anzahl kaiserlicher Truppen, welche für Italien bestimmt seien, im Norden zurückhalten werde.“ Die Herren

vom Rate in Venedig erkannten auch den Wert dieser schwedischen Diversion wohl: Farensbach erhielt eine Galeere zur Fahrt nach Zara und das Ehrengeschenk einer goldnen Kette von dreihundert Dukaten Gewicht; man ließ es an keiner Art von Aufmerksamkeit für ihn fehlen. Aus London schrieb Contarini, welcher von dem schwedischen Gesandten Spens über alles unterrichtet war, der König brauche für den Einfall in Deutschland 400000 Thaler jährlichen Zuschuß, woran sich Venedig mit 80- bis 100000 Thalern zu beteiligen haben werde. Weil aber Gustav Adolf erst im nächsten Jahre, 1630, losschlagen konnte, so wollte sich die Republik nicht jetzt schon zu bestimmten Leistungen verpflichten.

Die Erfolge des Bundes von Susa erweckten nun aber in Wien und Madrid den festen Entschluß zu kräftiger Gegenwehr. Don Gonzales von Cordova, der den Waffenstillstand mit Frankreich angenommen hatte, wurde abgesetzt und an seiner Stelle der bekannte Marchese Spinola zum Statthalter von Mailand ernannt; die glückliche Ankunft einer Silberflotte aus Peru setzte Spanien in den Stand, den bewährten Feldherrn reichlich mit Mitteln auszustatten; er erschien in Mailand mit zwei Millionen Thalern in baarem Gelde und der Vollmacht, 20000 Mann anzuwerben. Auch der Kaiser schickte sich zu großen Anstrengungen an, wobei er freilich dem heftigen Widerspruche Wallensteins begegnete. Der Herzog von Friedland war schon früher gegen das italienische Abenteuer gewesen, solange noch Christian IV. von Dänemark im Felde stand; auch jetzt „gefiel ihm das italienische Wesen nicht"; er hielt es für unmöglich, „an beiden Seiten zu kriegen"; in einem interessanten Schreiben an Bischof Anton von Wien, das v. Zwiedinek-Südenhorst zum erstenmale zu veröffentlichen in der Lage ist, bezeichnete er den Ausbruch des Krieges in Italien „als des Teufels letztes Sforzo," um die Ausrottung der Ketzerei zu verhindern. Denn ohne diesen Krieg wäre jetzt der Augenblick gekommen gewesen, um den Spaniern gegen die Niederländer beizustehen und diese endlich niederzuwerfen. Es erschien ihm unbegreiflich, daß der Kaiser, „der sich zu allen frühern Kriegen habe mit Gewalt ziehen lassen, jetzt so vorsätzlich eile"; er sprach sein Mißtrauen gegen die Spanier aus, „welche es doch nie dulden würden, daß der Kaiser sich in Italien festsetze"; weshalb, das war des Friedländers Gedanke, der seinen ganzen Gegensatz zu der Lehre von der Solidarität der Casa d'Austria ins Licht setzt, weshalb für spanische Zwecke österreichisches Blut vergießen? Er behielt aber doch nicht Recht; schon im September 1629 standen von des Kaisers Heer neun Regimenter zu Fuß und 18 Kornete Reiterei in Italien, es waren rund 20000 Mann unter dem Befehle des Generalleutnants Ramboldo Collalto, des Generalwachtmeisters Gallas und des Kommissärs Oberst Aldringen; Collalto traf mit Spinola das Abkommen, daß er selbst gegen Mantua operiren wolle, während die Spanier und Savoyer, deren Herzog „als Galantuomo" nach Wallensteins Ausdruck „heuer zum drittenmale die Partei wechseln wollte," das

Montferrat besetzen und die Franzosen abwehren sollten. König Ludwig XIII. war dem gegenüber nicht säumig; er stellte den Venetianern in Aussicht, daß er abermals in Italien einmarschiren werde und Casale, das zuerst von Gallas, dann von den Spaniern zum zweitenmale belagert wurde, zu entsetzen gedenke. Wirklich erschienen die Franzosen unter Richelieus Führung im März 1630 in Piemont, und Karl Emanuel wich mit seinen 15 000 Mann nach Turin zurück, um dort auf Zuzug von Spinola und Collalto zu warten; Richelieu eilte aber an seiner Front vorbei und nahm Pignerol durch Handstreich weg. Er beherrschte damit die Straße, welche über den Mont Genèvre fast parallel mit der Dora Riparia ins Pothal hinabführt. Da Collalto gleichzeitig Mantua, das er schon im Winter 1629 vergeblich belagert hatte, mit erneuter Wucht angriff, so hielten sich die Venetianer für verpflichtet, auch ihrerseits vorzugehen, und da Karl von Nevers Mantua mit 10 000 Mann verteidigte und das venetianische Heer etwa 13- bis 14 000 Mann zählte, so schien ein Vorstoß gegen Collaltos 17- bis 18 000 Mann aussichtsreich zu sein; man mußte nur darauf denken, den Feind zwischen zwei Feuer zu bringen und ihn so zu vernichten. In demselben Augenblicke aber, in dem die Behörden der Republik dem Proveditore Sagredo die Weisung zum Vorrücken gaben, entschloß sich auch Collalto zu einem Schlage gegen die Venetianer, deren Gegenwart ihn hinderte, mit Mantua ein Ende zu machen. Am 29. Mai 1630 überschritt Gallas mit höchstens 10 000 Mann den Mincio und warf die ihm entgegenstehenden Feinde, 2000 Venetianer und 2000 Franzosen unter Lavalette, vollständig über den Haufen, sodaß sie sich auf die in Valeggio stehende Hauptmacht zurückzogen; als dann Gallas diese am 30. Mai angreifen wollte, fand er den Feind in vollem Rückzuge nach Verona und Peschiera begriffen und verfolgte ihn bis vor letztere Stadt. Damit war auch das Schicksal Mantuas besiegelt; die ohnehin durch die Pest furchtbar heimgesuchte Stadt, in welcher binnen zwei Monaten an 3000 Menschen hinstarben, wurde durch einen Schweizer, den Leutnant Polino, der sich mit Aldringen verständigt hatte, in der Nacht vom 17. auf den 18. Juni 1630 an die Kaiserlichen verraten und drei Tage lang unter unglaublichen Schandthaten von der siegreichen Soldateska geplündert; eine der bis dahin schönsten Residenzen Oberitaliens wurde durch diese Katastrophe ihres Glanzes für immer beraubt. Der Herzog von Nevers wurde unter einer Bedeckung von 50 Mann nach Ferrara gebracht, wohin später auch seine Gemahlin, die Prinzessin Maria, kam, welche von der Kaiserin Eleonore eine Anweisung von 10 000 Dukaten in Gold erhielt, um den Unterhalt der herzoglichen Familie solange zu bestreiten, bis die Einkünfte aus den französischen Besitzungen des Herzogs diesem zukommen würden.

Der Fall von Mantua wurde von großer Bedeutung für die weitere Politik Venedigs und auch für die ganze europäische Lage. Je erfolgreicher die Waffen des Hauses Österreich in Oberitalien gewesen waren, desto notwendiger war es nun, ihnen anderweitige Beschäftigung zu geben. Mit verstärktem Nachdruck

wandten sich Richelieu und die Republik jetzt der von Gustav Adolf beabsichtigten Diversion zu; unter dem Eindrucke der Niederlage von Valeggio wurde am 13. Juni von Rate Venedigs die Vollmacht an Contarini ausgefertigt, daß er sich im Namen der Republik zur Zahlung von jährlich 1 200 000 Livres an den König verpflichte, in der Weise, daß Frankreich den ihm zukommenden Teil an dieser Summe übernehme. Schon am 21. Juni wurden dem Gesandten im Haag zu diesem Zwecke 45 000 Thaler in Gold überwiesen. Wenige Tage nachher, im Abenddunkel des 26. Juni, landete der König von Schweden nach zehntägiger Meerfahrt an der Spitze der Insel Usedom. Jacta est alea, transivit S. R. Majestas non Rubiconem, sed vastum mare, mit diesen Worten verkündigte Camerarius den Generalstaaten des Königs Landung.*) Eine neue Phase des dreißigjährigen Krieges begann, die mythenreichste und verhängnisvollste von allen. Der Feind war da, der die Kraft hatte, mit scharfem Zahn sich ins Fleisch von Deutschland einzuhaken; er war doppelt gefährlich, weil sein Herrscher den Protestanten nicht ohne guten Grund als Erlöser in der äußersten Not erschien.

Mit dieser bedeutungsvollen Perspektive schließt das Werk, dessen Spuren wir seither im wesentlichen gefolgt sind. Die weitern Beziehungen Venedigs zur Unternehmung Gustav Adolfs hat schon Johannes Bühring in seinem Buche: „Venedig, Gustav Adolf und Rohan" so trefflich aus den Akten ins Licht gestellt, daß für Zwiedinek jeder wissenschaftliche Anlaß zur nochmaligen Behandlung dieser Dinge wegfiel. Der Sieg der Schweden bei Breitenfeld bedeutete auch den Sieg Karls von Nevers; um Ruhe in Italien zu haben, übertrug Kaiser Ferdinand dem 1630 Verjagten sein rechtmäßiges Erbe; Venedig hatte sein Geld an Schweden nicht umsonst verschwendet.

Indem wir auf unsre Erzählung zurückblicken, drängt sich vor allem eine Bemerkung auf. Es giebt im siebzehnten Jahrhundert schon eine allseitige, enge Verflechtung aller europäischen Interessen. Der Hugenottenkrieg ist auch von Bedeutung für Italien; er lähmt Richelieus Arm, der auf die Spanier in Mailand zerschmetternd niederfallen will; und damit ist er auch von Bedeutung für Deutschland, wo er natürlich dem Kaiser zu statten kommt. Umgekehrt entscheidet die Landung Gustav Adolfs die politische Lage in Oberitalien, und selbst der Tatarenchan und seine Raubhorden sind ein Moment in den Beziehungen des Westens. Es beruht aber diese Verflechtung vor allem auf der gewaltigen Stellung des Hauses Österreich, das überall hin übergreift, mindestens überall Änderungen zu verhindern strebt, die seine Vormacht erschüttern könnten. So wird leider auch der innerdeutsche Kampf ein Moment der europäischen Politik, und dieselben Interessen, welche sonst dem Hause Habsburg sich entgegenwarfen, sind auch maßgebend für den deutschen Bürgerkrieg. Die böhmischen Rebellen, die in Prag die kaiserlichen Statthalter aus den Schloßfenstern stürzen, die

*) G. Droysen, Gustav Adolf, II, 151.

deutſchen Proteſtanten, welche dem Reſtitutionsedikte widerſtreben, Richelieu, welcher jeden Feind Öſterreichs unter ſeinen Schutz nimmt, die ſchlauen Kaufherren von San Marco, Urban VIII. ſelbſt — alle kämpfen gegen einen und denſelben gewaltigen Feind politiſcher und religiöſer Freiheit; jeder freilich iſt von beſondern Motiven beherrſcht. Was in der zweiten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts die „Monarchie“ Ludwigs XIV. in Europa war, das war in der erſten die „Monarchie“ der Caſa d'Auſtria. Für uns Deutſche iſt es wahrhaft herzzerreißend, daß der weſtfäliſche Friede, welcher uns das Elſaß, halb Pommern und die Lande an Weſer- und Elbmündung koſtete, doch wieder inſofern erfreulich iſt, als er das reaktionäre ſpaniſch-deutſche Weltſyſtem unter Schutt und Trümmern begrub. Es iſt abermals der Fluch der Kaiſerwahl von 1519, deſſen Folgen darin zu Tage treten, daß ein Tag nationalen Unglückes doch wieder als ein Tag der Befreiung hat empfunden werden müſſen.

Stuttgart. G. Egelhaaf.

Die naturaliſtiſche Schule in Deutſchland.

2. (Schluß.)

Einen weit bedeutenderen Anlauf zur Darſtellung und energiſchen Charakteriſtik eines ſcharf beobachteten heimatlichen Lebenskreiſes nehmen die „Totentanz der Liebe“ überſchriebnen Münchner Novellen Conrads. Gewiß iſt die bairiſche Hauptſtadt eine der Städteindividualitäten, welche es lohnt, in ihren Höhen und Tiefen, mit den eigentümlichen Doppelwirkungen ihrer urſprünglichen bajuvariſch-katholiſchen und ihrer in dieſem Jahrhundert erworbnen Kultur, mit dem widerſpruchsvollen Gemiſch ihrer Geſellſchaft aufzufaſſen. Wie billig entwirft Conrad kein Städtebild, und doch ſteht uns Monacho Monachorum in ziemlicher Deutlichkeit vor Augen: die Beſonderheit von Altmünchen ſpringt uns aus den wenigen ſchildernden Linien der Erzählung „Die goldne Schmiede,“ die von Neumünchen aus der Novelle „Marianna,“ den Malergeſprächen in der „Maifahrt“ und dem Nachtſtück „Schickſal“ entgegen. Daß die Menſchenſchickſale und Menſchengeſtalten im Vordergrunde ſtehen und der Verfaſſer ſich jenes Übermaß der Terrainbeſchreibung ſpart, in dem ſein franzöſiſcher Meiſter ſchwelgt, wird ihm im Ernſt niemand zum Vorwurf machen. Aber die Frage: Welche Geſtalten, welche Schickſale ſind es, für die Conrad unſre Teilnahme, unſer Verſtändnis fordert? muß trotz des Lobes, welches jeder energiſchen, ſtraff auf

die Hauptsache losgehenden Darstellung gebührt, allerdings aufgeworfen werden. Der Schriftsteller stellt sich und wünscht die Leser auf einen Standpunkt zu stellen, wie ihn sein Philosoph Gurlinger mit Berufung auf den alten Epiktet vertritt: „Man gehört noch zum Pöbel, solange man immer auf andre die Schuld schiebt; man ist auf der Bahn der Weisheit, wenn man immer nur sich selber verantwortlich macht; aber der wirkliche Weise findet niemanden schuldig, weder sich noch andre.“ Mit allem Respekt vor dem Tiefsinn des Stoikers von Hierapolis, weisen wir die Berufung auf ihn von vornherein zurück, denn die Frage ist nicht, ob schuldig oder schuldlos, sie bleibt vielmehr und würde bleiben, auch „wenn die nächsten achtzehnhundert Jahre mittels Naturwissenschaft und experimentaler Psychologie die glänzende Bestätigung des Epiktetschen Satzes bringen werden,“ ob die poetisch sein sollende Darstellung in irgendeiner Weise einen poetischen Eindruck hinterläßt. Wir müssen dies für den größern Teil der im „Totentanz der Liebe“ gegebnen Erfindungen oder Wirklichkeiten entschieden verneinen. Denn die Phantasie und Sympathie, mittels deren wir Schicksale und Gestalten des Dichters oder (da die Naturalisten die Worte Poesie und Poet nicht hören mögen) des Schriftstellers in uns aufnehmen, sind eben unerbittlicher als jene Reflexion, die alles verzeiht, weil sie alles versteht. Wenn uns in „Marianna“ eine Ehebruchsgeschichte vorgeführt wird, so dürfen, ja müssen wir fordern, daß wir entweder an der Heldin oder am Helden irgendwelchen stärkern oder wärmern Anteil zu nehmen vermögen. Der Autor führt uns eine „feurige Dreißigerin“ vor, die einen impotenten Millionär geheiratet hat und über die „blutig dumme Geschichte,“ mit der sie das ersehnte Sinnenglück verwirkt hat, nicht hinwegkommen kann. Ihr Gatte braucht eine Marienbader Kur gegen Fettherz und Asthma, und Marianna hat natürlich nicht bloß die werbenden Liebhaber, sondern auch die kuppelnde Helferin (einer Versucherin brauchts bei ihr nicht) in der Person des Fräuleins Elisa von Hutzler an der Seite. Fräulein Elisa ist „starkgeistige Schwerenöterin von der malenden, dichtenden und klavierklimpernden Dilettantenzunft zum »heiligen Gral,« zudem eifriges Mitglied des Antivivisektionsvereins.“ Sie macht einige schwache Versuche, Marianna auf dem breiten Wege aufzuhalten, als sie jedoch die Schöne entschlossen sieht, ihrem guten dicken Karl den Laufpaß zu geben, als die begehrliche Freundin aufschreit: „Ich will einen ganzen lebendigen Mann. Einen Mann, der mich bis zum Wahnsinn liebt, und den ich wieder lieben kann ohne Falsch, ohne Komödie mit ganzer Kraft bis zum Tod, bis in den Tod. Ja wohl, wenn er ein Grieche ist, so will ich den Griechen, und wenn er der Teufel selbst ist, so will ich den Teufel,“ so zeigt sie sich hilfreich und vermittelt mit großem Eifer die Zusammenkunft des Afrikareisenden Doktor Mikoras mit Marianna. Sie weiß vermutlich genau, daß die geforderte große Passion fürs Leben auf einen vorübergehenden und alltäglichen Rausch hinauslaufen wird, aber sie hat, wie uns an andrer Stelle der Erzählung verraten wird, schon mehrfach bei

ähnlichen Anwandlungen als Elefant gedient, ſie wähnt ſonach, daß die Sache ſchwerlich zum dauernden Bruch Mariannas mit ihrem Gemahl führen werde. Beſagter Gemahl wird jedoch leider durch die heimlichen Berichte der Zofe Mariannas, durch ein ihm in die Hände geſpieltes freches Gedicht eines franzöſiſchen Anbeters der Gemahlin (eines Anbeters übrigens, den Marianna eben nicht zu beglücken beliebt) im fernen Marienbad in ſo krankhafte Aufregung verſetzt, daß er den erſten Schnellzug beſteigt und nach München zurückdampft, um dort genau in dem Augenblicke einzutreffen, in welchem ſich Marianna mit dem Doktor Mikoras in ihr Schlafzimmer zurückgezogen hat. Bei den zuvor umſtändlicher dargelegten Geſundheitsverhältniſſen des guten dicken Karl iſt es kein Wunder, daß ihn vor der Schwelle ſeiner Wohnung ein Blutſturz tötet. Ein ſchrecklicher Fall; doch hat der Erzähler zuvor gründlich dafür geſorgt, daß auch die leiſeſte Teilnahme am Schickſal dieſes unſeligen Hahnrei nicht aufkommen kann. Die Charakteriſtik, welche die liebevolle Gattin von ihrem Gemahl giebt, gipfelt darin, daß er ſeiner Zeit eine Paſſion für Pferde affektirt und bei Roßtäuſchern und Wettrennen große Summen verſpielt hat, ſich aber mit ſeiner Pferdekenntnis vom dümmſten Reitknecht auslachen laſſen muß und ſeine Kunſtliebe damit erwieſen hat, daß er ehemals einige Mädchen vom Ballet aushielt. Doch der Verfaſſer läßt uns tiefer in Weſen und Seele ſeines Helden blicken. Wie er am Morgen in ſeinem Hotel in Marienbad auf die Poſt wartet, welche ihm Nachrichten von ſeiner „heißgeliebten" Marianna bringen ſoll, ein Glas Waſſer nach dem andern trinkt und bei dem „verteufelten Geſöff" bedenken muß, daß es Hofbräuhausbier und Rheinwein und Champagner auf der Welt giebt, und daß man die Mittel in Fülle und Hülle hat, um ſich von allem das Beſte leiſten zu können, wie er bedenkt, daß ihm die Primadonnina des Marienbader Theaters doch recht ſüße Augen gemacht, als er ihr nach der „Afrikareiſe" einen koſtbaren Kranz mit ellenlangen Atlasſchleifen und Goldfranzen überreichen ließ, da überwältigt ihn, kurwidrig genug, ſeine eigne alte Natur.

„Karl konnte doch ein Schmunzeln nicht unterdrücken, als er ſich ſo dieſen Abend der Afrikareiſe durch die Erinnerung ſtreichen ließ. Der fürchterlichen Hitze wegen vermochte er natürlich nur eine Auswahl von Szenen mit anzuſehen. Er wandelte in der Nachtkühle vor dem Hauſe auf und ab und ein gut eingeſchulter Aufpaſſer mußte ihm immer ſagen: „Jetzt kommts!" damit er rechtzeitig ſich in die etwas gelüftete und auf ſeine ſpezielle Anweiſung parfümirte Parterreloge hart an der Bühne drücken konnte. Die Primadonnina hatte wahrhaftig nur Augen für ihn, ſobald er in der reſervirten Loge erſchien; jede ihrer lüſternen Geſten war auf ſein perſönliches Verſtändnis hinausgeſpielt. Wie er dann hinter die Couliſſen zu ihr trat und ſie ihre beiden Hände auf ſeine Schultern legte und ihr kaum verhüllter Buſen ihm vor der Naſe wogte, da ging ein merkwürdig erregender Duft von Schweiß und Schminke und Geſundheit von ihr aus, der prickelnde odor di femmina, wie es die

Italiener nennen. Ja, es war ein schöner Abend, und Karl spürte jetzt noch eine wohlthätige Wirkung, wenn er sich alle Einzelheiten ins Gedächtnis rief. Es giebt junge Weiber mit einer heilenden, kräftigenden Atmosphäre. O was vermöchte erst seine unvergleichliche Marianna, wenn sie ihre Zurückhaltung gegen ihn überwinden wollte!"

Doch nein, wir fahren nicht fort, selbst für das kritische Zitat ist der Ton des Folgenden bis zum Zusammenbruche des Elenden zu widerwärtig, zu abstoßend. Die Wirklichkeit, welche mit einer Gestalt wie der dieses frühzeitig verlebten und dabei brünstig verliebten Millionärs gegeben wird, was kann, was darf sie uns sein? Was beweist die ekelerweckende Wahrheit dieses Paares, bei dem Mann und Weib einander wert sind, gegen die „übertriebene Liebe," gegen die Illusion und den leidenschaftlichen Drang nach Vereinigung, was bedeutet sie für die Erkenntnis der menschlichen Natur, wenn es sich in der Literatur denn nun durchaus nicht nur um ästhetische Wirkungen handeln soll? Welche Wichtigkeit vermögen wir Erscheinungen und Vorgängen, wie den in „Marianna" geschilderten, für die vielgerühmte Physiologie der Gesellschaft beizumessen? Wir trauen G. Conrad vollkommen zu, daß er auf alle diese Fragen selbst mit Achselzucken antworten und bemerken würde, es sei ihm einzig und allein um getreue und möglichst drastische Darstellung eines bestimmten Stückes Leben, ohne jede Nebenabsicht, zu thun gewesen. Dieser Absicht darf der Leser und Beurteiler die ebenso unmittelbare und naive Erklärung, daß ihm dies Stück Leben nicht gefalle, entgegensetzen.

Ob es Leser giebt, welche an der die „Maifahrt" eröffnenden Künstlergesellschaft, die unter der gemütlichen Losung: „Es lebe die Notzucht, es lebe der Selbstmord" im Hofbräuhause beisammen sitzt, oder an dem Bericht des naturalistischen Malers Gregor Knöbelseder mit Anmerkungen von Hans Deixlhofer wärmere Teilnahme zu gewinnen vermögen, lassen wir dahingestellt. Als Erzählung knüpft die „Maifahrt" gewissermaßen an „Marianna" an, insofern der auf Capri weilende Münchner Maler von den weitern Schicksalen der schönen Witwe, die inzwischen ihren Doktor Mikoras geheiratet hat, einige, wenn auch keineswegs klare Kunde giebt. Die Abenteuer Gregor Knöbelseders wie die in diese Abenteuer eingeflochtenen Reflexionen seiner Münchner Kunstgenossen empfangen aber ihr stärkstes Interesse durch die Auseinandersetzungen des fingirten naturalistischen Malers über den Naturalismus in der Kunst, Auseinandersetzungen und Bekenntnisse, die bis auf einen gewissen Punkt wohl auch die Meinung Conrads wiedergeben. Wenn Herr Gregor Knöbelseder sich vernehmen läßt: „Jeder Künstler und Schriftsteller hat eben die Manier, das, was er am besten kann und was ihm den sichersten Erfolg eingebracht, als alleinseligmachendes Kunstdogma zu definiren, um seine Werke damit zu glorifiziren und die Werke der andern, die in abweichenden Punkten exzelliren, als ketzerhaft und verpfuscht herunterzusetzen in den Augen aller rechtgläubigen

Philister. So hat jeder aus seiner spezifischen Stärke sich seinen Götzen zurechtgemacht und will, daß derselbe von der ganzen Kunstgemeinde kniefällig adorirt und beweihräuchert werde. Immer und ewig das alte: Du sollst keine andern Götter neben mir haben!" so ist das gewiß ein kräftiges Wort gegen verknöcherten Dogmatismus und künstlerische Einseitigkeit, aber wunderlich genug klingend beim Vertreter einer Schule, welche das Schillersche „Segen ist der Mühe Preis" allein gepachtet zu haben glaubt und die Welt glauben machen möchte, daß sie allein der ernsten künstlerischen Arbeit huldige, überhaupt allein arbeite. Zwar nur als Mitteilung des Malers Gregor Knöbelseder aus Capri, aber doch wohl als innerste Überzeugung des Schriftstellers lesen wir in demselben Phantasiestücke:

„Nenne mir heute nur einen einzigen Schreibkünstler, der sich mit Geduld und Ausdauer dem Studium der wirklichen Natur hingiebt, ehe er sich an den Werktisch setzt. Nenne mir den federgewandten Mann, der keine Anstrengung, keine Rücksichtslosigkeit scheut, um in sein schöngeistiges Werk die höchstmögliche Summe von lebendiger Wirklichkeit, von treuer experimentirter Beobachtung knapp und gewissenhaft hineinzuarbeiten! Überall herrscht die Virtuosität der Phrase, die Bequemlichkeit der brillanten Mache, das Spiel der Geistreichelei und Schönthuerei. Dieses nichtsnutzige Wesen trifft man nicht nur bei den Schreibern, sondern auch bei den Zeichnern und Malern von der heiligen Schablone und Tradition Gnaden. Und das liebe Publikum ist stumpfsinnig und verbildet genug, um an diesem Unfuge Geschmack zu finden, ja ihn als Reichtum einer wohlgebornen Phantasie zu preisen. So kann natürlich die künstlerische Gewissenhaftigkeit niemals zu ihrem schönen Rechte, noch zu lohnender Anerkennung gelangen. Denn die Kritik macht gemeinsame Sache mit den schöngeistigen Unfugtreibern und hat nicht Verachtung genug für die wissenschaftliche Exaktheit, für die strenge Wahrhaftigkeit, für die peinliche Analyse in der Kunst. Das gilt ihr ja alles für eitel Sterilität und wüsten musenverlassenen Naturalismus. — — Also zum Teufel mit der naturalistischen Ästhetik, der unbequemen Unterordnung unter die Wahrheit. Es lebe das Phantom, es herrsche die Fabel, es blühe der pompöse Lügenstil. Amen!"

Angesichts solcher Tiraden wird es denn doch gestattet sein, die Frage aufzuwerfen, wie viel Anstrengung und künstlerische Gewissenhaftigkeit (neben der goldnen Rücksichtslosigkeit, die wir Conrad nicht bestreiten wollen) dazu gehört, um die erotischen Erinnerungen des Herrn Knöbelseder, die Erinnerungen an „die Kuhmagd und Aphrodite von Feldmoching" und die Schilderung des Schäferstündleins mit ihr heraufzubeschwören? Welcher wissenschaftlichen Exaktheit und experimentirten Beobachtung es bedarf, um Figuren wie den verkommnen Kommerzienrat Blunzenmeyer oder den ultramontanen Malerprofessor Korbinian Schmetterer in Szene zu setzen? Wir sagen nicht, daß diese Figuren unwahr wären, und geben zu, daß sie in dem Gesamtrahmen des Bildes ihren Platz

füllen, aber Studium, Beobachtung, Analyse und wie die Schlagworte sonst lauten, erfordern sie wahrlich nicht, sie können von dem oberflächlichsten Darsteller mit leidlich gesunden Augen von der Gasse gegriffen werden. Und wenn noch ein paar Dutzend solcher Charaktere durch die Münchner Novellen stolzirten, was wäre da groß Aufhebens von künstlerischer Gewissenhaftigkeit zu machen! Es ist wahr, daß die Venus von Feldmoching nicht eine bloße episodische Rücksichtslosigkeit des Verfassers ist, sondern die Voraussetzung zu der spätern Novelle „Ein Schicksal" bildet, in der Gregor Knöbelseder, der Verschollene und Totgesagte, nach München zurückkehrt und unter den Kellnerinnen des Hofgartens sein und der Kuhmagd von Feldmoching Kind entdeckt. In der Schicksalswendung, wonach der Unselige, welcher sich an der Pflicht für sein Kind emporzuraffen und zu neuem Leben zu stählen gedenkt, als vermeintlicher Verbrecher verhaftet wird, steckt ein Stück ergreifenden Lebens, über welches freilich wiederum die naturalistische Studie — das nächtliche Gespräch der Schenkmädchen in dem Bodenraume, in welchem sie schlafen — ihre Schatten wirft. Doch zum Zolaschen Pathos, welches jede andre Art der Darstellung für himmelblaue Lüge erklärt, ist hier wahrlich überall kein Anlaß.

Imponirender erscheint uns, nicht das Prinzip, aber das wirkliche Talent Conrads in der Novelle „Die goldne Schmiede," einer Geschichte, welche die goldne Zeit der Spitzederschen Bankherrschaft zum Hintergrund hat. Das glücklich ergriffene Motiv dieser vermeinten goldnen Schmiede ist übrigens nicht genügend ausgestaltet. Die wirkliche goldne Schmiede im Eckhaus der Sendlinger- und Paradiesgasse aber, in welcher Meister Florian Schropper mit seiner Frau Anastasia und seinem Sohne, dem kräftigen Schmiede Max, haust, ist ein Münchner Bürgerhaus im ältern Stil. Die Mutter hat es durchgesetzt, daß der zweite Sohn Joseph zum Priester erzogen worden ist, und „eine glückliche, beneidenswert glückliche Familie, Söhne, die außerordentlich geraten sind, Arbeit, Wohlstand, Eintracht im Hause — wahrhaftig die goldne Schmiede des Glücks am Paradiesgasseneck." Hinter diesem Schein lauern die schlimmen Wahrheiten, daß der ältere Sohn Max einen schweren Fehltritt auf dem Gewissen und außerdem in Gemeinschaft mit der thörichten Mutter das große Privatvermögen der Familie in den Schlund der Dachauer Bank geworfen hat. Noch bevor er auf die Wanderschaft ging, hat er sich mit Ursula Deixlhofer, der Tochter eines entfernten und übel beleumundeten Vetters in Giesing, in ein Liebesverhältnis eingelassen, dem ein Kind entsprungen ist. Während der Schmiedegesell über die Möglichkeit sinnt, das schlimme Geheimnis zu offenbaren, und Monate und Jahre verstreichen läßt, in denen sein Knabe heranwächst, während inzwischen sein geistlicher Bruder Joseph Florian zu einem beliebten Prediger und vielgesuchten Beichtvater, dem echten, modernen Priester der streitbaren Kirche in dem komplizirten Großstadtleben, emporsteigt, bereitet sich die Katastrophe vor, die plötzlich und mit einem Schlage über das glückliche und vielbeneidete Haus

hereinbricht. An demselben Tage, an dem Meister Florian zu Ehren der fröhlichen dreißig Jahre, in denen er in der goldnen Schmiede am Ambos gestanden, eigenhändig eine Gedächtnistafel errichten und von dem geistlichen Sohne den Segen über dieselbe sprechen lassen will, stellt die Spitzederschе Schwindelbank ihre Zahlungen ein, stirbt draußen in Giesing der herzige Bube des Schmiedegesellen Max Schropper und seiner Liebsten Ursula Deixlhofer und treibt der ehrwürdige Joseph Florian eine der vielen trost- und liebebedürftigen Frauen, die sich an den geistlichen Ratgeber anklammern, durch seine kühle Abweisung in den Tod in die Wellen der Isar. Die Verknüpfung der Novelle läßt viel zu wünschen übrig, allein immerhin ist Leben, Geist und feinere Beobachtung in derselben, die Gestalten des alten Meisters Florian, des ältern Sohnes Max und des jungen Priesters treten uns deutlich entgegen und halten dem Blick in ihr inneres Leben Stand. Die der „Goldnen Schmiede" folgende Erzählung oder Skizze „Der Rechte" scheint nur den Zweck zu haben, die Personen der frühern Novellen, welche noch nicht gestorben sind, einige Jahre später vorzuführen. Dem naturalistischen Heißsporn Gregor Knöbelseder begegnen wir dabei als Heiligenbildmaler, der in einem wunderlich unnennbaren Verhältnis zu Fräulein von Hutzler, der Wagnerianerin der „Marianna," steht, dem Kommerzienrat Blunzenmeyer als ausgedientem Podagristen, Ehrwürden Joseph Florian Schropper als bischöflichem Rat und erwähltem Rüstzeug der streitenden Kirche. Der einstige Damenprediger unterhält nach dieser Seite des Lebens keine Beziehungen mehr, sondern lebt ausschließlich der polemischen Publizistik. In dem letzten Nachtstück „Die Stimme des Blutes," einer schauerlichen Episode aus einer Proletarierehe, in welcher der Mann, Balzer, der „trinkbare" Veteran des großen Krieges von 1870, berauscht in das Haus taumelt, während seine unglückliche Frau am Sterbette des jüngsten und geliebtesten Kindes verzweifelt, erkennen wir schließlich selbst die Kellnerin Franziska aus dem Hofgarten wieder, die Tochter Gregors und der mehrerwähnten Kuhmagd von Feldmoching. Die Intention Conrads, die Erzählungen und Skizzen durch gewisse Einzelmomente zu verbinden, den Zusammenhang hundert scheinbar zusammenhangsloser Erscheinungen nachzuweisen, kommt hierin zu Recht, und man könnte selbst wünschen, daß dies Element des Gemeinsamen die Münchner Novellen noch stärker durchflutete.

Alles in allem aber — wie verhält sich nun Lebensgehalt und Darstellungskunst dieses bis jetzt besten Buches der naturalistischen Schule zu den Ansprüchen, welche der Naturalismus erhebt? Wie und wo eröffnen diese Novellen den Blick in seither ungekannte oder auch nur unbeachtet gebliebne Gebiete des modernen Lebens? Wodurch rechtfertigen sie die Behauptung, daß der Blick der Naturalisten der Zukunft zugewandt sei und eine veränderte Anschauung des ganzen menschlichen Daseins, der Menschennaturen, ihres Thun und Lassens, ihrer Verantwortlichkeit hervorrufen? Wenn in der besten Geschichte des Bandes

der brave Schmied Max Schropper doch nichts andres zu thun vermag, als am Schluſſe zu ſeiner armen, ſchmerzlich gebeugten Braut hinzugehen und ehrlich einzuſtehen für die Lage, die er ſich in der Wallung ſeines Blutes geſchaffen hat, wenn ſelbſt der unfehlbare Doktor Gurlinger, der mit aller Stärke und Rückſichtsloſigkeit ſeinem Volke ſo Wichtiges mitzuteilen hat, daß „alle Mittel der Liebe und Aufopferung geboten ſind, ihm volle Unabhängigkeit zu ſichern," an einer klugen, an geiſtigen und materiellen Schätzen reichen Frau eine heldenhafte Mitkämpferin gewinnt, wodurch unterſcheidet ſich denn dieſe neue Welt von der ſo tief verachteten ſeitherigen? Was geſchieht in ihr, was nicht in der Welt der „Philiſter," der aufs tiefſte verachteten „anſtändigen" oder gar idealiſtiſchen Menſchen, auch geſchehen könnte? Lohnt es der Mühe, die Augen gegen alle Schönheit, allen feineren Reiz des Daſeins zu verſchließen, wenn nach ſo energiſcher Bevorzugung des Häßlichen, nach ſo ſtarkgeiſtiger und gelegentlich brutaler Betonung der widerwärtigſten und abſtoßendſten Erſcheinungen ein paar glückliche, von warmem Gefühl, von mutiger Selbſtverleugnung und Opferfähigkeit durchhauchte Momente, ein paar geſunde und menſchlich maßvolle Geſtalten doch das Beſte ſind, was der radikale Schriftſteller zu bieten vermag? Wie vollſtändig oder unvollſtändig Conrad das Leben der heitern Kunſtſtadt geſpiegelt hat, brauchte den unbefangnen Leſer nicht zu kümmern, wenn ſich der Erzähler darauf beſchränkte, ſein Recht, mit eignen Augen zu ſehen, in Anſpruch zu nehmen. In dem Augenblicke, wo die ihm eigentümliche Art der Anſchauung und der Darſtellung als die alleinſeligmachende verkündet, und der ganzen Entwicklung unſrer Literatur zum Trotz als die einzig zukunftreiche verkündet wird, ergiebt ſich ein andrer Maßſtab. Caravaggio, der für das Ungeſtüm ſeiner Leidenſchaft, für die Eigenart ſeiner Beleuchtung, für die Energie und Schärfe ſeiner Zeichnung Raum und Beachtung begehrt, iſt in ſeinem guten Rechte; Caravaggio, welcher Rafael einen Pfuſcher ſchilt und ſeine Zeitgenoſſen Guido Reni, Domenichino und Albani als lügneriſche und konventionelle Schönmaler brandmarkt, erſcheint abſurd. Aber dergleichen naheliegende Betrachtungen gelten natürlich für eine Schule nicht, mit welcher das tauſendjährige Reich einer neuen und nie dageweſenen Literatur beginnen wird. Sehen wir uns alſo die übrigen deutſchen Vertreter dieſer Schule, von der emphatiſch bereits behauptet wird, ſie und ſie allein vertrete die von Goethe prophezeite Weltliteratur, des weiteren an.

Camoëns.

Roman von Adolf Stern.

(Fortſetzung.)

Barreto war es geweſen, der wenige Minuten zuvor Camoëns in den zweiten Feſtſaal entführt und ihn mit unwiderſtehlicher Nötigung der Pforte und Schwelle zugedrängt hatte, welche von der weſtlichen Langſeite dieſes Saales an die große Gartenterraſſe ſtießen. Mit immer wachſender Beſorgnis hatte Manuel Barreto in der letzten Stunde neben dem Dichter verweilt und hatte die gewaltſam unterdrückte ſchmerzliche Bewegung desſelben wahrgenommen. Die leiſen Mahnungen, mit denen er ihn aus dem wilden phantaſtiſchen Traume zu wecken ſuchte, welchen Camoëns mit wachem, dunkelglühendem Auge träumte, waren verhallt. Sowie Catarina Palmeirim aus dem Saale verſchwunden war und Barreto plötzlich bemerkte, daß der Prior von Belem mit ſcharfer Aufmerkſamkeit in Camoëns' Zügen las, da faßte der Fidalgo den Arm des jüngern Freundes und ſagte: Ihr müßt hier hinweg, Luis — müßt Euch draußen beſinnen, was Ihr Euch ſchuldet. Schon ein freier Atemzug wird Euch wohlthun nach dieſer heißen Stickluft!

Und ſo hatte er den Willenloſen, dumpf vor ſich Niederſtarrenden nach der Marmorbrüſtung der Terraſſe geleitet; die Luft, obſchon ſchwül genug, berührte ſie doch mit friſcherem Zug. Camoëns that jetzt ſelbſt einige raſche Schritte unter den Bäumen hin und bis zum Rande der Mauer. Es war tiefe Nacht, die Königsgärten lagen in dunkeln, ununterſcheidbaren Maſſen unter ihnen; die einzelnen Sterne, welche mit Einbruch der Nacht aufgeblitzt waren, ſchienen in den feuchten, ſchweren Wolken verlöſcht, welche den beiden Männern zu Häupten ſtanden. Im äußerſten Weſten zeigte ſich am Horizonte ein flammender roter Streif, der mit jeder Sekunde ſchmäler ward. Camoëns hatte ihn kaum ins Auge gefaßt, als er ſich zu ſeinem Begleiter wandte:

Digitized by Google

Dort habt Ihr mich, wie ich bin, Manuel. Die verſchwimmende Glut dort, den letzten Wiederſchein der niedergehenden Sonne habe ich für eine Morgenröte gehalten. Das letzte Licht erliſcht beim Hinabtauchen in die große Flut — möchte es auch mit meinen Tagen ſo ſein.

Ihr ſprecht in Rätſeln, erwiederte Manuel, indem er ſich vergewiſſerte, daß ihnen niemand von drinnen auf die Terraſſe gefolgt ſei. Kommt zu Euch ſelbſt zurück, Luis, und was Ihr auch in dieſen Tagen geträumt habt — Ihr konntet doch in Wahrheit keine Hoffnung hegen, konntet nicht wähnen, daß Euch die Tochter an die Stelle der Mutter treten würde!

Wißt Ihr ſo genau, Manuel, wo ein Menſch innehält, der nach neuem, nie gekanntem, ſtets erſehntem Leben lechzt? Wußte ichs doch ſelbſt nicht bis dieſen Abend, wie verwegen ich träumte! Ihr habt ganz Recht: es iſt Wahnſinn, zu erwarten, daß das Glück dem Alternden in den Schooß werfen werde, was es dem Jugendmutigen, in der Fülle der Kraft ſtehenden verſagte. Und doch, doch! in mir ſchreits auf — jene Stimme, die mich nie betrog, daß ohne den König ein Wunder geſchehen ſein würde.

Eure innere Stimme täuſcht Euch gleichwohl, verſetzte Barreto. Über den Ausgang dieſer plötzlichen Werbung des Königs um Catarina Palmeirim habe ich meine eignen Gedanken — Euch würde es wenig geholfen haben — wenn auch das Auge des Gebieters nie auf die Schöne gefallen wäre. Ihr müßt Euch ſammeln — und wir müſſen hinweg, ſo bald als möglich.

Müſſen wir? fragte Camoëns halblaut und in einem Tone, der ſein ſchmerzliches Widerſtreben verriet. Und glaubt Ihr im Ernſte, daß es helfen werde? Mir iſt, als wäre ich an den Boden dieſes Schloſſes feſtgeheftet und ſolle ſchauen und ſchauen, wie mein Traum Stück um Stück dahinſinkt, und mich ſelbſt verhöhnen, daß ich ihn geträumt habe. Es wird ſchwerlich lange währen, bis die Entſcheidung da iſt!

Viel zu lang für Euch — für uns, Camoëns! entgegnete der Edelmann. Laßt uns noch dieſen Abend den König um Urlaub bitten — und morgen in der Frühe nach Almocegema reiten. Ich bin ſicher, daß Ihr an meinem Herde von dem Fieber geneſen werdet, das Euch erfaßt hat. Ich tadle Euch nicht und werde Euch nicht mit armſelig verſtändigem Geſchwätz Gift in die Wunde träufeln. Aber wenn Ihr Euch nicht ſelbſt aufgeben, wenn Ihr auch nur um Euers Werkes willen leben wollt, ſo muß das erſte ſein, daß wir gehen.

So kommt denn — kommt! ſagte Camoëns, ſich plötzlich gewaltſam aufraffend. Wenn ich den König noch einmal ſehen und verehren muß, kann es nicht bald genug geſchehen. Ich möchte mein Auge auf den Grund ſeiner Seele ſenken, um zu wiſſen, was er der Herrlichen ſein wird. Dürfte ich es ihm mit einem Blicke ins Herz glühen, daß nur der ihrer wert iſt, der um ihretwillen alles vergeſſen, für ſie alles opfern kann.

Im Dunkel vermochte Barreto die Züge des Freundes nicht zu unter-

ſcheiden und die heiße Glut im Geſichte desſelben nicht wahrzunehmen. Aber Camoëns' Stimme offenbarte ihm genug, und ſo ſagte er nach kurzem Beſinnen:

Wollt Ihr mir geloben, Luis, mich ruhig hier zu erwarten, ſo erſpare ichs Euch jetzt, vor den König zu treten. Ich werde ihn wiſſen laſſen, daß Ihr Euch nicht völlig wohl fühlt und Euch vor ihm zeigen wollt, ſobald der Druck Eurer Luſiaden zu Ende geführt ſei, oder ſobald er es wünſche. Er wird nicht anſtehen, uns in Gnaden zu entlaſſen, und ich erachte es für einen Gewinn, wenn wir Cintra und dieſem Palaſte den Rücken kehren. Haltet Euch eine Viertelſtunde hier ſtill und laßt mich mit dem Könige ſprechen.

Ihr ſeid und bleibt der Hilfreiche! antwortete Camoëns. Thut, was Ihr ſelbſt für das Beſte erkannt habt, Manuel, und ſeid gewiß, daß Ihr mich hier findet, wie Ihr mich jetzt verlaßt, vielleicht ſchon um ein Teil ruhiger!

Während Barreto ohne Zögern ſich in den Saal zurückbegab, blieb Camoëns ſtill, nur von Zeit zu Zeit ſchwer atmend, an der ſteinernen Brüſtung der Terraſſe ſtehen und verſuchte nach jener Stelle hinzublicken, an der ſich vorhin der Glutſtreifen gezeigt hatte. Aber nur ein blaſſer Schein unterſchied ſich noch von dem Dunkel, welches Gärten und Thal gleichmäßig einhüllte. Er vermied es, ſich nach dem Schloſſe hin zu wenden, aus deſſen Fenſtern überall noch Lichtſchein hervordrang. Die Bilder der letzten Tage, und vor allem die der letzten peinvollen Stunde, drängten ſich haſtig durch ſein Hirn, und aus allen hervor leuchtete ihm Geſicht und Geſtalt Catarinas. Umſonſt verſuchte er ſich jetzt zu fernen Zeiten zurückzuverſetzen, wie ein Schauer durchrieſelte ihn die Erkenntnis, daß er in dem heißen, glücklechzenden Traume der letzten Tage nicht nur den kümmerlichen Frieden der Gegenwart, ſondern auch die ſelig-ſchmerzliche Erinnerung verloren habe, die ihn über das Weltmeer und wiederum zurück in die Heimat begleitet hatte. In tiefer Trauer ſtützte er das Haupt in die Hände, und indem ſeine Lippen mehr als einmal den Namen Catarina wiederholten, wußte er ſelbſt nicht mehr, ob es die Lebende, ob es die Längſtgeſchiedene ſei, an die er in dieſem Augenblicke mit ſich ſelbſt hadernd dachte.

Der einſame Mann, welcher, nächtige Gedanken in der Seele, von der Nacht umfangen daſtand, konnte nicht ahnen, wie nahe ihm jenſeits des Walles von hochſtämmigen Roſen, der die Terraſſe nach Süden abſchloß, das Fenſter war, aus dem Catarina Palmeirim zu gleicher Stunde in das Dunkel hinausſah und ſeiner, nicht leidvoll, nicht mit bitterm Schmerze, aber mit einer dunkeln Empfindung dachte, welche ſie ſelbſt nicht auszudeuten wußte. Hauchte der feucht und ſchwül daherſtreichende Weſtwind die ſehnſüchtigen Laute, mit denen Camoëns ihren Namen ausſprach, dem jungen Mädchen in die Seele? oder war es nur der Nachhall jenes ſcharfen, ſcheltenden Klanges, mit dem ſoeben die Herzogin den Namen Luis Camoëns genannt hatte? Catarina ſah die Züge des Dichters lebendig vor Augen, und ſie ſchienen mit rührender Bitte zu ihr zu ſprechen.

Als Gräfin Catarina vorhin neben der Herzogin die mächtige Palasttreppe emporgestiegen war, die zu ihrer gemeinsamen Wohnung führte, hatten die Damen an der Schwelle des großen Vorgemachs beinahe ihre ganze zahlreiche Dienerschaft versammelt gefunden. Kammerfrauen, Diener und selbst die Pagen der Herzogin umringten den riesigen grauköpfigen Neger Absalon, der vor langen Jahren mit dem Vater der Herzogin von der Guineaküste nach Lissabon gekommen war. In seinem noch immer gebrochnen Portugiesisch hatte der Mohr den Erstaunten berichtet, daß ihm vor einer Stunde, als er vom Flecken nach den Gärten des Schlosses emporgestiegen sei, einer der Verschnittnen des Prinzen Mulei Muhamed angesprochen und ihm eine hohe Belohnung verheißen habe, wenn er dem fremden, im Hause der Herzogin aufgenommenen Mädchen den Inhalt eines kleinen Krystallglases in ihren Morgentrank schütten wolle. In seiner Bestürzung hatte Absalon mit sinnlosem Nicken geantwortet und das Glas war in seine Hände geglitten. Als aber der Versucher eine Hand voll Goldstücke nachfolgen zu lassen gedachte, hatte der Betroffene seine Besinnung zurückgewonnen und war in die nächtig dunkeln Gänge des Gartens entflohen. Das Glas mit wenigen Tropfen von dunkelgelber Flüssigkeit war in dem Augenblicke von Hand zu Hand gegangen, als die Herzogin und Catarina hinter den voranleuchtenden Fackelträgern über die Schwelle ihrer Wohnung getreten waren. Sobald der Herzogin der Vorfall berichtet worden war, hatte sie ihrer greisen Kammerfrau das verhängnisvolle Krystallgefäß aus der Hand genommen und streng gefragt, ob Esmah etwas von der Erzählung des Negers erfahren habe? Und als ihr die Antwort zu Teil geworden war, daß die junge Maurin schon zur Ruhe gegangen und bis jetzt ohne Ahnung von der ihr drohenden Gefahr geblieben sei, hatte die Gebieterin im strengsten Tone jede Mitteilung an das fremde Mädchen untersagt. Sie hatte die überlieferte Flüssigkeit mit geringschätzigem Lächeln geprüft und der Dienerschaft zugerufen, daß dieselbe nichts weniger als ein Gift sei — dann aber doch ernst befohlen, keine fremden Diener und überhaupt keine Unbekannten die Wohnung betreten zu lassen. Dann hatte die Herzogin selbst die tiefergriffene und bestürzte Catarina in ihre Zimmer geleitet und hier war es gewesen, wo die feste, willensstarke Frau in einen lauten Weheruf ausgebrochen war und den Einfall des träumenden Poeten verwünscht hatte, Esmah unter den Schutz dieses Daches und ihres geliebten Pfleglings zu stellen. Umsonst hatte Catarina die Erzürnte und Erregte zu beruhigen gestrebt. Indem die Herzogin die kleine Phiole, in der sie ein tötliches Gift ganz wohl erkannt hatte, im Badegemach in das große wassergefüllte Marmorbecken ausgoß und eigenhändig das Wasser entrauschen ließ, hatte sie wiederholt ausgerufen, daß Camoëns ihr und Catarina und selbst der Fremden eine Lage geschaffen habe, in der sie keine Stunde vor Erneuerung solcher Frevel sicher wären. Für den Augenblick hatten selbst die Erlebnisse des Abends vergessen geschienen, und erst als Catarina, wieder gefaßt, der Herzogin zugerufen hatte,

daß ja Esmah im besondern Schutze des Königs stehe, da hatte die Herzogin ihre Pflegebefohlene umarmt und leidenschaftlich gerufen: Möchtest du wahr sprechen, Kind, und zur Macht auch bald, bald das Recht erhalten, den König an seine Pflicht zu mahnen. Immer bleibt es ein Mißgeschick, daß uns Senhor Luis mit der Sorge um jenes Mädchen belastet hat, während wir um dich sorgen müssen, Catarina! Der König ist des reinsten Willens voll und liebt dich, wie du es verdienst, und dennoch — dennoch sehe ich Schatten über deinen Weg fallen. Es wäre besser gewesen, wenn es heute nicht hunderte von Neidern und geheimen Gegnern vernommen hätten, daß er dich zu seiner Königin begehrt. Gute Nacht, Catarina, mögen alle guten Engel um dich sein, der neue Tag uns Licht in jedem Sinne bringen und den Willen des Königs stärken.

Catarina hatte zu diesen zweifelnden Worten der mütterlichen Freundin nur gelächelt, hatte leise erwiedert: Der König wird das Rechte finden und thun! und darnach der Herzogin sorglose, erquickliche Ruhe gewünscht. Sie hatte noch den Gutenachtkuß auf ihrer Stirn gefühlt, als sie an das breite offne Fenster getreten war. Und nun lauschte sie seit langen, langen Viertelstunden in die lautlose Stille der Gärten hinaus, suchte vergebens im Dunkel Berge und Wolken zu unterscheiden, vergebens ihre Gedanken bei dem König, bei den Blicken und Worten festzuhalten, welche an diesem Abend zwischen ihm und ihr gewechselt worden waren. Wider Willen entsann sie sich jetzt, wie bleich Camoëns drunten in dem schimmernden Kreise im Königssaal gestanden hatte, wie leidvoll der Ausdruck seiner Züge, wie unverwandt sein Blick ihr zugekehrt gewesen war. Es fiel ihr ein, daß sie nur flüchtige Worte mit ihm gewechselt hatte und daß er wohl auf mehr gehofft haben könnte. Catarina wußte nicht, unter welchem geheimen Zwang sie jeder Begegnung gedachte, die sie seither mit dem Dichter gehabt. Ein Ton in seiner Stimme, ein ernster Zug um die geschlossenen Lippen, deren sie sich erinnerte, offenbarten ihr jetzt mit einemmale, daß der Freund ihrer Mutter wenig Glück gekannt habe, ein tiefes und zartes Mitleid mit dem einsamen Manne beschlich sie und mischte sich mit den frohen Schauern, die jeder Gedanke an den jungen König ihr erweckte. Und seltsam, indem sie hier, in der nächtlichen Ruhe, wechselnd Esmahs, Camoëns' und des Königs gedachte, stand plötzlich der sonnenhelle Morgen vor ihrem Blick, an dem sie mit Camoëns im Hochthal der Mutter aller Gnaden verweilt hatte, und dann wieder der schwüle Mittag und die wilden Unwetter, durch welche sie an Dom Sebastians Seite geritten war. Eine tiefe Sehnsucht, dem Freunde ihrer Mutter mehr und besseres zu sein, als die Verklärte es jemals vermocht hatte, ergriff sie mit geheimer Gewalt. Und dazwischen wogte dann das Bewußtsein auf, daß Dom Sebastian in seiner Weise nicht minder glücklos sei als Luis Camoëns; mit der Nachtluft, der sie ihre brennende Stirn bot, drangen die Laute wieder an ihre Seele, in denen der junge König ihr sein tiefstes Leben vertraut hatte. Als sich die wider-

ſtreitende Empfindung in einen Thränenſtrom löſte, ward ſie ſich bewußt, daß ihr Herz dem König gehöre. Und dabei fühlte ſie doch noch immer den bittenden Blick Camoëns' auf ſich gerichtet und gelobte ſich, wenn jemals die ſtolzen Hoffnungen dieſes Abends Wirklichkeit würden, ſeiner vor allen andern zu gedenken. (Fortſetzung folgt.)

Literatur.

Noch ein Wort zum deutſchen Zivilprozeß. Von Dr. O. Bähr. (Separat-Abdruck aus Iherings Jahrbüchern.) Jena, Guſtav Fiſcher, 1886.

Den Leſern dieſer Zeitſchrift wird bekannt ſein, daß vor wenigen Monaten der Verfaſſer in einer Schrift „Der deutſche Zivilprozeß in praktiſcher Bethätigung" mit ebenſo vieler Offenheit als Schärfe die Mängel unſers neuen Verfahrens in bürgerlichen Rechtsſtreitigkeiten bloßlegte. Es war natürlich, daß bei der angeſehenen Stellung, die der Verfaſſer in Theorie und Praxis der Jurisprudenz anerkanntermaßen einnimmt, ſein Urteil eine ſchwerwiegende Bedeutung haben mußte, und nach dem bekannten Sprichwort von dem Benagen der ſchönſten Früchte hat es ſeiner Schrift an Gegnern nicht gefehlt. Dieſelben haben den Kampf mit vieler Leidenſchaftlichkeit aufgenommen und ihre Gegenſchriften werden auf alle andern Lobſprüche zu rechnen haben, als auf den der Objektivität. Weil Bähr nach dem ganzen Charakter ſeiner frühern Schrift nur die Mängel kennzeichnete und nicht ſchon ganz beſtimmte Vorſchläge für die Reform machte, ſo ſupponirte man ihm, daß er die neu errungnen Grundſyſteme der Mündlichkeit und Unmittelbarkeit wieder verlaſſen und lediglich zu dem altpreußiſchen Prozeß zurückkehren wollte. Noch andre verdächtigten das von ihm für ſeine Kritik mit vieler und anerkennenswerter Mühe herbeigeſchaffte Material, und es hat endlich auch an ſolchen Gegnern nicht gefehlt, welche bei ihrer Polemik auf literariſchen Anſtand verzichteten. Sein gegenwärtiger Aufſatz widerlegt nicht nur in ſehr ſchlagender Weiſe die gegen den frühern vorgebrachten Gründe, ſondern zeigt auch, wie den von ihm gerügten Mängeln abgeholfen werden kann, ohne an den vorhandnen Grundſäulen des gegenwärtigen Prozeßgeſetzes zu rütteln. Näher hierauf einzugehen würde eine Vertiefung in juriſtiſche Details nötig machen, welche für die Leſer dieſer Zeitſchrift nicht von Intereſſe wäre. Bähr verſteht es aber, die ganze Frage von einem höhern Geſichtspunkt als dem der Privatjuriſten zu behandeln. Mit ſtark ausgeprägtem Realismus weiſt er auf die Schäden hin, welche dem wirtſchaftlichen Leben der Nation aus unſrer Zivilprozeßordnung erwachſen, und mit nicht minder beredtem Idealismus kennzeichnet er die ſittlichen Gefahren, welche den edelſten Gütern unſrer Nation in der Zukunft noch drohen. Der Verfaſſer deutet in ſeinem Schlußwort an, daß eine Reform der Zivilprozeßordnung bei der gegenwärtig herrſchenden Stimmung wenig Ausſicht habe, und die Verhandlungen in der jetzigen Reichstagsſeſſion und namentlich in der Sitzung vom 5. April dieſes Jahres beweiſen, daß dieſe ſchmerzliche Reſignation vorerſt leider nur zu begründet iſt. Wer hier helfen könnte, iſt immer wieder nur der Reichskanzler, der nach den in ſeinem Auftrage von dem Staatsſekretär von Schelling in der Sitzung vom 11. Dezember 1884 abgegebnen Erklärungen die wirtſchaftlichen Mängel mit dem ihm eignen genialen

Scharfblick wohl erkannt hat. Aber was soll nicht alles der Reichskanzler thun? Die Nation muß glücklich sein, daß Fürst Bismarck unter Aufopferung seiner Gesundheit überhaupt noch imstande ist, gegenüber den Chikanen der Parlamentsmehrheit und der auch an andern Stellen befindlichen vis inertiae wenigstens soviel zu leisten, um das mühsam errungene Werk der deutschen Einheit vor dem Verfall zu wahren.

Zur Zeit wird die Nation von Fragen bewegt, die mehr das Interesse in Anspruch nehmen, als um sich einer Reform der Zivilprozeßordnung zuzuwenden. Eben weil das Parlament in seiner jetzigen Zusammensetzung den vitalsten Interessen des Reiches Hindernisse und Anfechtungen bereitet, treten Fragen in den Hintergrund, die weniger den Bestand des Reiches berühren. Das ist eine traurige Erscheinung, über welche dereinst die Enkel die Sorglosigkeit der Voreltern anklagen werden.

Wie dem aber auch sei, die Schriften Bährs haben mit schonungsloser Offenheit die Hand an die Wunde gelegt und wenn er jetzt Anfechtung erfahren hat, so wird die Zeit — hoffentlich nicht allzufern — kommen, in welcher man an die Bährsche Kritik und Reform anknüpfen wird. Mag auch heute auf Bährs Bestrebungen der Satz: Victrix causa diis placuit sed victa Catoni Anwendung finden, die Wahrheit wird doch zum Siege gelangen und dann wird, wie in vielen andern Beziehungen, der Name Bährs denjenigen seiner Gegner auch auf dem Gebiete der Zivilprozeßordnung mit hellem Glanze überstrahlen.

Heeresverfassungen und Völkerleben. Eine Umschau von Max Jähns, Major. Berlin, Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur, 1885.

„Kaum ein Kreis irdischer Interessen — sagt G. Freytag einmal — prägt so scharf die Besonderheiten der Zeitbildung aus, als das Heer und die Methode der Kriegführung. Die Armee entspricht zu jedem Jahrhundert merkwürdig genau der Verfassung und dem Charakter des Staates.“ Diese Wechselbeziehungen zwischen dem allgemeinen geschichtlichen Leben, insbesondre aber zwischen den wirtschaftlichen Daseinsbedingungen der Völker und der Form ihrer Heeresverfassung darzulegen, hat sich Jähns zur Aufgabe gestellt. Schon des Verfassers Handbuch einer Geschichte des Kriegswesens hat gezeigt, mit welcher Sicherheit er den gewaltigen Stoff beherrscht. Das vorliegende Werk hebt aus jedem Zeitabschnitte die Haupterscheinungen heraus. Mit den Heerformen der Wandervölker beginnt der erste Abschnitt, ihm folgen in vier Büchern als ebensoviel verschiednen Stufen der Wehrverfassung: die Einrichtungen der Kriegerkasten und Militärkolonien, die auf dem Grundbesitz beruhende Kriegsverfassung Roms und Deutschlands im frühen Mittelalter, das Söldnerwesen, endlich die Verbindung der freien Werbung mit der Aushebung. Die Entwicklung der allgemeinen Wehrpflicht der modernen Völker bildet den Schluß. Wir hätten gewünscht, daß hier die unbeugsame Folgerichtigkeit noch stärker betont worden wäre, welche gerade das deutsche Wehrsystem fordert, und welche es mit sich bringt, daß auch in längern Friedenszeiten die Ausgaben für Heer und Flotte nicht oder kaum herabgesetzt werden können. Jähns' „Heeresverfassungen“ sind ein anregendes, geistvolles, auf umfassender Sachkenntnis beruhendes Werk. Von eingehenden Studien, gewiß veranlaßt durch die in Aussicht stehende Geschichte der Kriegswissenschaft, zeugt namentlich auch die Benutzung handschriftlichen Materials im letzten Buche. Erwähnung verdient hätten wohl Gustav Adolf und Wallenstein. Mit der auf S. 117 geäußerten Ansicht: Rom war, was Hannibal nicht wußte und nicht glaubte, gerade daheim am stärksten, dürfte der Verfasser ziemlich vereinzelt dastehen.

Der ab und zu etwas rhetorisch gefärbte Ausdruck des Buches stammt wohl daher, daß ihm teilweise Vorlesungen zu Grunde liegen. Wie diese aber die Hörer gefesselt haben werden, so wird es auch dem Buche nicht an dankbaren Lesern fehlen.

Die letzten Marienbilder. Eine Lübecker Künstlergeschichte. Von Otto Rüdiger. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß, 1886.

Seitdem Riehl seine kulturgeschichtlichen Novellen geschrieben hat, von denen einige als Muster der Gattung gelten können, hat es nicht an Nachahmern gefehlt, aber nur wenigen ist es gelungen, die Höhe ihres Vorbildes zu erreichen. Es ist eben nicht leicht, den geschichtlichen Stoff, welcher auf dem Wege der Forschung gewonnen wurde, künstlerisch so zu durchdringen und mit Hilfe der Phantasie zu beleben, daß das Ganze sich wirklich zum dichterischen Gebilde abrundet und nicht bloß als das Werk eines gelehrten Notizensammlers erscheint. Vielfach dienen ja solche Novellen nur dazu, das Wissen ihres Verfassers an den Mann zu bringen, während von der schöpferischen Thätigkeit eines Dichters wenig oder garnichts in ihnen zu verspüren ist. Dem Verfasser des obengenannten Büchleins dürfen wir nachrühmen, daß er nicht zu der Zahl dieser Pseudopoeten gehört. Obwohl er uns eine Fülle kunstgeschichtlicher Einzelheiten vorführt und Brauch und Sitte der Stadt Lübeck zur Reformationszeit möglichst getreu darstellt, so drängt sich doch das geschichtliche Beiwerk nirgends so sehr hervor, daß der Dichter hinter dem Kulturhistoriker verschwände. Die durchaus erfundene Handlung, deren Grundmotiv der Widerstreit deutscher und italienischer Renaissancekunst ist, kann allerdings nicht als spannend bezeichnet werden, ebensowenig wie das bekanntlich bei den meisten der Riehlschen Erzählungen der Fall ist; auch die Charaktere der drei Hauptpersonen, die einzigen, die eingehender ausgeführt sind, erscheinen ziemlich einfach, wenn nicht gar gewöhnlich; dennoch macht das Ganze einen erfreulichen Eindruck. Dazu trägt außer der gewandten Sprache, die sich von der heute so beliebten Altertümelei glücklich freihält, am meisten die warme vaterländische Gesinnung des Verfassers bei, seine ehrliche Freude an unsrer heimischen deutschen Kunst, die um ihrer Gediegenheit und Keuschheit willen auch neben den glänzendsten Schöpfungen der italienischen Renaissancekünstler ein Recht auf unsre Verehrung hat, ja um ihrer größern Innerlichkeit willen nicht selten sogar den Vorzug vor ihrer wälschen Schwester verdient. Das ist nach Rüdigers Erzählung auch bei den zwei Marienbildern der Fall, welche die beiden deutschen Gesellen Siewert vom Rhyn und Merten von Isnack im Wettkampfe mit dem Italiener Giovanni herstellen. Diese Marienbilder sind die letzten, welche in Lübeck zur Andacht bestimmt waren, aber sie werden mehr bewundert als angebetet, denn bereits ist Luther mit seinem Kampfe gegen die römische Kirche hervorgetreten, und auch in der alten Hansestadt Lübeck haben sich die Vorboten einer neuen Zeit eingestellt. Indem der Verfasser in der angedeuteten Weise seine Geschichte auf dem Hintergrunde einer großen geschichtlichen Bewegung abspielen läßt, ohne dieselbe in den eigentlichen Rahmen derselben hineinzuziehen, hat er ihr mit geschickter Hand einen wirklich geschichtlichen Hauch zu verleihen gewußt. Wir können das Büchlein der Beachtung unsrer Leser warm empfehlen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.

Grenzboten
18

Die griechiſche Frage.

Die griechiſche Frage beſchäftigt und verſtimmt die Welt noch immer. Da ſie in engem Zuſammenhange mit der bulgariſchen ſteht, ſo durfte man hoffen, ſie werde gewiſſermaßen von ſelbſt einſchlafen, wenn die letztere beigelegt ſei. Dieſe Hoffnung ſcheint aber trügen zu wollen. Wenigſtens verdoppelten in den letzten Wochen die Griechen ihre kriegsluſtigen Kundgebungen und ihre Vorbereitungen zu einem Kampfe mit der Pforte. Ohne deutlich zu erklären, daß er losſchlagen will, thut der griechiſche Miniſterpräſident alles irgendmögliche, um einen Zuſammenſtoß mit den Türken unvermeidlich zu machen, und er wird ſomit, wenn derſelbe erfolgt, dafür verantwortlich zu machen ſein, gleichviel von welcher Seite zuerſt die Grenze überſchritten und der erſte Schuß gethan werden ſollte. Der König Georg ſcheint in ähnlicher Lage zu ſein wie Napoleon der Dritte im Sommer des Jahres 1870: er wird von einer Partei, der er nicht widerſtehen kann, zu einem Wagnis gedrängt, welches ihm die Krone koſten kann. Ein ehrgeiziger Miniſter und eine verblendete Volksvertretung wollen es ſo, während er ſelbſt augenſcheinlich friedfertig denkt. Delyannis wieder geberdet ſich, als ob er gleichfalls nur Impulſen außer ihm gehorchte, wenn er ſich in ſichtliche Gefahr ſtürzte, als vollzöge er nur den Willen der Nation. Wir meinen aber, er ſei an die Spitze der Regierung geſtellt, um zu regieren, nicht um regiert zu werden, Verſtand zu haben für das Volk, nicht der Diener von deſſen Unverſtand zu ſein, ganz abgeſehen davon, daß ſchwerlich das ganze griechiſche Volk, ſondern ſicher nur eine ſehr laute und rührige Partei nach Krieg und Raub ſchreit.

Was die Stellung der Mächte zu der Angelegenheit betrifft, ſo ſcheint jetzt feſtzuſtehen, daß dieſelben es Griechenland überlaſſen wollen, ſelber mit der

Digitized by Google

Pforte fertig zu werden, d. h. durch einen Krieg zu Lande. Zur See vorzugehen, wird ihm ebenso gewiß nicht gestattet werden, und da hier seine Hauptstärke liegt, ist immer noch zu hoffen, daß es sich in der zwölften Stunde eines Bessern besinnen und der Vernunft Gehör geben wird, gegen deren Ratschläge es sich so lange verschlossen hat. Noch einmal werden die Vertreter der Mächte in Athen friedliche Entschlüsse befürworten. Die Anregung dazu erfolgte durch ein Rundschreiben der Pforte vom 12. April, in welchem die Regierung des Sultans in nachdrücklicherer Sprache als je vorher die Notwendigkeit auseinandersetzt, daß die Großmächte Europas allen ihren Einfluß in Athen aufbieten, um dort eine Politik des Friedens herbeizuführen. Die Lage sei, so heißt es in dem Schriftstücke, nicht mehr zu ertragen, sie bedrohe die allgemeine Ruhe und verhindere das Wiederaufleben des Vertrauens zu den Verhältnissen. Das ist unzweifelhaft richtig, und namentlich ist die Lage für die Türkei kaum noch erträglich. Militärisch allerdings hat sie nichts zu befürchten, aber ihr fast unzweifelhafter Sieg über die Griechen würde ihr nur einigen Ruhm einbringen. Wichtiger ist die arge Finanznot, in die sie die griechische Bedrohung gebracht hat. Nur mit großen Anstrengungen und Opfern hat der Sultan einen bedeutenden Teil seines Heeres auf den Kriegsfuß setzen, die unumgänglich notwendigen Kriegsbedürfnisse beschaffen und die Truppen bisher notdürftig verpflegen können. Die vorhandnen Mittel haben hierzu nicht ausgereicht, und so hat die türkische Regierung sich gezwungen gesehen, zu außerordentlichen Maßregeln zu greifen. Sie hat der Ottomanischen Bank die Kassabahn verpfändet und für einen Vorschuß auf gewisse Bedingungen des Barons Hirsch (des bekannten jüdischen Ausbeuters ihrer Geldverlegenheiten), welcher die Eisenbahnen in Rumelien für seine Kasse „fruktifizirt," eingehen müssen. Die Pforte hat ferner den von ihr in den letzten Jahren nicht angetasteten Fonds zu Pensionen für die Witwen und Waisen angegriffen und vollständig verausgabt, sie ist zu dem bedenklichen Mittel einer Zwangsanleihe geschritten, hat die meisten fälligen Zahlungen eingestellt und sich sogar einen Vertragsbruch erlaubt, indem sie ihren Gläubigern zwangsweise die ihnen verpfändete Hammelsteuer entzog, weil diese gerade jetzt zu entrichten und so der Staatskasse noch einige Wochen Geld zu liefern imstande ist. Ist auch diese Steuer verbraucht, und kann dann noch nicht an Abrüstung gedacht werden, so bleibt der Regierung nur der von der Ottomanischen Bank angebotene Vorschuß von fünfzehn Millionen Mark übrig, oder sie muß zu finanziellen Ungeheuerlichkeiten mit schlimmen Folgen verschreiten. Unter solchen Umständen aber könnte es ihr niemand verdenken, wenn sie den griechischen Drohungen und Herausforderungen gegenüber endlich ihre Gelassenheit verlöre. Deutschland, Österreich-Ungarn und Rußland haben das Rundschreiben vom 12. April bereits beantwortet und die Zusage erteilt, neue Schritte zu thun, um die griechische Regierung zur Abrüstung zu bewegen. Von Frankreich und Italien wird erwartet, daß sie sich

ähnlich äußern werden. Was England anlangt, so war es von Anfang an für die stärkste Pression in Athen, weil es seinen Handel in den Meeren der Levante bedroht sah, falls es zum Kriege kam. Von London ging jetzt auch die Idee aus, im Namen Europas an Griechenland in der Sache eine Note in ultimatischer Form zu richten. Die Erfahrung habe, so sagt man dort, gelehrt, daß freundschaftliche Mahnungen allgemeiner Art bei Delyannis wirkungslos bleiben, dagegen sei von einer Aufforderung, bis zu einem bestimmten Termine abzurüsten, anzunehmen, daß der besonnenere Teil des griechischen Volkes sich um Trikupis schaaren und den jetzigen kriegslustigen Minister vom Ruder verdrängen würde. Genaues über den betreffenden englischen Vorschlag bei den Kabinetten der Großmächte ist noch nicht bekannt. Doch verlautet mit Bestimmtheit, daß darin beantragt wird, den Griechen eine Frist von einer Woche bis zum Vollzuge der Abrüstung zu setzen. Dagegen soll eine direkte Bedrohung für den Fall der Nichterfüllung des Verlangens der Mächte darin nicht empfohlen sein. Doch versteht sich wohl von selbst, daß die Mächte sich über ihr Verfahren in diesem Falle im voraus verständigen müssen, und dieses Thema scheint sie in der That gegenwärtig zu beschäftigen. Daß unter den Maßregeln, die dann zu ergreifen wären, der Abbruch der diplomatischen Beziehungen zu der Athenischen Regierung und die Blockade der griechischen Küsten und Haupthäfen eine Rolle spielen würden, leuchtet gleichfalls ein. Doch ist darüber noch kein Einverständnis erzielt. Die britische Regierung erachtet ihren Vorschlag als jeder Modifikation fähig und legt nur Wert darauf, daß die von ihr angeregte energischere Aufforderung an die Minister des Königs Georg im Namen ganz Europas erfolge und diesen Charakter bis ans Ende bewahre. Das aber hat, wie glaubwürdig behauptet wird, seine Schwierigkeiten. Es ist möglich, eine Übereinstimmung der Großmächte, soweit es sich um den doch nur diplomatischen Akt eines Ultimatums handelt, zu erreichen, aber gegenwärtig unwahrscheinlich, daß dieses Einvernehmen auch in Betreff der Konsequenzen dieses Schrittes Bestand haben würde. Wenn die griechische Regierung sich bis jetzt noch nicht fügte, so rechnete sie offenbar auf das bisherige Auseinandergehen der Meinungen der Mächte in dieser Beziehung. Der griechische Kriegsminister reiste zu den Truppen, die an der Nordgrenze zusammengezogen worden sind. Zu deren Verstärkung ging zuletzt auch die Garnison von Athen ab, so notwendig sie hier auch für den Fall war, daß friedliche Entschlüsse zuletzt bei der Regierung die Oberhand gewannen und daraufhin die panhellenistischen Demagogen eine Revolution in Szene setzten. Trikupis, dessen Berufung zum Premier unter den gegenwärtigen Verhältnissen den Frieden bedeuten würde, zeigt keine Neigung, an die Stelle von Delyannis zu treten. Offenbar denkt letzterer: es wird sich mit unsern Plänen schon noch günstig gestalten, die Mächte reden nur drein, wagen aber nicht, ernstlich dagegen zu handeln, um nicht ihr Interesse zu beeinträchtigen. Frankreich trägt Sympathien für uns zur Schau.

weil es bei uns Sympathien zu erhalten wünscht, die es für sein Interesse am Mittelmeere England gegenüber zu bedürfen glaubt. Rußland glaubt, daß in Bulgarien noch nicht das letzte Wort gesprochen sei, daß es dort seinen Einfluß wieder stärken könne, daß es gut für seine letzten Ziele sei, wenn auf der Balkanhalbinsel Ungewißheit und Unzufriedenheit herrschen, und daß es ihm in gleichem Maße nütze, wenn die Pforte durch langdauernde Kriegsbereitschaft finanziell geschwächt oder gar zu Grunde gerichtet wird. Leider sieht es nach manchen Anzeichen aus, als ob die griechische Berechnung zutreffen könnte, und als ob das europäische Konzert in dieser Frage, d. h. in Sachen der Zwangsmaßregeln, sich auflösen wollte. Jedenfalls ist es auffällig, daß die französischen Offiziere, welche die griechische Armee als Drillmeister eingeübt haben, sich noch immer im griechischen Lager befinden, und daß Schiffe der französischen Levantestation noch immer im Piräus liegen und angewiesen sind, diesen Hafen nicht ohne ausdrücklichen Befehl des Marineministers zu verlassen. Anderseits soll die russische Regierung zwar gewillt sein, sich mit den andern Mächten an einer Blockade zu beteiligen, aber der Verdacht ist nicht abzuweisen, sie werde sich dazu nur herbeilassen, um kräftigere Maßregeln zu verhüten. Dazu kommt jetzt noch die Reise des russischen Gesandten in Athen nach Livadia zum Kaiser, und die Nachricht, daß er zuvor lange Unterredungen mit dem Könige Georg und Delyannis gehabt hat, in denen man eine Beruhigung und Ermutigung der widerspenstigen Griechen erblicken will.

Am 7. April hat an Bord des englischen Admiralschiffes in der Sudabucht unter dem Vorsitze des Herzogs von Edinburg ein Kriegsrat stattgefunden, an welchem die Befehlshaber des nunmehr dort vollzählig versammelten europäischen Geschwaders teilnahmen. Dem Vernehmen nach regte hier der Wortführer Englands den Gedanken von Gewaltmaßregeln gegen die hellenische Flotte, ja von einer eventuellen Vernichtung derselben an. Es kam aber nur zu dem Beschlusse, die Buchten und Häfen Südgriechenlands streng zu überwachen, da die Instruktionen der nichtenglischen Admirale nicht weiter reichten. Der russische namentlich wollte nur Vollmacht haben, sich an einer Blockade zu beteiligen, und der französische drückte sich zwar nicht so bestimmt aus, man weiß aber, daß er, wenn es zum Handeln kommen sollte, wie der Russe verfahren würde. Die Einigkeit unter den Mächten läßt also zu wünschen übrig. Indes ist anzunehmen, daß wenigstens keine derselben jetzt noch Einspruch thun würde, wenn die Pforte endlich selbst kriegerisch gegen Griechenland vorgehen wollte. Der Sultan hat bis jetzt große Geduld an den Tag gelegt und auch den Schein vermieden, als dächte er daran, den Frieden zu stören. Treibt man aber in Athen die Dinge weiter bis zum äußersten, so wird ihm, wenn er dann die Waffen dagegen braucht, die Billigung der Mächte nicht vorenthalten bleiben, da eine gewaltsame Entscheidung des von Griechenland angezettelten Handels, die jedenfalls nur einige Tage dauern würde, immerhin den nunmehr schon

Monate dauernden Bedrohungen des europäischen Friedens durch den kleinsten Staat des Weltteils vorzuziehen wäre. Griechenland hat von einem Angriffe auf Epirus und Macedonien nichts zu erwarten als eine Niederlage. Seine kriegerischen Mittel sind trotz aller Verstärkung seiner an der Grenze stehenden Truppen unzureichend. Sein angebliches Recht existirt nur in seiner Einbildung, es hat wenigstens mit dem Völkerrechte nichts zu schaffen, und selbst ein wirkliches Recht gewinnt keine Kriege, wenn ihm nicht die Macht zur Seite steht oder große Sympathien ihm entgegenkommen. Die letztern fehlen ihm in den türkischen Provinzen, deren Eroberung es im Auge hat. Die dortigen hellenischen Stammesgenossen werden geneigt sein, es zu unterstützen, sie bilden aber nicht die Mehrheit der Bevölkerung und wohnen nur hin und wieder dicht beisammen. Die Griechen bauen auf ihre geistige Überlegenheit über die Albanesen und Bulgaren in jenen Provinzen, lassen aber die Thatsache aus den Augen, daß die Albanesen in Epirus ihnen jetzt an Nationalgefühl nicht nachstehen und daß das griechische Element in Macedonien das bulgarische schon lange nicht mehr so beherrscht und aufsaugt wie früher. Diese Bulgaren sehen jetzt einen bulgarischen Staat neben sich, der ein energisches Leben zeigt, von dem er an sie abgiebt. Selbstverständlich werden sie nicht in einen hellenischen Staat aufzugehen geneigt sein, der ein fremder ist und ihnen nicht durch Thatkraft imponirt. Griechenland hat den rechten Augenblick versäumt. Es sollte das jetzt begriffen haben, und man sollte meinen, nachdem die Anhänger der großgriechischen Idee sich gezwungen gesehen haben, die Hoffnung auf Byzanz für immer aufzugeben, müßte es ihnen leichter fallen, die Hoffnung auf den Besitz von hundert oder zweihundert Dörfern und Kleinstädten in Macedonien und Albanien fahren zu lassen. Können sie das nicht, so werden sie müssen, und müssen thut weh, besonders wenn das Anderswollen viel Geld gekostet hat.

Ähnliches gilt von Kreta, auf das man in Athen schon seit Jahrzehnten begehrliche Blicke wirft und von dem vor kurzem ein „patriotischer," d. h. chauvinistischer Redner in der dortigen Kammer wissen wollte, es sei zu sofortigem Aufstande bereit und warte nur auf einen Wink dazu. Man behauptet, die Insel sei ein natürliches Zubehör zu Griechenland, ihrem „Mutterlande," verstößt aber damit nur insofern nicht gegen die Geschichte, als Kreta in halb mythischer Zeit eines der letzten Ziele der dorischen Wanderung war und durch diese zu der ursprünglich semitischen Bevölkerung ein starkes hellenisches Element erhielt. Von einem Zusammenhange mit den Stammverwandten war hier später bis auf die letzten Jahrzehnte viel weniger die Rede als selbst in Sizilien und Unteritalien. Auch in der Zeit des regsten nationalen Lebens der altgriechischen Zeit war das kretische Griechentum politisch gesondert von dem auf den Nachbarinseln und auf dem Festlande Europas und Kleinasiens. Erst 67 v. Chr. wurde Kreta ein Teil des römischen Weltreiches und so einigermaßen mit der übrigen hellenischen Welt verbunden. Als jenes Reich in eine westliche und eine östliche

Hälfte zerfiel, verblieb die Inſel nur verhältnismäßig kurze Zeit bei der letztern, denn 823 wurde ſie dem griechiſchen Kaiſer durch die Araber entriſſen, in deren Beſitz ſie faſt anderthalbhundert Jahre verblieb. Nikephoros Phokas brachte ſie 961 wieder unter die Herrſchaft von Byzanz. Bald nach der Eroberung Konſtantinopels durch die Kreuzfahrer geriet ſie in die Hände der Genueſen, denen ſie nicht lange darauf von den Venetianern abgenommen wurde. Dieſe behaupteten ihre Eroberung bis 1645 gegen die Türken, welche das übrige griechiſche Land erobert hatten, und die Hauptſtadt fiel ſogar erſt 1696 in deren Hände. Seitdem hat ſie mit Ausnahme weniger Jahre, in denen ſie Mehemed Ali pfandweiſe beſaß, zum Reiche der Pforte gehört, die den 1863 ausgebrochenen und von Athen unterſtützten Aufſtand 1867 niederwarf und die Inſel ſicher gutwillig nicht abtreten wird, da ſie von größter Wichtigkeit für den Beſtand ihrer Herrſchaft iſt, und da ſie bei einer ſolchen Weigerung mit aller Beſtimmtheit England an ihrer Seite haben wird. Ein Blick auf die Karte reicht hin, um zu erkennen, daß die Linie Kreta-Rhodus es ermöglicht, die Verteidigung der Dardanellen gegen einen von Süden her kommenden Feind ſchon in einer Entfernung von ſechzig geographiſchen Meilen mit Ausſicht auf Erfolg zu beginnen, wenn man ihm mit genügenden Seeſtreitkräften die ſchmalen Waſſerſtraßen im Oſten und Weſten Kretas verſchließen kann. Der Verluſt des letzteren öffnet jeder feindlichen Flotte den Zugang von Südweſten her nach den Dardanellen und ſperrt anderſeits der türkiſchen Kriegsmarine den Weg zu Ausfällen nach dem weſtlichen Mittelmeere. Wir weiſen auf die Verlegenheit hin, welche der Pforte während des Krieges mit Mehemed Ali daraus erwuchs, daß ſich Kreta damals im Beſitze des letztern befand, während das kurz vorher unabhängig gewordene Griechenland die Inſelgruppe der Cykladen mit dem militäriſch höchſt wichtigen Syra inne hatte. Damals war das Ägeiſche Meer den Schiffen des Kapudan Paſcha, der es früher beherrſcht hatte, vollſtändig verſchloſſen, und keine osmaniſche Flotte wäre imſtande geweſen, weſtlich von Kreta durch die Meerenge von Cerigo und Cerigotto oder öſtlich durch die von Karpathos durchzubrechen. Es ergiebt ſich aus dieſer Erfahrung der ſtrategiſche Wert Kretas: dasſelbe iſt für die Pforte, wenn ſie überhaupt für einen Seekrieg genügende Mittel beſitzt, von größter Bedeutung, eine Art Malta oder Gibraltar.

Der Kampf um die Schule in Belgien.

Die abstrakten Lösungen der großen Streitfragen kommen auf allen Gebieten immer mehr in Mißkredit. Der liberale Doktrinarismus, welcher mit Verfassungsbestimmungen, mit genauer Abgrenzung der Machtkreise der verschiednen konstitutionellen Gewalten den Frieden zwischen denselben für immer gesichert zu haben wähnte, erscheint jetzt als ein Versuch, das Lebendige, Werdende und Veränderliche in das Bett des Prokustes zu zwängen und dadurch in seinem Dasein selbst zu gefährden. Welche Hoffnungen hat nicht der alte Liberalismus auf die Wirkung der Zauberformel gesetzt: Trennung von Staat und Kirche! Und wie wenig haben sie sich in der Praxis bewährt! Italien, welches bereits vor Jahren jene Trennung durchführte, kommt dennoch dabei so wenig zur Ruhe, daß die Anrede „Sire" in dem Briefe des Reichskanzlers an den Papst zu einer Ministerinterpellation im italienischen Parlament Anlaß zu geben droht. In Frankreich billigt das Ministerium Freycinet das große Heilmittel zwar im Prinzip, hütet sich aber, es anzuwenden. In Belgien sind Staat und Kirche seit sechsundfünfzig Jahren gründlicher getrennt als irgendwo anders. Aber der Kampf zwischen beiden ist dadurch keineswegs beseitigt oder auch nur gemildert, sondern zuletzt in einer so heftigen Weise gesteigert worden, daß die liberalen Staatsmänner der alten Schule, die Frère-Orban, Laveleye, Aviella u. s. w., demselben nahezu ratlos und verzweifelt gegenüberstehen. Das „Ambos oder Hammer sein" gilt auch von dem Verhältnisse zwischen Staat und Kirche, welche übrigens auch nur zwei abstrakte Formeln sind, deren Inhaltsfüllung entscheidet. In Belgien sind mit Ausnahme weniger Protestanten und Juden dieselben Personen zugleich der Inhalt und Körper des Staates wie der katholischen Kirche. Je nachdem in der Mehrheit der Belgier das nationale Gefühl das religiöse an Lebhaftigkeit übertrifft oder das letztere stärker ist als das erstere, wird der Staat über die Kirche oder die Kirche über den Staat herrschen, ungeachtet aller die eine von dem andern abzäunenden und abgrenzenden Verfassungsparagraphen.

Thatsächlich haben seit dem Sommer des Jahres 1884 die katholischen Bischöfe Belgiens sich den Staat unterthänig gemacht. Der Staat ist in Gefahr, noch weiter erobert zu werden und sich jenem Ideale der Gläubigen anzunähern, der Theokratie. Was im Mittelalter der Kirchenbann und das Interdikt bewirkte, die Unterjochung der widerspenstigen weltlichen Macht, das bringt jetzt das moderne Mittel des Stimmrechts zuwege. Die katholischen Ab-

geordneten und Mehrheiten sind die wirksam gemachten Bannstrahlen Roms und der Bischöfe. Die „streitende Kirche“ steht jetzt kampflustiger und zuversichtlicher auf dem Plane als seit Jahren, und der Ausgang des Ringens ist geradezu unheimlich zweifelhaft und besorgniserregend. Und was war der Anfang dieses Kampfes zwischen den Liberalen oder Verfassungstreuen und den von intransigenten und konsequenten Katholiken vorwärts getriebenen Klerikalen? Die Schulfrage. Alle andern möglichen Streitpunkte glaubte man durch die Verfassung von 1830 ausgeschlossen zu haben. Der Staat kannte keine bevorrechtete Kirche, sondern nur religiöse Vereine. Es existirte eben deshalb kein Konkordat zwischen Staat und Papst, es konnte somit nie Schwierigkeit entstehen über zu besetzende Bis- und Erzbistümer, über Klöster und Jesuiten, wie z. B. in Deutschland. Der Verkehr der Bischöfe mit ihrem römischen Oberhaupte war vollständig ungehindert. Der Veröffentlichung der päpstlichen Breves und Encykliken, der bischöflichen Hirtenbriefe stand vonseiten des Staates nicht das geringste im Wege. Die einzige, für die Kirche nicht unangenehme Berührung mit dem Staate war der Bezug von 4⅔ Millionen Franks jährlich aus der Staatskasse zur Besoldung ihrer fünftausend Geistlichen. Auch hinsichtlich der Volksschule glaubten die Gründer der Verfassung jeder künftigen Reibung vorgebeugt zu haben, indem sie die vollständige Freiheit des Unterrichts in derselben proklamirten. Allerdings war am Schlusse des § 17 ein Staatsunterrichtsgesetz in Aussicht gestellt. Aber der Staat beeilte sich durchaus nicht, der Kirche und den Privatunternehmern auf dem Gebiete der Schule sonderliche Konkurrenz zu machen.

Als im Jahre 1842 dem damaligen katholischen Ministerium die Notwendigkeit einleuchtete, der thatsächlichen Anarchie des Unterrichtswesens ein Ende zu bereiten und Musterschulen und Staatsgymnasien in größerm Umfange ins Leben zu rufen, mußte es sich zu Kompromissen an die katholische Geistlichkeit verstehen, welche mit ihren Klosterschulen das ganze Land wie mit einem Netze umspannt hielt. Das Schulgesetz von 1842 stellte die jetzt neben den Klosterschulen errichteten Staats- oder Gemeindeschulen unter die Aufsicht der Geistlichen. Dieselben hatten mittelbar durch die Gemeinderäte die Wahl der Schullehrer in der Hand. Sie entschieden über die Wahl der Lehr- und Lesebücher, der katholische Religionsunterricht stand an der Spitze des Lehrplanes, kurz, der ganze Unterricht war konfessionell. Nichtkatholiken waren durch das Gesetz vom Besuch der (damals ausschließlich bischöflichen) Seminare wie vom Lehramte in den Volksschulen geradezu ausgeschlossen. Als einige Jahre später ein katholisches Ministerium zwei Staatsschullehrerseminare zu gründen vorschlug, protestirte der gesamte Klerus dagegen, wie gegen eine Anmaßung und ein Attentat auf die Rechte der katholischen Kirche. Die Liberalen, welche 1847 ans Ruder gelangten, suchten ihrerseits, soweit es auf dem Verwaltungswege geschehen konnte, den Klosterschulen zu Gunsten der Staatsschulen den

Boden abzugewinnen. Sie brachten es allmählich dahin, daß die Zahl der von den Gemeinden als Gemeindeschulen adoptirten Klosterschulen sich bedeutend verringerte. Während 1848 noch 913 solcher adoptirten Schulen bestanden, gab es 1879 nur noch 444 derselben. Das 1879 im Juli erlassene und die volle Verweltlichung aller Gemeindeschulen, Gymnasien, Seminare und Universitäten bewirkende liberale Schulgesetz verbot sogar für die Zukunft alle und jede weitere Adoption der sogenannten freien oder Klosterschulen. Bis 1879 hatte die liberale Partei nur geplänkelt und unter der Hand gearbeitet. Im Januar des genannten Jahres erfolgte durch den Entwurf des neuen Schulgesetzes und dessen Vorlage in der Kammer durch den Minister Frère-Orban die offene Kriegserklärung gegen die Geistlichkeit und deren höhere und niedere Unterrichtsanstalten. Dem Einflusse des Priesters auf die Gemeindeschulen wird ein Ende gemacht, der Religionsunterricht vom Lehrplane gestrichen und durch einen Moralunterricht ersetzt, welchen der Lehrer erteilt und welcher sich etwa auf der Grundlage eines zum Deismus verdünnten Christentumes aufbaut. Nur das Schullokal wird den Geistlichen für ihre Religionsstunden zur Verfügung gestellt, aber es steht den Eltern frei, ihre Kinder daran teilnehmen zu lassen oder nicht. Die Seminare werden jeder bischöflichen Inspektion entzogen, und zugleich wird nur den Inhabern von Staatsschulseminardiplomen die Lehrberechtigung an den Gemeindeschulen zugesprochen. Die Zahl dieser Seminare wie der Staatsgymnasien wird wesentlich vermehrt, kurz, die ganze Macht des Staates wird gegen die unter geistlichem Schutz und geistlicher Aufsicht stehenden bischöflichen Seminare, Universitäten und Klosterschulen ins Feld geführt.

Eine besondre und interessante Episode während der Beratung des neuen Schulgesetzes wie nach dem Erlaß desselben bildet das Verhalten Papst Leos XIII. Frère-Orban, der seine Partei, die Liberalen, zur Wiederanstellung eines Botschafters beim Vatikan zu bestimmen vermocht hatte, rief den Papst selbst um Hilfe an gegen die belgischen Bischöfe, welche den Schulgesetzentwurf sofort in der schärfsten Weise angegriffen hatten und dadurch auf die rechte Seite der Kammer in gefährlichster Weise einwirkten. In einem von allen Bischöfen unterschriebnen Hirtenbriefe wird das Recht der Leitung des gesamten Unterrichts ganz autoritär und mittelalterlich für die Kirche in Anspruch genommen. „Die Religion aus dem Schulplan verweisen — so lautet es in dem Erlaß — heißt Schulen ohne Gott schaffen; und eine von Gott unabhängige Moral bilden, heißt das christliche Leben in seiner Wiege ersticken.“ Die Gläubigen werden aufgefordert, für die Erhaltung des Glaubens zu beten und auszurufen: „Vor den Schulen ohne Gott und vor den Schullehrern ohne Glauben bewahre uns, o Herr!“

Der Papst ermahnt zwar zur Mäßigung. Aber da er sich im Prinzip mit dem Protest gegen die „religionslosen“ Schulen einverstanden erklärt und nur in der Form und für einzelne Fälle größere Vorsicht empfiehlt, wirkt seine

Dazwischenkunft wenig. Zugleich schärft sich in der zweiten Kammer der bis dahin ruhige Ton der Debatte zu offner Kriegserklärung. Malou, der Führer der Rechten, entrollt plötzlich in seiner Rede die katholische Glaubensfahne, erklärt sich gegen den Entwurf als Ganzes, weil er überhaupt keine „neutralen," die Kinder aller Eltern umfassenden Gemeindeschulen will, sondern nur die konfessionelle Schule für jede Religionsgesellschaft. Und für jede beansprucht er die Unterstützung aus Staatsmitteln. (Dieselbe auf Zerstörung der öffentlichen Schulen gerichtete Forderung vertreten die katholischen Bischöfe in den Vereinigten Staaten.) Zugleich kündigt er an, daß die echten Katholiken, d. h. die nicht liberalen, dem Unterrichtsmonopol des Staates die freien Schulen entgegensetzen würden, gleichviel mit welchen Opfern, und daß der Sieg ihnen zuletzt bleiben werde. Die freien Schulen, d. h. die unter Leitung der Geistlichkeit stehenden Klosterschulen, werden in noch größerer Zahl als bisher gegründet (wie das auch in Paris und in Frankreich überhaupt geschehen ist), und alle Mittel des Beichtstuhls, der Kanzel, der Versammlungen werden angewandt, um die Eltern von der Beschickung der neuen Staatsschulen abzuhalten. Der Papst ermahnt zwar, bei der Massenverdammung dieser Schulen, Ausnahmen zuzulassen, aber ohne sichtbare Wirkung. Frère-Orban, der sich zuletzt vom Vatikan hintergangen glaubt, ruft den Baron Anethan aus Rom zurück und bricht nach längerm Depeschenwechsel alle diplomatischen Beziehungen mit Leo XIII. im Sommer des Jahres 1880 ab. Der päpstliche Nuntius Nina verläßt bald darauf Brüssel. Von 1880 bis 1884 dauert nun der Kampf zwischen den Gegnern der Staatsschulen und der sie verteidigenden Staatsregierung und deren Anhängern. Der Riß dringt in jede Gemeinde, in jede Familie. Frauen verlassen ihre Männer, Kinder werden von den Geistlichen zu offner Empörung und Ungehorsam gegen ihre Väter verleitet. Der Bericht der von der Kammer 1881 eingesetzten Untersuchungskommission beweist, wie groß der Einfluß der Geistlichkeit namentlich in den vlämischen Provinzen ist, und bis zu welchem Grade er in Anwendung gebracht wurde. Eine Zeit lang konnte man sich zwar noch der Hoffnung hingeben, daß beide Unterrichtssysteme, das des Staates und das der Kirche, sich noch länger Konkurrenz machen würden. Zuletzt jedoch schritt die bischöfliche Partei zum Angriff auf die feindliche Zitadelle. Sie zog vor, sie mit einem male zu erstürmen und zu zerstören, als sie durch langwierige Belagerung auszuhungern und zur Übergabe zu zwingen. Es ist möglich, daß die gedrückte Geschäftslage die Fortsetzung der außerordentlichen Geldopfer zur Erhaltung der Klosterschulen erschwerte. Thatsache ist, daß die Führer der Rechten im Spätsommer des Jahres 1884 die bisherige Staatsunterrichtsverwaltung der Verschwendung ziehen und Einschränkung und Sparsamkeit schon bei den Juniwahlen desselben Jahres auf ihr Banner geschrieben hatten. Die Macht der Geistlichkeit zeigte sich bei diesen Wahlen in überraschender Weise. Die siegreiche katholische Partei zog mit einer größern Mehrheit in beide Kammern ein, als je

zuvor einer Partei zugefallen war. An die Stelle Frère-Orbans trat Malou und später Vernaert. Sofort wurde die Aufhebung des Schulgesetzes von 1879 in Angriff genommen, und schon am 20. September 1884 war die Konfessionalisirung der Volksschule, der Seminare u. s. w. durch ein neues Schulgesetz vollzogen. Dem Kampfrufe der Liberalen: „Hinaus mit den Priestern aus der Schule!“ wurde der diesmal wirksamere entgegengesetzt: „Hinaus mit dem Staate aus der Schule!“ Die Volksschule wurde thatsächlich der Geistlichkeit in die Hände geliefert. Nicht nur wurde die Religion wieder an die Spitze des Lehrplans gestellt, sondern auch den Gemeinderäten die Berufung der Lehrer, die Auswahl der Lehr- und Lesebücher anheimgegeben. Hinter den Gemeinderäten steht aber in den meisten Fällen der bestimmende und bei ihrer Erwählung allmächtige Einfluß der Geistlichkeit. Selbst die scheinbar im Interesse der Gewissensfreiheit in das neue Gesetz eingefügten Bestimmungen schlagen in der Praxis zum Nachteil derselben aus. So sollen z. B. zwanzig Familienväter allerdings das Recht haben, den Fortbestand der bisherigen Gemeindeschulen zu verlangen, wenn der Gemeinderat an ihre Stelle — um die „gottlosen“ Lehrer los zu werden — eine freie Schule, d. h. eine Klosterschule adoptirt, d. h. zur Gemeindeschule erhoben hat. Aber wo werden sich in den Landgemeinden zwanzig Männer finden, die den Mut haben, sich die Feindschaft der Geistlichkeit und ihrer Anhänger zuzuziehen, und damit nicht selten ernste geschäftliche Nachteile, ja Brotlosigkeit? Eine andre Bestimmung, nach welcher gleichfalls zwanzig Familienväter (d. h. diesmal streng katholische), welche aus Angst für das Seelenheil ihrer Kinder nicht die Gemeindeschulen beschicken wollen, das Recht haben, eine eigne Schule, d. h. eine der Klosterschulen auf Stadt- oder Staatskosten angewiesen zu erhalten, ist geradezu darauf berechnet, zur Erschütterung der noch in den Großstädten vorhandenen, in Bezug auf Religion neutralen Gemeindeschulen zu dienen und den Religionsstreit in die Gemeinderäte derselben zu werfen. So hat sich unter andern der Gemeinderat von Antwerpen geweigert, „den Priester in die Schule zuzulassen,“ d. h. der Forderung von zwanzig Familienvätern sich zu beugen. Dieselben wenden sich nun an den König, um zu ihrem „Rechte“ zu gelangen. Der König wird nun auf Staatskosten den Kindern jener Zwanzig eine eigne, d. h. thatsächlich konfessionelle Schule zur Verfügung stellen müssen. Ähnliche Reibungen stehen in Brüssel, in Gent, in Lüttich bevor. Schon jetzt beginnt die Vorarbeit für die Juniwahlen dieses Jahres. Die Durchführung des neuen Schulgesetzes hat das Material dazu geliefert. Einer der Hauptzwecke desselben, die Verdrängung der bisherigen Staatsschullehrer und ihre Ersetzung durch Werkzeuge der Geistlichkeit, ist im großen Maße erreicht.

Schon im Oktober v. J. hatte die Zahl der ihrer Stellen verlustig gewordnen und auf Wartegeld gesetzten Lehrer die Ziffer 1200 überschritten. Der König wurde durch Abordnungen der großen Städte dringend ersucht, dem

weiteren Abschlachten der staatstreuen Lehrer Einhalt zu gebieten. Dennoch ist das Werk des Ausjätens des „Unkrauts" aus dem ultramontanen Weizen, wenn auch in vorsichtigerer Weise, fortgesetzt worden. Auf wiederholtes Drängen des alten Führers der Liberalen, Frère-Orban, erstattete neulich der Minister des Innern und des Unterrichts Bericht über die aufräumenden Wirkungen des Schulgesetzes. Er giebt zu, daß 880 Lehrer auf Wartegeld gesetzt sind, daß von 1933 Volksschulen 877 aufgehoben sind, ebenso daß 228 Kindergärten und 1079 Fortbildungsschulen für Erwachsene dasselbe Schicksal ereilt hat. (Die Wichtigkeit der letzten ist eine außerordentliche. Es ist notorisch, daß die große Mehrheit der Elementarschüler, welche keine Fortbildungsschulen besucht haben, im Alter von 18 Jahren kaum mehr lesen und schreiben können.) Es wurden ferner 3316 Lehrer mit Gehaltsverminderung heimgesucht. (Ersparung von 959 220 Franken für den Staat.) Dagegen wurden nicht weniger als 1465 Klosterschulen von den betreffenden Gemeinden adoptirt, d. h. an Stelle der öffentlichen Schulen den Steuerzahlern von Gemeinde, Provinz und Staat aufgeladen und den Taschen der sie bisher erhaltenden Bischöfe und der Gläubigen abgenommen. Wenn man bedenkt, daß es im ganzen etwa 4200 Gemeindeschulen gab, nämlich 1483 Knaben-, 1042 Mädchen- und 1632 gemischte Schulen und etwa 5000 Lehrer- und 2242 Lehrerinnenstellen, kann man sich einen Begriff von der Umwälzung machen, welche seit 1884 in dem Personal wie in dem Charakter der Volksschule stattgefunden hat.

Das Unterrichtswesen Belgiens ist auf viele Jahre hinaus desorganisirt und geschädigt, die Einwirkung des Staates auf dasselbe vollständig unzulänglich geworden, das Niveau der Volksschule erheblich herabgedrückt. Die Liberalen fürchten infolge dessen einen weiteren Niedergang der belgischen Industrie auf dem Weltmarkte, auf welchem die Deutschen sie ohnedies bereits zu verdrängen anfangen. Die Schulfrage wird somit zugleich eine wichtige materielle, finanzielle und volkswirtschaftliche Frage. Dennoch sind die Aussichten, das verlorne Feld wiederzugewinnen, für die Liberalen keine besondern. Die zunehmende Spaltung der liberalen Partei in Liberale und Radikale war teilweise mit die Ursache der Niederlagen der Jahre 1884/85, und die klerikale Partei hat diesen Zwiespalt in ebenso geschickter Weise auszunutzen verstanden wie in Deutschland das Centrum einen ähnlichen. Sie hat die radikalen Kandidaten in den großen Städten ebenso gegen die Liberalen unterstützt wie in Berlin die Katholiken den Kandidaten der freisinnigen Partei (Ludwig Löwe) gegen Professor A. Wagner, den konservativen Kathedersozialisten. Sie wird auch bei den Wahlen dieses Sommers dieselbe Taktik befolgen. Die Radikalen verlangen nicht nur eine Aufhebung der Besoldung der Geistlichkeit aus der Staatskasse, sondern auch Revision des § 47 der Verfassung, welcher das Wahlrecht an die Zahlung einer nicht unbedeutenden direkten Steuer (nicht unter zehn Gulden) knüpft. Von einer Million erwachsener Belgier haben jetzt nur 125 000

das Wahlrecht. Aber eine Ausdehnung desselben, eine Annäherung an das allgemeine Stimmrecht würde, so behaupten Kenner der Verhältnisse, die Macht der Klerikalen nur vermehren. Die Ergebnisse des allgemeinen Stimmrechts in Deutschland sind in der That den Ultramontanen nicht weniger günstig gewesen als die des preußischen Dreiklassenwahlsystems. Karl Hillebrand giebt in einem 1880 geschriebenen Aufsatze die Möglichkeit bereits zu, daß ein zweites Paraguay aus Belgien werden könne. Daß er eine solche Befürchtung trotz des eben erst erfochtenen Schulgesetzsieges der Liberalen von 1879 äußerte, beweist, daß die Ursachen der Macht der Geistlichkeit tiefer liegen müssen und daß sie durch keine bloße Gesetzgebung für oder wider dauernd zu erschüttern sind.

Die Hauptstärke der katholischen Partei liegt in den alten flandrischen Provinzen, denselben Provinzen, welche zur Zeit der Renaissance päpstliche Bullen verbrannten, päpstliche Interdikte benutzten, um ihre Zehntabgaben an die Geistlichkeit einzustellen, und für die Reformation Gut und Leben einsetzten. Nachdem die Führer unter Albas Blutherrschaft entweder hingerichtet oder zur Flucht und Auswanderung gezwungen waren, kam die Ruhe des Kirchhofs über Flandern. Und was noch schlimmer war, die ihrer besten Männer und kühnsten Köpfe beraubte Bevölkerung konnte aus sich heraus keinen ihrer würdigen Nachwuchs erzeugen. Unter der fortdauernden spanischen Herrschaft verkümmerte alles. Die geistige Verbindung mit dem stammverwandten und protestantischen Holland war und blieb unterbrochen. Die Nachkommen der Helden des niederländischen und protestantischen Befreiungskrieges wurden im Laufe des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts in dumpfe Pfaffenknechte verwandelt, und die am Ende des letzten gemachten Versuche Josephs des Zweiten, das damals unter österreichische Herrschaft geratene Land der Aufklärung zu öffnen, beantworteten die Flamänder mit dem Brabanter Aufstande. Die Einverleibung in die französische Republik stieß sie nur noch tiefer in den Katholizismus zurück. Als man unter dem Direktorium die belgischen Priester zur Deportation, der sogenannten trocknen Guillotine, abführte, die Kirchen, Klöster und Sakristeien ausplünderte, erstand auch in Belgien jene Erneuerung des katholischen Glaubens, welche durch ihre bis auf den heutigen Tag dauernden Nachwirkungen die Klugen und die Freidenker in immer neues Erstaunen versetzt über die Auferstehung einer bereits totgeglaubten Macht. Seit jener Zeit sind die katholischen Volksmassen, welche bis dahin nur als Staffage den Hintergrund gefüllt hatten, als Mitredende und Mithandelnde auf die Weltbühne getreten und haben dadurch kirchlich wie politisch die ganze Lage und die Zukunft der Dinge verändert. Nur das nationale Moment hätte dagegen ein wirksames Gegengewicht abgeben können. Aber das Nationalgefühl war in Flandern seit Jahrhunderten verkümmert und eingeschlafen. Die große Vergangenheit ihres Stammes zur Zeit der Renaissance war aus dem Volksbewußtsein entschwunden. Erst seit fünfunddreißig Jahren sind Gesellschaften für vlämische Literatur mit der Wieder-

erweckung dieser glänzenden Erinnerungen und mit der ernstern Pflege des vlämischen Volks- und Sprachtums beschäftigt. Der weitere Hauptgrund für die geistige Vereinsamung des vlämischen Volkes ist aber die Scheidewand, welche die französische Sprache und Bildung zwischen den höhern Klassen und dem eigentlichen Volke seit Menschenaltern errichtet haben. Die Gebildeten leben in einer ganz andern geistigen Atmosphäre als das Volk. Ihre ernsten Studien sind in französischer Sprache, ihre Reden vor Gericht, in den Kammern gleichfalls. An den Universitäten in Lüttich und Gent wird fast ausschließlich in französischer Sprache vorgetragen. Das Leben der Gebildeten wird dadurch ein zwiespältiges. Sie bedienen sich der vlämischen Sprache etwa wie wir mit unsern pommerschen oder mecklenburgischen Dienstmädchen des Plattdeutschen. Sie stehen mit den nur des Vlämischen mächtigen Massen in keiner innerlichen und tiefern geistigen Beziehung. Und doch besteht das wirklich treibende Leben eines Volkes gerade in dieser beständigen Wechselwirkung zwischen Volk und Gebildeten, und ohne die Füße im Volksboden wurzeln zu lassen, kann der Kopf der Gebildeten keine großen und dauernden, die Gesamtentwicklung fördernden Ideen und Werke erzeugen. Das niedere Volk hat somit an den Gebildeten seines Stammes weder Führer noch Förderer. Es wird dadurch zu einer Nichtentwicklung des nationalen Bewußtseins verurteilt, zu einer geistigen Atonie und Kraftlosigkeit, in welcher, wie bei embryonischen, noch auf den ersten Stufen sich befindenden Nationalitäten, die Religion die erste, bestimmende Stelle einnimmt. (So hassen z. B. die griechisch-katholischen Serben in Ungarn die römisch-katholischen Kroaten, trotz der gemeinsamen slawischen Abstammung, als Abtrünnige.) Dazu kommt, daß die Geistlichen die einzigen Gebildeten sind, welche zum Volke über andre als gewöhnliche Dinge in vlämischer Zunge reden, und dadurch ihre geistigen Leiter und Vertreter in allen Verhältnissen des Lebens geworden sind. Die Pflege des Vlämischen bei Gebildeten und Ungebildeten, die dadurch zu bewirkende Vereinigung beider zu einem neugekräftigten nationalen Bewußtsein ist deshalb die erste Hauptbedingung zur Brechung des übermäßigen und ungesunden Einflusses des Klerus. Die rege geistige Verbindung mit Holland und Deutschland (zunächst mittels des verwandten Plattdeutschen) muß systematisch organisirt werden. Nur so kann zugleich ein Gegengewicht gegen den französischen Formalismus erwachsen, welcher die großen Städte und die wallonischen Provinzen in einer gewissen geistigen und seelischen Unfruchtbarkeit hält und für jenes konstitutionelle ewige Schaukelsystem mit verantwortlich ist, das in seinen Wirkungen an die Arbeit der Penelope erinnert. Die eine ans Ruder kommende Partei trennt sofort das Gewebe auf, welches die andre, abtretende in den Jahren vorher mühsam geschaffen hat. Frankreichs Niedergang und Englands steigende Verlegenheiten sind der weltgeschichtliche drohende Bankerott dieses Systems. Es fehlt in Belgien wie in Frankreich an einer mächtigen und ununterbrochenen Vertretung der dauernden

Interessen des Landes. Es fehlt an einer starken, mit ihren Wurzeln durch Jahrhunderte reichenden und von den Parlamenten unabhängigen Dynastie, welche gegen die Kammern, den Ausdruck der Augenblicksstimmung der Wähler, die entscheidenden Lebensbedingungen des Ganzen zu betonen und, wenn nötig, auch trotz der Paragraphen der Verfassung durchzuführen willens und imstande wäre. Eben deshalb ist die Geschichte des Kampfes um die Schule nur Material, welches anderweitig zur Lösung der Volksunterrichtsfrage zu verwenden sein wird. Belgien wird so wenig wie Frankreich der schwierigen Aufgabe gewachsen sein. Beide scheinen die Bestimmung zu haben, zwischen der rein utilitarischen, die Moral nur formal fassenden religionslosen Schule und der veralteten konfessionellen hin und her zu schwanken oder besser hin und her zu zucken.

Die gewaltsame Ausstoßung des Protestantismus, aus welchem das moderne wirkliche Leben hervorgegangen ist, hat offenbar eine Art geistiger Lähmung zur Folge gehabt, deren Wirkung man sich trotz aller Anstrengung nicht zu entziehen vermag. Es gilt von den Völkern wie von den Einzelnen:

Was man von der Minute ausgeschlagen,
Giebt keine Ewigkeit zurück.

Nur die großen paritätischen Nationalstaaten scheinen geeignet, die Aufgabe vollständig zu erfassen und gründlich in Angriff zu nehmen. Wie der Krieg die erhabene Mission der Völkerbildung zu seiner Rechtfertigung bedarf (man verstehe nur die Deutschland einigende und damit schaffende Kraft der heroischen Erhebung von 1870—71), so hat auch der Kampf zweier sich zugleich entgegenstehenden und ergänzenden Weltansichten, wie sie im Protestantismus und Katholizismus vorliegen, zuletzt eine zu neuen Bildungen führende Wirkung. Vor allem aber wird und muß diese Neubildung durch den nationalen Boden bedingt sein, dem sie entkeimt. Wie die Sprache eines Volkes ein genaues Bild seiner besondern Erfahrungen, Empfindungen und Ausdruckseigentümlichkeiten darstellt, so wird auch die Lebensauffassung, die Sittlichkeitsrichtung — und dahin wird die neue Ideal- oder Religionsgründung auszublicken haben — bei jedem Volke eine besondre, aus der bestimmten nationalen Anlage hervorgegangene und durch sie bedingte sein. Das eigenartige Verhalten eines Volkes gegen sich selbst und gegen die Nachbarvölker wird den Kern seiner besondern Sittlichkeit ausmachen. Wie die gewaltige Gährung der Reformation des sechzehnten Jahrhunderts das bis dahin naive und einfache Christentum in eine Reihe verschiedenartiger selbständiger Konfessionen verwandelte und thatsächlich nationalisirte, so wird auch das moderne Sichwiederbesinnen der germanischen Völker auf ihr Innerstes und Eigenstes eine Reihe neuer Sittlichkeits- und Moralarten, d. h. die erhebende Herausgestaltung eben der nationalen Eigenart und ihrer Vorzüge, zum Segen aller zur Folge haben.

Berlin. E. Schlaeger.

Margarethe von Bülow.

Es fehlt in der deutschen Literatur nicht an Gestalten, deren Schicksal uns tragisch berührt, weil der grausame Tod einem hoffnungsvollen Dasein mitten in seiner schönsten Lebensblüte ein jähes Ende bereitete; man denke an J. Chr. Günther, Hölty, Novalis, Collin, Büchner u. a. Doppelt rührend jedoch ist das Schicksal der deutschen Konsulstochter Margarethe von Bülow, der es bestimmt war, bei einer wahrhaft edeln Handlung, bei der Rettung eines Menschenlebens, jung zu sterben und allen begründeten Aussichten auf eine erfolgreiche literarische Laufbahn plötzlich entrissen zu werden, der es nicht einmal vergönnt war, die Buchausgaben ihrer Novellen zu erleben, welche nur zum Teil in Zeitungsfeuilletons und in Familienblättern dem Publikum bekannt geworden waren. „Am 2. Januar 1884 — so berichtet Julian Schmidt in dem Vorworte zu ihren Novellen (Berlin, Hertz, 1885) — hörte Margarethe von Bülow, die mit ihrer Schwester auf dem Rummelsburger See Schlittschuh lief, den Notschrei eines eingebrochenen Knaben; sie eilte sofort hinzu, sprang in die Öffnung, hob den Knaben empor, der auch gerettet wurde, sie selbst aber versank plötzlich unter dem Eise, wahrscheinlich von einem Herzschlage getroffen. Vergebens versuchte ihre Schwester sie zu retten: das heldenmütige Mädchen war tot, als sie unter dem Eise hervorgezogen wurde. . . . Da ihr Tod, erzählt Schmidt weiter, allgemeine Teilnahme erregte, wurden in den letzten Monaten zahlreiche Manuskripte von ihr abgedruckt; die Auswahl derselben in dem vorliegenden Bändchen hat ihre Schwester, die in treuer Liebe an ihr hing, besorgt. Sie war, als sie starb, noch nicht vierundzwanzig Jahre alt: was bei größerer Reife aus ihr sich hätte entwickeln können, kann man nur vermuten. Ich selbst schöpfte aus ihrer Persönlichkeit die beste Hoffnung eines einstigen schönen Erfolges."

In der Kritik, deren Beruf es nur zu häufig, um mit A. W. Schlegel zu reden, mit sich bringt, das Totgeborne totzuschlagen, ist nichts weniger angebracht, ja geradezu nichts lächerlicher als mattherzige Sentimentalität. Indes ist die Kritik niemals der Versuchung, sentimental zu werden, mehr ausgesetzt, als bei der Betrachtung von Werken, deren Schöpfer vor der Zeit der vollen Entfaltung ihres Talentes haben sterben müssen; niemals auch ist man mehr zur Überschätzung geneigt als angesichts solcher Erscheinungen, nie mehr geneigt, Mängel der künstlerischen Begabung auf Rechnung des unfertigen jungen Menschen zu setzen. So fristet mancher Name in der Literaturgeschichte sein Dasein, nur weil der Autor jung und hoffnungsvoll gestorben ist, so wurde manches hinter-

lassene Fragment eines gährenden Genies, wie etwa die dramatischen Entwürfe Georg Büchners, aus purer Sentimentalität seinem Werte nach ins Shakespearische aufgebauscht. Offenbar hielt sich der nichts weniger als sentimentale Julian Schmidt diese Erfahrungen vor Augen, und um nicht in den gleichen Fehler zu geraten, zog er es vor, lieber etwas zu wenig als zu viel des Lobes über die Novellen der Bülow zu sagen; darum fällte er das reservirte Urteil: „Was bei größerer Reife aus ihr sich hätte entwickeln können" u. s. w. Nun ist aber ein neues Buch aus dem Nachlasse der Bülow erschienen, die Erzählung Jonas Briccius (Leipzig, Grunow, 1886), und wenn man auch dieses Werk kennen gelernt hat, dann erinnert man sich unwillkürlich an das Schicksal der Beurteilung des gleichfalls jung verstorbenen Franz Schubert. Ihm setzte der ängstlich gewissenhafte Grillparzer die Grabschrift: „Der Tod begrub hier einen reichen Besitz, aber noch schönere Hoffnungen." Gegen dieses reservirte „aber" trat R. Schumann in seiner klassischen Charakteristik des liederreichen Sängers auf und verwies auf den hinlänglich reichen Besitz, den jener hinterlassen, um die Trauer über die unerfüllten Hoffnungen zurückzudämmen. In ähnlichem Falle fühlte man sich auch hier beinahe versucht, die Dichtungen Margarethe von Bülows gegen die stolze Bescheidenheit des eignen Landsmanns zu schützen, wenn es uns nicht um eine ganz sachliche Darstellung ihrer Eigenart und keineswegs um eine Apologie zu thun wäre.

Wenn die volle Beherrschung der Kunstmittel bis zur Virtuosität, wenn Klarheit über das eigne Wollen, wenn vor allem die sichtbar errungene Unabhängigkeit von einem sehr mächtig einwirkenden Vorbilde Kennzeichen der Reife sind, dann muß man sagen, daß die kaum vierundzwanzigjährige Margarethe von Bülow von einer verblüffenden Frühreife war.

Sie geht in ihren Novellen und zumal im „Briccius" direkt auf die höchsten Ziele los: auf die Schilderung tiefer und originaler Charaktere. Erfindung, Handlung, Darstellung, alles ist der Charakteristik gewidmet. Sie hat eine große Begabung für landschaftliche Schilderung und ist immer stimmungsvoll in den Naturbildern; aber sie legt sich selbst Zwang an und streicht die Malereien, wenn sie ihr zu selbständig werden. Sie ist von der größten Sparsamkeit in den Mitteln der Darstellung; sie spricht und läßt nur das Notwendigste sprechen, in kurzen Sätzen, die zuweilen die Kraft von Naturlauten gewinnen. Sie reflektirt nie über ihre Figuren und Situationen, sie schildert nur selten unmittelbar, sie charakterisirt nur durch Handlungen oder durch die Wirkungen der Figuren auf einander. Sie ist von der größten Objektivität ihren Gestalten gegenüber und frei von jeder abstrakten Tendenz. Auch den Nebenpersonen trachtet sie durch wenige Striche Persönlichkeit zu verleihen. Ihre Phantasie bewegt sich am liebsten auf dem Lande, in einer romantischen Naturumgebung, und da sie viel herumgekommen ist, vermag sie für jede Handlung ein passendes Lokal zu wählen, dessen Kolorit sie mit realistischer Treue zeichnet.

Dabei ist folgender Umstand bemerkenswert. Julian Schmidt, der die Bülow aus persönlichem Verkehre kannte, erzählt mit unverhülltem Bedauern, obgleich er selbst nicht wenig zu der großen Geltung Turgenjews in Deutschland beigetragen hat: „Vielleicht war es ein Zufall, daß unter den neueren Dichtern sie hauptsächlich von Turgenjew angezogen wurde, der bei all seinen großen Schönheiten ein nicht ganz unbedenkliches Vorbild für junge Dichter ist.“ Wer da weiß, wie mächtig der große russische Dichter auf die poetischen Werke unsrer Generation eingewirkt hat, und die Novellen der Bülow von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, der muß fürwahr die seltene Energie und klare Selbständigkeit dieses jungen Talents bewundern. Denn nur in der Novelle „Der Fieberquell“ läßt sich die Spur des Turgenjewschen Einflusses merklich nachweisen, und hier bekundet er sich auch nur in der Natur- und nicht in der Menschenanschauung.

In dieser Eifersuchtstragödie werden die Menschen aus der volkreichen Stadt und die Bewohner des einsamen Waldes, also Kultur und Natur gegenübergestellt, und da heißt es von dem jungen Forstgehilfen, der kaum je aus dem Walde herausgekommen ist: „Diesem Kinde der Haide war die lösende Klage nicht gegeben; was ihn peinigte, er trug es mit sich durch die Einsamkeit als unentrinnbaren Begleiter. Er mußte schweigen, schwieg der Wald doch auch, von dem er täglich lernte. Theodor wußte so wenig von dem, was Menschen treiben, hier war Raum und Freiheit für jeden, hier konnte jeder arbeiten ohne den Nachbar zu drängen, hier lebten die Leute dürftig vom dürftigen Boden und verschenkten doch lieber, was sie hatten, als daß sie es verkauften. Er selbst hatte frischeren Sinn als die meisten seiner Landsleute, aber wenn einmal die unbewußte Harmonie seines Lebens gestört war, verwirrte er sich mehr und mehr durch die mißglückten Versuche, sie durch Grübeln wiederherzustellen.“ Und als dann dieser Theodor an dem geplanten Attentat auf den städtischen Rivalen nur durch dessen überraschende und beschämende Todesverachtung gehindert wird und sich aus Reue selbst die dem Nebenbuhler bestimmte Kugel durch die Brust jagt, da heißt es von diesem erschütterten Städter: „Hatte er das denn gewollt? Nein, sicherlich hatte ers nicht gewollt, er, der keine Fliege töten konnte! Aber draußen hob sich der Wind im Walde und erzählte den Fichtenwipfeln, wenn er sie kreuzte: der Mensch haßt das Leben nicht, das Leben haßt ihn — und schüttelt ihn. Knackend, mit singendem Ton brachen die alten Äste. Und das erzählte der Wald, als Ottfried langsam zurückging, und die Wetterwolke am Himmel, die in des Bodens spärliches Korn ihren verderblichen Regen senden wollte. Und die Insekten im Moor und die schwankenden Gräser, alles, alles rief es ihm zu: Herunter, du Mensch, ohnmächtig bist du, wie wir!“ Und um „einen Teil der Schuld zu sühnen, die ihn beugte,“ schlägt er dem umstrittenen Mädchen — auch einem sehr anziehend gezeichneten Naturkinde — vor, ihn zu heiraten. Sie lehnt es jedoch wehmütig

ab. „Sie sah ihn einige Augenblicke stumm an und dann in die Luft hinein. Über ihr Gesicht breitete sich wieder der starre, ernste Ausdruck des Fatalismus, den die Natur, wo sie herrscht, dem Menschen aufzwingt."

Hier, in dieser trübseligen Auffassung von der Gewalt der Natur über den Menschen, offenbart sich, wie ich glaube, die Abhängigkeit der Bülow von Turgenjew. Denn der deutschen Dichtung ist die Natur eine allliebende Mutter, an deren Busen das kranke Herz gesundet, dem Deutschen ist die Natur „vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual." Die Anschauung, daß sie der Feind des Menschen sei, ist spezifisches Eigentum des Dichters der weiten, wüsten Steppe, des Russen Turgenjew.

Aber merkwürdig ist, daß im übrigen sich ein Einfluß desselben auf unsre Dichterin nicht bemerkbar macht, ja daß sie in Motiven, die sonst die meiste Nachahmung fanden, z. B. durch Ossip Schubin, sich die vollständigste Unabhängigkeit von seiner Poesie bewahrte. Es ist bekannt, daß Turgenjews Männer man kann sagen durchwegs schwache, disharmonische, energielose Menschen sind, daß Turgenjew mit Vorliebe das Hamletmotiv in wirklich bewundernswerter Weise variirte; die Gestalten der Bülow hingegen sind ebenso Menschen von ganz ungewöhnlicher Willensstärke, von einer Macht der Leidenschaft, die vor dem äußersten nicht zurückschreckt, und als ihre ganz besondre Eigentümlichkeit kann man die Vorliebe bezeichnen, aus der gestörten Harmonie mit sich selbst, in Naturen, die sonst mit der vollsten Selbstbeherrschung durchs Leben gehen, die tragische Katastrophe abzuleiten. Das sahen wir schon bei dem jungen Förster; auch sein Nebenbuhler, der Städter Ottfried, wird als eine von Haus aus harmonische Natur charakterisirt: „Man sah es ihm nicht an, nicht an dem biegsamen Körper, nicht an den leichten Bewegungen, viel weniger noch an den himmelsguten Augen: das Leben war noch niemals stärker gewesen als er.... Er hatte als junger Mann dem Vergnügen gelebt, er wollte sehen, was das Leben bot; aber sein scharfer Blick ließ ihn richtig greifen, er kam niemals mit sich selbst in Kampf, und den klaren Blick der schönen Augen brachte er ungetrübt aus der Sturmzeit heraus." Und als dieser Mann dann das Fieber in sich spürt, da wird erzählt: „Seine Gedanken nahmen eine so bedenklich romantische Richtung, daß er sich bestürzt nach dem Puls griff: Fieber! Sobald ers wußte, wurde er darüber Herr." Das ist wohl der vollste Gegensatz zu Turgenjewscher Unmännlichkeit.

Und erst der Oberleutnant Percy in der gleichnamigen Novelle, wohl der originellsten, die der Band enthält. Auch er ein Mensch, der sich davor fürchtet, die Herrschaft über sich selbst zu verlieren: „Denn so etwas, was einem über Kopf und Willen wächst, ist ein Unglück, da magst du nun darüber denken, was du Lust hast," sagt er selbst einmal. „Percy ist ein ganzer Kerl und ich mag ihn. Fein, ja furchtbar fein — er faßt keine Thürklinke ohne Handschuhe an — aber wenn's Not thut, greift er mit denselben Händen in glühendes Eisen und

hält fest. Ein Kerl wie Stahl": so charakterisirt ihn Kamerad Krimman, der es noch am eignen Leibe erfahren sollte. Dieser Percy ist ein prächtiger Mensch, so streng verschlossen er auch ist, ob seiner Redlichkeit lieben ihn alle. Ein Engländer von Geburt, steht er in österreichischen Diensten und liegt eben in einem ungarischen Neste — das Lokalkolorit des Pußtenlebens ist hier meisterhaft wiedergegeben — in schläfriger Garnison. Es ist dort Sitte, daß jeder Offizier sich, ganz ritterlich, für die Garnisonzeit einer einzigen Dame ausschließlich widmet, die auch ihrerseits nur seine Huldigungen annimmt. Es fällt auf, daß Percy, der vor einiger Zeit aus England zurückgekehrt ist, dieser Sitte nicht huldigt; man spricht von einer geheimnisvollen Schönheit, die er mitgebracht habe, und die ihn ganz ans Haus fesselt. Aber Percy selbst erzähle uns die Wahrheit. „Es war auf der Rückreise in Pest; ich kam frühmorgens aus der Stadt in den Gasthof zurück und hörte dort auf dem Gange zwei Mädchen streiten: die eine weinte, die andre schien jene ihrer Häßlichkeit halber zu verhöhnen. Als ich mich näherte, gingen sie auseinander, die Weinende mir entgegen. Sie hatte das Gesicht in die Schürze verborgen; ich sah ihre prachtvollen Arme, die gerade, ebenmäßige Gestalt — und sagte ihr, daß sie herrlich gewachsen sei; ich sagte es in hellem Ärger über die boshafte Blondine. Das Mädchen ließ die Schürze fallen, und nie zuvor habe ich einen so seligen Blick entgegengenommen." Zufällig wurde Percy an demselben Tage verwundet, und Julischka kam, ihn zu pflegen. „Die weiche Berührung that mir gut; ich schlief stundenweise, und wenn ich erwachte, sprachen wir miteinander. Sie sagte, sie habe nichts auf der Welt, es möge sie niemand leiden, weil sie so häßlich sei; sie sagte es nicht vorwurfsvoll, nur wie eine traurige Thatsache, und je länger ich sie anhörte, desto weniger konnte ichs begreifen. Ihre Stimme war so weich, und dann lachte sie bisweilen — wie ein kluges, ganz, ganz unerfahrenes Kind. — Als ich morgens erwachte, war sie knieend, mit dem Gesichte auf meinem Bette eingeschlafen. Sobald ich mich bewegte, sprang sie auf und ging hastig fort. — Erst als es dunkel wurde, kam sie wieder; — ich hatte den ganzen Tag auf sie gewartet und war erregt. — »Warum bist du so lange fortgeblieben, Julischka?« — »Wenn es hell ist, magst du mich doch nicht um dich haben!« erwiederte sie. Da befahl ich ihr das Licht anzuzünden, und als sie's neben das Bett gestellt hatte, sagte ich: »Nun komm her und gieb mir einen Kuß.« So war's das. Als mein Fuß geheilt war, mußte ich fort, und sie — sie sagte: »Schieße mich tot!« — Derlei wäre vielleicht manchmal garnicht unrichtig, wenn's möglich wäre. Was meinst du?" Das Bild dieses großherzigen Mannes wird von der Bülow mit Liebe ins einzelne ausgeführt. Die Handlung ist auch hier eine Eifersuchtstragödie, aber aus Mißverständnissen, die den jähen Percy unglücklich verwirren.

In dieser Vorliebe dafür, aus der Verwirrung des Gefühls die tragische Katastrophe abzuleiten, erinnert Margarethe von Bülow einigermaßen an Heinrich

von Kleist, wie sie überhaupt durch ihr energisches Naturell und die Liebe für starke, leidenschaftliche Charaktere, zu denen noch andre hinzutreten, die an übereiztem Pflichtgefühl leiden, sich als eine Geistesverwandte des großen, spezifisch preußischen Dichters offenbart.

Zunächst stehen sich in der vollendetsten Novelle der Sammlung „Der Herr im Hause" zwei gleich willensstarke, selbstherrliche Menschen gegenüber, ein Mann und ein Weib, die sich lieben, aber nur verbinden können, nachdem das Weib sich dem Manne unterworfen hat. Die Handlung ist hier mit sehr glücklichen Naturbildern in die Mark verlegt. Die Müllerin Jette von der Buchenmühle hat einen trunksüchtigen Taugenichts zum Manne; sie führt das Regiment im Hause, wie sie's schon als halberwachsenes Mädchen bei ihrem kinderreichen, früh verwitweten Vater geführt hat. Und bei ihrer wackern Wirtschaft gedeiht das Geschäft ganz trefflich. Sie hat einen tüchtigen Gesellen, dem sie wegen seiner Brauchbarkeit eine vertrauliche Stellung in ihrem Hause einräumt, aber jeden Übergriff aus seiner Dienstbarkeit energisch, oft auch handgreiflich abwehrt; sie kann es thun, denn sie ist auch körperlich eine starke Person. Da lernt sie den Schulmeister des Dorfes, Wronkow, kennen: einen hübschen, aber äußerlich schwachen Jungen, einen menschenscheuen, verschlossenen, sehr empfindlichen Mann, aber hinter dem schwachen Aussehen verbirgt sich ein scharfer Geist, ein klarer Beobachter, ein unbeugsamer Wille. Dieser Wronkow verliebt sich in die Müllerin; ihr herrisches Wesen jedoch, die Art, wie sie mit ihrem Gesellen verkehrt, dem er eifersüchtig jedes gute Wort der Müllerin mißgönnt, stößt ihn wieder von ihr ab. Es wird nun sein Kampf gegen die Leidenschaft, sein Ringen mit dem Nebenbuhler geschildert, der dem durch die Leidenschaft auch physisch stärker gewordenen Schulmeister das Feld räumen muß. Zufällig stirbt auch noch der Mann der Müllerin und diese, welche längst Wronkow lieb gewonnen, schlägt ihm vor, sie zu heiraten. Aber da kommt sie schön an. „Was sagst du? — Ich frage, ob du zu mir kommen willst und bei mir bleiben. — Ich hierher kommen? rief er und seine Augen flammten auf — daß du mich von einem Winkel in den andern schiebst, hier auf den Stuhl drückst, wie eine Puppe, über mich weg mit einem andern ... Nie — und wenn es um mein — und dein Leben ginge — mich hier zu Tode trinken! Glaubt es mir nur, Gott selbst bringt mich nicht zur Mühle." Er ist eben zu stolz, ihr willenlos anzuhängen, ihr „Spielpudel" zu sein, und so eilt er ohne Gruß von ihr. Aber nach einigen Wochen erscheint die Müllerin bei ihm im Schulhause und erzwingt sich Gehör bei dem Schmollenden. Sie hat die Mühle verkauft, sie kann ohne ihn nicht leben, sie will seine Magd sein. Da endlich sagt er: „Bleibe bei mir, wir werden uns vertragen!"

Die andern drei Novellen des Bandes können nicht auf den gleichen Wert Anspruch erheben, wie die bisher skizzirten. Obgleich auch sie viel geistreiche Züge enthalten, so leiden sie doch unter einer unüberwundenen Sentimentalität.

Aber wichtig sind sie für die Entwicklung der Bülow, denn hier erscheinen jene Charaktere von allzustrengem Pflichtgefühl, deren Typus im „Jonas Briccius“ mit einer ganz seltenen dichterischen Kraft und Tiefe dargestellt ist, nur daß die junge Dichterin in den Novellen noch nicht die rechte Stellung zu dem Motiv gefunden hat und deshalb sentimental geworden ist.

Am unbedeutendsten ist „Gebunden“ trotz der hübschen Skizzirung des die Hauptsache umrahmenden kleinstädtischen Lebens. Auch hier spielt übrigens die Unklarheit des Gefühls mit. Hildegarde ist mit ihrem Vetter Max in geschwisterlichem Verhältnis zusammen aufgewachsen, bis sie in ein Alter kamen, wo sie sich nicht mehr als Geschwister betrachten durften und sich trennen mußten. Max heiratete, indes Hildegarde mit Verwandten mehrere Jahre Italien besuchte, erkennt aber bald, daß er eigentlich die Cousine geliebt und einen thörichten Schritt gethan habe. Ein erneutes Zusammenleben beider läßt Hildegarde die unbezähmbare Leidenschaft des Vetters erkennen; zu stolz, eine Ehe zu zerstören, selbst wo sie den Mann liebt, flüchtet sie von ihm und führt ein unstetes Wanderleben als alleinstehendes junges Mädchen. Jeder Versuchung, zu heiraten, widersteht sie, auch dann, als sie selbst den Freier liebt, auch dann, als sie erfährt, daß Max sein Weib verlassen und im Kriege den gesuchten Tod gefunden hat. Warum? Aus Pflichtgefühl, aus Treue für den Toten.

Ebenso heroisch entsagungsvoll ist die schöne Adelheid von Dewden in den „Tagesgespenstern.“ Sie hat die unselige Gabe des sogenannten zweiten Gesichts, jedem Menschen nämlich untrüglich vom Gesicht abzusehen, ob er in diesem Jahre sterben werde oder nicht. Sie ist so unglücklich darüber, daß sie die menschliche Gesellschaft flieht und sich in die tiefste Einsamkeit verbirgt. Aber auch dort trifft sie die Liebe, und sie entsagt dem Glück, ob ihr auch das Herz darüber bricht. Warum? Um keinen andern unglücklich zu machen.

Und vollends Gabriel, dieses Ideal von einem Menschen und Schulmeister, ist ein Pedant, ein Märtyrer des Pflichtgefühls. Der vornehme Arzt aus der Stadt besucht ihn, den hoffnungslos Kranken, aber leider kommt er vor dem beendeten Unterrichte: Gabriel läßt ihn warten bis die Schulstunde aus ist. Gabriel hat als einziges Erbgut von seinen frühgeschiednen Eltern das Bild der Mutter erhalten, das der Vater gemalt hat, er hätte mit dem Verkaufe des bedeutenden Kunstwerks seine eignen Studien fördern können, und that es aus Pietät nicht; aber die Schulden eines Vetters zu bezahlen, hat er sich zum Verkaufe des einzigen Besitzes entschlossen, und wie berichtet er davon! „Ich schäme mich zu sagen, daß die Erfüllung dieser Pflicht mir nicht ganz leicht wurde, daß ich im Gegenteil rasch handeln mußte, um es überhaupt zu vollbringen. Es ist nicht weit her mit dem Guten in mir.“ Und weiter: „Vielleicht bin ich darum soviel allein gewesen, weil ich besonders viel Arbeit in mir vorfand; ach, so klein die Aufgabe uns bedünkt, die wir übernehmen, sie ist noch immer viel zu groß!“ So also faßt er die menschliche Pflicht auf: stets bereit

zu sein, aller Welt zu helfen: dem Grafen im Schlosse, wenn Ball ist und Gabriel als guter Musiker zum Tanz so lange aufspielen muß, als die physischen Kräfte es ihm erlauben; der armen Bäuerin im Dorfe, wenn sie Pflege in ihrer Krankheit bedarf. Und als ihn das eigne Leiden darnieder wirft, sagt er: „Ach, mein Lieber, wie unangenehm ist es für unsern Eigenwillen, sich so gedemütigt zu sehen! Es steckt in uns doch immer die stille Überzeugung: ich will, und alles muß sich diesem Willen beugen. Es ist nichts damit; — nichts — nichts — wir sind eben Spreu und Sand — ein Scherben in der Hand des Töpfers."

Alle diese Motive kommen nun im „Jonas Briccius" wieder, aber wie so ganz anders ist die Stellung der Verfasserin dazu! Da ist jede Spur von Sentimentalität überwunden, und aus der novellistischen Absonderlichkeit treten sie heraus, um die Gestalt eines allgemein menschlichen Problems anzunehmen, um den Charakter zu einem Typus der Menschheit zu machen. Denn es ist ja in Wahrheit eine allgemein beobachtete Thatsache, daß junge hochstrebende Naturen bei ihrem ersten Eintritt in die praktische Welt die Neigung haben, an alle Handlungen der andern wie nicht minder an sich selbst einen rigoros sittlichen Maßstab anzulegen; sie vermeinen, alles thun zu können, und rechnen auch gern den äußern bösen Zufall zur sittlichen Schuld an, auch das Gefühl der Verantwortlichkeit gern übertreibend, bis sie im Laufe des Lebens Erfahrungen sammeln, gedemütigt werden und Nachsicht für die menschliche Schwäche und Beschränkung lernen. Dies ist die Geschichte des Vikars Jonas Briccius von Lottersleben.

Auch er ist ein Mann von großer Energie des Geistes und Willens. Er besitzt stählerne Nerven. „Er besaß die Gabe, seine Worte klug zu überlegen und einen Umweg nicht zu scheuen. Er hatte ein außerordentliches Gedächtnis, und wenn er seine Rede in Australien begann, sah er bereits, wie ein guter Schachspieler, den ganzen Weg bis zum europäischen Endpunkte klar vor sich." Darum gewinnt er eine merkwürdige Macht über alle, die mit ihm verkehren; wen er überreden will, bei dem gelingt es ihm gewiß. Und diese ganze dämonische Macht seiner Persönlichkeit stellt er in den Dienst seines Glaubens. Und er ist ein fanatischer Gläubiger. „Ich habe keine andre Kraft in mir, als die meines Gottes, sagt er einmal, ich weiß nicht, wie man ohne ihn leben kann, doch ich sehe, daß es ein Elend ist. Ich sehe, wie die Lüge herrscht statt der Wahrheit, die Feindschaft anstatt der Liebe, und wie die Menschen tot sind mitten im Leben." Die tiefe Leidenschaft seines Wesens verleiht seinem Glauben eine trotzige Kraft, wie sie nur die Märtyrer der Vergangenheit gehabt haben mögen, und man sagt von ihm nicht mit Unrecht, daß er vor dreihundert Jahren ein Hexenrichter geworden wäre. Diese Energie seines Charakters führt ihn auch zu der streng weltentsagenden Auffassung des Christentums und seines Berufs. Kein Vergnügen, auch keine Kirchweih darf sich der wahre Christ gönnen. „Wir finden das Vergnügen in der Sorge um den Nächsten, in der Ausübung unsrer Pflicht.

Wissen Sie nicht, daß des Herrn Leben uns in der Schrift zum Vorbild gegeben ist? Ich fand dort nichts von Lustbarkeiten, nichts von Kirchweihtänzen.“ Diesem Vikar ist die Welt ein Zuchthaus, in welchem man sich für das Jenseits vorzubereiten hat; eine Krankheit, eine Blatternepidemie schickt Gott, um die Erlösung zu beschleunigen, zur Buße zu mahnen. Dieser Vikar ist so verrannt in seine Glaubenslehre, daß nicht die beispielgebende Milde seines ältern Pfarrers, noch der Spott andersdenkender, noch die Verweise der ihm vorgesetzten Obrigkeit ihn stutzig machen können. Er fühlt sich unmittelbar berufen, für den Glauben zu kämpfen, die Menschheit zur Buße zu mahnen, und weil er wirklich so ehrlich ist, die strenge Pflichterfüllung, welche er von andern fordert, zunächst selbst aufopfernd zu üben, haben die Leute Achtung vor ihm. Sie hören auch seine Predigten an, nicht weil sie einverstanden sind, sondern weil sie sich gern von ihnen ergreifen lassen, weil sie dabei nicht einschlafen müssen. Im übrigen aber thun sie ihren eignen Willen: sie feiern die Kirchweih nach altem Herkommen mit Tanzen und Trinken, trotz der Gegenrede des Vikars, und da dieser seinen Bekehrungseifer auch so weit treibt, ins Wirtshaus zu gehen, wo auch noch am Montag Kirchweih ist, da rufen sie ihm zu: „Bleib du in der Kirche, Pfaffe! Dort wollen wir dich hören, nicht hier!“ Aber Briccius läßt sich nicht wankend machen. Als ein andrer dabei von einem Schlage schwer getroffen wird, der ihm zugedacht war, da denkt er: „Für das Reich Gottes war es doch besser, wie es geschehen,“ und setzt sein apostolisches Werk unerschüttert fort. Ein alter Sünder stirbt mit blasphemischen Worten auf den Lippen, obgleich Briccius ihm zugesetzt hat, zu bereuen — Briccius bleibt fest im Vertrauen auf seinen Glauben. Zuweilen wohl wird ihm bange vor sich selbst, wie weit ihn sein Pflichtgefühl wohl treiben werde: auch er fürchtet, daß ihm sein eigner Dämon über den Kopf wachsen werde. Und er reißt ihn auch weiter, als er geahnt hat. Hat er nicht jenen Sünder auf dem Totenbette retten können, so fühlt er sich „verpflichtet,“ dessen Tochter Blandine, ein schönes, aber leichtfertiges Mädchen zu retten, welches — eine Gefallene — in der Gefahr steht, ganz unterzugehen; zu retten dadurch, daß er selbst sie heiratet, weil kein andrer Mann, wie schon Hebbel ausgeführt hat, darüber hinweg kann; sie zu heiraten, obgleich er selbst eine andre liebt und weiß, daß diese auch ihn lieb hat; verpflichtet fühlt er sich, die Gefallene zu ehelichen, obgleich ihm dadurch seine geistliche Laufbahn weiterhin abgeschnitten wird und er aus diesem Stande austreten muß.

Er verläßt also die Kanzel und besteigt das Katheder, er wird Gymnasiallehrer und Publizist im Dienste der orthodoxen Partei. Nun fällt auch von seinem Wesen die mystisch-kirchliche Hülle, und es steht da als nackter, verkörperter kategorischer Imperativ. Er ist der Schrecken seiner Schüler und der ungemütliche Kollege der Professoren; seine Artikel machen durch eine schneidige Schreibart, eine starre, unerbittliche Konsequenz böses Blut. Die aus Pflicht-

gefühl geheiratete Frau führt ein bitteres Leben bei ihm: sie hat es nicht viel besser als im Zuchthause; selbst ihre auffallende Schönheit gereicht ihr zum Vorwurf, da sie zur Sünde verführt. Briccius nimmt alles gleich schwer, die kleinen, durch sein hartes Wesen entstehenden Notlügen des häuslichen Lebens bringen ihn ebenso auf wie die größten Unthaten. Dabei ist er doch im Grunde wohlmeinend, nimmt auch die Pflicht des Gatten so streng wie die andern, ist aber so unliebenswürdig, mit seinen Moralpredigten so unsäglich hart, daß es die demütig dankbare Blandine schließlich auch nicht mehr aushält und mitten im strengsten Winter in die Heimat entflieht, wobei sie sich auf den Tod erkältet und bald nach ihrer Ankunft in Lottersleben stirbt. Diese Erfahrung endlich und mehr noch eine zweite, gleichzeitig hinzukommende bewirken in Briccius die Erkenntnis des großen Irrtums, in dem er bisher befangen war. Blandine hatte Pflege bei eben jenem Doktor Emmerich gefunden, der immer ironisch den Fanatiker der Pflicht beobachtet hat, und der jenes Mädchen heiratete, welches Briccius damals der vermeintlichen Pflicht geopfert hat. Die wahre Humanität des milden Arztes hatte Barbaras Liebe errungen, und Briccius ist Zeuge eines ehelichen Glückes, von dem er kaum geträumt hat. Da gehen ihm endlich die Augen auf, daß es außer der Pflicht noch etwas andres gebe, was göttlicher ist. „Wir reden von dem Willen Gottes, sagte er, ist es nicht Narrheit? Als ob wir diesen Willen begreifen könnten! Und von seinen Gesetzen, als ob es dem Staube möglich sei, gegen die Ordnung des Ewigen zu leben! Uns rettet nichts vor dem Aufblühen, Verwelken und Absterben, weder das, was wir Sünde nennen, noch die Tugend; wir sind machtlos, blind, wahnsinnig, und nicht einmal glücklich in unsrer Blindheit. . . . Ich habe an die göttliche Liebe geglaubt, ohne sie jemals zu begreifen; aber wenn die Liebe das höchste Gefühl der Menschen ist, war es thöricht, sie auch in Gott zu denken? Wir erhoben sie in das Unbegreifliche, um die alten Sagen von der Heldenkraft menschlicher Liebe übertreffen zu können. Ach, es ist etwas Großes in diesem Wahne!“ Und der stolze Jonas Briccius bittet in dieser Stunde bitterster Selbsterkenntnis zum erstenmale um Liebe. Aber, o Ironie des Schicksals, die Frau, um deren Liebe er so spät wirbt, ist die Gattin eines andern, und seine in so tiefer Not des Herzens demütig angebrachte Werbung ist nichts mehr und nichts weniger als ein Versuch der Verleitung zum Ehebruch! Hat da der hinzukommende, in einiger Eifersucht auflodernde Gatte nicht das Recht, dem stolzen Briccius zu sagen: „Für mich bitte ich, daß Sie mein Haus meiden, bis wir um zehn Jahre älter sind, und dann wünsche ich, daß Sie sich dieser Stunde erinnern mögen, wenn Ehr- und Rechtsgefühl wieder in ihrer Seele aufwachen“!

Nun erst ist dieser eiserne Charakter gebrochen, und die nächste Folge ist, daß Jonas Briccius in dumpfe Gleichgiltigkeit für alles versinkt: er vernachlässigt seine Schule, er schreibt keine Artikel mehr, er entzieht sich aller Pflichterfüllung und gerät auf den Standpunkt der „Wurstigkeit,“ des rohen phili-

ſtröſen Genuſſes. Bei der immer neugefüllten Flaſche Wein verbringt er ſeine Nächte in der erſten beſten Kneipe und ſitzt ſo lange, als ſie überhaupt offen iſt. Aber, und es ſpricht daraus nicht bloß die Liebe der Dichterin zu ihrem Helden, ſondern es iſt auch objektiv begründet: ein ſo tief und gut angelegter Menſch, wie Briccius, kann in der Verſumpfung nicht untergehen. Er rafft ſich auf, er hat die Erkenntnis gewonnen, daß der wahre Chriſt in Gott nicht bloß den ſtrengen Sündenrichter ſieht, ſondern vom Glauben getragen wird:

Ob bei uns iſt der Sünden viel,
Bei Gott iſt mehr der Gnade.

In der werkthätigen Liebe, nicht in der kalten Pflichterfüllung erkennt er jetzt das wahre Gebot der Moral, und alſo umgewandelt finden wir nach mehreren Jahren Briccius als Pfarrer von Lottersleben wieder. Die Leute verehren ihn über die Maßen, und mit Recht. Und die Dichterin iſt ſchließlich auch noch gütig genug, ihm ſeine erſte Liebe zur Gattin zu geben, nachdem der ſich allzu aufopfernde Arzt bei der Rettung der Kranken aus dem brennenden Spital verunglückt und ſie als vorzeitige Witwe zurückgelaſſen hat.

Es iſt nicht zu leugnen, daß dieſe Handlung und mehr noch die Epiſode des (hier übergangenen) Theodor, Blandinens Geliebten, an die Gläubigkeit des Leſers ſtarke Anforderungen ſtellt. Aber wo in aller Poeſie ſetzt der Erzähler nicht einen gläubigen Leſer voraus? Nicht auf dieſe nüchterne Wahrſcheinlichkeit kommt es in der Poeſie an, ſondern auf das Vermögen des Dichters, ſich den Glauben des Leſers zu erzwingen, ihn für die Dauer ſeiner Darſtellung in ſeinem Banne feſtzuhalten. Und dies iſt der Bülow in ausnehmendem Maße gelungen. Der Reichtum an kunſtvoll um die poetiſche Idee geordneten Charakteren, die ſich gegenſeitig beleuchten und ergänzen, die dichteriſche Kraft der Belebung all dieſer verſchiedenartigen Menſchen, die durchaus vornehme Darſtellung, die jedes überflüſſige Wort ſpart und immer nur Handlungen bringt, die kühne Konſequenz in der Durchführung des Titelhelden: das ſind Tugenden, welche das nachgelaſſene Werk der tragiſch dahingegangenen Dichterin zu einem der Meiſterwerke der zeitgenöſſiſchen Kunſt machen. Mit dieſem „Jonas Briccius“ hat ſie ſich eingeſchrieben für alle Zeiten.*)

Innsbruck. Moritz Necker.

*) Wir können unſern Leſern mitteilen, daß ein zweites größeres nachgelaſſenes Werk der Dichterin vom Juli an im laufenden Jahrgange der Grenzboten erſcheinen wird.
Die Red.

Die ruſſiſche Kaiſerfamilie in Palermo.*)

(1845—46.)

Ich fuhr im Juni 1845 wiederum nach Palermo und kehrte in dem ſchönen Hotel der Trinacria ein. Nach kaum einer halben Stunde wurde jedoch mein junger Freund, der Principe di San Cataldo, gemeldet, welcher mich gleich beim Eintritt ſchalt, daß ich nicht Wort gehalten, da ich doch bei meiner letzten Abreiſe ſeiner Frau verſprochen hätte, in ihrem Palaſte zu wohnen. Trotz meines Sträubens ließ der Fürſt ſofort mein Gepäck hinabtragen und entführte mich ſelbſt in ſeiner Kutſche zu ſeiner ebenſo frommen wie liebenswürdigen Gemahlin, der Tochter des Duca Serra di Falco. Auch dieſe begrüßte mich freundlich und ließ mir ein ſchönes Zimmer anweiſen, darin die Bettdecken und Vorhänge aus ſchwerem Seidenzeuge beſtanden. So liebenswürdig und zuvorkommend ſind die ſizilianiſchen Familien gegen Fremde, wenn man nur erſt einmal bei ihnen eingeführt iſt.

Nachdem ich meine alten Bekannten beſucht hatte, wurden die Studien in der Capella Palatina, den Kathedralen zu Palermo und Monreale, ſowie in der Campagna wieder aufgenommen. Nur zu ſchnell verging der Sommer bei

---

*) Der vorſtehende Aufſatz ſtammt aus der Selbſtbiographie des am 27. April 1801 in Königsberg geborenen und im Jahre 1868 in Wiesbaden verſtorbenen Hofmalers Karl Rundt. Bei ſeinem langen Aufenthalte in Italien (1829—1847) hatte er Gelegenheit, ſo ziemlich alle Berühmtheiten, welche das Land der Sehnſucht beſuchten, kennen zu lernen, namentlich eine Reihe fürſtlicher Perſönlichkeiten: das ruſſiſche Kaiſerpaar, die Herzogin von Leuchtenberg, den Kronprinzen von Würtemberg, die Großfürſtin Olga, vor allem die Prinzen des preußiſchen Königshauſes. Der beim Könige Friedrich Wilhelm IV. ſehr beliebte Künſtler erzählt, wie er einſt in der Peterskirche, während er ein Bild für den König malte, mit fünf preußiſchen Prinzen auf einmal zuſammengetroffen ſei, welche er denn auch als Staffage auf dem Bilde der Peterskirche angebracht habe. Ganz eigentümlich iſt ſeine Begegnung mit dem allgemein gefürchteten Könige Ferdinand II. von Neapel in Palermo, dem ſpätern „Rè Bomba," dem er unumwunden die Wahrheit zu ſagen den Mut hatte.

Rundts Schilderungen aus der Kunſtwelt und dem Volksleben Italiens, ſeine Beſchreibung des Doms von Monreale, die Darſtellung des Feſtes der heiligen Roſalia u. a. ſind durchweht von einem liebenswürdigen Künſtlergemüt. Sein wiederholter Sommeraufenthalt in den Klöſtern von Subiaco, Monte Caſino, Monreale geſtattet uns einen Einblick in Verhältniſſe, welche ſonſt Reiſenden verſchloſſen bleiben. Seine perſönliche Liebenswürdigkeit, ſein Freimut, ſeine Frömmigkeit, ſein bibelfeſtes und echt proteſtantiſches Weſen machten ihn den Menſchen überall lieb und wert. Rundts Bilder, meiſt Architekturſtücke, befinden ſich zum größten Teile in den königlichen Schlöſſern in Berlin und Potsdam.

Königsberg i. Pr. L. Paſſarge.

nützlicher Thätigkeit und angenehmer Geselligkeit. Am Sonntage war ich ein für alle male zu dem Duca Serra di Falco und dessen Kindern in die prachtvolle Villa in Olouzzo eingeladen. Zuweilen speiste ich bei der Familie des biedern Principe Trabia, um den sich nach altpatriarchalischer Weise alle Familienglieder versammelten. Selbst sein ältester Sohn, der Principe di Scordia, Vater von drei Kindern, wohnte bei den geliebten Eltern. Erst im Herbste, wenn es am Meere zu windig wurde, bezogen sie ihren Palast in der Strada Macqueda, dessen reiche Gemäldegalerie mich oft stundenlang fesselte.

Am Ende des Sommers kam die Nachricht, die Kaiserin von Rußland werde den nächsten Winter in Palermo zubringen, und zwar werde sie in der Villa der Fürstin Butera wohnen.

Am siebzehnten Oktober traf General Graf von Brandenburg mit seinem Sohne in Palermo ein, vom König Friedrich Wilhelm IV. geschickt, um die kaiserliche Schwester zu begrüßen. Ich besuchte den Grafen als alten Bekannten sogleich und versprach ihn ebenso mit den ersten Familien Palermos, wie mit den Sehenswürdigkeiten der Stadt und der schönen Umgegend bekannt zu machen. Wir machten in der That an jedem Nachmittage Ausfahrten und am Abend Familienbesuche bei den Fürsten Partanna, Monteleone und andern, oft in deren Theaterlogen, woselbst man im Vorzimmer wohl den Thee oder Erfrischungen einnahm, während die ältern Herrschaften sich einer Partie Karten oder Schach hingaben.

Am Nachmittage des neunzehnten Oktober fuhren wir nach Santa Maria di Gesù, dem schon früher erwähnten Minoritenkloster der Franziskaner. Die Anhöhen prangten im üppigsten Baumwuchs, malerisch unterbrochen von Cypressengruppen und den Anpflanzungen der indianischen Feige, deren weiße, gelbe, feuer- und karmoisinrote Blüten ebenso mannichfaltig sind, als die Früchte, namentlich die rotfleischigen Moscatelli, wohlschmeckend. In diese Beobachtung vertieft, erblickte ich in weiter Ferne über dem Monte Pellegrino einige Rauchwolken: die längst erwartete kaiserlich russische Flotte. In der That, die fernen Rauchsäulen kamen näher, wurden deutlicher; zuletzt konnte man bereits das Hauptschiff unterscheiden.

Wir bestiegen den Wagen und fuhren nach Olouzzo zur Villa Butera. Eine Kompagnie Grenadiere mit Bärenmützen hatte bereits die Ehrenwache im Nebengebäude bezogen. Equipagen mit geputzten Leuten und viele Fußgänger füllten den großen Platz.

Nach einer halben Stunde verkündigte ein vorreitender Courier den Wagenzug der kaiserlichen Herrschaften. Im ersten offnen Wagen saß, zu unsrer großen Überraschung, neben der Kaiserin der Kaiser Nikolaus, ihnen gegenüber die Großfürstin Olga und unser Prinz Albrecht, welcher soeben aus dem Orient zurückgekehrt war. Im zweiten Wagen saß die Schwester der Kaiserin, die Frau Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin, mit ihrer Tochter Prinzessin

Marie, ihrer Hofdame Fräulein v. Meyerink und dem General v. Hopfgarten, ihrem Hofmarschall. Dann folgten andre Wagen mit dem Gefolge und der Dienerschaft, zusammen etwa fünfzig Personen; zuletzt ein Zug von Gepäckwagen ohne Ende.

Der Herzog Serra di Falco präsentirte sich Ihrer Majestät als dienstthuender Kavalier, gemäß dem Befehl seines Königs Ferdinand II. Seine neben der Villa Butera gelegne herrliche Villa bezog die Schwester der Kaiserin mit ihrer Tochter und der Bruder der Kaiserin. Eine Pforte stellte jedoch die Verbindung zwischen den Gärten der beiden nachbarlichen Villen her.

Am nächsten Nachmittage besuchte ich den Prinzen Albrecht, der mich sehr freundlich empfing und über Palermo und dessen Umgebungen befragte. Als ich fortgehen wollte, sagte der Prinz: Bleiben Sie doch, ich werde Sie gleich der Kaiserin vorstellen! Nach einigen Minuten gingen wir zu Ihrer Majestät, welche mich ebenfalls sehr gnädig empfing und mein Skizzenbuch in Augenschein nahm. Neben den Landschaften schienen ihr namentlich einige Abbildungen von Frauen vom Piano dei Greci sehr gut zu gefallen. Auch der Kaiser war zugegen, ferner Seine Exzellenz Herr von Meyendorf, der Staatskanzler Fürst Nesselrode und der Graf Orlow. Alle Damen befanden sich in halber Gala, da der König Ferdinand von Neapel erwartet wurde. Der Kaiser in seiner roten Kosakenuniform erschien mir als der schönste Mann der Welt.

Jetzt wurde demselben gemeldet, das königliche Dampfboot wäre in Sicht, und sogleich begab er sich mit dem Grafen Orlow in das königliche Schloß, und zwar in die Camera di Rogero, von welcher aus man die ganze Stadt und den Hafen überschaut. Als der König gelandet und dem Schlosse nahe war, stieg der Kaiser hinab und empfing ihn in dessen eignem Schlosse.

Die Palermitaner nahmen es König Ferdinand übel, daß er nicht schon bei der Ankunft der kaiserlichen Herrschaften zum Empfange derselben anwesend war. Doch ist zu seiner Entschuldigung zu bemerken, daß die kaiserliche Flotte sechs Tage später ankam, als sie angemeldet war.

Der Kaiser kehrte nun zur Kaiserin zurück, worauf nach einer halben Stunde auch der König im Salon der Kaiserin erschien, um Ihre Majestät auf sizilianischem Boden zu bewillkommnen.

Ich vollendete in dieser Zeit einige Skizzen von der Ankunft und dem Empfange der kaiserlichen Herrschaften und schickte sie in einem Couvert für des Königs Majestät nach Berlin.

Der General von Rauch, unser Militärbevollmächtigter in St. Petersburg, befand sich ebenfalls in der Begleitung der Kaiserin. Es dauerte nicht lange, so erschien sein Sohn, damals Leutnant in der Garde, vom Könige gesandt mit Depeschen für die Kaiserin und den General, seinen Vater. War es doch die Art des Königs, womöglich einen jeden zu erfreuen: den Vater durch die Ankunft des Sohnes, diesen durch die neue, belohnende Reise. Auch ich war

nicht vergessen, denn Herr von Rauch brachte mir den Auftrag, alle Gemächer, welche die Kaiserin bewohnte, und die Gegenden, welche sie besuchen würde, in Zeichnungen für ein großes Album darzustellen. General von Rauch sollte dieserhalb bei der Kaiserin allerdings erst anfragen; dieselbe willigte aber umso lieber ein, als sie jemand bei sich zu haben wünschte, welcher über Palermo und Sizilien genaue Auskunft zu erteilen vermochte. So kam ich, fast dauernd, in die unmittelbare Nähe der hohen Frau.

Ich entwarf zuerst ein Aquarell von dem großen Saale neben dem Kabinet der Kaiserin, oft unterbrochen von der Großfürstin Olga, welche gern das Vorschreiten der Zeichnung kontrolirte. Auch mußte ich in Betreff der zu machenden Spazierfahrten mein Gutachten abgeben. Großfürst Konstantin, welcher später, und zwar am ersten Weihnachtsfeiertage, direkt von England nach Palermo kam, interessirte sich besonders für die Perspektive und die Kunst, alle Gegenstände in ihrer natürlichen Größe erscheinen zu lassen.

Das Wetter blieb hell und klar; die Kaiserin war stets bei guter Laune und erschien nach einigen Wochen sichtbar wohler und gekräftigt. Oft ging sie des Morgens in den Garten und forderte mich zu einem Umgange auf, um sie zu unterhalten. Den meisten Stoff bot die schöne Natur dar und die Welt der Blumen, welche noch täglich neue Blüten trieben. Später mußte ich der Kaiserin ein Albumblatt mit der Villa und den beiden gewundenen eisernen Treppen liefern, welche zu den Salons führten. Im ganzen ist das Leben solcher hohen Herrschaften, trotz aller Abwechslung und Bemühung, neue Unterhaltungen aufzutreiben, einförmig, weil ihnen fehlt, was kein Mensch auf die Dauer entbehren kann — eine lohnende Arbeit.

Für mich waren alle die kleinen Aufträge zwar sehr ehrenvoll, aber sie brachten wenig ein und hielten mich von meinen größern Arbeiten ab.

Eines Mittags veranlaßte mich Prinz Albrecht mit den kaiserlichen Herrschaften nach Monreale zu fahren, um ihnen die Kathedrale zu zeigen. Ich begab mich sofort voraus und brachte die Mönche des Klosters in Bewegung. Dann eilte ich zum Sindaco (Bürgermeister), um einen Teil der Bürgergarde zusammenzutrommeln, welcher die Eingänge der Kirche umstellen und dem Andrange der Bettler und Neugierigen wehren sollte. Kaum war alles fertig, so traf auch schon der lange Zug der Kaiserin ein. Dieselbe setzte sich in den Wagenstuhl und rief mich zu sich heran. Ich stellte ihr erst den Generalvikar Monsignore Taralle vor und diente ihr sodann als Begleiter.

Der Kaiser Nikolaus fragte den Duca Serra di Falco, woher der Name Basilika stamme, und wodurch sich eine solche von andern Kirchen unterscheide. Da die Antwort etwas verworren ausfiel, wandte der Kaiser sich zu mir, und ich gab die gewünschte Aufklärung. So ging es langsam durch die drei Schiffe, an den schönen Mosaikbildern vorüber, nach dem reichen Klosterhofe mit seiner Fontäne und seinen interessanten Skulpturen. Alles war höchlich überrascht

von der Pracht und Anordnung des Ganzen und der genauen Durchführung der einzelnen Teile. Am meiſten aber entzückte die herrliche Lage, der Blick über die „Goldene Muſchel“ und Palermo auf das Meer, im Norden bis zu den Liparischen Inſeln, im Oſten bis zum Ätna.

Monreale war natürlich in Bewegung. Man rief: Il nostro Don Carlo pittore ha fatto al nostro paese questo onore!

Auch der Abt war überglücklich und dankte mir für die Vorſtellung bei Ihrer Majeſtät; als ob das alles mein Verdienſt geweſen wäre.

Ein paar Tage ſpäter beſuchte mich eines Morgens, bevor ich zur Kaiſerin fuhr, Monſignore Taralle mit vier Benediktinermönchen und brachte mir ein altes italieniſches Werk über die Kathedrale, mit allen Kupferſtichen der Moſaiken, im Jahre 1702 in Palermo gedruckt, aber ſeit Langem vergriffen; dedicata al Signor D. Giovanni Ruano. E. Rosso. Dieſe Geiſtlichen wußten, daß ich mich ſchon ſeit vier Jahren vergebens um das Werk bemüht hatte; der Abt aber meinte, ich hätte ihnen ja ſchon durch die Vollendung meiner Bilder von ihrem Tempel ſo viel Freude gemacht, noch mehr dadurch, daß derſelbe nicht bloß in Rom, ſondern auch in Deutſchland bekannt geworden wäre; darum überbrächten ſie mir dieſes Andenken als den „Ausdruck ihrer aufrichtigen Verehrung.“

Da ich wußte, daß Graf Brandenburg abreiſen wolle, fuhr ich morgens bei ihm vor, um ihm Lebewohl zu ſagen. In des Grafen Zimmer eintretend, finde ich auf alle Stühle ausgebreitet Briefe zum Trocknen, Vater und Sohn aber in nicht geringer Aufregung. Sie erzählten mir, wie ſie in der vergangnen Nacht von der Kaiſerin zurückgekehrt wären, nachdem ſie für die älteſte Tochter des Grafen von der Kaiſerin, als deren Patin, ein goldnes Armband erhalten. Dieſes, mit Briefen für den König in eine Schatulle eingeſchloſſen, ſei mit etwa hundert Piaſtern baaren Geldes morgens aus dem Vorzimmer verſchwunden. Der hiervon benachrichtigte Konſul Wedekind habe einige Donnerwetter losgelaſſen, auch mit der Galeere gedroht; und ſo habe man endlich die Schatulle gefunden, aber erbrochen und im Meere ſchwimmend, und ſie ſei mit den naſſen Briefſchaften ihnen wiedergebracht worden. Da liege nun die Beſcheerung!

Was konnte ich thun! Mein Bedauern äußern, glückliche Reiſe wünſchen, mich empfehlen.

Doch ließ mir die Sache keine Ruhe. Zurückgekehrt, fand ich die Kaiſerin ſchon im Garten und erzählte ihr die Geſchichte. Sie erwiederte beſorgt: Wenn ſo etwas Männern paſſire, ſei ſie wohl ihrer Juwelen auch nicht ſicher! Ich konnte ſie indeſſen beruhigen, weil ganz nahe eine Kompagnie Grenadiere die Ehrenwache habe.

Die Kaiſerin, welche den Grafen beklagte, erteilte mir den Auftrag, ihrer Kammerdame von Rohrbeck zu ſagen, ſie möge die goldne Ährenkrone von ihrem Putztiſche, ſowie das Spiel von Achat in den Garten bringen. Dann ſchrieb

sie einige Zeilen des Bedauerns an den Grafen und sandte ihm durch mich die Sachen als Ersatz für die gestohlenen.

Am nächsten Morgen, nachdem die Kaiserin einen Spaziergang im Garten gemacht hatte, trugen die Kammerkosaken ein Sofa nach dem schattigsten Platze, worauf die Kaiserin sich mit Sticken beschäftigte, umgeben von ihrer königlichen Schwester und den andern Damen, welche ebenfalls mit farbiger Wolle nach Mustern stickten. Während der Pausen wurde aus einem Buche vorgelesen.

An dem Eingange zu diesem kleinen Paradiese standen in einiger Entfernung zwei Tscherkessen, gleich Schutzengeln, jedoch das Schwert in der Scheide, jeden Eindringling abwehrend mit dem einfachen Ausrufe: „Niks!"

An einem der folgenden Tage war die Situation eine ganz ähnliche. Auch ich saß, nicht weit von der hohen Gesellschaft, auf meinem Feldstuhle, unter dem weit ausgespannten Schirme, mit Zeichnen beschäftigt. Plötzlich fallen ein paar große Tropfen, und es folgt ein dichter Platzregen. Die ganze Gesellschaft schreckt auf und stiebt auseinander wie eine Schaar flüchtiger Tauben. Die Großfürstin Olga eilte gleich einer schnellfüßigen Diana ins Haus. Ich sprang schnell auf und suchte den Stuhlwagen der Kaiserin mit meinem großen Malerschirme zu schützen und vor dem Umfallen zu bewahren, da man ihn in der Hast auf die Steineinfassung des Bassins fuhr.

Nach einer Stunde, als sich die durchnäßten kaiserlichen Damen umgekleidet hatten, lachte man im Garten bei einem opulenten Gabelfrühstück über die plötzliche Überraschung aus dem „ewig heitern" sizilianischen Himmel.

Der Kaiser Nikolaus, ein Mann in frischer Fülle der Gesundheit, groß und kräftig, ohne stark zu sein, schnell und bestimmt in seinen Bewegungen, flößte mir immer Vertrauen, ja Liebe ein; seinen Russen gegenüber trat er als Herrscher und Gebieter auf; sein Blick wurde oft starr und blitzend, sodaß er wohl mehr Furcht als Liebe einflößen mochte. Bei öffentlichen Handlungen schien jede Bewegung aufs Imponiren berechnet.

Im engern Familienkreise war der Kaiser ein zärtlicher Gatte und Vater, unter seinen Vertrauten liebenswürdig und unbefangen. Wohl mochte diese Zeit die schönste seines Lebens sein. Sah er doch in diesem irdischen Paradiese die Kaiserin täglich wohler und glücklicher werden; hatte er doch die Tochter, Verwandte und Geliebte nahe und wußte sie alle zufrieden! Der Kaiser war selbst dem Scherze nicht abgeneigt. Oft suchte er sich aus der Menge der zum Spazierritt vorgeführten Esel den allerkleinsten aus, sodaß er mit den eignen Füßen auf der Erde laufen mußte. Auch manövrirte er vor dem Ausritt nicht selten im Garten zu Esel mit seinen Staatsmännern und Generalen, die es sich dann zum allgemeinen Gaudium gefallen lassen mußten, von ihm in die Büsche hineingeritten zu werden.

Eines Mittags kehrte er etwas früher als die übrige Gesellschaft zurück und klagte mir sein Malheur. Der Esel habe ihn abgeworfen! So etwas

müsse dem Selbstherrscher aller Reußen passiren! Ich bemerkte, daß solches selbst bei den besten Reitern vorkomme, weil die Esel entweder den Kopf zwischen die Beine nähmen und den Reiter nach vorn herabrutschen ließen, oder sich in sich zusammenzögen und krümmten wie ein Aal, sodaß an ein Sitzenbleiben nicht zu denken wäre.

Sie haben Recht, sagte der Kaiser, wer kommt wohl gegen Esel auf!

Nach ungefähr sechs Wochen nahm der Kaiser feierlichen Abschied von seinen Hausbeamten. Den Grafen Schuwalow umarmte er und erinnerte ihn daran, daß er demselben seinen größten Schatz anvertraue; dem Arzte der Kaiserin, Dr. v. Mandt, gab er die Hand und sagte: Ich weiß, Sie werden Ihre Pflicht thun!

Der Kaiser war nun fort, und es herrschte mehrere Tage eine tiefe Stille unter den Zurückgebliebnen. Selbst im Garten war es einsam. Ich saß meist allein und zeichnete die schönen Pflanzen, den Pavillon des Kaisers, seine Lieblingsstellen, kurz alles, was an diesen hervorragenden Fürsten erinnerte. Hatte ich, als Maler, ihn doch schon wegen seiner schönen Gestalt liebgewonnen!

Allmählich wurde das Leben wieder geselliger, lebhafter. Es kam Besuch aus Neapel, Prinz Georg und der Fürst Windischgrätz, welcher im nächsten Jahre der Gemahl der Prinzessin Maria von Mecklenburg wurde. Auch der Kronprinz von Würtemberg traf ein, mit dessen Adjutanten ich schon in Rom bekannt geworden war. Der hohe Herr war etwa eine Woche in Palermo und verkehrte viel bei der Kaiserin, in deren Nähe sich ein starker Magnet zu befinden schien, als die schlimme Nachricht kam, der königliche Vater in Stuttgart wäre krank, der Prinz möge so schnell als möglich zurückkehren.

Am nächsten Vormittage verließ ich den Salon der Kaiserin und ging, um mich vom Zeichnen zu erholen, in den Nachbargarten des Duca Serra di Falco. Hier befand sich ein Schneckenberg, von dessen Höhe man nicht nur den Garten der Fürstin Butera, sondern auch die Stadt Palermo übersehen konnte. In diese weite Schau vertieft, tritt vor mein Auge, Arm in Arm, ein glückliches Paar. Es klang in meinem Herzen wie Glockengeläute, und ich schwieg, in der Hoffnung, bald ein schönes Fürstenpaar mehr zu wissen.

Am nächsten Vormittage fuhr die Kaiserin mit ihren Hofdamen in halber Gala nach dem Hafen und auf die kaiserliche Flotte. Dort, auf dem Hinterdeck des Hauptschiffes, wurde unter Glückwünschen, Musik und Tanz die Verlobung Seiner königlichen Hoheit des Kronprinzen Karl von Würtemberg mit der sehr huldreichen und schönen Großfürstin Olga von Rußland gefeiert. Zugleich brachte der nächste Courier aus Stuttgart erfreulichere Nachrichten über das Befinden des Königs. Jetzt durfte der Kronprinz noch länger in Palermo verweilen, glücklich im Anschauen seiner Braut, deren herrliche Gestalt mich immer an eine Tochter der Niobe erinnerte.

Es vergingen unter dieſem milden und klaren Himmel die Tage in Heiterkeit und Frohſinn. Man hielt ſich faſt immer im Freien auf. Sobald aber die Sonne ſich unter den Horizont des Meeres getaucht hatte, waren ſchon wieder viele Hände geſchäftig, einen Kerzenhimmel anzuzünden. Oft wurden uns von den Fürſten und Reichen Palermos Feſtlichkeiten bereitet mit Muſik und Tanz, oder wir wurden mit Dichtkunſt und lebenden Bildern unterhalten. Denn noch immer iſt Sizilien wie im Altertum reich an dichteriſchen Talenten, und der Boden erzeugt noch immer ſeine Theokrite. Eine junge Freundin, die Tochter des Barons Torriſo, beſchenkte uns mit ſchönen Blüten der Dichtkunſt. Die Kaiſerin, davon aufrichtig erfreut, ließ ſie zu ſich laden und überreichte ihr einen ſchönen Schmuck zum Andenken.

Auch der Karneval wurde im Winter mit ganz beſonderm Glanze gefeiert, und die Kaiſerin beſuchte ihn, in ihrem Wagen durch die geſchmückten Straßen fahrend.

Als ich eines Morgens im Garten, wie gewöhnlich, zeichne, ruft von der Villa herab eine Stimme: „Guten Morgen, Rundt! Gratulire zum neuen Jahr! Welche himmliſche Luft und Blumenpracht!“

Es war die Kaiſerin, welche mich an den erſten Januar des neuen Jahres 1846 erinnerte. Ich hatte ſeiner nicht gedacht; war doch für mich jeder dieſer Tage ein Neujahrstag. Er verging denn auch ſo ſonnig wie alle andern Tage.

Am dreizehnten Januar wurde in der Kapelle, unter Lobgeſang, Gebet und Weihrauchduft, der Neujahrstag der Griechen gefeiert. Nach dem Gottesdienſte verſammelten ſich der ruſſiſche Adel, die Offiziere der kleinen Flotte und der ſizilianiſche Adel unten im Garten, um ihre Glückwünſche darzubringen. Wie gewöhnlich war hier das Gabelfrühſtück aufgeſtellt, nur etwas reicher. Die Kaiſerin thronte in einem großen Armſeſſel, die linke Hand zum Handkuß auf die Armlehne gelegt. Zuerſt kamen die Kavaliere, einer nach dem andern, und verbeugten ſich, nach ihnen die Damen, welche die ſegensreiche Hand küßten. Die Großfürſtin ſtand in ihrer natürlich-anmutigen Haltung in der Nähe der Kaiſerin und reichte auch ihre ſchöne Hand nach allen Seiten zum Kuſſe. Sie unterhielt ſich freundlich und ſchien überglücklich. Nachdem die Kaiſerin die Verſammlung aufgehoben und ſich in ihre Gemächer zurückgezogen hatte, wurde die reichbeſetzte Tafel von den Offizieren gleich einer Feſtung beſtürmt und, wie ich vermute, auch erobert.

Ich ſprach ſchon früher von den Frauen des Piano dei Greci. Nun ſollten auch dieſe uns ein Feſt bereiten.

Mehrere Miglien von Palermo entfernt liegt auf einer Hochebene ein ausgedehntes Dorf, welches ſeit länger als hundert Jahren von Albaneſen bewohnt wird. In einem Kriege vor den Türken geflohen, hatten ſie in Sizilien ein Aſyl erhalten und ſich auf dem „Piano“ angebaut. Seit mehreren Jahren kannte ich einen dieſer „Griechen,“ wie ſie hier allgemein genannt werden, den

Profeſſor Giovanni Schiró, welcher an der Univerſität in Palermo als Lehrer der Medizin angeſtellt war. Mit dieſem Manne war ich ein paarmal zu deſſen Verwandten auf dem Piano gereiſt, um die albaneſiſchen Frauen und deren ſchöne Nationaltracht zu zeichnen. In der That iſt ſie einer nähern Betrachtung nicht unwert.

Bei ihren Feſtanzügen — denn nur von ſolchen iſt die Rede — haben die Frauen Rock und Mieder aus ſtarkem Seidenſtoff mit Blumen durchwebt, deren untere zwei bis drei Ränder mit Gold geſtickt ſind; die Ärmel lang und anſchließend, die hintere Naht offen und mit ſeidnen Schleifen zugebunden, ſodaß der geſtickte Ärmel des Hemdes zwiſchen den Schleifen in Puffen heraustritt. Der Rock wird mit einer goldnen Schnur hinten feſt gebunden; ihre Enden hängen mit Goldquaſten weit herunter. Der wohl drei Hand breite, reichgeſtickte Hemdkragen fällt in Falten herab. Der breite Gürtel beſteht aus ſilbernen, durch Charniere miteinander verbundnen Schnallen. Unter der Bruſt befindet ſich ein handgroßer Schild mit erhabner Silberarbeit, gewöhnlich einen griechiſchen Heiligen, meiſtens den heiligen Georg mit dem Lindwurm, darſtellend. Der Kopfputz beſteht aus Goldbrokat, mit roter Seide gefüttert. Er liegt gleich einer halben Nußſchale über dem Hinterkopf und endet in einen langen Streifen, welcher nach hinten wieder aufgenommen und mit ſeidnen Schleifen an die Haarflechten befeſtigt wird. Von dem Kopfputze fällt eine doppelte Goldſchnur über den Nacken herab, um in zwei Quaſten an der Kniekehle zu endigen.

Die reichen Männer haben leider ſeit langem ihr griechiſches Koſtüm mit dem häßlichen ſchwarzen Frack vertauſcht.

Mein Freund Schiró hatte übrigens ſeit zehn Jahren phyſikaliſche Unterſuchungen in Betreff der klimatiſchen Verhältniſſe Palermos angeſtellt und eine Encyclopaedia Medica geſchrieben. Da bis dahin über dergleichen Beobachtungen noch nichts publizirt, das Werk alſo intereſſant war, ſo wandte er ſich an den kaiſerlichen Leibarzt, den Staatsrat Dr. von Mandt, Exzellenz, überreichte ihm das Manuſkript und bat zu prüfen, ob das Werk wohl würdig wäre, Ihrer Majeſtät gewidmet zu werden. Alles dieſes war bald nach Ankunft der ruſſiſchen Herrſchaften geſchehen, und ich war gern bereit geweſen, die beiden Gelehrten miteinander bekannt zu machen.

Einige Wochen vor der Abreiſe der Kaiſerin erblickte dieſelbe beim Durchſehen meines Skizzenbuches wieder die griechiſchen Frauen und klagte mir, daß die Herren ihrer Umgebung ſie noch immer nicht nach dem Piano dei Greci hingeführt hätten, und jetzt, ſo kurz vor der Abreiſe, werde ſie gewiß um dieſe Freude kommen.

Iſt es denn nicht möglich? Könnte ich nicht hinfahren?

Ich mußte davon abraten. Der Ort ſei eine ſtarke Tagereiſe entfernt, kein paſſendes Gaſthaus vorhanden. Auch ſeien ſelbſt die reichern Familien auf ſolchen Beſuch nicht eingerichtet. Wenn Ihre Majeſtät aber hauptſächlich die

griechischen Frauen in ihrem schönen Kostüme zu sehen wünsche, könnte ich einige der mir bekannten einladen, welche es sich zur Ehre rechnen würden, einer so gnädigen Dame aufzuwarten.

Sie sind mein guter Engel, Rundt, sagte die Kaiserin freundlich lächelnd, und nahm meinen Vorschlag dankend an.

Am dritten Morgen nach dieser Unterredung erhielt ich ein Briefchen von einem Greco, aber schon aus Palermo, worin es hieß: Eccome qua, Signore Don Carlo! Siamo qui per servir la sua Maestà.

Nachmittags, als die Kaiserin von einer Spazierfahrt zurückkehrte und im Salon, wie gewöhnlich, an meinen Zeichentisch herantrat, meldete ich die Ankunft der mittlerweile eingeladenen Familien in Palermo. Die Kaiserin erwiederte erfreut, sie wolle dieselben am nächsten Tage, mittags ein Uhr, sehen, ich möge nur alle zu ihr bringen.

Ich hatte einige Mühe, es allen recht zu machen. Es waren nämlich drei Familien erschienen, Männer, Frauen und Kinder, wohlhabende Gutsbesitzer, sämtlich erfüllt von dem Gedanken, der Kaiserin vorgestellt zu werden. Ich fand es aber zweckmäßig, nur einen der Männer, als Repräsentanten der griechischen Gemeinde, einzuladen, nämlich den Professor Schiró, welcher französisch sprach und auch die Geschichte und Geschicke seiner albanesischen Landsleute genau kannte. Die übrigen erhielten dafür von mir eine Einladung zu einem Festessen, das ich ihnen nachmittags, natürlich auf meine Kosten, ausrichtete.

Nach elf Uhr holte ich in zwei Karrossen die Damen mit ihren kleinen Töchtern und den Professor als Dolmetsch nach der Villa Butera ab. Welch eine glänzende Fahrt durch die mit Menschen gefüllte Macquedastraße! Man sagte mir, die Kaiserin wäre zur Großherzogin von Mecklenburg, ihrer Schwester, gefahren, die nicht wohl sei. Ich führte daher meine griechische Gesellschaft zuvörderst im Garten umher, später auch in dem des Herzogs Serro di Falco, und zeigte ihnen die schönsten Stellen. Bald darauf kam uns die Kaiserin in ihrem Stuhlwagen entgegengefahren und ließ sich die schöne bunte Gruppe vorstellen. Sie war sichtlich erfreut und wünschte, wir möchten in die Villa kommen, wo sich der ganze Hofstaat zum Imbiß versammeln werde. Es war ein sonnenklarer Tag. Die reiche und geschmackvolle Kleidung, die schönen geblümten Seidenstoffe und besonders die graziösen Kinder gefielen allgemein. Professor Schiró trug kurz die Geschichte der Kolonie vor. Als er bemerkte, daß sie in Palermo den sprachgelehrten Bischof Crispi und auch eine große griechische Kirche hätten, wünschte Ihre Majestät die letztere kennen zu lernen. Sie ließ auch sofort die Equipagen vorfahren, um sich selber zu überzeugen, ob der hiesige griechische Kultus dem in Rußland gleich sei.

Die ganze kaiserliche Gesellschaft war nun fort nach der griechischen Kirche; wir blieben allein zurück und konnten die beiden paradiesischen Gärten mit ihrer

Palmen- und Blumenpracht bewundern. Nur die Kammerdamen, Frau von Rohrbeck und Fräulein von Seidewitz, gesellten sich zu uns, um unsre Freude zu teilen.

Als wir in unserm Hotel bei Tische saßen und von der huldvollen Teilnahme der Kaiserin sprachen, besuchte uns zum Kaffee ein Vorsteher der griechischen Gemeinde in Palermo und erzählte, die Kaiserin habe sich nach allen Verhältnissen der Griechen genau erkundigt und für die Armen ein Geschenk von hundert Piastern zurückgelassen.

Am nächsten Tage reisten die Familien wieder nach ihrem Piano zurück, um noch lange von der Herzensgüte der Kaiserin und ihren eignen Erlebnissen zu sprechen.

Wie leicht ist es doch solchen hohen Herrschaften gemacht, gut zu sein!

Anfangs März wurden nun die Vorbereitungen zur Abreise getroffen. Da besuchte mich eines Tages der Professor Schiró und klagte mir, daß es ihm, trotz seiner vielen Bemühungen, nicht gelingen wolle, sein Manuskript von Seiner Exzellenz Dr. v. Mandt zurückzuerhalten. Derselbe hätte ihn an Herrn von Chambeau, den Sekretär der Kaiserin, gewiesen, und dieser wieder an den Grafen Potocki. Der Graf hätte auf eine schriftliche Anfrage ihm durch seine Diener sagen lassen, er wüßte von der Sache nichts und Schiró sollte sich zum Teufel scheeren. So werde er gewiß um die Frucht einer zehnjährigen Arbeit kommen, wenn ich ihm nicht hälfe oder wenigstens einen guten Rat gäbe.

Ich riet ihm, nach so schlimmen Erfahrungen Geduld zu haben; ich würde aber heute Nachmittag das Sachverhältnis der Kaiserin mitteilen.

Und so geschah es. Als die Kaiserin von der Spazierfahrt zurückkehrte, kam sie, ehe sie in ihr Kabinet ging, zu mir heran, um mich über manches Gesehene zu befragen. Als ich ihr die Verlegenheit des Professors Schiró vorgetragen hatte, und wie derselbe von den hohen russischen Staatsdienern behandelt worden sei, erwiederte sie: „Morgen hat Chambeau bei mir Vortrag. Sagen Sie ihm, er soll das Manuskript des Professors mitbringen; ich will es durchsehen.“

Die Exzellenzen v. Chambeau und v. Mandt wohnten mit ihren Familien in der Trinacria. Ich war gerade bei ersterm für den Abend zum Thee eingeladen und richtete sogleich bei der Begrüßung den Befehl der Kaiserin aus. Es schien ihm unangenehm zu sein, daß ich mit der Kaiserin über das Manuskript gesprochen hatte, und er ließ mich einige harte Worte hören.

Ich hielt dieselben der Reizbarkeit des alten Mannes zu Gute, erwiederte aber bestimmt, da man meinen vieljährigen Freund, einen erprobten Ehrenmann, so brutal behandle und die Abreise der Kaiserin nahe wäre, so hätte ich es für meine Pflicht gehalten, mir auf dem direkten Wege Gewißheit über den Verbleib des Manuskripts zu verschaffen.

In der That kam mir die ganze Sache äußerst verdächtig vor.

Einige Tage darauf zeigte mir mein Freund ein Schreiben des Herrn v. Chambeau, inhalts dessen er später durch die kaiserliche Gesandtschaft in Neapel die allerhöchste Entschließung über sein Manuskript erhalten solle.

Ich gedachte einen Tag vor den kaiserlichen Herrschaften nach Neapel abzureisen. Ihre Majestät wünschte jedoch noch alle die Aquarellbilder und Zeichnungen zu sehen, welche ich für das Album meines Königs vollendet hatte. Ich fand im Kabinet die Kaiserin, die Großherzogin, die Prinzessin Marie und die Großfürstin Olga. Es wurde alles mit Interesse durchgesehen. Die Kaiserin beauftragte mich, die Zeichnung von ihrem eignen Saal und dem ihrer Schwester, sowie einige Kostümfiguren der griechischen Frauen für sie zu kopiren, indem sie bemerkte, sie hoffe dieselben in Rom fertig zu finden. Auch wollte sie in meinem Studio in Rom die angefangenen Ölgemälde von der Vorhalle der Ziza und dem Mosaikzimmer des Königs Roger, welche sie bestellt hatte, in Augenschein nehmen.

In Neapel angekommen, sah ich die kaiserlichen Herrschaften nur landen. Ihr Aufenthalt dauerte hier aber mehrere Wochen. Denn man hatte nach einer schlaflosen und unruhigen Nacht die Kaiserin, statt ihr Ruhe zu gönnen, sofort mehrere Stunden nach den schönsten Punkten des Golfs umhergefahren, und zwar bei scharfem Winde und unfreundlichem Himmel. Die Folgen zeigten sich schon am nächsten Tage. Eine starke Erkältung und eine Gesichtsentzündung (Kopfrose) verhinderten die Abreise.

In Rom, wohin ich vorausgefahren war, hofften viele Künstler vergebens auf die Ankunft der Kaiserin, obwohl sie selbst den lebhaften Wunsch hatte, die ewige Stadt zu sehen. Nur Herr v. Chambeau kam nach Rom, um die bestellten Aquarelle in Empfang zu nehmen. Auch sah er sich, an Stelle der Kaiserin, die beiden angefangenen Ölgemälde an, deren Vollendung ich später nach St. Petersburg melden sollte.

Als Grund für das Ausbleiben der kaiserlichen Herrschaften wurden die in Rom herrschenden Masern ausgegeben, welche die Großfürstin Olga noch nicht gehabt hätte. Der wahre Grund war ein andrer. Der Kaiser Nikolaus hatte bei seiner Anwesenheit in Rom vom Papst Gregor XVI. sehr bittere Wahrheiten zu hören bekommen über die Unterdrückung der römischen Katholiken in Rußland und Polen.

Und in Wahrheit, Menschenfurcht hat man den römischen Päpsten noch niemals nachsagen können.

Am zweiten April empfing ich auch ein Schreiben von meinem griechischen Freunde Schiró, worin er mir meldete, daß er von der kaiserlichen Gesandtschaft in Neapel, mit der Erlaubnis der Dedikation an Ihre Majestät die Kaiserin, auch sein Manuskript glücklich wiedererhalten habe. Später sei ihm durch den Staatsrath v. Chambeau, im Namen der Kaiserin, noch ein Brillantring mit einem

großen Rubin in der Mitte übersandt worden, der mit seinen Strahlen das Auge förmlich blende.

Diese Nachricht machte mich sehr froh, und ich wünschte ihm Glück zum Drucke seines Werkes.

Nochmals zur sozialen Frage.

Dem Verfasser des Aufsatzes „Zur sozialen Frage" in Nr. 13 dieser Zeitschrift ist durch Vermittlung der Redaktion das nachfolgende Schreiben eines in Berlin wohnhaften Schriftstellers zugegangen.

. . . Ohne Zweifel giebt es für uns, wie Sie am Schlusse bemerken, nur zwei Wege: Entweder wir behalten unsre Gesellschaftsordnung bei und suchen durch eifriges Bemühen und mit nie erlöschendem Wohlwollen das Loos der niedern Klassen zu bessern, oder wir schreiten der Revolution entgegen. Aber das Loos der Armen nun auch wirklich zu einem bessern zu machen, ist die heilige Pflicht der Gesellschaft und derjenigen, denen eigne Kraft oder Glück — immerhin doch ein höheres Geschick — Reichtum gegeben haben. Leider vergißt auch der, welcher aus der Armut zur Wohlhabenheit aufsteigt und früher ein lebhaftes Gefühl für die Notleidenden besaß, die oben genannte Verpflichtung meist im Genuß des Lebens, und diejenigen vollends, die überhaupt nie selber im Elend waren, wissen erst recht nicht, was das bedeutet, sind immer geneigt, darüber hinwegzublicken und mit Aeußerungen wie: „Diese Leute sinds nicht besser gewohnt," sich alle Last vom Gewissen zu reden. Aber man muß in die ärmsten Kreise hineingedrungen sein, in diese große Masse des Volks, vor allem der großer Städte! Und das ist es, was ich sagen will: das Elend, welches Sie bestreiten, ist nach meiner Ansicht, nach meinen Erfahrungen vorhanden. Sie haben einen Karnevalszug der armen Klassen gesehen — o ja! Und die Leute waren vergnügt, freilich! Als ich Hunger litt, was, ich gestehe es offen, öfter als einmal vorgekommen ist, habe ich trotzdem versucht, fröhlich zu sein. Hätte ich nicht eine ziemliche Elastizität des Geistes besessen, ich wäre nimmer durchgekommen. So das arme Volk. Wollen Sie ihm die ärmlichen Vergnügungen, zu denen es sich die letzten Groschen spart oder — borgt, verargen, so wird es erst recht sinken, wird gänzlich abstumpfen, verrohen und dann — dann hätten wir die Revolution! Unser niedres Volk ist arm und elend! Diejenige Kategorie, denen gute Fleischspeisen unerschwinglich sind und die hauptsächlich von Kartoffeln und Kaffee leben, beginnt garnicht so sehr weit unten, und wollte man die Masse derjenigen feststellen, die aus Mangel an kräftiger Nahrung hinsiechen — Hungers sterben, oder derjenigen, welche frühzeitig durch schlechte ärztliche und häusliche Pflege Krankheiten erliegen, es würde eine erschreckliche Anzahl herauskommen!

Wir zweifeln nicht, daß dieser Brief im besten Sinne gemeint und geschrieben ist. Und da vielleicht auch andre Leute ähnliche Gedanken haben, wollen wir hier öffentlich darauf antworten.

Daß auch heute noch bei uns viel Elend besteht, daß dasselbe namentlich in den großen Städten sich zusammendrängt, kann niemand bestreiten. Ebenso erkennen wir durchaus an, daß es Pflicht der bessergestellten Klassen ist, dieses Elend nach Kräften zu mildern. Es mag sein, daß manche sich dieser Pflicht nicht genügend bewußt sind oder sich hoffärtig darüber hinwegsetzen. Im allgemeinen aber müssen wir doch behaupten, daß der Sinn dafür, den Armen und Elenden zu helfen, in der heutigen bürgerlichen Gesellschaft sehr lebendig ist. Was geschieht nicht alles heute für diesen Zweck! Staat, Gemeinden und Private wetteifern, für ihn zu arbeiten. Die Städte suchen eine Ehre darin, gemeinnützige Anstalten zu schaffen und ihrer Armenverwaltung die möglichst beste Einrichtung zu geben. Auf dem Wege freiwilliger gemeinnütziger Thätigkeit erstehen überall Arbeiterkolonien, Herbergen zur Heimat, Sommerpflegen für Kinder, Knabenhorte, Asyle für Obdachlose, Krankenhäuser, Schulen aller Art von den Kleinkinderbewahranstalten bis zu den Schulen für Handfertigkeitsunterricht, Volksküchen, Volkskaffeehäuser, Volksbibliotheken und wie sie alle heißen, die Anstalten, die man zum Besten der geringern Klassen gründet. Neben diesen Anstalten verfolgen unzählige Vereine Zwecke der Wohlthätigkeit nach allen Richtungen hin. Wenn auch manches, was auf diesem Gebiete geschieht, nicht ganz frei von Ostentation sein mag, so geschieht es doch, und es kommt den Notleidenden zu gute. Zu dem allen tritt nun noch die Thätigkeit des Staates, welcher in großem Stile unternommen hat, für die Abhilfe der schlimmsten Notstände, die unsre Arbeiter durch Krankheit, Unfall oder Alter treffen, zu sorgen. Selbst für die allerunglücklichste Klasse unsrer Gesellschaft, für die Verbrecher, wird durch die moderne Einrichtung unsrer Gefängnisse mit einer Humanität gesorgt, die den Ernst der Strafe mitunter in Frage zu stellen scheint.

Auf der andern Seite darf man nicht vergessen, daß es recht schwer ist, die wirkliche Bedürftigkeit überall herauszuerkennen und dementsprechend eine vernünftige Wohlthätigkeit zu üben. Eine verkehrt angewandte Wohlthätigkeit wirkt nicht nützlich, sondern schädlich. Das kann man unter anderm daran erkennen, daß in Städten, wo kraft alter Stiftungen oder ähnlicher Einrichtungen mitunter eine verkehrte Wohlthätigkeit geübt wird, der Bettel in üppiger Blüte steht. Nach dem allen glauben wir behaupten zu dürfen, daß in der heutigen bürgerlichen Gesellschaft für die Notleidenden mehr geschieht als je zuvor.

Aber wenn auch noch weit mehr geschähe, würde doch nicht alles Elend gehoben werden können. Gleichwohl behaupten wir, daß die Darstellung des früher von uns besprochenen Schriftstellers, der auch jetzt unser Briefschreiber beipflichten zu wollen scheint, daß nämlich die große Masse unsers Volkes im tiefsten Elend schmachte, während Einzelne in größter Üppigkeit leben, unrichtig ist. Zunächst ist diese Darstellung darin unrichtig, daß sie das sehr bedeutende Element der mittlern Stände ganz ignorirt, während doch gerade der Bestand

dieses Elements in hohem Maße geeignet ist, die obwaltenden Gegensätze zu versöhnen. Aber auch die große Masse der geringern Stände lebt, bei uns in Deutschland wenigstens, in Verhältnissen, die man nicht als tiefstes Elend bezeichnen kann. Wer das behauptet, weiß garnicht, was tiefes Elend ist. Unzweifelhaft hat sich die Gütererzeugung und der Güteraustausch seit fünfzig Jahren enorm vermehrt. Dadurch ist uns zunächst die große Wohlthat zu Teil geworden, daß wir vor der Gefahr einer Hungersnot, die in frühern Jahrhunderten bald hier bald da auftrat und die auch noch vor einigen Jahren in Indien Hunderttausende wegraffte, völlig gesichert sind. Auch haben wir gelernt — um dies gleich hier anzuschließen — das Umsichgreifen schwerer Krankheiten in hohem Maße zu verhüten. Die Cholera, die im Laufe dieses Jahrhunderts mehrfach unser Land heimsuchte, war garnicht zu vergleichen mit den furchtbaren Krankheiten, die in frühern Jahrhunderten unsern Weltteil durchwüteten. Die beiden schlimmsten Geißeln des menschlichen Geschlechts, Hunger und Seuche, haben wir also fast gänzlich überwinden gelernt, und damit sind zwei Hauptquellen wirklichen tiefen Volkselendes verschlossen. Es ist aber auch durch die vermehrte Gütererzeugung ein Wohlstand erwachsen, wie er zu keiner frühern Zeit bestanden hat, ein Wohlstand, der allen Klassen unsers Volkes mehr oder minder zu Gute kommt. Oder meint man wirklich, nur die Reichen profitirten davon? Wir wollen nur auf folgende Produktionen hinweisen. In Deutschland wird jährlich mindestens für neunhundert Millionen Mark Bier, für dreihundert Millionen Mark Branntwein vertrunken und für dreihundert Millionen Mark Tabak verraucht, eine Berechnung, die wahrscheinlich noch weit hinter der Wirklichkeit zurückbleibt. Sind es nun die Reichen allein, welche diese Genußmittel an sich wenden? Sie müßten in der That einen guten Magen haben, um sie zu bewältigen. Nein, an dem Verbrauche dieser Genußmittel nimmt unser Volk bis in die tiefsten Schichten hinab Teil. Nun fragen wir weiter: Sind dieselben denn wirklich eine Lebensnotwendigkeit? Sind sie es, mindestens gesagt, in dem Maße, in welchem sie verbraucht werden? Die Pyramiden in Ägypten und das Kolosseum in Rom sind auch schwere Bauten gewesen; und doch haben die Arbeiter dabei, so viel bekannt, weder Spirituosen getrunken noch Zigarren geraucht. Und wenn man vielleicht sagt, das sei doch schon so lange her und könne heute nicht mehr gelten, so verweisen wir darauf, daß auch heute die größere Hälfte unsers Volkes, unsre Frauen, zum größten Teile wenigstens sich dieser Genußmittel glücklicherweise noch enthält. Sind sie deshalb unglücklich zu nennen? Es wäre traurig, wenn dem so wäre. Sie haben sich nicht daran gewöhnt und entbehren sie deshalb ohne Schmerzen. Ist denn das Rauchen, dem sich das deutsche Volk mehr als irgendeine andre Nation hingegeben hat, wirklich eine menschliche Notwendigkeit? Es ist in der That nur ein angequältes Bedürfnis. Wer zum erstenmale raucht, hat nicht leicht einen Genuß, wohl aber öfters recht üble Folgen davon. Aber jeder

Lehrjunge steckt sich schon ein Zigarre in den Mund, um zu zeigen, daß er ein Mann sei. Diese Eitelkeit führt ihn zur Gewöhnung, die Gewöhnung zu einem Bedürfnis, dem er dann zeitlebens einen guten Teil seines Einkommens opfert. Und wie ist es mit dem Bier? Wird es etwa nur getrunken als Erquickungstrank für den Müden und Durstigen? Wer einmal unsern Volksfesten, Landpartien ꝛc. beigewohnt hat, wird gesehen haben, wie es dort in Massen vertilgt wird, daß man kaum begreift, wie die menschliche Natur das erträgt. Auch wieder eine besondre Eigentümlichkeit des deutschen Stammes! Was bei dem Manne das Verlangen nach jenen Genußmitteln ist, ist bei dem weiblichen Geschlecht die Putzsucht. Unsre Dienstmädchen, statt sich für künftige Notfälle einen Pfennig zurückzulegen, putzen sich wie moderne Damen heraus, wobei sie freilich öfters kein ganzes Hemd auf dem Leibe tragen. Später als Frauen führen sie natürlich ihren Haushalt in gleichem Sinne.

Unser Briefschreiber fragt, ob wir denn nicht auch dem Armen sein Vergnügen gönnen wollen? Gewiß gönnen wir es ihm, von ganzem Herzen. Wenn sein Verdienst dazu ausreicht, warum sollte nicht auch er an den Freuden des Lebens teilnehmen? Als Fürst Bismarck jüngst in einer Rede sagte, er freue sich, wenn er Sonntags in den Dörfern um Berlin die geputzten und vergnügten Menschen sehe, war uns dies ganz aus der Seele gesprochen. Aber es muß doch alles im Verhältnis stehen; und der Arbeiter, der, um eine Vergnügung mitzumachen, seinen letzten Groschen ausgiebt oder gar Geld borgt, während er sich sagen muß, daß er mit seiner Familie dafür nun vielleicht wochenlang zu darben hat, handelt in unsern Augen unverständig. Jedenfalls kann der, welcher sein Geld statt für die notwendigsten Lebensbedürfnisse für Vergnügungen ausgiebt, doch nicht mit Recht darüber klagen, daß er im tiefsten Elend leben müsse. Es ist berechnet worden, daß, wenn unsre Arbeiter nicht rauchten und Spirituosen tränken, die meisten derselben regelmäßig Fleisch genießen könnten. Wer aber an jenen Genüssen so hängt, daß er nicht von ihnen lassen kann, der darf auch keine Klage darüber führen, daß ihm nicht täglich Fleischkost ins Haus wächst. Man kann eben nicht alles zugleich haben. Woher sollten denn die Mittel kommen, wenn jeder reichlich leben wollte? Die Erde erträgt nicht so viel.

Wir wollen hier nicht im einzelnen untersuchen, wie das Elend, wo es wirklich vorhanden ist, entsteht. Unzweifelhaft kann es Menschen ohne alle Schuld treffen. Vielfach ist es aber auch selbstverschuldet. Im allgemeinen kann man behaupten, daß, trotz der Überfüllung aller Stände, auch heute noch der tüchtige und solide Arbeiter regelmäßig sein Brot findet. Wenn in den großen Städten vielfach Elend herrscht, so liegt ein Hauptgrund dafür darin, daß nach diesen Städten alles hindrängt, weil sich vergnüglicher dort leben läßt, während das platte Land, mitunter zum großen Schaden der Landwirtschaft, sich entvölkert. Da ist es denn kein Wunder, daß bei dem so gewaltig ge-

steigerten Kampfe ums Dasein mancher unterliegt und vielleicht elend zu Grunde geht. Unser Briefschreiber giebt eine traurige Schilderung davon, wie so manches Leben aus Mangel an kräftiger Nahrung, wegen schlechter ärztlicher oder häuslicher Pflege ꝛc. frühzeitig ende. Das ist gewiß vom Standpunkt der betroffenen Individuen recht traurig. Aber kann man auch im Namen der Menschheit eine Klage darüber erheben? Daß viele Existenzen frühzeitig wieder zu Grunde gehen, ist ein Schicksal, das der Mensch mit allen andern Geschöpfen dieser Erde teilt. Wenn alle Menschen, die geboren werden, das höchste Alter erreichten, so hätten wir schon längst so viel Menschen auf der Welt, daß ihnen nichts übrig bliebe, als sich gegenseitig aufzufressen.

Bekanntlich klagen nicht bloß die Arbeiter über ihre Not, sondern diese Klage geht auch in die höhern Kreise hinauf. Von dem „Notstand" der Landwirtschaft ist schon lange geredet worden. In neuerer Zeit klagt auch Industrie und Handel darüber, daß das Geschäft darniederliege. Mitten in der Fülle aller produzirten Güter — der „Überproduktion" — meint fast jeder, daß er nicht mehr leben könne. Und deshalb ruft er womöglich nach Hilfe des Staates, statt zunächst daran zu denken, sich selbst zu helfen — durch Beschränkung seiner Ausgaben. Ein namhafter Schriftsteller äußert sich über diesen Notstand in folgender Weise: „Wenn die aus den großen Städten herüberschallenden Klagen über die »schwere Zeit«, über Not und Elend wohlberechtigt sind, so darf man doch billig fragen: Warum haben denn alle die Warnungen vor der Überspannung des Industrialismus und der Konkurrenz keine Beachtung gefunden? Und ferner: Wie reimen sich mit jenen Klagen diese Thatsachen? Die Bevölkerungen nehmen überall zu, alle Länder überspannen sich mit Eisenbahnen, mit Telegraphen- und Telephonnetzen, Städte und Dörfer wachsen und verschönern sich fortwährend, die Bequemlichkeiten und Behaglichkeiten des Daseins steigen zusehends, der allgemeine Wohlstand nimmt sichtbar zu, der Lebensgenuß vervielfältigt sich unendlich, die Künste blühen, Fest reiht sich an Fest, der Vereinsbummel blüht jahraus jahrein, die Bankettsäle hallen wider von Toasten, die Theater, die Konzertsäle, die Museen, die Schaubuden strotzen von Besuchern, die Bahnzüge, die Dampfschiffe, die Gasthöfe, die Weinstuben, die Bierhallen, die Bäder, die Sommerfrischen, die Ballsäle und Tanzböden sind voll, das reist, fährt, reitet, schießt, turnt, jagt, zecht, singt, tanzt, küßt, lacht, jubelt — ja

Das ist die Not der schweren Zeit!
Das ist die schwere Zeit der Not! ꝛc."

Der, welcher also schreibt, ist nicht etwa ein wenig volksfreundlicher Mann. Es ist der Schweizer Johannes Scherr.

Wenn man ältere Leute befragt, so hört man von ihnen, daß vor fünfzig und sechzig Jahren im Vergleich mit jetzt alles weit ärmlicher und dürftiger gewesen sei und daß doch nicht eine solche Unzufriedenheit geherrscht habe. Wie

erklärt sich das? Wir glauben, in folgender Weise. Das damals lebende Geschlecht hatte wirklich schwere Zeiten durchlebt. Es hatte erlebt, wie bis in das zweite Jahrzehnt dieses Jahrhunderts hinein wieder und wieder schwere Kriege mit allen ihren Schrecknissen über Deutschlands Fluren hinzogen; wie der Fremde bei uns herrschte; wie er den Wohlstand unsers Volkes aussog und die Söhne unsers Landes auf die Schlachtfelder Spaniens und in die Eisgefilde Rußlands schleppte, wo sie elend verkamen. Es hatte auch selbst noch geholfen, unser Vaterland wieder zu befreien; es wußte, welche unsägliche Opfer an Gut und Blut das gekostet hatte. Es hatte dann auch erlebt, daß zwei Jahre nach Wiederherstellung des Friedens Deutschland durch eine Mißernte ganz nahe an eine wirkliche Hungersnot gebracht war. Wer alle diese Dinge in der Erinnerung hatte, dem mußten die nächstfolgenden Jahre, so kläglich auch vieles darin bestellt war, doch wie eine glückliche Zeit vorkommen; und deshalb waren die Menschen leidlich zufrieden. Heute sind alle jene Erinnerungen geschwunden. Seit länger als zwei Menschenaltern ist kein großes nationales Unglück über Deutschland hingezogen. Wir sind deshalb ein verwöhntes Geschlecht. Und weil es uns im ganzen so wohl geht, ist jeder Einzelne unzufrieden und meint, es müsse ihm noch besser gehen. Das teuflische Wort von der „verdammten Bedürfnislosigkeit unsrer Arbeiter," das Lassalle in die Welt geworfen hat, ist wie eine Giftsaat aufgegangen. Bedürfnislosigkeit hat noch nie jemanden unglücklich gemacht. Unglücklich aber wird der Mensch durch die Unzufriedenheit, in welche er sich hineinlebt durch die angeregte Begier nach Dingen, die er seine Bedürfnisse nennt und die doch das Leben ihm nicht zu gewähren vermag.

Wir kommen zum Schluß. Wir wollen uns redlich bemühen, Mittel zu finden, um das Loos der geringern Klassen zu erleichtern und wirkliche Notstände von ihnen abzuhalten, und wollen redlich diese Mittel ins Werk zu setzen suchen. Aber laut widersprechen müssen wir, wenn man jenen Klassen vorredet, daß das Leben für sie nicht mehr zu ertragen sei und daß es nur an dem bösen Willen der Bessergestellten liege, daß sie nicht herrlich und in Freuden leben können. Wenn sozialdemokratische Agitatoren, von Haus aus ungebildete Menschen, die sich in diesen Fanatismus hineingeredet haben, solche Reden führen, so ist das schlimm genug, aber immer noch subjektiv entschuldbar. Unverantwortlich aber ist es, wenn gebildete Männer, solche, die sich Vertreter der Wissenschaft nennen, diese Lehren ins Volk tragen. Sie schüren damit den glimmenden Brand, der unsre ganze Kultur einzuäschern droht.

Camoëns.

Roman von Adolf Stern.

(Fortſetzung.)

Achtes Kapitel.

Es war die ſchattigſte und prächtigſte Stelle in dem ſchattenreichen Garten des Gutes Almocegema, wo ſich am goldnen Septembermorgen der Gutsherr und ſein Gaſt Luis Camoëns zum Frühmahl niedergelaſſen hatten. Das alte Maurenkaſtell, deſſen Weſttürme ſich vor Jahrhunderten unmittelbar über der Küſte erhoben haben mochten, hatte jetzt zwiſchen ſich und der Flut des Weltmeeres einen breiten, ſandigen Dünenſtreifen, an dem ſich die Wogen brachen und der die landeinwärts gelegenen Felder und Triften des großen Beſitzes ſchirmte. Das Schloß ſelbſt aber war wohlerhalten, die breite Mauer des Außenwerkes gegen das Meer hinüber durch Erdaufſchüttung und das Anpflanzen von Lorbeerhecken in einen grünen Wall verwandelt, über deſſen eine Ecke ſich zum Ueberfluß die vieläſtige Krone der mächtigen Platane ſtreckte, welche König Diniz vor Jahrhunderten im Hofe des eroberten Maurenſchloſſes angepflanzt haben ſollte. Der tieferliegende Hof, zu dem von dieſem Wall ſteinerne Stufen hinabführten, war ganz und gar in einen dicht bewachſenen Garten verwandelt; unter der Platane auf dem begrünten Wall aber befanden ſich ein Steintiſch und ſteinerne Bänke. Von hier ließ ſich zugleich ein Stück der blau ſchimmernden, ruhelos bewegten See und die Laubfülle der Baumreihen überſchauen, aus denen der Garten hauptſächlich beſtand. Ueber die Baumkronen erhob ſich das ſchlichte Viereck des Haupthauſes, ein farbiger Backſteinbau mit zierlichen Mauerzinnen, der ſich jetzt, in der Morgenſonne, minder ernſt als ſonſt vom Grün der Gärten abhob.

Manuel Barreto ſah mit geheimem Behagen, daß ſein Gaſt nicht müde ward, ſich an der Doppelausſicht zu laben, welche der Sitz unter der Platane des Königs Diniz gewährte. Der Fidalgo verſagte ſich zwar nicht völlig, den Freund an Speiſe und Trank zu erinnern, mit denen der Tiſch reich beſetzt war, aber er überließ ihn im ganzen der träumeriſchen Stimmung, in welche der Aufenthalt zu Almocegema Camoëns verſetzt hatte.

Google

Etwa ein Monat war seit dem Tage verstrichen, an welchem Barreto seinen Gefährten in die Stille dieses Landsitzes geleitet hatte. Und schon eine Reihe von Tagen hindurch hatte der Schloßherr mit voller Befriedigung wahrgenommen, daß die schmerzliche Dumpfheit, in welcher Camoëns anfänglich dahingelebt hatte, von seinem Wesen und aus seinen Zügen wich, daß er den alten Ausdruck neu gewann. An mehr als einem Morgen hatte ihn Barreto erblickt, wie er ihn bei der ersten Wiederbegegnung auf der Höhe des Kreuzberges begrüßt hatte. Stunde um Stunde war Senhor Manuels Gast klarblickender und mitteilsamer geworden, seit vorgestern hatte er sich entschlossen, die Handschrift seiner Lusiaden vor dem Freunde neu aufzuschlagen, um ihm nach und nach alle Gesänge des großen Gedichts, die Barreto noch nicht kannte, mitzuteilen. Und Senhor Manuel, obschon er die große Schöpfung des Dichters wahrlich zu genießen und zu würdigen verstand, war noch beglückter durch Camoëns' sichtliches Wiederaufleben, durch die milde Ruhe seines Gesprächs, als durch die reichen Bilder und die klangvollen Oktaven seines Werkes. Nur eines hatte ihm noch Sorge bereitet: daß der Name Catarina Palmeirim seit dem Eintritt in Almocegema nicht über Luis' Lippen gekommen war. Heute aber schien es auch mit dieser Zurückhaltung vorüber, denn mitten in die Unterredung über die köstliche Frische des Morgens und den leuchtenden Glanz des Meeres hinein warf Camoëns plötzlich die Frage:

Habt Ihr wirklich keine neuern Nachrichten vom Hofe, Manuel? Ist es gewiß, daß der König von Cintra nach Lissabon zurückgeht, um den Rüstungen näher zu sein, und daß gerüstet wird?

An den Rüstungen ist leider kein Zweifel, entgegnete Barreto. Nach dem, was ich aus der Hauptstadt und den Häfen von Lagos, Faro und Tavira vernehme, wird vieles vorbereitet, ohne daß der König darum weiß. Und Dom Antonio, der Marschall, ist leider so hinfällig, daß sein Wort nicht mehr auf den König zu wirken vermag.

Barreto hatte sich abgekehrt, er schien bereit, in jedem Augenblick das Gespräch abzubrechen. Allein Camoëns hatte offenbar die krankhafte Scheu überwunden, mit der er vor wenigen Wochen allen Erinnerungen an Cintra aus dem Wege gegangen war.

Doch des Königs Vermählung, die vor der Heerfahrt nach Afrika stattfinden sollte — was hört Ihr darüber, Manuel?

Nichts — oder so gut wie nichts! versetzte der Schloßherr einigermaßen zaudernd. Der König kommt zu keinem Entschluß. Er hat, alsbald nach unsrer Entfernung und während alle Welt auf die Ankündigung harrte, daß er die Gräfin Catarina zur Königin erheben wolle, sich zu Bußübungen in das Kloster Flores zurückgezogen und die junge Dame, die er liebt, eine Woche lang nicht gesehen. Seitdem ist er wieder jeden Tag stundenlang an ihrer Seite erblickt worden. Niemand weiß, was demnächst geschehen wird. Ich fürchte, der innere Kampf, in dem er sich befindet und der von seinen Ratgebern geschürt wird, endet mit einer Entsagung und der Einschiffung nach Marokko!

Camoëns' Gesicht zeigte dem sorglich prüfenden Blicke Barretos ruhige Fassung. Mit leiser Stimme sagte er: Ihr scheint Recht zu behalten, doch ich vermag es nicht zu verstehen, daß Dom Sebastian zögern kann. Und wenn es kommt, wie Ihr meint, wie wird sie es tragen — was soll aus ihr werden?

Manuel Barreto rückte vertraulich näher an den Freund heran, dem er bis jetzt gegenüber gesessen: Entschlagt Euch dieser Sorgen, Luis, bis alles klarer

ist. Sträubt Euch gegen jede Versuchung, Euch in den Zauberkreis zurückzuziehen, der für Euch weder Glück noch Hoffnung einschließt. Ihr könnt die bittere Entsagung, welche Catarina Palmeirims Loos sein wird, wenn Gott nicht unmittelbar ein Wunder thut, weder abwenden noch mildern, könnt nur gefährden, Freund, was Ihr eben gewonnen habt. Allzulange wird die Entscheidung ja nicht auf sich warten lassen, und wenn Ihr Euch dann stark genug fühlt, sie ohne Rückfall in Euern Traum, ohne bittere Sehnsucht wiederzusehen, so widmet Ihr Euer Mitgefühl und Eure ritterlichen Dienste. Jetzt und bis Ihr ganz fest und völlig geheilt seid, haltet Euch fern, die Sorge um Euer Heil ist mir die nächste.

Wer Euch hörte, müßte glauben, daß Ihr aus Freundschaft für mich hart und selbstsüchtig zu werden vermöchtet! rief Camoëns mit einem flüchtigen Lächeln. Wie kann ich wissen, ob ich geheilt bin, bevor ich wieder in die Augen geblickt habe, in denen so viel Glück und Weh liegt? Und was käme am Ende darauf an, wie mir zu Mute ist, wenn ich ihr jetzt von Nutzen sein könnte?

Eben weil Ihr so denkt, müßt Ihr meiner Freundschaft gestatten, Euch ein wenig zu behüten, versetzte Barreto. Ihr werdet, dessen bin ich seit den letzten Tagen gewiß, die wilden Wünsche besiegen und den Schmerz, den sie Euch bereitet, dazu. Euer Morgen und Mittag war schwer und schwül genug; wenn je ein Mensch, so habt Ihr ein Recht auf einen sonnig-hellen Abend, den sollt und müßt Ihr gewinnen! Für heute laßt es genug sein an diesem Gespräch und bedenkt meine Worte mit Nachsicht. Wann meint Ihr, daß wir die Handschrift Euers Werkes nach Lissabon bringen sollen?

In einem Monat erwartet sie der Buchdrucker, sagte Camoëns. Bis dahin muß mir eine Erleuchtung kommen, was ich dem König zu Eingang und Ausgang des Gedichts sagen soll.

Schmettert ihm mit Posaunenklang in Ohr und Herz, was er seinem Volke und Lande schuldig ist! rief aufwallend der Edelmann. Sagt ihm, daß er sich ehrt, wenn er die edelste Tochter des Landes zu sich auf den Thron Manuels des Großen erhebt, und laßt ihn nicht in Zweifel, daß der Weg gen Marokko ihn und uns ins Verderben führt.

Camoëns blickte über den begrünten Wall und die öde Dünenstrecke nach den Wogen hinaus, welche von einem sanften, kaum merklichen Südostwinde leicht gekräuselt wurden. Vor seinem innern Auge belebte sich die Flut, auf der ein einziges fernes Segel zu erblicken war, mit mächtigen waffenschimmernden Schiffen, endlosen Segeln und bunten Flaggen, und es währte einige Minuten, ehe er die Bilder verscheuchte, die vor ihm aufstiegen. Ernst, fast bekümmert wandte er sich zu seinem Gastfreunde zurück:

Ihr wißt, Manuel, meine Ueberzeugung ist minder fest als die Eure! Wäre der König vermählt und Portugals Unabhängigkeit durch sein blühendes Haus gesichert, ich wüßte wahrlich nicht, ob ich ihn nicht selbst zu dem Kreuzzuge aufriefe, von dem er träumt. Doch freilich, wie die Dinge jetzt liegen, mögt Ihr Recht haben, ich hoffe auf eine glückliche Eingebung, mit der ich ihn warnen kann, ohne ihn zu kränken!

Barreto hatte offenbar noch eine Erwiederung auf den Lippen, schwieg aber, als er seines Hausmeisters Joao unter dem spitzbogigen Thor, das vom Haupthause in den Garten führte, ansichtig ward. Mit sicherm Blick ersah er, daß sich der Alte rascher heranbewegte, als es sonst, selbst unter dem schattigen Laubdach dieser Baumgänge, der Fall war. Er rief ihn daher schon von weitem

an: Was giebts, Joao? Was treibt dich aus deiner Halle so eilig hierher? Ist Besuch gekommen? Ist einer von den Brüdern Evora in Sicht?

Der Hausmeister, gleich seinem Herrn eine hohe und feste Kriegergestalt, ein Fünfziger, dessen dunkles Haar sich kaum an den Schläfen grau zu färben begann, schüttelte den mächtigen Kopf und rief: Kein Besuch, Herr, aber eine Botschaft, und wie mich dünkt, keine frohe. Jayme Leiras aus Otaz' Herberge ist auf einem Klepper von Cintra herübergekommen, er muß vor Tagesanbruch weggeritten sein, will auch jetzt nichts als einen Trunk Wasser über die Lippen bringen, bis er Euch und Senhor Luis Camoëns gesprochen hat.

Ei, so führe ihn hierher, sagte der Schloßherr mit einiger Ungeduld. Was hast du ihn warten lassen! Um ein Gericht Fische sendet unser alter Bartolomeo keinen besondern Boten, es muß etwas wichtigeres sein. Mach rasch, Joao!

Er wollte nicht mit allem Staub des Weges vor Euch treten, Senhor, verteidigte sich Joao. Er soll alsbald vor Euch stehen. Aber schade ists dennoch, daß Ihr Jayme nicht im Sattel gesehen, es hätte Euch für heute zu lachen gegeben.

Während der Minuten, welche verstrichen, bis der ehemalige Matrose im Geleite des Hausmeisters herbeikam, vermieden Barreto wie Camoëns mit einander zu sprechen. In den Zügen des letztern malte sich eine heftige Unruhe, Barreto erriet nur zu gut, daß er die unerwartete Botschaft aus Cintra mit seinen geheimen Gedanken an Catarina Palmeirim in Verbindung brachte. Als nun Jayme Leiras, den schwarzen, spitzigen Hut zwischen beiden Händen drehend, die Stufen emporstieg, rief Senhor Manuel dem ehemaligen Matrosen entgegen: Sei willkommen, Jayme, und komm hier herauf. Wie steht es in Cintra und mit dem greisen Marschall?

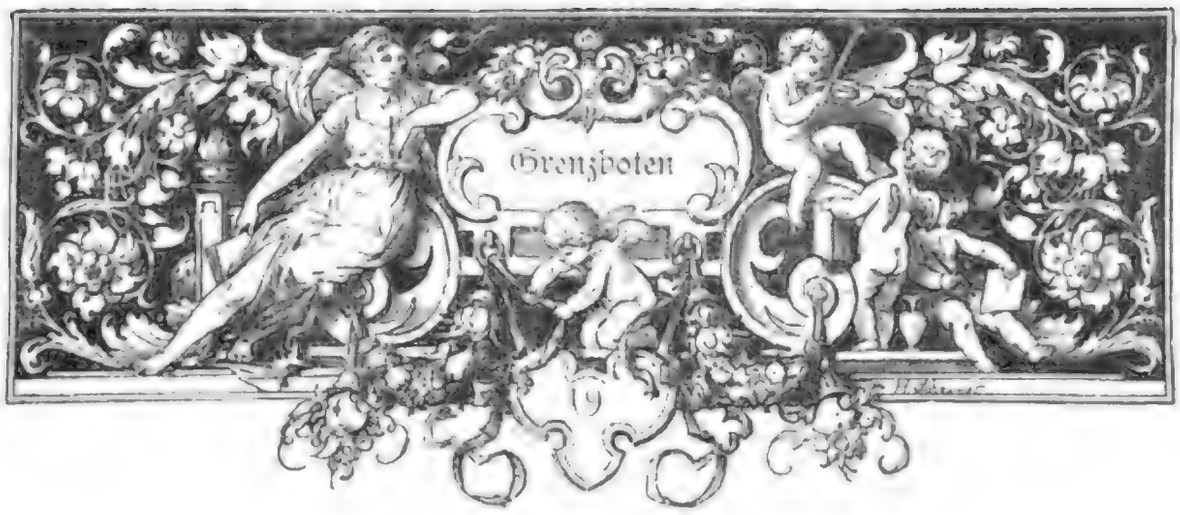
Sie läuteten im Konvent der Christusritter und in allen Kirchen die Totenglocken für den tapfern alten Herrn, als ich abritt, er ist ja verwichene Nacht heimgegangen, antwortete der Bote. Doch nicht darum hat mich Bartolomeo an Euch abgeschickt. Ich bringe leider schlimmere Kunde.

Er hielt räuspernd inne, Barreto, welcher bei den letzten Worten Jaymes das traurig gesenkte Haupt fast zürnend erhoben hatte, verstand die wunderliche Geberde des Boten und sagte: Fahre nur ruhig fort. Was dir Otaz zur Bestellung an mich mündlich vertraut hat, darf mein Joao immer hören.

Es werdens noch viele hören müssen, Herr! versetzte Jayme Leiras, und durch sein rauhes Gesicht zuckte es vor Wehmut und Ingrimm zugleich. Bartolomeo läßt Euch also melden, daß er, nach Eurer Weisung, Herr, mich jeden zweiten Tag abgeschickt hat, um nach Joana, der kleinen Ziegenhirtin, zu sehen und ihr zu bringen, was sie etwa bedarf. Es ging ihr immer recht wohl, zweimal habe ich selbst das fremde Fräulein, die wir damals tauften und die jetzt im Schlosse wohnt, zu ihr geleitet — Joana hatte eine große Freude daran. Es sollte ihre letzte sein! Gestern am Nachmittage fand ich die gute Kleine zwanzig Schritte vor ihrer Hütte tot auf dem Rasen — erwürgt! — die Schnur noch um den Hals — die starren Händchen krampfhaft zum Gebet gefaltet! Ihre Herde weidete um sie herum, und die Ziegen leckten ihr die Hände, sie konnten nicht begreifen, daß Joana nicht mehr mit ihnen um die Wette herumsprang.

(Fortsetzung folgt.)

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.



In elfter, vielleicht zwölfter Stunde.

Kassandra-Rufe sind sehr in Mißkredit gekommen. Die Zeit ist spöttisch und skeptisch angelegt, und mit pathetischen Warnungen und weitaussehenden Betrachtungen ist dem heutigen Publikum schwer beizukommen. Aber man muß doch sagen: Kassandra hatte nicht nur Recht, sondern sie konnte sich zur Begründung ihrer Warnungen auf Dinge stützen, angesichts deren sie eigentlich garnicht der Prophetengabe, sondern nur des „gesunden Menschenverstandes" bedurfte, um über die Blindheit der Troer zu jammern; und wenn ein künftiger Dichter für unsre gegenwärtige soziale Lage eine Kassandra-Figur schaffen will, so wird es derselben an innerer Wahrscheinlichkeit durchaus nicht fehlen. Werden wir die soziale Revolution haben? werden wir ihr widerstehen können? Das sind die großen Fragen des Tages. Die erstere muß, darüber sind wohl alle Urteilsfähigen einig, ohne weiteres bejaht werden. Die zweite — vor dem, der sie mit voller Kenntnis der obwaltenden Verhältnisse entschieden zu bejahen wagt, will ich Respekt haben, muß mir aber dennoch mein Urteil vorbehalten. Meine eigne Antwort würde lauten: Ich weiß es nicht! Auf pathetische Fragen mit dieser trivialen Antwort zu kommen, mag recht komisch sein, aber ich kann versichern, daß mir bei der Sache durchaus nicht komisch zu Mute ist.

So gottverlassen, das Militär und dessen „unerschütterliche Disziplin" für eine unter allen Umständen ausreichende Schutzwehr zu halten, wird wohl unter den Lesern der Grenzboten nicht ein einziger sein. So oft auch das Wort Talleyrands schon zitirt (und ohne Zweifel auch manchmal mißbraucht) worden ist, so anwendbar bleibt es: Bajonnette sind eine treffliche Sache, nur setzen kann man sich nicht auf sie. Die nämlichen epidemischen Gifte, welche der Volksmasse das langegehegte Respektsgefühl vor der Obrigkeit und die Furcht

vor den Werkzeugen derselben rauben und sonst ruhige Leute zu wütenden Ausbrüchen treiben, sind auch dem Militär gegenüber wirksam; und es hängt zwar von den Umständen ab, inwieweit sie auch hier zur vollen Geltung kommen, aber bis jetzt ist es mit einer größern Widerstandsfähigkeit des Militärs gegen diese in der Luft liegenden Einflüsse noch überall sehr schwach bestellt gewesen. Man denke an 1848! Daß es damals sehr bald gelang, bei den Truppen die Disziplin wiederherzustellen, und daß selbst die süddeutschen Truppen der von Baden ausgehenden Versuchung über Erwarten gut widerstanden, ist ja richtig; aber man vergesse nicht, daß damals die Hochflut der geistigen und nationalen Bewegung des Jahres 1848 schon verlaufen war, daß die Frankfurter Morde und die Hecker-Struveschen Putsche in Baden unser gutes deutsches Volk schrecklich ernüchtert hatten, daß die Bassermannschen „Gestalten" auch noch von andern Leuten gesehen worden waren, und last not least daß die Redensarten der damaligen Demokraten von „vertierten Söldnern" u. dergl. und die in den Straßen von Mainz und andern Städten gegen die Soldaten verübten Rohheiten unmöglich die Folge haben konnten, die Soldaten zum „Volke" herüberzuziehen. Und trotz alledem stand die Sache eine Zeit lang zweifelhaft genug! Wer konnte dafür bürgen, daß das in Baden gegebene Beispiel keine Nachahmung fand? Wenn es irgendwo an einem ernsthaften Grunde für den Ausbruch der Rebellion fehlte, so war dies doch sicherlich gerade in dem liberalen, wohlhabenden Baden der Fall; hier war es mit Händen zu greifen, daß wirklich weiter nichts als der zur Zuchtlosigkeit gereifte „Geist der Zeit" es war, welcher Soldaten und Bürger zur Empörung trieb. Und endlich ist noch eins nicht zu vergessen. Die Bewegung des Jahres 1848 war in ihrem Ursprunge keine deutsche, sondern eine von Frankreich her importirte, und die geistigen Strömungen, denen sie zum Ausbruch verhalf, waren gleichfalls ihrer Zeit importirt worden. So war die Seele des Volkes eigentlich nicht bei der Sache; sie war sicherlich viel mehr bei dem Frankfurter Handwerker-Parlamente als in den Räumen der Paulskirche. Nun, sollte es so ganz und gar undenkbar sein, daß wir einmal eine spezifisch deutsche revolutionäre Bewegung bekommen? Gewiß würde dieselbe immer nur einen Teil des deutschen Volkes erfassen und mit sich fortreißen, und gerade dies sowie die absolute Rücksichtslosigkeit gegenüber allen Andersdenkenden, an der es dann sicherlich nicht fehlen würde, wäre ja wieder etwas spezifisch Deutsches. Aber wer vermag genügende Gründe dafür anzuführen, daß ein Ausbruch dieser Art für Deutschland ausgeschlossen erscheine, und daß die ansteckende Wirkung, die sonst überall im gleichen Falle beobachtet worden ist, bei uns versagen würde?

Nun, daß wir in einer Zeit leben, welche ohne Übertreibung als eine „sozialistisch erregte" bezeichnet werden kann, das wird wohl niemand in Abrede stellen. Wenn in England, mit dem so lange Zeit für die angeblichen trefflichen Wirkungen der Rede- und Versammlungsfreiheit Parade gemacht wurde, keine

Sicherheit des Lebens und Eigentums mehr vorhanden ist; wenn in den gepriesenen Vereinigten Staaten die Arbeiterbewegungen eine Form anzunehmen beginnen, welche wie eine bittere Satire auf die guten Leute aussieht, von denen uns versichert wurde, wenn die Arbeiter nur erst organisirt seien, so würden keine einzelnen Ausschreitungen und Brutalitäten mehr stattfinden, sondern man werde sachlich mit ihnen verhandeln können; wenn in Frankreich die regierenden Kreise Anstalt machen, sich dem Anarchismus zuzuneigen oder doch eine Abmachung ad hoc mit demselben unter ihre Berechnungen aufzunehmen; wenn aus Österreich, Italien, Spanien minder hervortretende, aber im Grunde nicht minder beunruhigende Nachrichten kommen; wenn in Rußland das Feuer des Nihilismus unter der Asche fortglüht und an den Erscheinungen, welche denselben erzeugt haben, doch in Wahrheit nichts geändert ist; wenn endlich in Belgien die Flammen loh emporschlagen — da ist es wahrlich nicht mehr an der Zeit, sich damit zu trösten, daß in abstracto hier wohl Bedenken und Gefahren vorhanden sein möchten, in concreto aber doch wohl zur Zeit noch nichts Ernstes zu fürchten sei. Man hat, wie wir glauben mit Recht, darauf aufmerksam gemacht, daß der Ausbruch stürmischer Volksbewegungen an gewisse Perioden gebunden zu sein scheine, und daß manches für eine Wiederkehr der französischen Revolutionsstürme nach etwa hundert Jahren — also gerade jetzt — spreche; jedenfalls ist es nach den seit einiger Zeit sich drängenden Nachrichten und Beobachtungen nichts weniger als unwahrscheinlich, daß im Laufe der nächsten Jahre die belgischen Auftritte sich in großartigerer, mehr systematisch geleiteter und umfassenderer Weise wiederholen und sich hierbei auf ganz Mitteleuropa, ja vielleicht auf ganz Europa ausdehnen. In Österreich ist neulich aus hocharistokratischem Munde das Wort gefallen, die nationalen Ideen und Antriebe fingen unter den Völkern an zu verblassen, und die sozialen träten immer mehr in den Vordergrund. Es mag dies nur in beschränktem Sinne wahr sein, denn wir sehen ja auf Schritt und Tritt, daß einstweilen die nationalen Ansprüche und Abneigungen noch eine große Rolle spielen, aber jedenfalls ist etwas daran. Und daß unter der Arbeiterwelt, namentlich soweit dieselbe zu revolutionären Ausbrüchen disponirt ist, die Ideen der Internationalität eine große und anscheinend immer mehr anwachsende Rolle spielen, scheint unzweifelhaft. So bleibt immer wieder die Frage, was wir aus unsern eignen Kräften einem etwaigen Ausbruche oder einem Überspringen desselben nach Deutschland entgegenzustellen haben?

Stellen wir vor allem fest, in welchem Umfange unsre Sozialdemokratie als die natürliche Genossin und, sobald Aussichten auf Erfolg gegeben sind, zu jeder Mitwirkung bereite Verbündete der europäischen Sozialrevolution anzusehen ist. Dies ist in der That ein Punkt, über den, wenn man sich nicht von der bestimmten Absicht leiten läßt, nicht sehen zu wollen, ein Zweifel nicht obwalten kann. Die Führer der Sozialdemokratie haben unzähligemale, schriftlich

und mündlich (und letzteres erst in allerjüngster Zeit durch den Mund ihrer Vertreter im Reichstage), ihren Standpunkt zur Frage des gewaltsamen Umsturzes in folgende, nur durch präzise Fassung sich von den umschreibenden und verhüllenden Sätzen jener Herren unterscheidende Formel zusammengefaßt: „Wir sind bereit, die — logisch und sittlich unerläßliche — Überführung der heutigen staatlichen und gesellschaftlichen Zustände in den sozialdemokratischen Staat in friedlicher, gesetzlicher Weise zu bewerkstelligen; dazu gehört also weiter nichts als die Kleinigkeit, daß der ganze gegenwärtige Staat, das ganze Kapital, die ganze bestehende Gesellschaftsordnung ohne Vorbehalt vor uns kapitulirt. Will man das, so gehts ruhig und friedlich zu. Will man nicht — ei nun, dann darf man sich nicht wundern, wenn es schließlich im geeigneten Augenblicke zum gewaltsamen Umsturz kommt, und für diesen sind dann nicht wir, sondern seid lediglich ihr, die ihr euch dem Unvermeidlichen nicht fügen wolltet, verantwortlich zu machen. Wir unserseits wollen und wünschen diesen gewaltsamen Umsturz an und für sich nicht, sondern derselbe ist dann, wenn man eben nicht rechtzeitig auf uns gehört hat, einfach als eine Notwendigkeit, als ein natürliches Produkt unsrer ganzen Entwicklung hinzunehmen." So, und nur so ist die freche und spöttische Behauptung der Sozialdemokraten, sie wollten ja ganz gesetzlich zu Werke gehen, und wenn es schließlich doch zur Gewalt kommen müsse, so seien nicht sie, sondern nur die „Bourgeois" schuld, zu verstehen. Zur friedlichen Verständigung ist weiter nichts nötig, als daß wir andern alle Sozialdemokraten werden; andernfalls sind wir allein schuld, wenn die Sozialdemokraten zuletzt Gewalt brauchen müssen! Was der sozialdemokratische Staat ist und soll, darüber sind wir gleichfalls nicht im mindesten im Unklaren gelassen worden: es darf kein privates Kapital, d. h. keine in privatem Besitze befindlichen Mittel der Produktion oder des Erwerbes mehr geben, sondern alle diese Dinge befinden sich ausschließlich in den Händen des sozialdemokratischen Staates, und dem Einzelnen und seiner Familie darf durchaus nichts gelassen werden als Verbrauchs- und Genußgegenstände. Wer bestreitet, daß dies das Wesen der sozialdemokratischen Zukunftsidee ausmache, oder daß die Sozialdemokratie keinerlei andre Form für etwas weiteres als für einen Übergangszustand halten werde, der nur insofern annehmbar sein kann, als er die Mittel zu umso schnellerer Erreichung des Zielpunktes an die Hand giebt, von dem muß einfach gesagt werden, daß er nicht weiß, was die Sozialdemokratie ist und will. Die Sozialdemokratie aber wird sich, wenn sie einmal in der Lage ist, ihre Konsequenzen zu ziehen, mit Hohnlachen darauf berufen, daß sie aus diesen ihren Bestrebungen niemals ein Hehl gemacht habe, und sie wird Recht dabei haben. Den Vorwurf, mit ihren wirklichen Zielen hinter dem Berge zu halten, kann man der Sozialdemokratie nicht machen. Wie die sozialdemokratische Gesellschaftseinrichtung ein- und durchgeführt werden soll und welches ihre Wirkungen auf die produktiven Leistungen der Gesamtheit und auf

die Lebensweise der Einzelnen sein werden, das ist freilich eine andre Frage, der die sozialdemokratischen Redner und Schriftsteller bisher nach Kräften ausgewichen sind. Bekanntlich haben geistvolle Nationalökonomen (so der alte Hildebrand schon 1848) die logische Unmöglichkeit des Bestandes einer sozialistischen Gesellschaftsform nachzuweisen versucht, und sofern man diese Nachweise als zwingend gelten lassen will (womit es freilich unsers Erachtens seinen Haken hat), so würde die Schlußfolgerung gerechtfertigt sein, daß schon der Versuch einer selbst noch so vorläufigen oder geteilten Durchführung notwendigerweise scheitern müßte. Wir unserseits halten es für richtig, daß eine Fort- und Höherbildung, eine Veredlung und zukunftsvolle Entwicklung des Menschengeschlechts auf sozialdemokratischer Grundlage unmöglich sein würde; aber damit ist noch nicht gesagt, daß die Durchführung derselben in irgendeiner Form absolut undenkbar sei. Demnach begnügen wir uns zu sagen, daß wir das Gelingen des Versuches, den Traum einer sozialistischen Staats- und Gesellschaftsordnung zu verwirklichen, für höchst unwahrscheinlich und in diesem Sinne auch schon ein nur vorübergehendes Gelingen für fast ausgeschlossen halten. Die Sozialdemokraten selbst haben sich, wie gesagt, bisher den Kopf nicht sehr darüber zerbrochen, wie sie im Falle des äußern Sieges ihre Lehren zu verwirklichen gedenken; sie geben zu verstehen, das werde sich nachher in der „Praxis" schon geben. Aber man sei versichert, daß diese Unsicherheit auch nicht einen Augenblick von dem Erteilen des Losbruchsignals, wenn die Zeit für dasselbe gekommen zu sein scheint, zurückhalten wird.

Wieder eine andre Frage (und hier begegnen wir freilich dem schwachen Punkte der Sozialdemokratie) ist die, inwieweit die leitenden Personen und die grundsätzlichen, bewußten Mitgliedschaften auf die ganze Masse der sozialdemokratischen Anhängerschaft rechnen können. Fassen wir die Stufen dieser Anhängerschaft und deren ungefähre Stärke einmal ins Auge. Zuerst die Führer: Reichstagsmitglieder, Zeitungsredakteure und Schriftsteller. Es sind Zweifel gestattet, ob unter denselben volle Einmütigkeit herrsche, und früher — man denke an Mühlberger und Rittinghausen — mochten selbst darüber Zweifel gestattet sein, ob sich nicht gerade unter der Führerschaft eine gemäßigtere Richtung herausbilden werde. Hieran ist heute wohl nicht mehr zu denken, höchstens daran, daß sich im Verlaufe etwa ausgebrochener revolutionärer Stürme mit Viereck, Frohme, Hasenclever, ja auch Bebel von irgendeinem Punkte ab doch eher reden lassen werde als mit dem seinen Rachedurst von Jahrzehnt zu Jahrzehnt schleppenden Liebknecht oder dem rasenden „Ritter von Vollmar." Daß aber die ganze Masse dieser, Lassalle so verhaßten „Intelligenzen" grundsätzlich streng zusammenhalten und die gleiche Taktik auf die gleichen Ziele hin verfolgen wird, unterliegt keinem Zweifel; auch wird man annehmen dürfen, daß diese Leute nicht vor der Aufgabe zurückschrecken würden, es mit der Neuorganisation von Staat und Gesellschaft praktisch zu versuchen, und es ist nicht

ausgeschlossen, daß sie hierbei ein beachtenswertes Maß von Geschicklichkeit und Energie und, soweit dies möglich ist, auch von Mäßigung an den Tag legen werden. Wie es freilich mit dem Zusammenhalten dieser Leute und mit dem ihnen von unten auf gewährten Vertrauen auf die Dauer bestellt sein dürfte, davon weiter unten ein mehreres. An die Führer reiht sich die literarisch durchgebildete, in klarer und bewußter Erkenntnis des Prinzips gefestigte Masse derer, aus denen die örtlichen Führer und Vertrauensmänner und die neu zur Führerschaft aufsteigenden Kräfte genommen werden. Dieser Nachwuchs ist schwächer an Zahl und geringer an geistiger Tüchtigkeit, als er früher — noch zur Zeit Schweitzers — war; hier hat das Sozialistengesetz, vor dessen Erlaß in Versammlungen und in der Presse eine förmliche fortgesetzte Schulung betrieben und die Heranbildung neuer Kräfte systematisch geleitet und kontrolirt werden konnte, sehr geschadet, oder nach unsrer Anschauung natürlich sehr genützt. Immerhin ist noch Nachwuchs vorhanden; die vorangegangene Zeit war lang und fruchtbar genug, um solchen großzuziehen, und wer einmal bis zu dieser Stufe gelangt ist, der fällt nur selten wieder ab. Nun kommt die Masse der „Parteimitglieder," der „Wähler," der „Arbeiterbataillone," d. h. derjenigen, welche, wenn auch nicht immer, so doch zeitweise im Banne einer festen Organisation stehen. Daß diese Organisation nicht mehr öffentlich geleitet und gehandhabt werden kann, nimmt ihr nur wenig von ihrer Stärke; im Gegenteil macht die Heimlichkeit, zu der die Zusammenkünfte, die Austeilung der Losungsworte u. dergl. sich verurteilt sehen, alles dies nur umso pikanter und giebt dem ganzen Parteitreiben den Anstrich von einer Art Sport. Aber es läßt sich allerdings außerhalb der großen Städte und allenfalls sehr stark bevölkerter Industriebezirke etwas derartiges nicht durchführen, und selbst bei Wahlen bedarf es immer großer, langwieriger und kostspieliger Veranstaltungen, um die Sache wieder einigermaßen in Gang zu bringen; dies ist der eigentliche Grund, warum die Sozialdemokratie bei Nachwahlen immer so viel mehr leistet als bei der Hauptwahl; die letztere dient ihr als Generalprobe. Es ist schwer zu schätzen, wie groß die feste sozialdemokratische Armee zur Zeit sein mag, da eine große Menge vergleichsweise Vereinzelter in allen Wahlkreisen zerstreut ist; aber auf mehrere Hunderttausend wird man sie unter allen Umständen anschlagen dürfen. Was den geistigen Standpunkt dieser Mitglieder und ihr Verhältnis zum Parteiprinzip betrifft, so pflegt man beides gewöhnlich zu unterschätzen. Mit dem eigentlich Wesentlichen in der sozialdemokratischen Lehre und Anschauungsweise sind sie meistens ganz befriedigend vertraut — jedenfalls viel besser als die Masse der liberalen Wähler mit ihrem Parteiprinzip —, und ganz „dumm" können Leute, die eine so verwickelte Reihe zum Teil feiner und tiefsinniger Folgesätze zu fassen vermögen, von vornherein nicht sein, man kann vielmehr mit einem gewissen Recht sagen, daß es immer die intelligenteren und strebsameren Arbeiter sein werden, welche sich dieser Richtung anschließen.

Daß es auch hier wieder Gradunterschiede giebt und sehr viele nur einen Teil der sozialdemokratischen Lehren, manche auch nur eine gewisse Praxis der Agitationsweise begriffen haben, braucht wohl nicht erst bemerkt zu werden, aber ein bloßer gedankenloser Nachtreterhaufe ist die Masse dieser organisirten Anhängerschaft nicht. Auf die Disziplin derselben angesichts gewisser, zum Losbruch reizender Vorgänge oder auf ihren strengen Gehorsam gegenüber Befehlen, welche etwa dem Losbruche gewisse, nach Mäßigung aussehende Bahnen weisen wollten, möchten wir allerdings nicht bauen, und auch das soll sicherlich nicht geleugnet werden, daß es ganz von den Umständen abhängen wird, ob es möglich ist oder nicht, diese Arbeiterbataillone auf die Barrikaden oder sonst wohin zu führen. An schwachherzigen Gemütern wird es hier so wenig fehlen wie anderswo! Hinter der organisirten „Partei" kommt als eine Art Landwehr die Masse von Wählern, die bei jeder Wahl durch irgendeinen zufälligen Umstand in die Reihen der Sozialdemokratie geführt werden. Zum Teil sind dies ja Leute, die schon in irgendeiner, mehr lockern oder nur gelegentlichen Verbindung mit der Sozialdemokratie gestanden haben, oder die mit Sozialdemokraten persönlichen Verkehr unterhalten und dadurch etwas von der Anschauungsweise derselben aufgenommen haben, oder die durch eigne Lektüre, durch Beobachtungen, Erfahrungen ꝛc. mit dem sozialdemokratischen Gedankengange vertraut geworden sind, ohne daß sie doch bis dahin Gelegenheit zu offnem Anschlusse gefunden hätten; sehr groß ist jedoch stets auch die Menge derer, die überhaupt eine selbständige Meinung jetzt so wenig haben, wie sie früher eine solche hatten, die aber aus Groll gegen die Regierung, oder aus Abneigung gegen den Gegenkandidaten, oder irgendeinem lokalen oder persönlichen Antriebe folgend, sich durch die sozialdemokratischen Agitationsmittel gewinnen lassen. Hier darf man natürlich kein Prinzipienbewußtsein verlangen, ja nicht einmal eine ernsthafte Kenntnis vom Wesen der Sozialdemokratie; im Gegenteil, je weniger die meisten Angehörigen dieser Klasse von Leuten begreifen, was die Sozialdemokratie ist und will, desto eher laufen sie einmal zeitweise mit. Gerade unter diesen der geistigen Selbständigkeit entbehrenden Leuten, die bei allem mit laufen, was ihrem augenblicklichen Groll am besten entspricht, giebt es ja richtige Philister in großer Menge, denen die Haare zu Berge stiegen, wenn sie eine Ahnung hätten, für welche Sache sie da thätig sind, und die auf eine ihnen gemachte Mitteilung hiervon zornig schreien würden, das sei weiter nichts als nichtswürdige Verleumdung gegen die Sozialdemokraten, denn so boshaft und so dumm, so etwas zu wollen, könne ja gar kein Mensch sein. Aus solchen Elementen setzt sich die sozialdemokratische Landwehr zusammen; sie ist von wechselnder Stärke, es ist aber nicht ausgeschlossen, daß letztere einmal unter besonders günstigen Umständen in die Millionen hineinreichen könnte. Aber das ist noch nicht alles; es giebt auch noch einen sozialdemokratischen Landsturm. Das sind alle die Leute, die ihrer geistigen und moralischen Anlage gemäß eigentlich Sozial-

demokraten sein sollten, es aber aus zufälligen Einflüssen der Geburt, der Erziehung, der äußern Verhältnisse oder weil diese Lehre in verständlicher, anregender Form noch nicht in ihre Abgeschiedenheit gedrungen ist, nicht geworden sind. Diese Schaar ist beängstigend groß, und es gehört zu den schlimmsten Seiten unsrer öffentlichen Zustände, daß sie, recht aus dem „Geiste der Zeit" heraus, noch in beständigem Wachstume ist. Denn man wisse: wer, sei es mit seiner eignen sozialen und wirtschaftlichen Lage oder mit derjenigen der Gesamtheit, unzufrieden ist und eine Besserung für ein Gebot der Gerechtigkeit hält, und wer sich dabei nicht durch energisches Staatsgefühl, oder durch monarchische Gesinnung, oder durch die Gebote der Religion gebunden fühlt, alles, was er erstrebt, nur innerhalb eines festbegrenzten Rahmens zu erstreben, vielmehr die Frage nach den zu schaffenden Einrichtungen und den zur Geltung zu bringenden Grundsätzen für eine offne, von der Masse der gegenwärtigen Interessenten nach ihrem bon plaisir und dabei mit der Wahrscheinlichkeit vollen Erfolges zu beantwortende hält, der ist im Herzen ein Sozialdemokrat, und es ist reiner Zufall, wenn er außerhalb derselben im Banne irgendeiner andern Partei steht. Das Wesen der Sozialdemokratie läßt sich nämlich dahin definiren, daß sie keinen Anschluß an eine geschichtliche Entwicklung, keine Rücksicht auf etwas über die bloße „Verständigkeit" hinaus in der Menschennatur liegendes, keine Fesselung der menschlichen Antriebe durch eine dem Menschen anzuerziehende sittliche Kraft und Entsagungsfähigkeit, und demgemäß auch keine Einwirkung auf das Gemüt des Menschen durch jene tausend geheimen Einflüsse, wie sie aus festen Einrichtungen und Anschauungen her sich zu einer Schutzwehr der Sitte gestalten, für erforderlich hält. Ist aber nicht diese Anschauung, und zwar nicht nur unter besitzlosen und gedrückten Arbeitermassen, die herrschende, und wird sie es nicht mit jedem Tage mehr? Hat der Individualismus, der sich an nichts unlösbar gebunden hält, der nur sein eignes Urteil und sein eignes Interesse für absolut maßgebend ansieht, einmal das ganze ihm offenstehende Gebiet erobert, und sind dann die Leute einmal zum Bewußtsein dessen gekommen, worauf ihre ganze Denkweise sie hinweist, dann — sind neun Zehntel unsers Volkes Sozialdemokraten geworden. Auch hier nützt das Sozialistengesetz ein wenig, indem es diese ganze Entwicklung verlangsamt; einmal dadurch, daß es in der energischen Geltung des Gesetzes für manche Leute doch eine Art Surrogat dessen herstellt, was sonst durch Religion, gefestigte Sitte und staatliches Pflichtbewußtsein geleistet wird, und sodann dadurch, daß die Thätigkeit der sozialdemokratischen Agitation nun doch nicht so ausgebreitet, so gleichsam allgegenwärtig sein kann, als dies zur Zeit der überall auftauchenden, allen lokalen und provinziellen Verhältnissen sich anschmiegenden sozialdemokratischen Blätter möglich war. Aber an der Sache selbst wird hierdurch natürlich nichts geändert!

Ja, wir sind immer noch nicht zu Ende. Es giebt noch einen Punkt, der bei den Vertretern der Ordnung negativ wirkt und hierdurch natürlich dem

zu bekämpfenden Gegner zu Gute kommt; das ist der Mangel an Vertrauen zur eignen Sache, der in den Reihen der Verfechter unsrer heutigen Staats- und Gesellschaftsordnung eine so große Rolle spielt. Es ist ja sehr begreiflich, daß die Einsicht in die Berechtigung, die einem großen Teile der sozialdemokratischen Bestrebungen nicht abgesprochen werden kann, und die Erklärbarkeit derselben aus unsern Zuständen heraus, die einem noch weit größern Teile beiwohnt, von vielen Leuten — namentlich auch vielen Arbeitgebern — allem manchesterlichen Nebel zum Trotz klar oder instinktiv gewonnen worden ist; und es ist nicht minder naheliegend, daß Leute mit einer Grundauffassung, welche eigentlich von derjenigen der Sozialdemokratie nicht dem Wesen, sondern nur dem Grade und der besondern Färbung nach verschieden ist, eine Art verborgener, sympathischer Hinneigung zu dieser sozialdemokratischen Auffassung niemals ganz werden verleugnen können. Darum wird namentlich der in seiner Art wohlmeinende und dabei nicht ganz ununterrichtete liberale Arbeitgeber stets etwas in sich verspüren, was der Sozialdemokratie halb und halb Recht geben will, und ganz besonders deutlich wird dies überall zu Tage treten, wo es sich um die Stellung zur Handwerkerfrage, zu den Innungsbestrebungen und zu den Kämpfen gegen den Kapitalismus handelt. Da fühlen sich Fabrikbesitzer, Bankier und Großkaufmann sofort geistesverwandt mit dem sozialdemokratischen Agitator und nicken wohlgefällig dazu, wenn derselbe alle diese Bestrebungen als unzeitgemäß und undurchführbar verurteilt. Die bestehende Gesellschaft wieder zu befestigen, scheint ihnen allen unzeitgemäß und undurchführbar! Was bedarf der Sozialdemokrat weiter für Zeugnis? Und wo soll unter solchen Umständen die sittliche Energie herkommen, welche zur Gegenwehr gegen eine Sache, die mit so furchtbarer Wucht auftritt, wie sie das anscheinend handgreifliche Interesse der Massen verleiht, unerläßlich sein dürfte? Alle von dieser Anschauung beherrschten Leute werden mit dem Bewußtsein des Unrechts, also mit halbem Herzen kämpfen, solange ein Niederdrücken der Massen ihnen möglich scheint; ist eine solche ihres Erachtens nicht mehr durchführbar, so werden sie auf möglichst günstige Bedingungen für ihre Person hin zu kapituliren suchen. Das Bewußtsein, auf alle Gefahr hin den Kampf bis zum letzten Hauche fortsetzen zu müssen, weil die in unserm Innern, im Gegensatze zu unsern Gelüsten, aufgespeicherten Kräfte und Antriebe als das zu erhaltende und zu pflegende Kulturkapital der Menschheit, als das Erbe des lebenden Geschlechts aus der ganzen Entwicklung der Menschheit her betrachtet werden müssen, und daß die Sozialdemokratie dieses Kapital nur aufbrauchen, aber nichts mehr hinzufügen, also die sittlichen Grundlagen unsrer Kultur allmählich zerstören würde — dieses Bewußtsein können ja die bezeichneten Leute nicht haben, weil sie selbst den Kern des Menschen nicht in der Tiefe seines Gemütes, sondern an der Oberfläche seiner Sorge für Essen und Trinken und für Befriedigung eigensüchtiger, sinnlicher u. s. w. Gelüste erblicken.

Bisher mußte unsre Betrachtung so trostlos wie möglich ausfallen. Nun giebt es aber allerdings auch einige Punkte, teils allgemeine, die im Wesen der Sache liegen, teils solche, die aus unsern besondern Verhältnissen und aus der geschichtlichen Entwicklung unsrer Sozialdemokratie fließen, welche die Lage minder düster erscheinen lassen und doch einige Hoffnung gewähren; zunächst nach der Seite hin, daß sie ein Gelingen sozial-revolutionärer Stürme unwahrscheinlich, ja so gut wie unmöglich erscheinen lassen, weiterhin aber auch im Sinne einer Neuschaffung und Befestigung haltbarerer sozialer Zustände.

Da ist zuerst die große, große Schwäche, an welcher die Schlagkraft der Sozialdemokratie infolge des nun seit fast einem Menschenalter fortgesetzten Predigens von der unmittelbar bevorstehenden sozialen Revolution leidet. Ein Arbeiter, der als eben vom Militär entlassener feuriger junger Mann die Leipziger oder Frankfurter Rede Lassalles gehört hatte und sich damals der Bewegung anschloß, hat seitdem vieles durchgemacht. Vor seinen Augen hat Preußen die Armeereorganisation vollzogen, sind die siegreichen Kriege mit Dänemark, Österreich und Frankreich geführt, ist das deutsche Reich begründet und sind innerhalb desselben große und folgenreiche Entwicklungskämpfe durchgefochten worden; und währenddem hat man ihm fortwährend versichert, der „Bourgeoisstaat" sei faul und morsch bis ins Innerste hinein, schaffen und leisten könne er überhaupt nichts brauchbares mehr, unsre Minister und Generäle seien im Grunde lauter Dummköpfe, und allernächstens werde die Revolution kommen und mit der ganzen Herrlichkeit aufräumen. Das läßt man sich ein paar Jahre gefallen; ja es giebt auch Menschen, die einer solchen einmal wachgerufenen Illusion ihr ganzes Leben zum Opfer bringen; aber die Masse kann und thut dies nicht, und es ist tausend gegen eins zu wetten, daß unser Arbeiter aus dem Anfange der sechziger Jahre inzwischen, wenn auch vielleicht nicht in seinem Glauben an die sozialdemokratischen Lehren, so doch in seinem felsenfesten Vertrauen auf deren baldiges, von ihm noch zu erlebendes Durchdringen wankend geworden ist, und diese Zweifel auch auf sein Verhalten und schließlich selbst auf seine Denkweise wirken läßt. Mindestens hat er gemerkt, daß der Staat, die „verfaulte, schnöde Galeere," sich nicht in raschem Ansturme, sondern nur in langem, mühsamem und opfervollem Kampfe nehmen läßt, und die Geschichte der zahllosen, teilweise so erbitterten Reibungen, die innerhalb der sozialdemokratischen Führerschaft stattgefunden haben, hat mindestens auch den Erfolg gehabt, jene schwung- und begeisterungsvolle Freudigkeit, welche Lassalle damals einer Schaar intimer Anhänger einzuflößen vermochte, verfliegen zu lassen. Die Begeisterung läßt sich nicht einpökeln; sie hält eine Zeit lang, sie hält vielleicht ein paar Jahre vor, aber dreiundzwanzig Jahre — das ist unter allen Umständen zu viel. Eine furchtbare Klippe aller demokratischen Bestrebungen ist, solange es eine Geschichte giebt, das Mißtrauen in die Führer gewesen; es braucht wohl kaum bemerkt zu werden, von wie verhängnisvollem Einflusse dieser Faktor auch hier sein wird

und muß. Je lebhafter man der Anhängerschaft die Unwiderleglichkeit der sozialdemokratischen Lehren und die Notwendigkeit des bevorstehenden Umsturzes gepredigt hat, desto drohender wird die Frage das Haupt erheben, warum nicht jetzt, warum nicht in der und der Weise losgebrochen, warum nicht der Losbruch so und so vorbereitet worden sei u. s. w., und das Kapital des Vertrauens ihrer Anhängerschaften, mit dem unsre sozialdemokratischen Führer zu arbeiten haben, ist ohnehin nur sehr schwach. Und dabei muß auch der radikalste Sozialdemokrat, mag er vom heutigen Staate so schlecht und so gering denken wie er immer will, sich doch — vorausgesetzt, daß er nicht ganz urteilsunfähig ist — gestehen, daß der Staat seitdem nicht schwächer, sondern stärker geworden ist, daß insbesondre gerade das ihm so widerwärtige und gefährliche Staatsbewußtsein gewaltige Fortschritte gemacht und in gewissem Sinne selbst unter den Arbeitern, ja unter den eignen Parteigenossen um sich gegriffen hat. Auch die Achtung oder wenigstens doch die Furcht vor dem Staate und seinen Gesetzen ist durch das Sozialistengesetz und die gelegentliche energische Handhabung desselben entschieden gekräftigt worden. Man muß in der Lage gewesen sein, die höhnische Art mit anzusehen, mit der lange Zeit in Wort und Schrift die Staatsautorität besprochen und die Unfähigkeit des heutigen Staates, sich auch nur noch ernstlich seiner Haut zu wehren, zu verstehen gegeben wurde, um den Fortschritt zu würdigen, der immerhin auch auf diesem Gebiete nicht zu verkennen ist. Das spöttische Lachen ist doch verstummt. Und auch in Bezug hierauf dürfte das Wort gelten: Oderint, dum metuant!

Einem vereinzelten Ausbruche aber stehen die Schwäche und der Mangel an Schwungkraft bei der Sozialdemokratie, wie solche aus dem steten Verkünden der bevorstehenden Revolution, ohne daß doch etwas aus der Sache geworden ist, hervorgehen mußten, durchaus nicht im Wege. Im Gegenteil, es wird umso wahrscheinlicher, daß die überreizten und erbitterten Massen einmal bei irgendeinem ihnen passend erscheinenden Anlasse losschlagen, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß in solchem Falle einmal, um aus der nicht mehr rückgängig zu machenden Revolte den möglichst großen Nutzen zu ziehen, das Signal zu allgemeiner Empörung gegeben werden würde. Welche Wahrscheinlichkeit ist dafür vorhanden, daß eine solche Erhebung siegreich sein könnte? Mit den Redensarten wie „unmöglich," wie „Treue unsrer Truppen" u. s. w. bleibe man uns vom Halse; alles ist möglich, auch der Abfall großer Truppenteile zum „Volke." Selbst an einer halbwegs befriedigenden militärischen Leitung braucht es nicht zu fehlen; wie 1848 und 1849 preußische Offiziere zur Fahne der Revolution übergingen, wie wir eben jetzt einen Major sehen, der in die Reihen der Deutschfreisinnigen eingetreten ist, so ist es auch nicht ausgeschlossen, daß die Sozialdemokratie in der Lage wäre, über eine hinlängliche Anzahl von Offizieren zu verfügen. Dennoch glauben wir allerdings, daß auf eine von dieser Seite ausgeführte Revolution sehr schnell, und zwar noch ehe sie zur

vollständigen Herrschaft zu kommen vermag, die Gegenrevolution folgen würde. Was uns hier retten wird, das ist das nämliche, was uns zu andern Zeiten so viel zu schaffen macht: das Zentrifugale, Sonderbündlerische und Hartköpfige im deutschen Wesen, und die gewaltige Kraft des monarchischen Gedankens wird das noch Fehlende ersetzen. Die Erscheinung wie bei den französischen Föderalisten, daß man es zwar zum äußersten kommen läßt, zuletzt aber doch vor dem äußersten zurückschreckt, und daß die bloße Furcht vor der Hauptstadt auf eine Menge sonst tapferer und entschlossener Leute geradezu lähmend einwirkt, diese wird bei uns nicht vorkommen. In jeder preußischen Provinz wird es Dutzende von Stellen geben, wo die Fahne des Königs erhoben wird; statt einer Vendee werden wir deren, gering gerechnet, acht bis zehn haben; in mehreren der Mittel-, ja selbst der Kleinstaaten werden ähnliche Erscheinungen zu Tage treten; die Neuformirung ansehnlicher Truppenteile wird sehr bald stattfinden können, und das Truppenmaterial wird massenhaft zuströmen; kurz, die Gegenrevolution wird sehr schnell eine Regierung, zahlreiche Mittelpunkte und ein Heer haben. Vieles halten wir für möglich. Daß aber eine sozialdemokratisch-revolutionäre Regierung in der überaus kurzen Zeit, die man ihr lassen wird, die Mittel sollte finden können, sich gegen den Ansturm der Gegenrevolution zu behaupten und dieselbe dann auch noch niederzuschlagen — das halten wir wenigstens beim ersten Ansturme nicht für möglich.

Schlimm genug freilich, wenn es schon so weit kommen kann, und niemand vermag ja zu sagen, welche politischen Folgen eine solche krampfhafte Zuckung, wie wir sie bisher nur bei andern Völkern zu beobachten hatten, bei und für uns haben mag. Hinsichtlich der Frage aber, ob denn ein solcher gewaltsamer Losbruch nicht verhütet werden kann, sind wir, wie eingangs dargelegt worden, sehr pessimistisch gesinnt. Doch läßt sich auch hierüber einiges tröstliche sagen, womit wir denn auch zuguterletzt nicht hinter dem Berge halten wollen. Die Frage zwar, ob nicht die begonnene Sozialreform viele Arbeiter der Sozialdemokratie oder wenigstens einem gewaltsamen Erstreben sozialistischer Ziele abwendig gemacht haben werde, bedauern wir verneinen zu müssen; dazu tritt diese Reform zu zaghaft, wir möchten sagen zu akademisch, zu wenig handgreiflich, auch zu stückweise und abgerissen auf. Es ist vollkommen richtig, daß dies zum Teil auf den systematischen Widerstand gewisser Parteien gegen die einzelnen Teile des Reformprojekts und die hierdurch einem raschen und umfassenden Vorgehen sich entgegenstellenden Schwierigkeiten zurückzuführen ist, aber an der Sache wird hierdurch nichts geändert; daß hier ein Bestreben im Gange ist, dahin gerichtet, seinen ganzen wirtschaftlichen und sozialen Zustand auf eine gesündere Grundlage zu stellen, das ist dem Durchschnittsarbeiter unsrer Zeit noch lange, lange nicht zum Bewußtsein gekommen, und kann es auch noch gar nicht sein. Aber etwas andres vollzieht sich, und zwar mit einer elementaren Kraft, der auch der böseste Wille des verbissensten Sozialdemokraten nicht zu widerstehen

vermag: das ist die Geltung der modernen Staatsidee und die Gewöhnung an diejenige Form derselben, die bei uns zur Zeit in Wirksamkeit ist. Denn man bedenke wohl, daß es sich hier nicht um ein äußerliches, formelles Eingewöhnen, sondern um die letzte Phase eines großartigen Volksentwicklungs-Prozesses handelt, dessen Einfluß auf die Tiefen der Menschennatur, wo die Gedanken werden und wachsen, auch für den Widerwilligsten völlig unwiderstehlich ist. Nicht umsonst hat sich das deutsche Volk Jahrhunderte hindurch in tausend Formen und tausend von den Zeitverhältnissen geforderten Verkleidungen nach politischer Existenz gesehnt, und nicht umsonst ist diese Existenz so machtvoll, wie ein gewaltiger Trompetenstoß, in die Erscheinung getreten. Wenn nicht in dem absterbenden, so doch umso gewisser in dem heranwachsenden Geschlechte lebt der Reichs- und Volksgedanke; viele Einzelne mögen sich vorübergehend mit Haß gegen denselben erfüllen lassen, für die Masse ist dies unmöglich, denn in die Tiefen des Volksgemüts, welche sich hier mit neuen Vorstellungen und Idealen zu erfüllen im Begriffe sind, dringen die Gehässigkeiten des Tages garnicht. Die sozialdemokratischen Redner mögen sich heiser schreien und sich berauschen in wütenden Redensarten — sie werden dennoch nichts daran ändern, daß das Volk auf einmal dem Staate mit ganz andern Begriffen und Empfindungen gegenübersteht, und die entsprechenden Gedanken werden dann von selbst kommen. Dann werden die Sozialdemokraten gerade so verzweiflungsvoll die Hände ringen, wie heute die alten Fortschrittler über das angebliche ruere in servitium, welches sie rings um sich her zu bemerken glauben, weil sie, gerade wie diese, „ihre Zeit nicht mehr verstehen." Wer denkt hier nicht an das Schriftwort, daß Er „die Herzen der Menschen lenket wie Wasserbäche"? Wer aber die Herzen hat, der hat nach kurzer Frist auch die Gedanken. Und hier bewegen wir uns allerdings auf einem Gebiete, auf dem auch die einfache Größe unsers greisen Kaisers, die Pflichttreue und der Weitblick des großen Kanzlers, das Volksmäßige in so vielen Gestalten unsers politischen Lebens ihre Rolle spielen werden. Nein, die Zukunft ist nicht hoffnungslos, denn das Herz des deutschen Volkes, aus dem die Reformation und die Wiedergeburt von Kaiser und Reich stammen, wird auch eine seinem Volkstum und einem gesicherten Staatswesen entsprechende soziale Zukunft zu gewinnen trachten.

Dem können aber selbst die sozialdemokratischen Agitatoren sich umso weniger entziehen, als das Sozialistengesetz ihnen die Möglichkeit geraubt hat, die Parteidoktrin wie eine undurchbrechliche chinesische Mauer um sich her zu bauen. Es war hier in der That etwas Seltsames und Großartiges und für die freie Entwicklung menschlicher Kultur unsäglich Gefahrvolles im Werke: die Aufstellung eines nach allen Seiten hin ausgedifftelten Gebäudes von Parteigrundsätzen, an denen bei Strafe der Ausstoßung (fast hätten wir gesagt des Bannes) nicht gerüttelt werden durfte. Alle sozialdemokratischen Blätter glichen den von einem Punkte aus geleiteten Uhren einer Stadt; was sie dachten, was

sie forderten, was für Argumente sie anwendeten, wie sie sich zu den einzelnen Tagesfragen stellten — das alles war von einer wahrhaft chinesischen Gleichmäßigkeit. Dem ist ein Ende gemacht. Der Strom eigner Gedankengänge kann und wird wieder in den einzelnen Köpfen fluten, und nur bei wenigen wird die Parteidoktrin stark und starr genug sein, um diesem Strome zu widerstehen. Mögen einzelne Propheten des atheistischen Sozialismus oder Kollektivismus noch so grimmig behaupten, ihre Lehren bildeten „der Weisheit letzten Schluß" — die menschheitliche und nationale Entwicklung wird, so Gott will, auch dieses Hindernisses Herr werden und es, statt sich von ihm in den Abgrund schleudern zu lassen, auflösen in eine Welt von Ahnungen und Empfindungen, aus welcher neue Bahnen und neue Ziele dem Lichte entgegenstreben!

Und dennoch Kassandra-Rufe? und dennoch halb verzweifelte Betrachtungen darüber, ob denn überhaupt ein ausreichender Widerstand gegen die sozialdemokratische Hochflut möglich sein werde? und dennoch die Besorgnis, daß die Gemüter der Menschen sich auf einmal als von sozialdemokratischen Anschauungen erfüllt zeigen werden? Ja dennoch, denn die in den Gemütern sich vollziehende Bewegung, auf die wir in der That unsre besten Hoffnungen setzen, ist eine langsame, sehr möglicherweise auch zu langsame; wenn es dem Eiseshauche des Atheismus und Materialismus gelingt, in die Gemüter der Massen tief genug einzudringen, so vertrocknet der Strom des Lebens in uns, der aus Unbewußtem heraus unsre Kultur bis hierher geführt hat und allein sie weiterzuführen vermag. Und wenn es auch so weit nicht kommt, so können doch furchtbare Stürme und Verwüstungen, es kann ein neuer dreißigjähriger Krieg über uns dahingehen, ehe es uns gelingt, der bösen Einflüsse Herr zu werden und aus dem Innersten unsers Volksgeistes heraus die Zukunft unsers Volkes zu retten. Die Gefahr ist sehr groß. Es ist möglich, daß die Entwicklungsfähigkeit unsers Volkes auf Jahrhunderte hinaus gebrochen, es ist auch das möglich, daß der Geist der Barbarei über unser ganzes Kulturleben Herr und die Menschheit aus emporstrebenden Geschöpfen in eine vegetirende Herde verwandelt werde, wie dies unsrer Überzeugung nach bei dem doppelten Siege des Atheismus und der Sozialdemokratie der Fall sein würde. Darum hüte man sich. Die lebendigen Kräfte unsrer Kultur, deren Pflege allein uns zu retten vermag, sind: Religion, soziale Monarchie und nationaler Staat. Wer helfen will, der helfe hier. Wer aber unsern Staat, unser Volk und unsre ganze Kultur den Mächten der Zerstörung ausliefern oder doch denselben gegenüber thunlichst schwächen will, der fahre nur auf dem Wege fort, den die Mehrheit des deutschen Reichstages zur Zeit wandelt!

Die deutschen Schutzgebiete und ihre Rechtsverhältnisse.

Daß Deutschland einmal überseeische Kolonien erwerben würde, haben sich auch diejenigen nicht träumen lassen, welche selbst im Anfang der fünfziger Jahre, als die ungestümen Hoffnungen auf einen deutschen Nationalstaat für lange zu Grabe getragen schienen, noch an eine Wiedererwerbung von Elsaß-Lothringen dachten. Auch als die nationale Idee in der Gründung des Norddeutschen Bundes ihre Verwirklichung zu finden anfing, war man weit davon entfernt, an die Möglichkeit eines Kolonialbesitzes zu glauben. Schien doch in dieser Beziehung für Deutschland der Klageruf zu gelten, daß die Erde bereits weggegeben und an diejenigen Völker verteilt sei, welche früher als das zerrissene und machtlose Deutschland die Gunst der Götter besaßen. Zwar findet sich im vierten Artikel der Norddeutschen Bundes- und nachmaligen Reichsverfassung die Bestimmung, daß der Aufsicht und der Gesetzgebung des Reiches auch die Bestimmungen über „Kolonisation und die Auswanderung nach außerdeutschen Ländern" unterliegen sollen. Allein es ergiebt sich weder aus den kärglichen Materialien zur Bundesverfassung noch aus den Debatten im Reichstage, daß unter „Kolonisation" im Sinne dieser Vorschrift der Erwerb überseeischer Kolonien verstanden sein sollte. Schmerzlich berührt waren die bessern Kreise der Nation, daß sich alljährlich ungeregelt und ziellos ein Strom deutscher Auswanderer mit deutschem Vermögen, deutscher Kraft und deutscher Intelligenz über überseeische Gebiete ergoß, daß eine Menge nationaler Bürger und nationalen Reichtums dem Vaterlande verloren ging, und man hatte deshalb den Wunsch, sich diese Auswanderer zu erhalten und durch geordnetes Kolonisationswesen im Auslande noch dem heimischen Lande nutzbar zu machen. Erst als im Anfange der siebziger Jahre der schwarze Erdteil mehr und mehr erschlossen wurde, als deutsches Blut und deutsches Gut in reichlichem Maße geopfert wurden, um den mystischen Schleier zu heben, der auf Afrika lag, da kam manchem, der die Beschreibungen der deutschen Afrikaforscher las oder das Glück hatte, ihre Vorträge und Gespräche zu hören, der Gedanke, daß hier für unser bei der Teilung der Erde zu kurz gekommenes Vaterland noch etwas zu holen sei. Dieser Zusammenhang zwischen der wissenschaftlichen Afrikaforschung und dem Kolonialerwerb verkörpert sich in dem uns leider zu früh entrissenen Dr. Nachtigal, der, wie er einer der ersten glücklich zurückgekehrten Deutschen war, die Licht über einen großen Teil des dunkeln Reiches verbreiten konnten, auch der erste sein sollte, welcher die deutsche Flagge an

der Küste von Westafrika aufhißte. Denselben Zusammenhang sehen wir in der Südsee, welche durch deutsche Reisende eigentlich erst der Zivilisation erschlossen und für die Menschheit zum zweitenmale entdeckt werden mußte.

An allen diesen Punkten hat es an deutschen Ansiedlungen nicht gefehlt. Kühne hanseatische Kaufleute hatten an den afrikanischen Küsten wie auf den Inseln der Südsee Faktoreien und Plantagen errichtet und in den Traditionen der alten Hanse auf eigne Faust Hoheitsrechte und Länder von den wilden Volksstämmen erworben. Der deutsche Unternehmungsgeist, neu gehoben durch die Machtstellung des Vaterlandes, fing an, die Aufmerksamkeit der andern seefahrenden Nationen auf sich zu ziehen, insbesondre seit die Kongobewegung die Entstehung eines neuen überseeischen Staates in naher Aussicht zeigte. Es war zu befürchten, daß Engländer und Franzosen den deutschen Kaufleuten das Feld ihrer Thätigkeit durch Einverleibung dieser nur von Wilden bewohnten Länder entreißen würden, und es war nur zu natürlich, daß die hanseatischen Kaufherren ihre Blicke auf das mächtig gewordne Reich richteten, um von demselben für ihre überseeischen Unternehmungen Schutz und Unterstützung zu erlangen.

Leider fielen diese Gesuche in eine Zeit, in welcher der deutsche Patriotismus sich bereits im Niedergange befand. Der deutsche Partikularismus war von den Höfen, wo er vor 1866 und 1870 eine sorgsame Pflanzstätte gefunden hatte, in den deutschen Reichstag herabgestiegen. Dort fand ein nationaler Ruf keinen Wiederhall mehr, seit die wichtigen sozialpolitischen Fragen die liberale Partei gespalten hatten und sie ihrem unfruchtbaren Doktrinarismus sowie der Verbohrtheit verblendeter Führer überlassen mußten. Das nationalfeindliche Element hatte den Kulturkampf zu benutzen verstanden, um aus demselben für die Regierung trotz der heterogenen Zusammensetzung eine mächtige Oppositionspartei zu bilden. Der nationale Begründer des neuen Reiches hatte in schwerer Arbeit und hartem Kampfe zu ringen, um nur so viel dem widerstrebenden Reichstage abzukämpfen, als zur Erhaltung des Reiches und zur Beschwörung der sozialen Gefahren nötig war.

Solche Zeiten und Zustände waren für den Erwerb von Kolonien wenig geeignet. Nichtsdestoweniger verlor der geniale Staatsmann bei allen seinen Sorgen und Geschäften auch dieses Ziel nicht aus den Augen. Freilich mußte er schon bei seinem ersten Debüt, als es sich um die Unterstützung des Samoa-Unternehmens handelte, vonseiten des Reichstages eine schroffe Zurückweisung erfahren. Nur der Zähigkeit, mit welcher Fürst Bismarck einen als richtig anerkannten Gedanken zu verfolgen versteht, verdankt es Deutschland, wenn es nicht auch bei der zweiten Teilung der Erde unter die Völker leer ausgegangen ist.

Die Kongofrage hatte eine neue Bewegung in die Nationen gebracht, man begann Afrika und die Südsee nicht mehr bloß als Objekte wissenschaftlicher

Untersuchungen anzusehen, sondern strebte, die neuerschlossenen Länder auch der Zivilisation und der Nutzbarmachung näher zu bringen.

Die Thatsachen, durch welche einzelne Gebiete in West- und Ostafrika und in der Südsee unter deutschen Schutz gestellt worden sind, stehen noch frisch in aller Gedächtnis und bedürfen hier einer Darstellung nicht mehr. Der Grundzug der deutschen Kolonialpolitik ist ein friedlicher, kein erobernder. Dem deutschen Unternehmungs- und Handelsgeiste liegt es ob, den ersten Schritt zu thun; erst da, wo sich Angehörige des Reiches niedergelassen haben, folgt ihnen der Schutz desselben. Da der Reichsregierung keine Mittel zur Verfügung stehen und die Reichstagsmehrheit nach fortschrittlicher Anschauung und Redeweise für die „Kinderkrankheit der jungen Großmacht“ nur so viel bewilligt, als notwendig ist, um nicht ganz der Sympathie der Wähler verlustig zu gehen, so mußte das Reich als Regel auf eine eigne Kolonialverwaltung verzichten. Nur in Westafrika, nämlich in Kamerun, Togo und den Hottentottengebieten in der Nähe der Walfischbai, wollten die deutschen Interessenten die Verwaltung nicht selbst führen, sie mußte von der Reichsregierung selbst übernommen werden. Ein Gouverneur in Kamerun, ein Kommissar in Togo und ein solcher in Angra-Pequena sind mit wenigen Beamten die Autorität des Reiches. Soweit es in der kurzen Zeit möglich war, haben sie begonnen, die deutsche Herrschaft zu befestigen. Der überwiegend größere Teil der Schutzgebiete befindet sich in der unmittelbaren Gewalt von drei großen Privatgesellschaften.

Die deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika hat die von dem Kaufmann Lüderitz aus Bremen erworbnen und im Jahre 1884 von Dr. Nachtigal unter deutschen Schutz gestellten Besitzungen in Südwestafrika (Angra-Pequena) angekauft. Da ein allgemeines bürgerliches Gesetz für das Reich nicht besteht, so mußte diese Gesellschaft ihre rechtliche Form dem preußischen Landrecht entnehmen, auf Grund dessen sie durch königliche Verordnung vom 13. April 1885 die Rechte einer juristischen Korporation erlangte. Die eigentliche Herrschaft auf dem Unternehmungsgebiet dieser Gesellschaft ist im Besitz der eingebornen Kapitäne und Häuptlinge verblieben. Diese haben mit dem deutschen Reiche Schutz- und Freundschaftsverträge geschlossen, durch welche sie die Oberhoheit desselben anerkannt, sich auch bezüglich verschiedner Seiten der Souveränität ihrer Macht zu Gunsten des Reiches entkleidet haben, im wesentlichen aber ähnlich wie im Mittelalter die Territorialfürsten gleichsam als Vasallen des Reiches über ihre eignen Unterthanen nach Maßgabe ihrer Sitten und Gebräuche zu herrschen fortfahren. Im einzelnen sind die Gebiete dieser einheimischen Stämme noch nicht streng von einander abgegrenzt; es wird erst der deutschen Regierung vorbehalten bleiben, den unter ihnen üblichen Fehden ein Ende zu machen und sie zu festern Wohnsitzen zu veranlassen. Den kaiserlichen Bevollmächtigten, insbesondre dem mutvollen Missionar Pastor Büttner und dem Kommissar des Reiches Dr. Göhring, ist in dieser Hinsicht schon ein gutes Stück

gelungen. Das Land ist besonders reich an Kupferminen, und gerade die Ausbeutung dieser ist der Hauptzweck des Unternehmens der südwestafrikanischen Gesellschaft, welche, eben weil sie im wesentlichen auf die industrielle Ausbeutung des Gebietes sich beschränkt, eines besondern Schutzbriefes nicht bedarf. Im einzelnen wird hier das Eingreifen des Reiches darauf beschränkt bleiben, daß der Gesellschaft in ihren Unternehmungen die freieste Bewegung gesichert wird. Zu diesem Zwecke gilt es insbesondre noch, sich mit einzelnen englischen Privatleuten auseinanderzusetzen, welche ebenfalls den Erwerb gewisser Privatrechte in diesem Gebiete behaupten. Eine englisch-deutsche Kommission hat in Kapstadt die erforderlichen Erhebungen veranstaltet, und es ist nunmehr Aufgabe der beiderseitigen Diplomatie, auf Grund derselben eine Vereinbarung zu erzielen.

Die größere Gesellschaft in Afrika ist die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft, an deren Spitze zur Zeit Dr. Peters steht. Diese Gesellschaft hat umfangreiche Landerwerbungen in denjenigen Teilen des Kontinents gemacht, welche an das Gebiet des Sultans von Zanzibar grenzen. Sie trägt den Keim einer deutschen „Ostindischen" Kompagnie in sich, da sie überall von den Sultanen Hoheitsrechte erworben hat. Für einen Teil ihrer Erwerbungen hat sie unterm 27. Februar 1885 einen kaiserlichen Schutzbrief erhalten, dessen Ausdehnung ihr zugesagt ist, sobald sie eine feste rechtliche Form erlangt hat. Das von ihr erworbene Gebiet ist an Umfang bereits größer als Deutschland und hat nach den Berichten über die Fruchtbarkeit des Landes eine versprechende Zukunft. Die Gesellschaft hat zunächst die Eifersucht des Sultans von Zanzibar zu überwinden, der bisher unter englischem Einfluß sich wenig entgegenkommend zeigte, bis die Anwesenheit der deutschen Flotte im Sommer vorigen Jahres ihm die nötige Achtung vor dem Reiche einflößte. Der Abschluß eines Handelsvertrages sichert schon jetzt den deutschen Kaufleuten in dem eignen Gebiete des Sultans die freie, zum Handelsbetriebe nötige Bewegung. Auch ist eine Kommission aus deutschen, englischen und französischen Vertretern in Zanzibar zusammengekommen, um die Grenzen des Sultanats festzustellen, welche nach dem Innern eine etwas phantastische Richtung genommen haben.

Endlich hat in Afrika noch der Sultan von Witu (Suaheli) durch den Afrikareisenden Dehnhardt um den Schutz des deutschen Kaisers gebeten, und es ist dieses Anerbieten vorbehältlich der Rechte Dritter angenommen worden.

In der Südsee (Neu-Guinea, Kaiser-Wilhelmsland, Bismarckarchipel) hatte sich aus den Firmen, welche schon seit längerer Zeit Landerwerbungen gemacht hatten, bereits im Frühjahr 1884 die Neu-Guinea-Kompagnie gebildet, welche den Zweck verfolgte, ein neues Staatswesen in jenen Gegenden zu begründen und, ohne selbst Handel zu betreiben, Angehörige aller Nationen unter gleichen Bedingungen zum Handel, Plantagenbau und Gewerbebetrieb zuzulassen. Ein der Gesellschaft am 17. Mai 1885 verliehener kaiserlicher Schutzbrief schließt sich im wesentlichen dem der Ostafrikanischen Gesellschaft verliehenen an. Die Neu-

Guinea-Kompagnie besteht aus Mitgliedern, welche in der finanziellen und politischen Welt einen bedeutenden Namen haben; der frühere Admiral Freiherr von Schleinitz ist als Landeshauptmann in das Schutzgebiet abgegangen, Dampferverbindungen sind zwischen den Hauptpunkten hergestellt, Kulturtechniker sind zu Aufnahmen, Vermessungen und Untersuchungen ausgeschickt, und das ganze Unternehmen deutet auf Ernst und volle, durch reiche Mittel unterstützte Hingebung.

Im allgemeinen steht der Umfang der Schutzgebiete fest, doch sind im einzelnen wohl noch die Grenzen zu reguliren. Es war für Deutschland nicht leicht, auch nur in den Anfang von Kolonialunternehmungen einzutreten. Die Regierung, die nicht einmal in der gewählten Vertreterschaft des Volkes eine Unterstützung fand, hatte auch dem rivalisirenden Ausland gegenüber einen harten Stand. Es gab namentlich mit Frankreich und England allerlei diplomatische Verhandlungen, von denen die mit Frankreich bereits zu einer freundschaftlichen Verständigung geführt haben, während die mit England zum Teil erst angebahnt sind.

Um mit Energie in den Schutzgebieten deren Kultur und Nutzbarmachung vorbereiten zu können, bedurfte es einer sichern rechtlichen Grundlage. Für eine solche boten die Bestimmungen der Reichsverfassung keinen zweifellosen Anhalt. Wenn so viel klar war, daß die Schutzgebiete nicht als Inland betrachtet werden konnten, da sie nur durch Gesetz dem Reiche hätten einverleibt werden können, so war nicht minder unzweifelhaft, daß sie auch nicht als Ausland angesehen werden konnten, da dem Kaiser im Namen des Reiches daselbst wichtige Hoheitsrechte zustanden. Der Reichstag war aber zunächst nicht geneigt, zu einer endgiltigen Regelung des staatsrechtlichen Verhältnisses die Hand zu bieten, es war von ihm nur in dem Etat ein Pauschquantum von 200 000 Mark zu erlangen, welches, provisorischer Natur, die Sache nicht vorwärts brachte. Für die Kolonialverwaltung war, soweit es sich um Administrativmaßregeln handelt, keine Verlegenheit. Eine Summe von Hoheitsrechten war auf das Reich übergegangen, und man konnte mit Fug und Recht sagen, daß bei dem Mangel andrer Bestimmungen der Kaiser als das höchste Organ des Reiches zur Ausübung dieser Rechte berufen war. Allein zweifelhaft konnte es schon sein, wie weit ohne gesetzliche Ermächtigung die in den Schutzgebieten lebenden Reichsangehörigen jener absoluten kaiserlichen Herrschaft zu unterwerfen waren, und noch zweifelhafter, wie ohne Mitwirkung heimischer Gerichte eine rechtliche Organisation herzustellen war. Diesen Zweifeln gegenüber war es wiederum unzweifelhaft, daß eine gedeihliche Behandlung der Angelegenheit nicht an die Form parlamentarischer Verfassung geknüpft werden durfte, daß die kaiserliche Verwaltung volle Freiheit der Bewegung haben mußte und weder durch eine Mitwirkung des Bundesrates noch durch eine Zustimmung des Reichstags eingeengt und beschränkt werden durfte.

Von diesem Gesichtspunkte aus legte die kaiserliche Regierung mit Beginn der gegenwärtigen Session dem Bundesrate einen Gesetzentwurf vor, wonach die

Ausübung der Gerichtsbarkeit in den Schutzgebieten, die Mitwirkung der inländischen Behörden hierbei und die zur Anwendung kommenden Vorschriften des bürgerlichen Rechts und Strafrechts durch kaiserliche Verordnung geregelt werden sollten. In der Begründung zu diesem Entwurf war der Gedanke ausgesprochen, daß die Regelung der Verhältnisse in den Kolonien ausschließlich durch kaiserliche Verordnung getroffen werden könnte, und daß nur vorliegenden Falls wegen Mitwirkung der inländischen Gerichte der Weg der Gesetzgebung der empfehlenswertere wäre. Überdies konnte die Regierung auf die Vorgänge in den alten Kolonialstaaten hinweisen, in welchen ausnahmslos der Grundsatz der unbeschränktesten Freiheit der Exekutive gilt. Selbst das englische Parlament, welches eifersüchtig jede Angelegenheit von Bedeutung an sich zieht, hatte wegen der Eigenartigkeit der Verhältnisse in den Kolonien davon abgestanden, auch über diese ein Kontrolrecht zu üben.

Wer noch zweifelhaft war über die außerordentlichen Rückschritte, welche der nationale Gedanke seit fünfzehn Jahren gemacht hatte, der konnte sich davon im Laufe des weitern Ganges durch einen Vergleich dieser Verhandlungen mit denen, welche dereinst über die Einverleibung von Elsaß-Lothringen stattfanden, leicht überzeugen.

Die Blätter, welche von dem Abgeordneten Dr. Windthorst ihre Parole empfangen, fielen wie eine Meute über den Entwurf her, indem sie einerseits das föderalistische Prinzip der Reichsverfassung und die Rechte des Bundesrats, anderseits die konstitutionellen Befugnisse des Reichstags für gefährdet erklärten. Der letztere Gedanke wurde von den Blättern fortschrittlicher Färbung mit Lebhaftigkeit aufgegriffen und in allen Tonarten variirt. Auf die sachliche Behandlung des Gegenstandes wurde nicht eingegangen; es schien, als ob bei diesem höchst unschuldigen Gesetze das ganze Verfassungsrecht des deutschen Reiches auf dem Spiele stehe.

Was war natürlicher, als daß zunächst der Bundesrat seine eigne Mitwirkung in den Entwurf brachte und denselben dahin amendirte, daß die kaiserliche Regelung der vorliegenden Materie nur mit Zustimmung des Bundesrats erfolgen sollte. Im Reichstage aber wurde vonseiten des Zentrums, des Fortschritts und der Sozialdemokratie der Ruf laut, daß der Reichstag nicht schlechter gestellt werden dürfe als der Bundesrat, und so verlangte die bekannte Mehrheit der Volksvertretung außerdem noch die Zustimmung des Reichstages. Es liegt auf der Hand, daß eine solche Forderung nur von denjenigen gestellt werden konnte, welche das Gesetz zum Scheitern bringen wollten. Denn auf einem Gebiete, wo zunächst Experimente gemacht werden müssen, wo ein Wechsel in den erlassenen Verordnungen unausbleiblich ist, wo die Verwaltung genötigt ist, schrittweise vorzugehen, unvermeidliche Irrtümer zu berichtigen — auf einem solchen Gebiete den Apparat parlamentarischer Gesetzgebung zu verlangen, das heißt eben nichts andres als die ganze Regelung der Angelegenheit hintertreiben. Auch widerspricht es vollständig der Verfassung, wenn der Reichstag eine Gleich-

stellung mit dem Bundesrate fordert, da letzterer nicht nur Faktor der Gesetzgebung, sondern auch zur Mitwirkung bei der Exekutive berufen ist.

Unter diesen wenig günstigen Vorbedeutungen gelangte der Entwurf an eine Kommission. Aus dem vorliegenden gedruckten Bericht derselben ergiebt sich ein eigentümliches, für unser Verfassungsleben interessantes Bild. Die konservative und die nationalliberale Partei waren bereit, der Regierung die weitesten Vollmachten zu geben, um die Sache zu fördern; sie bildeten aber zusammen nicht die Mehrheit, und so waren sie genötigt, sich nach Bundesgenossen umzusehen. Als solche hatten sie nur die Wahl zwischen Zentrum und Fortschritt.

Das Zentrum befand sich unter sehr schwacher Führung; für diese gab es ein bête noire: die Zulassung der Jesuitenmission, welche der Reichskanzler in der Reichstagssitzung am 28. November 1885 mit Entschiedenheit zurückgewiesen hatte. Das Zentrum forderte deshalb eine Bestimmung über die Kultusfreiheit und glaubte die Bundesgenossenschaft der radikalen Parteien dadurch erwerben zu können, daß gleichzeitig eine so ausgedehnte Mitwirkung des Reichstages für die Kolonialgesetzgebung gefordert wurde, wie sie nicht anders erreicht worden sein würde, als wenn sofort die Reichsverfassung auf die Schutzgebiete ausgedehnt worden wäre.

Der Fortschritt, welcher in seiner weniger schroffen Seite in der Kommission vertreten war, widerstand diesen Lockungen offenbar in der richtigen Annahme, daß ein Scheitern der Vorlage verzweifelte Ähnlichkeit mit der Ablehnung der Dampfersubvention und der dritten Direktorstelle für das Auswärtige Amt haben würde. Die Tendenz dieser Partei lag keinesfalls in einer Begünstigung der Kolonialpolitik, als vielmehr in dem Bestreben, für die sich in den Schutzgebieten aufhaltenden Reichsangehörigen denjenigen Rechtsschutz zu erlangen, den dieselben im Auslande unter der Jurisdiktion der Konsuln genossen. Daneben erstrebten diese Mitglieder eine Gleichstellung zwischen Bundesrat und Reichstag.

Von diesen verschiedensten Gesichtspunkten aus regnete es eine Fülle von Anträgen, bis es endlich den Bemühungen der Mittelparteien gelang, eine Formel zu finden, welche den verbündeten Regierungen die Möglichkeit bot, eine gemeinsame Grundlage zu einer Verständigung herzustellen.

Zu spät sah das Zentrum ein, daß es eine falsche Politik getrieben hatte, und daß die Verfolgung einer Angelegenheit vom Parteistandpunkte statt von sachlichen Beweggründen auch einmal zum Nachteil der Partei ausfallen kann. Vergeblich bot der Abgeordnete Dr. Windthorst seine alten Taschenspielerkünste auf, um die Parteien gegeneinander, den Bundesrat gegen den Reichstag, die Mittelstaaten gegen Preußen zu verhetzen und das Gesetz zu Falle zu bringen. Man merkte von allen Seiten die Absicht und hatte doch Bedenken, daß der welfische Zentrumsführer verfassungstreuer und mehr für das Wohl der deutschen Bundesgenossen besorgt sein sollte als der Reichskanzler.

Die regierungsfreundlichen Parteien und der Fortschritt hielten diesmal gegen das Zentrum zusammen Stand, und so kam es, daß die Kommissionsbeschlüsse im Reichstage — hier auch wohl zur Freude mancher Zentrumsmitglieder, die dem Abgeordneten Windthorst nicht aus eignem Triebe, sondern aus Not gehorchen — und im Bundesrate angenommen wurden. Am 17. April 1886 hat der Kaiser das Gesetz betreffend die Rechtsverhältnisse der deutschen Schutzgebiete vollzogen.

Dieses Gesetz stellt einen weitern bedeutsamen Abschnitt in der Geschichte der deutschen Kolonialpolitik dar. Wie bereits erwähnt, hat der Reichstag bisher nur Pauschquanta zur Befriedigung der Geldbedürfnisse für die Schutzgebiete bewilligt. Damit war der Charakter des Provisorischen noch immer nicht verlassen; in den Augen des Auslandes wie in den Augen des deutschen Volkes mußte es den Anschein gewinnen, als handle es sich um Versuche, die jeden Augenblick wieder aufgegeben werden könnten. Durch das Gesetz ist zum erstenmale für die Schutzgebiete etwas Endgiltiges geschaffen, es ist ein sicherer Rechtsboden für die Verwaltung derselben gewonnen, es ist — wenn auch den Verhältnissen entsprechend nur lose — doch immer ein Band zwischen dem Reiche und seinen auswärtigen Besitzungen hergestellt.

Auch für das innere Staatsrecht des Reiches ist das Gesetz nicht ohne Bedeutung; gegenüber den mehr zentrifugalen Richtungen der letzten Jahre ist hier wieder einmal dem Kaiser gegeben, was des Kaisers ist. Es ist zum Ausdruck gelangt, daß der deutsche Kaiser der erbliche Träger der beim Reiche beruhenden Souveränität ist, und an dieser Sanktion scheiterten auch die Bemühungen des Abgeordneten Dr. Windthorst, der den deutschen Kaiser zu dem Präsidenten eines Bundes machen wollte, welchem nur widerruflich gewisse Vorrechte erteilt sind.

Inhaltlich steht das Gesetz in einem Gegensatze zu seiner Form insofern, als die Gewichtigkeit des Inhalts mit der Kürze der Form wächst. Es in Kraft treten zu lassen, was noch verschiedne und eingehende Erwägungen der kaiserlichen Regierung erfordert, ist kaiserlicher Verordnung vorbehalten.

Vorbildlich für die Vorschriften war das Gesetz über die Konsulargerichtsbarkeit vom 10. Juli 1879, welches insofern auf die Schutzgebiete für anwendbar erklärt wurde, als die besondern Verhältnisse derselben nicht Abweichungen erfordern. Wie in den Konsularbezirken des Reiches, sollen auch in den Schutzgebieten die privatrechtlichen Bestimmungen der Reichsgesetze und des preußischen Landrechts, das Strafrecht, die Prozeßordnungen und die Gerichtsverfassung Geltung erlangen. Doch erstrecken sich die Bestimmungen des Gesetzes nicht bloß auf Reichsangehörige, sondern auf alle Personen, welche sich in den Schutzgebieten aufhalten, auf die Eingebornen jedoch nur nach Maßgabe der Rechte, welche das Reich durch die Verträge mit den Häuptlingen erworben hat. Besondre Abweichungen von dem Konsulargerichtsbarkeitsgesetze sind namentlich,

daß dem mit der Gerichtsbarkeit beauftragten Beamten ein weiteres lokales Strafverordnungsrecht eingeräumt ist; er kann in unbeschränkter Höhe Geldstrafen festsetzen und Freiheitsstrafen bis zu drei Monaten. Während ferner in den Konsulargerichtsbezirken Schwurgerichtsfälle nicht zur Aburteilung gelangen können, ist eine solche für die Schutzgebiete unter gewissen Kautelen vorgesehen. Es ist ferner die Möglichkeit gegeben, in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten als zweite und letzte Instanz nicht das Reichsgericht, sondern das hanseatische Oberlandesgericht oder ein Konsulargericht zu bestellen. Soweit nämlich vorzugsweise hanseatische Kaufleute in ihren Unternehmungen bei den Schutzgebieten beteiligt sind, entspricht es ihren Bedürfnissen, daß sie das letzte Gericht in ihrer Heimat haben; soweit die Interessenten der Südsee in Betracht kommen, wird es für diese bequemer sein, wenn ein Konsulargericht in der Nähe die letzte Entscheidung hat. Es ist sodann in Aussicht genommen, gewisse Vorschriften der Reichsjustizgesetze, die auch in der Heimat wenig Beifall gefunden haben, von den Schutzgebieten auszuschließen, in denen alle Voraussetzungen für ihre Anwendung fehlen. So soll der Anwaltszwang wegfallen, das Zustellungs-, Vollstreckungs- und Kostenwesen entsprechend vereinfacht werden. Endlich regelt sich die Eheschließung und die Beurkundung des Personenstandes für alle Personen außer den Eingebornen nach dem Gesetze vom 4. Mai 1870 über die gleichen Verhältnisse der Reichsangehörigen im Auslande. Die hierzu erforderliche kaiserliche Verordnung ist für Kamerun und Togo bereits unter dem 21. April 1886 ergangen.

Das Schwergewicht für die Fortentwicklung der Schutzgebiete liegt aber in dem § 1 des Gesetzes: „Die Schutzgewalt in den deutschen Schutzgebieten übt der Kaiser im Namen des Reiches aus." Dies war der vielumkämpfte Angelpunkt des Gesetzes, und seine Annahme bedeutet den Sieg des nationalen Gedankens und der Sachlichkeit gegenüber dem Partikularismus und dem Fraktionsgeist. In dieser Vorschrift ist eine doppelte Seite enthalten, indem einmal ausgesprochen ist, daß die oberste Exekutive in den Händen des Kaisers beruht, und sodann, daß die Gesetzgebung, abgesehen von den durch das Gesetz selbst festgestellten Bestimmungen, vom Kaiser allein ausgeübt werden soll. Hiernach ist der Kaiser der absolute Herrscher in den Schutzgebieten, nur mit dem Unterschiede von andern absoluten Staatsgebilden, daß die Souveränität ihre Beschränkung findet in den vertragsmäßigen Rechten der Eingebornen. Deshalb ist die Oberhoheit des Kaisers auch nicht als Souveränität — wie in Elsaß-Lothringen — sondern als Schutzgewalt bezeichnet.

Mit diesen weitgehenden Befugnissen ausgerüstet, wird es der Exekutive möglich sein, die ihr obliegenden Aufgaben zu erfüllen. Die Reichsangehörigen und die Angehörigen andrer zivilisirter Nationen haben alle Garantien, welche die moderne Staatslehre für die persönliche Freiheit und Bewegung der Staatsbürger erfordert. Den Eingebornen gegenüber hat die Exekutive den ihr nach

den Verträgen gegebnen freien Spielraum; sie wird allmählich die Eingebornen zur Zivilisation hinüberleiten können und ihnen jeder Zeit die volle Autorität zur Geltung zu bringen imstande sein. Es wird die Zeit nicht ausbleiben, in welcher auch Rechtsvorschriften für die Urbewohner der Schutzgebiete erlassen werden können, und das Gesetz selbst gestattet, daß bei Prozessen der erstern, in welchen diese als Beklagte oder Beschuldigte beteiligt sind, ein Gericht in den Schutzgebieten die letzte Instanz bildet. Es ist aber auch die rechtliche Grundlage gewonnen, um die Verhältnisse der großen Kolonisationsgesellschaften endgiltig zu regeln.

In der dürren Wüste der Parteikämpfe der letzten Jahre bildet das vorliegende Gesetz eine erquickende Oase; es bietet einen neuen Beweis dafür, daß ein großer nationaler Gedanke die Parteien auch wider ihren Willen mit sich fortreißt und daß der Terrorismus derselben doch noch einen Widerstand findet, wenn das Volk in seiner Mehrheit die Ziele der Zeit besser zu erfassen versteht, als die ihm aus Parteirücksichten aufgezwungenen Vertreter.

Robert Schumann in seinen Jugendbriefen.

Von F. Gustav Jansen.

Für die Veröffentlichung der Jugendbriefe von Robert Schumann, nach den Originalen mitgeteilt von Klara Schumann (Leipzig, 1885) gebührt der verehrten Herausgeberin der wärmste Dank. Zwar umfaßt die Briefsammlung nur die Zeit vom achtzehnten bis zum dreißigsten Lebensjahre Schumanns — bis zu seiner Vereinigung mit Klara Wieck; aber sie ist trotz mancher Auslassungen reichhaltig genug, um diesen Abschnitt seines Lebens nunmehr vollkommen durchsichtig erscheinen zu lassen. Im Vorwort ist mit Recht gesagt, daß die Welt bisher „mehr von Schumanns Eigenheiten als von seinen Eigenschaften wisse"; umso freudiger ist die Veröffentlichung dieser Briefe zu begrüßen, die „den ganzen Reichtum einer ideal angelegten, mit Kraft und Energie ausgestatteten und den höchsten Zielen zustrebenden Jünglingsnatur offenbaren." Herzerquickend strahlt aus ihnen die schöne Menschlichkeit, der wahrhaft reine und edle Charakter des reichbegabten Künstlers hervor.

Niemand aber wird diese Briefe mit größerer Freude begrüßt haben als diejenigen Verehrer R. Schumanns, welche mit mir der Ansicht sind, daß eine „Biographie" Schumanns erst noch geschrieben werden müsse. Die unter diesem

Titel 1858 (zwei Jahre nach Schumanns Tode) veröffentlichte, 1869 und 1880 erweiterte Schrift Wasielewskis ist als eine Vorarbeit zu betrachten, die neben vielem Dankenswerten doch auch manche schwache Partien aufweist. Unter den Schumann-Verehrern*) ist man lange darüber einig, daß Wasielewskis Schrift, was Gründlichkeit in der Aufsuchung, Durchforschung und Sichtung des Materials, was Sorgfalt der Darstellung, was insbesondre eine tiefere Erfassung von Schumanns Individualität und gerechte Würdigung seiner künstlerischen Bedeutung betrifft, den an ein wissenschaftliches Werk heutzutage zu stellenden Anforderungen nur in geringem Grade entspricht. Freilich war es auch bis jetzt nicht möglich, ein allen Anforderungen genügendes Lebensbild Schumanns hinzustellen, da der wichtigste Teil des Materials — im Besitze der Frau Klara Schumann — dem Verfasser verschlossen blieb.

Unsre Kenntnis von Schumanns Jugend- und Schulzeit ist schon durch einen im Sommer 1883 veröffentlichten Aufsatz von Max Kalbeck: „Aus R. Schumanns Jugendzeit“**) wesentlich erweitert worden. Diese wertvolle, mit Benutzung von Schumanns handschriftlichem Nachlaß verfaßte biographische Studie stellt ganz neue Gesichtspunkte auf und wird dem zukünftigen Biographen Schumanns als Grundlage für seine Jugendgeschichte zu dienen haben. Im Gegensatz zu Wasielewskis Behauptung, daß Schumann einer „nichts weniger als musikalischen Familie entsprossen,“ und daß speziell die Mutter „ohne alles Interesse für Musik“ gewesen sei, zeigt Kalbeck, daß Schumann sein musikalisches Talent gerade von der Mutter geerbt hatte.***) „Die Mutter, obwohl sie keine Note lesen konnte, war eine grundmusikalische Natur; von ihren Freunden scherzweise »das lebendige Arienalbum« genannt, sang sie mit dem Knaben alle ihre Lieder durch und war von dem guten Gehör und treuen Gedächtnis des Kleinen so überrascht, daß sie darauf bestand, Robert müsse so früh als möglich Musikunterricht nehmen.“ Sie war nur dagegen, als Schumann sich später ausschließlich der Musik widmen wollte. Wenn Wasielewski ferner die Mutter als eine Frau bezeichnet, die „keine über das Maß des Gewöhnlichen hinausgehende Bildung“ gezeigt habe, so gewinnt der Leser aus den jetzt veröffentlichen Briefen des Sohnes an sie ein durchaus andres, und zwar ein entschieden vorteilhafteres Bild von ihr.

Schumanns Briefe an seine Mutter atmen nicht allein eine rührende kindliche Liebe, sie bezeugen auch die hohe Verehrung, die er vor ihren Geisteseigenschaften hatte. „Deine Briefe sind so geistvoll, wie du selbst, und ein schöner Krystallspiegel deiner Seele, der das kindliche Herz erleuchtet und erwärmt,“

*) Ein Mitarbeiter der „Neuen Zeitschrift für Musik“ sprach es einmal aus (Jahrg. 1860, I, 210), daß er Wasielewski „nicht zu den Verehrern Schumanns rechne.“

**) Österreichische Rundschau, herausgegeben von A. Edlinger.

***) Von ihr hatte Schumann, wie mir sein Jugendfreund, der Dr. med. Herzog in Zwickau, sagte, auch die Gesichtszüge.

schreibt er ihr als Leipziger Student. Ein Jahr später aus Heidelberg: „Dein herrlicher Brief ist in meinen Händen. Ich bekam ihn in der Dämmerstunde, die mir die liebste im ganzen Tage ist, als eben Rosen hereintrat. Wie ich diesem ihn vorgelesen hatte, sagte er schüchtern-freudig zu mir: Auf solch eine Mutter kannst du stolz sein. Rosen, antwortete ich darauf, wir beide müssen noch viel im Leben dulden und tragen, ehe wir mit solcher Ruhe und Würde einen Brief schreiben können und mit solchem Geiste, der schon über dem Leben und den Menschen steht. Das lebenswarme, heitere Gedicht am Ende machte unsre Freude erst recht vollkommen, und wir sprachen den ganzen Abend hindurch von dir und von hohen Menschen, sodaß ich ihm nach und nach deine ganzen Briefe vorlas, die sich alle in Geist, Würde, Charakter und Stil gleich stehen." Als Schumann 1834 die Mutter um ihre Beurteilung des Prospekts zur „Neuen Zeitschrift" bat, schrieb er: „Deine Bemerkungen habe ich immer für sehr fein und treffend, in Sachen, die dir fremder waren, wenigstens das Richtige ahnend, gehalten." Hätte sie nur eine gewöhnliche hausbackene Bildung genossen, so würde er sie wohl auch schwerlich zu einer Korrespondenz mit Thibaut aufgefordert haben.

Die Jugendbriefe Schumanns beginnen mit vier Schreiben des Zwickauer Primaners an seinen damals schon in Leipzig studirenden Freund Flechsig. Sie sind ganz und gar Jean-Paulisch wie alles, was Schumann damals schrieb. Im Verlauf der nächsten Jahre kann man beobachten, wie er sich nach und nach von der Nachahmung seines Ideals freimacht, nicht instinktiv, sondern mit klarem Bewußtsein. Er spricht das geradezu gegen seine Braut aus, als sie ihn einmal Jean Paul II. und Beethoven II. genannt hattte: „Nenne mich beileibe nicht mehr Jean Paul den Zweiten oder Beethoven den Zweiten; da könnte ich dich eine Minute lang wirklich hassen; ich will zehnmal weniger sein als andre, aber nur für mich etwas." Auf seine innere Klärung und Festigung ist ohne Zweifel das Studium Goethes mit von Einfluß gewesen. Ostern 1828, nach abgelegter Maturitätsprüfung, schreibt er: „Jean Paul nimmt noch den ersten Platz bei mir ein: und ich stelle ihn über alle, selbst Schillern (Goethen versteh' ich noch nicht) nicht ausgenommen." Goethe hielt er „für schwerer als Klopstock." Erst in Heidelberg scheint er sich mehr mit Goethe beschäftigt zu haben, und seit der Rückkehr nach Leipzig verlieren sich in seinen Briefen mehr und mehr die Jean-Paulischen Überschwänglichkeiten. 1831 schreibt er seiner Mutter einen „herrlichen" Vers von Goethe, den sie ihm „manchmal zuraunen soll." Die Schlußworte daraus zitirt er in der Folge öfter in Briefen und in der Zeitschrift:

Heitern Sinn und reine Zwecke,
Nun — man kommt wohl eine Strecke.

Schon ein Jahr später drängt sich das Geständnis hervor: „Was hab' ich doch Goethen zu verdanken!" Ein an Klara Wieck gerichteter Brief vom

28. August 1835 schließt bezeichnend: „Es ist schön, daß ich Ihnen gerade an Goethes Geburtstag schrieb.“ Dieser Hinweisung auf Goethes Geburtstag begegnet man in seinen spätern Briefen noch mehrfach. Er selbst scheint an eine Einwirkung Goethes auch auf sein künstlerisches Schaffen geglaubt zu haben, wie man aus seiner Äußerung schließen darf, daß „der Maler aus einer Beethovenschen Symphonie ebenso gut lernen könne wie der Musiker von einem Goethischen Kunstwerke.“ *)

Schumann hatte ein ungewöhnliches Talent zum Briefschreiben. Da er sehr rasch schrieb und sich ganz so gab, wie er war, so sind seine Briefe durchaus treue Spiegelbilder seines Gemüts- und Gedankenlebens. Das gilt in vollstem Maße von den Briefen an seine Mutter und an seine Braut, die in der vorliegenden Sammlung weitaus den größten Raum einnehmen. Es ist, als wären die Briefe nicht geschrieben, sondern gesprochen, als kämen die Worte unmittelbar von seinem Munde.

Ostern 1828 bezog der Achtzehnjährige die Universität Leipzig. Er fühlte sich dort nicht sonderlich heimisch, was zum großen Teile seiner Abneigung gegen das Studium der Rechtswissenschaft zuzuschreiben sein wird; die Kollegien besuchte er, wie er offenherzig gesteht, „regel- und maschinenmäßig.“ Dagegen schwelgte er in Musik; er nahm Klavierunterricht bei Wieck und sandte einige selbstkomponirte Lieder an den Braunschweiger Kapellmeister Wiedebein, dessen aufmunternde Worte ihn hoch beglückten. Ostern 1829 vertauschte er Leipzig mit Heidelberg. Die Briefe von daher sind voll von Lebenslust und Frohsinn; sogar das Jus schmeckt ihm bei Thibaut und Mittermayer „exzellent,“ was freilich nicht lange anhielt. Schon nach einem halben Jahre schreibt er seiner Mutter trauernd von seinem vernachlässigten Klavierspiel. „Und doch glaube mir, hätt' ich jemals etwas auf der Welt geleistet, es wäre in der Musik geschehen; ich habe in mir einen mächtigen Trieb für die Musik gefühlt, auch wohl schaffenden Geist, ohne mich zu überschätzen. Aber — Brotstudium! — die Jurisprudenz verknorpelt und vereist mich noch so, daß keine Blume der Phantasie sich mehr nach dem Frühlinge der Welt sehnen wird.“ Am 1. Juli 1830 folgt wieder eine leise Andeutung, daß ihn der Himmel „zu keinem Amtmanne geboren“ habe, bis er dann vier Wochen später unumwunden gesteht, er müsse die Jurisprudenz aufgeben und sich ganz der Musik widmen. Der erschrocknen und ratlosen Mutter suchte er die Zweifel auch durch Hinweis auf den (1826 gestorbnen) Vater zu benehmen; „denk' an den großen Geist unsers guten Vaters, der mich früh durchschaute und mich zur Kunst oder zur Musik bestimmte.“ Da auch Wieck ein günstiges Urteil über seine Befähigung abgab und vorschlug, daß er versuchsweise ein halbes Jahr bei ihm studiren solle, so waren damit die Bedenken der Mutter einigermaßen zur Ruhe gesprochen.

*) Neue Zeitschrift für Musik, 1834, 36.

Schumann traf Anfang Oktober 1830 wieder in Leipzig ein. Mit dem Besuche juristischer Vorlesungen, die er auf den Wunsch seiner besorgten Mutter weiter hörte, scheint es nicht lange gedauert zu haben. Aber mit wahrem Feuereifer warf er sich nun auf das Klavierspiel, um sich zum Virtuosen auszubilden. Bekannt ist, daß er sich durch übertriebne Fingergymnastik eine Lähmung des Zeigefingers der rechten Hand zuzog. Sein Plan war, nach vollendetem Kursus bei Wieck seine Studien unter Hummels Leitung fortzusetzen. Am 15. Dezember 1830 schreibt er der Mutter: „Ich warf neulich den Plan wegen Hummel leicht und sorglos hin — er [Wieck] nahms aber übel und fragte: ob ich Mißtrauen in ihn setzte oder wer? und ob er überhaupt nicht der erste Lehrer wäre? Ich erschrak sichtbar über seinen übereilten Zorn, aber wir sind wieder freundlich und er behandelt mich lieb wie sein Kind.“ *)

Theoretischen Unterricht nahm Schumann bei Heinrich Dorn. Er erfuhr bei diesem den guten Einfluß strenger Studien. In den Kunstanschauungen beider scheint nicht immer Übereinstimmung geherrscht zu haben, und es ging ohne kleine Differenzen nicht ab. „Dorn will mich dahin bringen, unter Musik eine Fuge zu verstehen,“ schreibt Schumann einmal; allein er harrte aus und war bis zur dreistimmigen Fuge gekommen, als Dorn plötzlich den Unterricht abbrach. Schumann arbeitete nun privatim (nach Marpurgs Schriften) weiter, ersuchte aber nach einiger Zeit Dorn, ihm noch die Lehre vom Kanon vorzutragen. Es ist zweifelhaft, ob es dazu gekommen ist, denn im Herbste 1832 siedelte Dorn von Leipzig nach Riga über. Wenn Schumann, von dem „gründ-

*) Meiner Angabe („Davidsbündler“ S. 71), daß Schumann nach bereits aufgegebenem Unterricht bei Wieck sich im August 1831 brieflich an Hummel gewandt habe, schenkt Wasielewski keinen Glauben. Ebensowenig glaubt er Schumanns Jugendgenossen Pitzing; zu dessen Mitteilung: daß schon Schumanns Vater seinen Sohn zu Hummel in Unterricht habe geben wollen, macht er („Schumanniana“ S. 70) die Anmerkung, daß hier „jedenfalls eine Verwechslung der Namen Hummel und Weber stattgefunden habe.“ Da Wasielewski nichts davon weiß, so muß natürlich „jedenfalls“ ein Irrtum vorliegen. Schumanns Briefe an Hummel sind leider nicht in die vorliegende Sammlung aufgenommen; den Beweis aber für die Richtigkeit meiner Angabe gebe ich durch folgende Stelle aus einem Briefe Schumanns an Hummel: „Als blinder Naturalist ging ich, ohne Führung, meinen Weg fort. Vorbilder konnte ich in einer kleinen Stadt nicht haben, in der ich vielleicht selber als eines galt. Wenig Nachdenkens [nachdenkend?] über meine Bestimmung, meinen künftigen Lebensberuf, bezog ich die hiesige Universität, besuchte etliche Kollegien, trieb unter guter Leitung Klavierspiel und Komposition leidenschaftlich fort. Was mein Lehrer freilich zu regeln und zu bessern hatte, können Sie leicht denken, da ich zwar alle Konzerte vom Blatte spielte, im Grunde aber die C-dur-Skala erst anfangen mußte.“ (Vergl. Kalbecks Aufsatz.) Wasielewski verkündet dagegen (S. 72 der „Schumanniana“) in vollster Unschuld: „Daß Schumann unter Hummels Leitung musikalische Studien machen sollte, davon ist niemals etwas bekannt geworden.“ Des Biographen geringe Vertrautheit mit der einschlägigen Literatur hat sich überhaupt mehrfach verraten. Auch die Kompositionen Schumanns kennt er nicht einmal alle; die fünf symphonischen Etüden, welche 1873 als Nachtrag zu op. 13 erschienen, sind in der Biographie garnicht erwähnt!

lichen und sichern Lehrgang" Dorns überzeugt, diesem schrieb, „er sehe auch das durch und durch Nützliche der Theorie ein, da Falsches und Schädliches nur in Übertreibung oder verkehrter Anwendung liege," so braucht die einfache Wahrheit dieser Äußerung nicht weiter kommentirt zu werden. Sie fordert aber zu einer Bemerkung über den Schumann-Biographen heraus, der einen der Grundzüge in Schumanns künstlerischer Natur vollständig verkennt. Wenn man Wasielewski glauben wollte, so müßte Schumann wirklich recht dilettantische Begriffe von der Notwendigkeit theoretischer Studien gehabt haben. Aber ist es denkbar, daß derselbe Schumann, dessen poetisches Formgefühl schon so frühzeitig ausgebildet war, später in der Musik sich einem flachen Naturalismus hingegeben haben sollte? Aus schriftlichen Äußerungen Schumanns, aus seinen Briefen und Kritiken ist das auch nicht entfernt zu erweisen; am überzeugendsten wird es aber durch seine ersten Kompositionen widerlegt, die reich an harmonischen und rhythmischen Feinheiten, teilweise auch in der Form tadellos sind, was alles doch nicht nur aus glücklichem Instinkt hervorzugehen pflegt. In der That arbeitete Schumann unausgesetzt an seiner theoretischen Ausbildung und nutzte je nach Gelegenheit bald Lehrer, bald Bücher aus; am meisten freilich richtete sich sein Augenmerk auf das, „was sich aus keinen Büchern, sondern nur im steten Verkehr mit Meistern und Meisterwerken und durch Vergleichung zwischen diesen und den eignen Leistungen lernen läßt." Bachs „Wohltemperirtes Klavier" war schon seit 1828 sein tägliches Studium, die Fugen hatte er der Reihe nach „bis in ihre feinsten Zweige zergliedert" (Brief an Kuntsch); Beethoven und Schubert wußte er auswendig — konnte denn das alles ohne nachhaltige Wirkung geblieben sein? Der Biograph freilich sieht als ausgemacht an, daß das Selbststudium Schumann „nicht viel Nutzen gebracht haben" könne, und klagt wiederholt über seine „zu spät begonnenen Studien," speziell über seine mangelhafte Beherrschung der Formen; allein es wäre doch wohl richtiger gewesen, wenn er versucht hätte, die Bedeutung der Jugendwerke zu entwickeln, statt nur so obenhin seine Zufriedenheit oder Unzufriedenheit mit Schumanns Kompositionen kundzugeben.*)

*) Als Probe davon, wie Wasielewski Schumannsche Werke auffaßt und bespricht, greife ich heraus, was er über den Faschingsschwank sagt. Nachdem auf S. 146 die Ende 1838 und 1839 entstandenen Kompositionen aufgezählt sind, heißt es: „Von allen diesen Kompositionen fordert allein der Faschingsschwang (so schreibt Wasielewski in zwölf Zeilen drei mal, und zwar in allen drei Auflagen!) zu einigen Bemerkungen auf; er ist, wie schon der Titel sagt, auf Veranlassung des Wiener Karnevals entstanden, und auch wohl größtenteils während desselben geschrieben worden. Nr. 1 bietet in seinen rasch wechselnden und kontrastirenden, meist liedartigen Tonsätzchen, von denen das erste mehrmals wiederkehrt, gleichsam ein Bild des bunt durcheinanderfahrenden Faschingslebens. Hat Schumann, wie sich nicht bezweifeln läßt, dies wirklich darstellen wollen, so ist es ihm trefflich gelungen." Nach der Bemerkung, daß man bei diesem ersten Satze „auf eine formelle Einheit von vornherein verzichten müsse," heißt es dann: „Die vier letzten Sätze lassen, mit Ausnahme des Scherzinos,

Nach Dorns Abgang von Leipzig beschäftigte sich Schumann mit Partiturlesen und Instrumentation, komponirte auch einen eignen Symphoniesatz. Dabei machte sich die Notwendigkeit gründlicher Unterweisung in der Instrumentirung fühlbar, sodaß Schumann den Musikdirektor G. W. Müller [vielmehr Christian Gottlieb Müller?] brieflich um seinen Unterricht anging. Ob es wirklich dazu gekommen ist, erfahren wir nicht.

Die nun folgende Zeit verging Schumann unter anregenden Arbeiten und in glücklicher Stimmung, bis ihn im Herbst 1833 ein herber Schlag niederwarf: der Tod seines Bruders Julius und seiner jungen Schwägerin Rosalie. „Ich habe keinen Schmerz gekannt (schreibt er) — nun ist er gekommen, aber ich habe ihn nicht zerdrücken können, und er hat's mich tausendfach." Nach und nach gewann er aber wieder Ruhe und Thatkraft, woran der neugewonnene Freund L. Schunke und die neugegründete, alle Kräfte anspannende Musikzeitung wesentlich Teil gehabt haben werden. In den Sommer 1834 fällt sein Verlöbnis mit Ernestine v. Fricken, das aber nach Verlauf von etwa einem Jahre wieder gelöst wurde. Doch scheint ein freundliches Verhältnis zwischen beiden fortbestanden zu haben, da Schumann im Jahre 1841 — also nach seiner Verheiratung — der nunmehrigen „Frau Gräfin Ernestine v. Zedtwitz" ein Liederheft (die „Löwenbraut" enthaltend) widmete.

Zu Klara Wieck stand Schumann schon von früh an in einem herzlichen Freundschaftsverhältnisse. Aus seinen ersten reizenden Briefchen an die damals noch im Kindesalter stehende ersieht man, wie hoch er von ihrem Talent dachte, und welche innige Freude er an dem kindlichen Wesen seiner Freundin hatte. „Klara rennt und springt und spielt wie ein Kind und spricht wieder einmal die tiefsinnigsten Dinge. Es macht mir Freude, wie sich ihre Herzens- und Geistesanlagen jetzt immer schneller, aber gleichsam Blatt für Blatt, entwickeln" — so schildert er sie seiner Mutter. Einmal schreibt er der dreizehnzährigen Klara, die sich auf einer Konzertreise in Frankfurt befand: „Ich denke oft an Sie, nicht wie der Bruder an seine Schwester oder der Freund an die Freundin, sondern etwa wie ein Pilgrim an das ferne Altarbild"; etwas weiter kommt nach einigen ernsthaften Mitteilungen plötzlich die Frage: „Wie schmecken denn die Aepfel in Frankfurt?"

Schumanns tiefe Herzensneigung zu Klara Wieck wuchs still und stetig; Anfang des Jahres 1836 — am 4. Februar starb seine Mutter — kam es zu einem Aussprechen und zu einer Verständigung der beiden. „Wir sind vom Schicksal schon für einander bestimmt, schon lange wußte ich das, aber mein Hoffen war nicht so kühn, dir es früher zu sagen und von dir verstanden zu werden," schrieb er hernach unterm 13. Februar an Klara. In seiner Hoffnung,

kaum eine Beziehung zum Faschingsschwank erkennen. Vielleicht hat Schumann sie unwillkürlich (!) hinzugefügt, um mit der Formlosigkeit des ersten Stückes einigermaßen (!) zu versöhnen."

die Zustimmung des Vaters zu gewinnen, wurde er aber so vollständig getäuscht, daß er zuletzt resignirte.

Mit dem eben erwähnten Briefe schließt der erste Teil der Jugendbriefe. Der zweite, mit der Aufschrift „Auszüge aus Briefen an Klara Wieck," stellt einen neuen Abschnitt in Schumanns Leben dar: das erneuerte Verlöbnis mit Klara, und beider Kampf um Erreichung des Zieles, ihre endliche Verbindung. Am 13. September 1837, Klaras Geburtstag, wagte Schumann auf Zureden seiner Braut den entscheidenden Schritt: er bewarb sich schriftlich bei Wieck um die Hand seiner Tochter. Die Antwort war gänzlich entmutigend, „so zweifelhaft ablehnend und zugebend, daß ich nun gar nicht weiß, was ich anfangen soll; gar nicht," schreibt er an seinen treuen Freund F. A. Becker. Das Verhältnis Schumanns zu Wieck, der zunächst nur die unsichere Existenz Schumanns als Weigerungsgrund angegeben zu haben scheint, verschlimmerte sich allmählich, da bei Wieck immer unverhüllter eine feindselige Gesinnung gegen Schumann zu Tage trat, die sich sowohl in geringschätzigen Urteilen über seine bisherigen Leistungen, als auch in übertriebenen Anforderungen an die zukünftigen äußerte.

Schumanns Unwille war gerechtfertigt genug. Es kamen ihm allerlei höhnische Äußerungen Wiecks zu Ohren, wie: „Kein Mensch kaufe ja seine Kompositionen," oder: „er solle nur erst 'mal eine Symphonie zustande bringen," oder: „wo denn sein Don Juan, sein Freischütz wäre?" Einmal hatte Wieck ihn als phlegmatisch bezeichnet; das brachte ihn auf, und er schrieb an Klara: „Dein Vater nennt mich phlegmatisch? Carnaval und phlegmatisch! Fis-Moll-Sonate und phlegmatisch! Liebe zu einem solchen Mädchen und phlegmatisch! Und das hörst du ruhig an?" Noch eine andre Äußerung erregte seine Entrüstung; es ist gleichgiltig, ob sie von Wieck oder einem andern herrührt, denn nur Schumanns Zurückweisung derselben interessirt uns. „In Prag soll ich gesagt haben: »eine Mozartsche G-moll-Symphonie mache ich im Traum« — das hat ein Lügner ersonnen. Du kennst meine Bescheidenheit gegen alles, was Meister heißt."

Daß Schumann und Wieck in ihren Kunstanschauungen erheblich von einander abwichen, zeigte sich schon 1831, als Schumann den Unterricht bei Wieck einstellte, um sich Hummel anzuvertrauen. 1833 schreibt er seiner Mutter, daß er mit Wieck zwar täglich befreundeter werde, aber „wenig Aussicht habe, in seiner Kunstansicht je mit ihm zusammenzutreffen." Wieck bezeichnete Schumann gern als seinen „Schüler," noch im Jahre 1835. Später freilich änderte sich das, und er behauptete auch seiner Tochter gegenüber: in Schumanns Kompositionen sei „keine Melodie," worauf sie erwiederte: aber es sei ja „überall Melodie." *) (Nach Frau Schumanns eigner Mitteilung.)

*) In Bezug auf Wiecks Mitarbeiterschaft an Schumanns Zeitung bemerkt Wasielewski (in allen drei Auflagen der Biographie), daß Wieck unter seinem vollen Namen geschrieben

Ich muß mich darauf beschränken, über den weitern Verlauf von Roberts und Klaras sturmvoller Brautzeit nur kurz zu berichten. Wiecks Widerstand gegen die Verheiratung verschärfte sich so sehr, daß eine Ausgleichung auf friedlichem Wege zuletzt vollkommen aussichtslos war. Schumann sah sich gezwungen, den Weg Rechtens zu betreten, Wiecks Weigerungsgründe wurden vom Gericht verworfen, und so konnte denn endlich am 12. September 1840 die Heirat geschlossen werden. Noch kurz zuvor legten beide ein öffentliches Zeugnis ihres Herzensbündnisses ab: Schumann widmete „seiner geliebten Braut" einen Liederkreis, den er „Myrthen" nannte, Klara ihm ihr elftes Werk: Romanzen für Pianoforte, die letzten unter ihrem Mädchennamen erschienenen Kompositionen.

Während der letzten drei Jahre vermied Schumann es, in seiner Zeitschrift über Klara zu schreiben (nur unter den vermischten Nachrichten ist sie einige male kurz erwähnt), zuletzt in einem schönen Artikel über ihre „Soireen," am 12. September 1837, „dem Vorabend des Tages, der einer geliebten Künstlerin das Leben gab," des Tages, an welchem er ihrem Vater seine Herzenshoffnungen endlich kundzugeben wagte. Ein Jahr später feierte er sie noch einmal durch ein „Traumbild," das am Abend ihres Konzerts am 9. September entstand, in der Zeitschrift aber unter der verhüllenden Chiffre A. L. erschien.*)

Der Eindruck, den man von den Jugendbriefen Schumanns erhält, ist überaus wohlthuend. Das Bild seiner Persönlichkeit wird durch eine solche Fülle schöner Züge vervollständigt, daß es für den, der sie unbefangen auf sich wirken läßt, unmöglich scheint, einen Mann von solchem Adel der Gesinnung, von solcher Geradheit in seinem ganzen Verhalten und Thun nicht von Herzen lieb zu gewinnen. Es würde zu weit führen, alle Einzelheiten des Buches zu besprechen; nur einiges sei herausgehoben, was in diesen Selbstbekenntnissen Schumanns den Kern seines Wesens heller als bisher beleuchtet und namentlich darthut, wie klar er über sich, seine Fähigkeiten, auch über seine Fehler und Eigenheiten dachte. Von der innigen Anhänglichkeit an die Seinigen ist schon die Rede gewesen. Vor ihnen lag sein inneres und äußeres Leben offen da, über alles, was ihn bewegte in Freud und Leid, sprach er sich rückhaltlos aus. Fremden gegenüber war das anders, da zeigte er sich — in jüngern Jahren nicht so auffällig wie später — oft wortkarg und gesellig ungewandt. Daß er sich damit leicht Mißdeutungen aussetzte, wußte er. „Eine gewisse Schüchternheit vor der Welt kann ich nicht ganz verbergen; und es hätte wenig zu bedeuten, wenn ich manchmal gröber wäre." „Bei der [Klara] Novello war ich neulich einmal; wir sprachen französisch — ist doch kaum deutsch ein Wort aus mir zu bringen, also blutwenig vom Allergewöhnlichsten." „Bin ich manchmal

habe; darnach sei zu „kontroliren," was er beigesteuert habe. Es steht aber nicht ein einziger Artikel mit Wiecks Namen in der Zeitschrift! Der Schumann-Biograph berichtet also ganz unbefangen über Aufsätze der Zeitschrift, die er garnicht gelesen hat!

*) In den Gesammelten Schriften steht das Gedicht unter Florestans und Eusebius' Namen.

still, so haltet mich nicht für mißvergnügt oder melancholisch; ich spreche wenig, wenn ich in einen Gedanken, ein Buch, ein Herz recht versenkt bin." Schön spricht er sich gegen Klara aus: „Noch möchte ich dir manches über mich und meinen Charakter vertrauen, wie man oft nicht klug aus mir wird, wie ich oft die innigsten Liebeszeichen mit Kälte und Zurückhaltung annehme und oft gerade die, die es am liebsten mit mir meinen, beleidige und zurücksetze. So oft habe ich mich deshalb befragt und mir Vorwürfe gemacht, denn innerlich erkenne ich auch die kleinste Gabe an, verstehe ich jeden Augenwink, jeden leisen Zug im Herzen des andern; und doch fehle ich noch so oft in den Worten und in der Form. Du wirst mich aber schon zu nehmen wissen und verzeihst gewiß. Denn ich habe kein böses Herz und liebe das Gute und Schöne mit tiefster Seele. Nun genug, es überkömmt mich nur manchmal, an unsre Zukunft zu denken, und ich möchte, daß sich unsre Herzen offen fänden wie die von ein paar Kindern, die kein Hehl haben voreinander." Höflichkeitsredensarten, leere Artigkeiten oder wohl gar Unterwürfigkeit gegen Höhere sind nie seine Sache gewesen. „Ich bin sehr gern in vornehmen und adlichen Kreisen, sobald sie nicht mehr als ein höfliches Benehmen von mir fordern. Schmeicheln und mich unaufhörlich verbeugen kann ich freilich nicht, wie ich denn auch nichts von gewissen Salonfeinheiten besitze. Wo aber schlichte Künstlersitte geduldet wird, behage ich mich wohl und weiß mich auch recht leidlich auszudrücken." „Hofluft ist mir Stickluft." Eine andre Seite seines Wesens tritt in der Äußerung: „Ich bin überhaupt oft recht ledern, trocken, unangenehm und lache viel inwendig" hervor: schalkhafter Humor. Seine Reisebriefe sind voll davon. Auch was er (im Dezember 1830) seiner Mutter über die Komposition einer Oper Hamlet schreibt, gehört dahin, die Mystifikation ist deutlich genug, da er sich als „unendlich bleich und garstig aussehend" schildert. Schumann wäre wohl auch der letzte gewesen, aus dem Dänenprinzen einen Opernhelden zu machen. Das in den Briefen der ersten Jahre oft wiederkehrende Thema „Geld" variirt der zum Sparen wenig geschickte Studiosus sehr verschieden — ernsthaft, wenn er sich an seinen gestrengen Vormund wendet, höchst launig, wenn er seiner gutherzigen Mutter etwas abschmeicheln möchte.

Überhaupt sind die Briefe als Selbstschilderungen Schumanns ganz unschätzbar, da man überall die Überzeugung gewinnt, daß sie auf vollster Wahrhaftigkeit beruhen. Schwerlich dürfte sein tiefstes Wesen anschaulicher und wahrer gezeichnet werden können, als es von ihm selbst geschehen ist, vorzüglich in den Briefen an Klara. Es ist wunderbar, wie der sonst so schweigsame Mann in dem Augenblicke, wo er die Feder zur Hand nahm, seinen Gedanken immer den treffenden und schönsten Ausdruck zu geben wußte. Von Verstellung war ja keine Spur in ihm; hier aber, in den Briefen an seine Braut, liegt seine ganze Seele offen und klar vor uns.

Ein gesteigertes Interesse erregen diejenigen Briefe, in denen er sich über

sein Schaffen überhaupt und einzelne seiner Werke ausläßt. Man kann nicht klarer über sich urteilen. „Ich kann nur vier Ziele haben: Kapellmeister, Musiklehrer, Virtuos und Komponist. Bei Hummel ist z. B. alles vereint. Bei mir wirds wohl bei den beiden letzten sich bewenden" (1831). Die spätere Zeit bestätigte, daß ihm die eigentlichen Dirigenten- und Lehrergaben versagt waren. Obwohl von regem Lerntrieb beseelt, fühlte er sich doch von jeder Art schulmeisterlicher Pedanterie abgestoßen; im Grunde ist er immer Autodidakt gewesen. In einem Briefe an die Mutter (1832) sagt er: „Du schreibst: »suche einen würdigen Mann, der dich beurteilen kann, nähere dich ihm mit Vertrauen und bitte denselben, dich zu leiten.« Ach, liebe Mutter! ich habe dies immer gethan, fand aber, daß dann alles schief ging, noch dazu auf Kosten meiner Selbständigkeit; ich folge meinem moralischen Instinkt, höre das Urteil erfahrungsreicher Männer gewiß gern und bescheiden an, aber erkenne es nicht blindlings [an]." „Ich muß mich immer von einigen Menschen mit hinaufziehen lassen; unter Leuten meines gleichen oder gar unter solchen, denen ich kein Urteil über mich gestatten kann, werd' ich leicht stolz und ironisch." „Ich halte die Musik noch für die veredelte Sprache der Seele; andre finden in ihr einen Ohrenrausch, andre ein Rechenexempel und üben sie in dieser Weise aus. Du schreibst sehr richtig: »jeder Mensch muß auf das Allgemeine, Nützliche hin wirken« — nur nicht auf das Verflachende, setz' ich hinzu. Durch Steigen kommt man auf die Spitze der Leiter. Ich möchte nicht einmal, daß mich alle Menschen verstünden."

Den Mangel frühzeitigen systematischen Unterrichts empfand Schumann wohl, und er mag an seine eigne Jugend gedacht haben, wenn er (1837) einmal die Künstler glücklich pries, die schon „im Kindestraum Regel und Gesetz einsogen," die schon „beim ersten erwachenden Bewußtsein sich als Glieder der großen Familie der Künstler fühlten, in die andre sich oft erst mit so zahllosen Opfern einkaufen müssen." Ähnlich spricht er sich 1838 gegen Klara Wieck aus in einem Briefe, der nach mehreren Richtungen hin besonders interessirt: „Zu Mendelssohn bin ich wenig gekommen, er wohl mehr zu mir. Er bleibt doch der eminenteste Mensch, der mir bisher vorgekommen. Man sagt mir, er meine es nicht aufrichtig mit mir. Es würde mich das schmerzen, da ich mir einer edeln Gesinnung gegen ihn bewußt bin und sie bewährt habe. Sage mir es aber gelegentlich, was du weißt; man wird dann wenigstens vorsichtig, und verschwenden will ich nichts, wo mir etwa übel nachgeredet wird. Wie ich mich als Musiker zu ihm verhalte, weiß ich aufs Haar und könnte noch Jahre bei ihm lernen. Dann aber auch er einiges von mir. In ähnlichen Verhältnissen wie er aufgewachsen, von Kindheit zur Musik bestimmt, würde ich euch samt und sonders überflügeln — das fühle ich an der Energie meiner Empfindungen. Nun, jeder Lebensgang hat sein besondres, und auch über meinen will ich mich nicht beklagen."

Das Freundschaftsverhältnis zwischen Schumann und Mendelssohn scheint übrigens keinerlei Trübung erlitten zu haben. Acht Tage nach seiner Rückkehr

aus Wien schrieb Schumann von Leipzig aus an Klara: „Über Mendelssohn muß man doch seine Freude haben, wenn man ihn nur ansieht; er ist der verehrungswürdigste Künstler, und auch er hat mich recht lieb.“*)

Ungemein anziehend sind die Briefe, worin er seiner Schaffensfreude Ausdruck giebt. Und wie schlagend charakterisirt er seine Musik! Wie merkwürdig übereinstimmend mit dem Urteil der Nachwelt! Ruhig und anspruchlos, die Verdienste andrer freudig und neidlos anerkennend, hatte er doch die richtige Schätzung auch seines eignen Wertes. Als Klara sich einst darüber betrübt, daß er so wenig Anerkennung fände, redete er ihr freundlich zu: „Fürchte dich nicht, meine liebe Klara, du sollst noch erleben, daß meine Sachen zu Ansehen kommen, und daß sie noch viel von sich sprechen machen werden. Ich habe kein Bangen, und es wird auch noch immer besser werden »in sich selbst.«“ Solch zuversichtliche Worte finden sich nur in den Briefen an seine Braut, der er sein innigstes Denken mit vollster Unbefangenheit aufdeckt. „Überhaupt sehe ich mit Freuden (schreibt er im Februar 1838), wie sich meine Kompositionen hie und da Bahn brechen — ich schreibe jetzt bei weitem leichter, klarer und — glaube ich — anmutiger. Überhaupt ist es mir seit etwa anderthalb Jahren, als wäre ich im Besitze des Geheimnisses; das klingt sonderbar. Vieles liegt noch in mir. Bleibst du mir treu, so kömmt alles an den Tag; wo nicht, bleibts begraben.“ Im März: „Ich habe erfahren, daß die Phantasie nichts mehr beflügelt als Spannung und Sehnsucht nach irgend Etwas, wie das wieder in den letzten Tagen der Fall war, wo ich auf deinen Brief wartete und nun ganze Bücher voll komponirte — Wunderliches, Tolles, gar Feierliches — da wirst du Augen machen, wenn du es einmal spielst; überhaupt möchte ich jetzt oft zerspringen vor lauter Musik. Und daß ich es nicht vergesse, was ich noch komponirte — war es wie ein Nachklang von deinen Worten, wo du mir einmal schriebst, »ich käme dir auch manchmal wie ein Kind vor« — kurz, es war mir ordentlich wie im Flügelkleide und hab' da an die dreißig kleine putzige Dinger geschrieben, von denen ich etwa zwölf ausgelesen und Kinderszenen genannt habe. Du wirst dich daran erfreuen, mußt dich aber freilich als Virtuosin vergessen. Das sind denn Überschriften wie „Fürchten-machen,“ — „Am Kamin,“ — „Haschemann,“ — „Bittendes Kind,“ — „Ritter vom Steckenpferd,“ — „Von fremden Ländern,“ — „Kuriose Geschichte“ ꝛc. und was weiß ich. Nun, man sieht alles, und dabei sind sie leicht zum Blasen.“ Einen Monat später, als die Kreisleriana entstanden waren: „Meine Musik kömmt mir jetzt selbst so wunderbar verschlungen vor bei aller Einfachheit, so sprachvoll aus dem Herzen, und so wirkt sie auf alle, denen ich sie vorspiele, was ich jetzt gern und häufig thue. Wann wirst du denn neben mir stehen, wenn ich am Klavier sitze — ach,

*) Unsers Wissens sind vonseiten Mendelssohns so gut wie keine Zeugnisse für diese „Freundschaft“ erhalten. D. Red.

da werden wir beide weinen wie die Kinder — das weiß ich, das wird mich überwältigen." Nachdem dann in demselben Briefe davon die Rede gewesen ist, daß Klara in der Ehe manchmal Geduld mit ihm haben müsse, und daß sie ihn wegen allerlei schelmischer Fehler oft „auszanken" werde, heißt es: „Nun aber kann ich auch sehr ernst sein, oft tagelang — und das kümmere dich nicht — es sind meist Vorgänge in meiner Seele, Gedanken über Musik und Kompositionen. Es affizirt mich alles, was in der Welt vorgeht, Politik, Literatur, Menschen; über alles denke ich nach meiner Weise nach, was sich dann durch die Musik Luft machen, einen Ausweg suchen will. Deshalb sind auch viele meiner Kompositionen so schwer zu verstehen, weil sie an entfernte Interessen anknüpfen, oft auch bedeutend, weil mich alles Merkwürdige der Zeit ergreift, und ich es dann musikalisch wieder aussprechen muß. Darum genügen mir auch so wenig [neuere] Kompositionen, weil sie abgesehen von allen Mängeln des Handwerks, sich auch in musikalischen Empfindungen der niedrigsten Gattung, in gewöhnlichen lyrischen Ausrufungen herumtreiben. Das Höchste, was hier geleistet wird, reicht noch nicht bis zum Anfang der Art meiner Musik. Jenes kann eine Blume sein, dieses ist das umso viel geistigere Gedicht; jenes ein Trieb der rohen Natur, dieses ein Werk des dichterischen Bewußtseins. Dies alles weiß ich auch nicht während des Komponirens, und [es] kömmt erst hinterher — du wirst wohl wissen, wie ichs meine, die du auf solcher Höhe der Leiter stehst. Auch kann ich nicht darüber sprechen, wie überhaupt über Musik nur in einzelnen Sätzen, aber ich denke wohl darüber nach — kurz, sehr ernst wirst du mich zuweilen finden und gar nicht wissen, was du von mir denken sollst." Daß seine Klavierkompositionen zum Vortrage im Konzert wenig geeignet seien, verhehlte er sich nicht. „Du hast wohlgethan, meine [symphonischen] Etüden nicht zu spielen; das paßt nicht fürs Publikum, und dann wäre es lahm, wenn ich mich hinterdrein beklagen wollte, es hätte etwas nicht verstanden, was für solchen Beifall nicht berechnet und nur um seiner selbst willen da ist. Ich gestehe aber auch, daß es mir große Freude machen würde, wenn mir einmal etwas gelänge, daß, wenn du es gespielt hättest, das Publikum wider die Wände rennte, vor Entzücken; denn eitel sind wir Komponisten, auch wenn wir keine Ursache dazu haben." „Du spielst oft jenen, die noch gar nichts von mir kennen, den Carnaval vor — wären dazu die Phantasiestücke nicht besser? Im Carnaval hebt immer ein Stück das andre auf, was nicht alle vertragen können. In den Phantasiestücken kann man sich aber recht behaglich ausbreiten — doch thue nur, wie du willst! Ich denke mir manchmal, was du als Mädchen selbst bist, achtest du an der Musik vielleicht zu wenig, nämlich das Trauliche, einfach Liebenswürdige, Ungekünstelte. Du willst am liebsten gleich Sturm und Blitz und immer nur alles neu und nie dagewesen. Es giebt auch alte und ewige Zustände und Stimmungen, die uns beherrschen. Das Romantische liegt aber nicht in den Figuren und Formen; es wird ohnehin darin sein, ist der Kom-

poniſt nur überhaupt ein Dichter. Am Klavier und mit einigen Kinderſzenen wollte ich dir dies alles beweiſen.“ Einmal meint er, daß ſie beide in ihrem Urteil oft weit von einander wären. „Daß wir uns darüber ſpäter ja keine bittern Stunden machen! Wieder vorgeſtern fiel es mir ein, als ich über die Ouvertüren von Berlioz und Bennett in der Zeitung ſchrieb, wo ich gewiß wußte, daß du nicht mit mir einverſtanden warſt, und doch nicht anders konnte. Nun, wir wollen uns ſchon gegenſeitig von einander belehren laſſen.“

Schumanns unbeſtechlicher Wahrheitsſinn verleugnet ſich auch ſeiner Braut gegenüber nicht. „Wie geht das nur zu (ſchreibt er ihr), daß dir gerade meine Bekannten ſo wenig zuſagen — das thut mir weh, ohne dir dadurch nahe treten zu wollen —, aber du darfſt dich auch nicht der bloßen Antipathie hingeben, und mußt dir Rechenſchaft ablegen, warum der oder jener dir nicht gefallen will. Ich bin doch auch nicht verſchwenderiſch in Freundſchaftsbezeugungen; aber wo ich ſchöne Vorzüge ſehe, die wahre ich feſt, und iſt der Künſtler nicht mein Freund, ſo ſoll es doch der Menſch ſein, oder auch umgekehrt.“ „Prüme*) ſchlage ich aber höher an als du. Klärchen, laß dir etwas ſagen: ich hab' oft gefunden, daß auf dein Urteil das perſönliche Benehmen viel Einfluß hat. Geſtehe es! Einer, der es recht gut mit dir meint, dir zu deinem Urteil beipflichtet, überhaupt jeder, der etwas Ähnlichkeit mit deinem Bräutigam hat, ſteht bei dir gleich gut angeſchrieben. Eine Menge Beiſpiele wollte ich dir anführen. Da thuſt du aber manchem Unrecht, und das iſt doch ſonſt deine Art nicht. Ich wette, wenn Prüme einmal zu dir käme, ſich eine Zigarre anzündete und ſagte: »nun ſpielen Sie mir einmal von den herrlichen Novelletten ꝛc.«, du ſchriebſt mir dann: »der Prüme iſt doch ein prächtiger Menſch und als Künſtler doch ſchon auf einer ſehr hohen Stufe ꝛc.« — Hab' ich Recht?“

Es kann nicht meine Abſicht ſein, hier auf alle Einzelheiten in den Briefen näher einzugehen; nur der bedeutungsvollen Zeit ſei noch mit wenigen Worten gedacht, wo Schumann in ſo erſtaunlicher Schnelle jene wunderbaren Lieder ſchuf, die allein ſchon ſeinen Namen unvergänglich erhalten würden. Man kann nicht ohne Bewegung die herzigen Zeilen leſen, die er überglücklich und wie atemlos ſeiner Klara ſendet. „Seit geſtern früh habe ich gegen ſiebenundzwanzig Seiten Muſik niedergeſchrieben, etwas neues, von dem ich dir weiter nichts ſagen kann, als daß ich dabei gelacht und geweint habe. . . . Das Tönen und Muſiziren macht mich beinahe tot jetzt; ich könnte darin untergehen. Ach, Klara, was das für eine Seligkeit iſt, für Geſang zu ſchreiben; die hatte ich lange entbehrt.“ Dies ſchreibt er am 22. Februar 1840 über die „Myrthen“; der „Liederkreis“ von Heine war vorher entſtanden. Drei Wochen ſpäter ſendet er die erſten gedruckten Lieder, die er ſie „nicht zu ſtark zu kritiſiren“ bittet. „Wie

*) Geigenvirtuoſe, der namentlich mit der „Melancholie“ viel Glück machte.

ich sie komponirte, war ich ganz in dir. Ohne solche Braut kann man auch keine solche Musik machen, womit ich aber dich besonders loben will." Die zwölf Eichendorffschen Lieder folgten bald; aber diese hatte er „schon vergessen" (schreibt er am 15. Mai), als er wieder mit neuen beschäftigt war. „Heute ist Jubilate, und ich möchte jubiliren und weinen durcheinander über so viel Glück und Schmerz, das mir doch der Himmel zu tragen gegeben. Doch glaube nur nicht, daß ich traurig bin. So wohl, so rüstig fühle ich mich, alle Arbeit geht mir so von der Hand, so glücklich bin ich in dem Gedanken an dich, daß ich es dir nicht verheimlichen kann." „Ich kann dich garnicht erwarten — auch daß du mich von der Musik losreißest. . . . Nun sollte ich einmal aufhören und kann doch nicht." In diesem letzten Briefe der Sammlung erwiedert er Klara, die ihn gern auf einen „rechten Fleck" hinhaben möchte: „Versteige dich nicht zu hoch mit mir — ich wünsche mir keinen bessern Ort, als ein Klavier und dich in der Nähe." Das ist der ganze Schumann! Im stillen Heim erblühte ihm sein ersehntes Lebensglück, an der Seite der geliebten Gattin, der gleichgestimmten hohen Künstlerin. Der Abglanz dieses Glückes strahlt uns aus „Frauen-Liebe und -Leben," aus der B-dur-Symphonie, dem Quintett und den Variationen für zwei Klaviere entgegen.

Der reiche Inhalt von Schumanns Jugendbriefen ist in Vorstehendem nur angedeutet. Die Leser dieser Blätter mögen nicht säumen, das kostbare Buch selbst zur Hand zu nehmen. Ein paar Ausstellungen, welche ich zum Schlusse noch mache, mögen einer neuen Auflage zu Gute kommen.

Der harmonische Eindruck des Buches wird etwas beeinträchtigt durch die Briefe S. 156, 190, 221 und 224, die rein geschäftlichen Inhaltes sind und daher vielleicht besser ausgeschieden worden wären. Auf den warmherzigen Ton der Familienbriefe wirken sie etwas erkältend. Sieben Briefe sind bereits anderweitig gedruckt, und zwar die S. 116, 199, 258, 262 und 263 bei Wasielewski, der S. 78 in A. v. Meichsners „F. Wieck und seine Töchter,"*) der S. 224 in meinen „Davidsbündlern"; dagegen vermißt man ungern den schönen Brief Schumanns an F. Wieck vom 21. August 1830, den Wasielewski gebracht hat. Höchst wünschenswert ist eine Vermehrung der erläuternden Nachweise über die in den Briefen erwähnten Personen ꝛc. Es seien mir hier ein paar Nachträge dazu gestattet. Die S. 85 genannte Madem. Emilie Reichel, mit der Schumann musizirt hatte (S. 33), war eine damals gern gehörte Konzertspielerin; sie verlobte sich mit einem Leipziger Kaufmanne, Werner, der sich später in Frankreich niederließ. Dem Briefe an Rellstab (S. 167) hatte Schumann die soeben erschienenen „Papillons" beigelegt. Rellstabs Rezension derselben in der Iris (1832, S. 83) war nicht für die Leser dieser Musikzeitung, sondern nur für den Komponisten, an dessen Brief sie anknüpft, berechnet. Ihr Wiederabdruck wäre notwendig gewesen, da Schumanns Dankesbrief (S. 195) darauf Bezug nimmt. Das auf S. 185 erwähnte „italienische Dörfchen" bildete die Umgebung des alten Dresdner Theaters. Es hatte seinen Namen von einem Komplex kleiner Häuser, welche bei Erbauung der katholischen Kirche durch italienische Bauleute diesen zur Wohnung gedient hatten. Bei dem Bau des neuen, 1841 eröffneten Theaters wurde der größte Teil der Häuser beseitigt.

*) Dieser Brief muß besonders unleserlich sein, da er bei A. v. Meichsner reichlich fünfzig abweichende Lesarten aufweist! Die „Schubertianismen" (S. 84) sind unverständlich, Meichsner schreibt dafür „Schubertstudirende."

Der auf S. 207 erwähnte Becker in Schneeberg — F. A. Becker — war Jurist, etwas älter als Schumann und damals bereits verheiratet. Später lebte er als Finanzsekretär — in der Widmung der Nachtstücke nennt ihn Schumann „Bergschreiber" — in Freiberg. Die auf S. 213 erwähnten Gebrüder Günz waren: Dr. Emil Günz (Buchhändler) und Studiosus Felix Günz. Der Brief auf S. 216 bezieht sich auf Klara Wiecks drittes Werk: Romance variée, dédiée à Monsieur Robert Schumann. Das Thema regte Schumann zu seinen Impromptus op. 5 an. In Klara Schumanns Variationen über ein Schumannsches Thema — zwanzig Jahre später geschrieben — taucht am Schlusse noch einmal diese Romanze, geistreich mit dem Fis-dur-Motiv kombinirt, auf. S. 280 schreibt Schumann, daß in den Kreisleriana ein Gedanke von Klara „die Hauptrolle spiele"; eine nähere Bezeichnung desselben wäre von Interesse gewesen. Bekanntlich hat Schumann mehreremale Motive von Klara Wieck benutzt; beiläufig sei bemerkt, daß die Melodie in der achten Novellette „Stimme aus der Ferne" einem Notturno von Klara Wieck (op. 6) entnommen ist.

An einigen Stellen glaube ich Lesefehler annehmen zu müssen, zu denen Schumanns oft schwer zu entziffernde Handschrift so leicht Anlaß giebt. Ohne die Originale eingesehen zu haben, kann ich für die folgenden Aenderungen freilich nur innere Gründe geltend machen. Auf S. 108 ist offenbar zu lesen: „Die Söhne des Prof. Krug und Gr. [Graf] Hohenthal aus Leipzig" statt in.*) Auf S. 252 lese ich: „Dem kargen Klavier." Der „ätherischen" Flöte wird schwerlich das „kurze" Klavier entgegengestellt worden sein. Auf S. 161 muß es wohl heißen: „ein heiteres, frommes, weiches (statt reiches) Lied"; auf S. 271: „einen großen wichtigen (statt richtigen) Artikel."**) Das S. 222 gebrauchte Bild: „Es fehlt ein Hermann mit einem Lessing unterm Arm" wendet um dieselbe Zeit auch Florestan an (vergl. „Denk- und Dichtbüchlein"), er sagt aber: „ein Hamann" ꝛc. Der Herausgeber des Sophokles (S. 3) heißt nicht Erturdt, sondern Erfurt, der der Inskriptionen (S. 16) nicht Grüter, sondern Gruter. Endlich vermißt man schmerzlich eine Numerirung der Briefe und ein Register zum Nachschlagen.

Die Griechen und das europäische Konzert.

Das europäische Konzert, von dem wir so viel in der Tagespresse lesen, ist ein recht eigentümliches Ding, das bisweilen wie ein Unding aussieht und sicher etwas von dem Wesen gewisser Leuchttürme hat, deren Feuer nur zeitweilig zu erkennen ist. Auch an den alten Proteus kann man dabei denken. Vor etwa acht Tagen meldet uns der Telegraph, daß die Kollektivnote der Mächte, die Lord Rosebery angeregt hat und die ultimatischen Charakter haben soll, nun in

*) Einen Grafen Hohenthal aus Leipzig führt Schumann später auch unter den Mitarbeitern seiner Zeitschrift auf.

**) In einem Briefe Schumanns an Dorn (Nr. 31 bei Wasielewski) vermute ich einen ähnlichen Lesefehler. Der Ausdruck: „Das warnende, nie lächelnde Gesicht" giebt keinen rechten Sinn. Man ändre das „nie" in „wie" um, so ist der Satz echt schumannisch; überdies wird sich schwerlich jemand den humoristischen Verfasser der „Erinnerungen" als „nie lächelnd" vorstellen.

Athen überreicht worden ist, und wir fragen uns: Nun denn, wir werden jetzt wohl sehen, daß das Spiel der griechischen Großmannssucht zu Ende ist — oder auch nicht? Gleich darauf kommt die weitere Meldung, daß ein Geschwader britischer, deutscher, österreichischer, russischer und italienischer Kriegsschiffe in die Phalarumbucht (das Phaleron des Altertums, im Osten des Piräus) eingelaufen und am selben Tage durch drei andre englische Dampfer verstärkt worden ist. Es wird also, sagen wir uns, wirklich Ernst. Die Mächte haben solange mit Einsprüchen, Ratschlägen, Vorstellungen und andern Werkzeugen aus der unerschöpflichen Vorratskammer der Diplomatie Zeit verloren, daß wir mit Fug an der Möglichkeit, auf diesem Wege zum Ziele zu kommen, zweifeln durften und Erfolg nur von Mitteln hofften, welche ihn unbestreitbar sichern mußten. Jetzt wäre denn ein solches zur Anwendung gebracht. Das europäische Konzert ist eine schöne Einrichtung, und was man auch daran aussetzen mag, so wird niemand leugnen können, daß vor der Hand und vielleicht auf drei oder fünf Jahre die Schwierigkeit auf der Balkanhalbinsel, die jüngste Phase der orientalischen Frage, von dem berühmten Orchester hinweggeblasen worden ist. Freilich haben aller Ohren gleichzeitig den Eindruck, daß die Instrumente sich schwer zum Einklang stimmen lassen, und daß in kritischen Augenblicken, wo die Musiker aus dem Piano zum Forte übergehen sollen, gewöhnlich eine Saite reißt oder sonst etwas, das zu harmonischem Zusammenspiele gehört, in Unordnung gerät. Seit mehreren Monaten schon war ein Sextett in Vorbereitung, aber erst jetzt soll es zur Ausführung kommen, weil einer oder mehrere von den Mitwirkenden über Ton und Stil des Stückes andrer Meinung waren als die übrigen, und darüber erst eine Verständigung zu gewinnen war. Jetzt scheint das erreicht zu sein, nach langem Verhandeln ist man einig. Ton und Stil waren, wie anzunehmen, ursprünglich zu rauh für den hellenischen Geschmack des französischen Ministers des Auswärtigen, der, vermutlich in Uebereinstimmung mit russischen Wünschen, einen sanfteren Klang vorzog und empfahl, als Lord Roseberry vorgeschlagen hatte. Indes war ein Ultimatum, gleichviel, ob mild oder hart geformt, immerhin ein Fortissimo, falls es nur entschlossen klang und wirklich das letzte Wort sein wollte. Und so schien es auch zu wirken. Zunächst brachte es den griechischen Kriegsminister, Oberst Mavromichalis, von den Ebnen Thessaliens, wo die Söhne des Miltiades sich zu einem neuen Marathon aufgestellt hatten, wieder einmal nach Athen zurück. Der tapfere Oberst hatte einige Tage vorher in Arta, wohin er „mit glänzendem Gefolge“ abgegangen war, eine „feurige Rede“ gehalten (immer glänzend, immer redefertig, diese modernen Griechenhelden!), war dann in Athen, betrübt, weil es friedlich auszusehen anfing, von seinem Posten zurückgetreten, hatte, als das Kriegsfieber wieder ausbrach, sein Amt von neuem angenommen und hatte sich, selbstverständlich abermals „mit glänzendem Gefolge,“ zu den Truppen an der Grenze zurückbegeben. Es sah aus, als brächte er große Dinge mit, Pulverdampf und Blutvergießen, und in der That gab es bei Platamona ein oder zwei Dutzend Flintenschüsse von Norden und Süden über die Grenze herüber, aber zuletzt Versöhnung; es war ein Mißverständnis gewesen. Und jetzt kehrte Miltiades wieder um, wie es heißt, auf Befehl des Königs, um sich das Ultimatum der Mächte vorlesen zu lassen.

Niemand konnte in diesem Augenblicke mit Bestimmtheit sagen, welche Wirkung das Ultimatum haben würde; denn man durfte der griechischen Regierung Patriotismus in panhellenistischem Sinne, aber auch gesunden Menschenverstand zutrauen; auch war bei der ganzen merkwürdigen Reihenfolge von

Ereignissen, die sich aus der ostrumelischen Revolution entwickelt hatten, eine starke Strömung unter der Oberfläche zu bemerken, die sich gegen eine schleunige Beilegung der Streitigkeiten richtete, welche jene Umwälzung hervorgerufen hatte. Die Politiker, welche allein mit der Flut der öffentlichen Meinung zu schwimmen, sich von deren Wellenkämmen tragen zu lassen schienen, sind sicherlich insgeheim auch von auswärts gehalten, ermutigt und gelenkt worden. Hätten sie nicht solchen Verlaß und Rückhalt gehabt, so wäre die Hartnäckigkeit, mit der sie die Pforte zum Kriege herausforderten, rein unbegreiflich, wenn man sie nicht mit dem gröbsten Größenwahne erklären wollte. So lange der bulgarische Streit währte, erwarteten sie offenbar Ereignisse, welche die Türkei ablenken und schwächen mußten. Ihre Aussichten verblaßten, als der Bukarester Friedensvertrag abgeschlossen war und Serbien und Bulgarien abrüsteten. Aber die Unterstützung, auf welche das Kabinet Delyannis sich verließ, wurde ihm noch nicht entzogen, wenigstens ließ man die Griechen weiter darauf hoffen. Dies zeigte sich, als König Milan, einer Laune, einer Berechnung oder einem Drucke nachgebend, plötzlich Garaschanin durch Ristitsch ersetzte — ein sehr bezeichnendes Ereignis, das ein Wiederaufleben des russischen Einflusses in Belgrad verhieß und Aussicht auf größere Dinge zu passender Zeit eröffnete. Serbien machte einen Augenblick Front gegen die Türkei, von deren Gebiet ihm ein Teil als Belohnung vorschwebte, und natürlich auch gegen Oesterreich-Ungarn, dessen Handelsstraße nach Salonik dadurch gefährdet werden konnte. Das war die Zeit, wo der Kaiser Alexander unschlüssig war, wie er sich zu der Balkanfrage stellen solle, und jetzt hatten die Griechen die beste Aussicht, bei einer Trübung der Gewässer mit Erfolg zu fischen. Indes bewies sich der Wiener Einfluß in Belgrad stärker als der Petersburger, und Ristitsch verschwand so schnell von der Bildfläche, als er erschienen. Sobald Garaschanin wieder Minister geworden und in Bulgarien die Stellung des Fürsten Alexander zu Ostrumelien durch die Konferenz von Konstantinopel aus dem gröbsten geregelt war, hatte es mit den Aussichten der Griechen sofort ein Ende, und es lag auf der Hand, daß sie jetzt der Pforte Gesicht zu Gesicht allein gegenüberstanden und höchstens ein Khevenhüllersches Halt zu hoffen hatten, wenn sie geschlagen waren, woran keine Seele zweifeln konnte. Damit soll aber nicht behauptet werden, daß Rußland und Frankreich — jedes aus verschiednen Gründen — ihnen nicht ein gewisses Wohlwollen bewahrt hätten, nur war — so haben wir uns die Entwicklung der Dinge in den letzten Wochen vorzustellen — Rußland zu der Überzeugung gelangt, daß es für jetzt geraten sei, sich ruhig zu verhalten, und die Franzosen folgten diesem Beispiele. Herr de Freycinet bewirkte nicht nur eine mildere Fassung der Kollektivnote, sondern empfahl auch durch Herrn von Mouy, den französischen Gesandten am Hofe des Königs Georg, der Überreichung derselben durch einen sofortigen Befehl zur Abrüstung der griechischen Armee zuvorzukommen. Delyannis leistete dieser Empfehlung Folge oder versprach es wenigstens, und so schien denn alles auf dem richtigen Wege zu sein.

Da kamen durch den Telegraphen uns rasch nacheinander zwei große Überraschungen zu: die Mächte, deren Kriegsschiffe in der Bucht von Phalarun erschienen waren, überreichten trotz des Befehls zur Abrüstung oder des Versprechens eines solchen ihre Kollektivnote oder ihr Ultimatum, und jetzt erklärte der griechische Minister, nicht abrüsten zu können, weil ihm die Würde seiner Nation oder seines Staates nicht gestatte, dem Zwange sich zu fügen. Tableau und Erstaunen, großes Erstaunen. Jetzt aber haben wir die Erklärung des selt-

samen Vorganges. Die französische Regierung ließ dem griechischen Ministerpräsidenten am Freitag vor Ostern durch Herrn von Mouy folgende Warnung zugehen: „Frankreich hat Griechenland nicht mißzuverstehende Zeichen seiner Freundschaft gegeben. Es hat ihm in der letzten Zeit wiederholt Ratschläge erteilt, die durch aufrichtigstes Wohlwollen eingegeben waren. Heute glaubt es ihm unter dem Einflusse desselben Gefühles eine feierliche Warnung erteilen zu dürfen. Die gegenwärtige Haltung der griechischen Nation setzt sie sehr ernsten Gefahren aus. Verharrt sie dabei, so geht sie einer Katastrophe und einer Demütigung entgegen. Ohne im voraus die Entschließungen Europas beurteilen zu wollen, sind wir doch überzeugt, daß die Mächte der Ausführung von Unternehmungen Griechenlands gegen die Pforte einen Damm entgegenstellen würden. Sie werden diese Absicht ohne Zweifel dem hellenischen Kabinette bald anzeigen und es in die Lage bringen, auf seine Rüstungen zu verzichten. Was wird dann Griechenlands Lage sein? Wird es nicht früher oder später diesem Befehle gehorchen müssen? Wir möchten Griechenland diese peinliche Erniedrigung ersparen. Deshalb sagen wir seiner Regierung: Fügt euch der Notwendigkeit und hört auf die Stimme einer befreundeten Macht. Befolgt Ratschläge, die nichts beleidigendes für euer Selbstgefühl haben. Ergreift, solange es noch Zeit ist, die Initiative, die noch in eurer Hand ruht, und deren Verdienst euch noch ganz gehören wird. Wenn freundlichere Tage für Griechenland leuchten sollten, so wird dessen Regierung sie durch diese weitblickende Haltung eingeleitet haben, und Europa wird ihr dafür dankbar sein. Wir selbst werden das nicht vergessen, da es uns den Kummer erspart haben wird, uns Schritten ganz andern Charakters anschließen zu müssen, denen unsre Mitwirkung zu versagen, uns unsre stete Sorge um Erhaltung des Friedens verbietet.“ Nach Empfang dieser Erklärung, die sich selbst hinreichend charakterisirt, ließ Delyannis dem französischen Gesandten anzeigen, daß die griechische Regierung sich entschlossen habe, dem Verlangen Frankreichs nachzukommen. Die Gesandten der übrigen Mächte hielten es aber aus guten Gründen für notwendig, ihr Ultimatum doch zu überreichen. Die Pariser Presse, welche in der zustimmenden Antwort, die Delyannis auf das Verlangen des Gesandten von Mouy erteilte, einen „wichtigen Erfolg der französischen Politik“ erblickte, sprach sich sehr verstimmt über jenen Schritt der andern Mächte aus, und wir begreifen ihren Verdruß über diese Enttäuschung. Nach dem „Erfolge“ Mouys wäre, wie diese Zeitungen behaupten, die Lage vollkommen klar gewesen, durch Überreichung des Ultimatums aber sei sie wieder getrübt und verwickelt geworden. Habe man dabei den Zweck einer Einschüchterung Griechenlands verfolgt, so wäre die Stunde dazu vorüber gewesen, und man habe sich nur mit dem Vorwurfe der Gehässigkeit beladen. Habe man Frankreichs Verdienst schmälern und ihm den Nutzen seiner Einmischung wegnehmen wollen, so sei im Gegenteile dadurch nur Frankreichs Kredit erhöht worden. „Man konnte, sagt das Blatt Paris, nicht deutlicher hervorheben, daß unsre Diplomatie ein gutes Werk vollbracht hatte, als indem man es zu zerstören versuchte. Griechenland hat hier, wenn es will, eine schöne Gelegenheit, den Großmächten eine Lektion in der höhern Klugheit zu geben: es braucht nur ihr Ultimatum als überflüssig anzusehen und Frankreich das ihm gegebene Wort zu halten. Die Kabinette von Berlin, London, Wien und Rom (Petersburg ist absichtlich mit Stillschweigen übergangen) werden sich mit ihrem hohlen Donner vergeblich bemüht haben.“ Der halbamtliche Temps äußert: „Wir müssen bald Aufschluß über die auf den ersten Blick ganz sonder-

bare Haltung erhalten, welche die Vertreter der Großmächte in Athen nach offizieller Mitteilung der Beschlüsse Griechenlands einnehmen zu müssen meinten. Allein wie groß auch die üble Laune dieser ersten Bewegung sein mag, so kann Europa doch nicht die Wirklichkeit verkennen. Man ersparte ihm das Verdrießliche eines Vorgehens, bei dem es gar keinen Ruhm einheimsen konnte, und das Eingreifen Frankreichs wird schließlich als die natürlichste und gleichzeitig glücklichste Lösung der Schwierigkeit erkannt werden. Die öffentliche Meinung der zivilisirten Welt würde es nur schwer verstehen, wenn die Mächte aus bloßer Formalitätenreiterei Anstand nähmen, eine Unterwerfung zu acceptiren, die im Grunde eine vollständige ist. Der verdienstvolle Akt Griechenlands verlangt Belohnung, auch wenn die Frankreich gebührende Achtung den Kabinetten nicht eine friedliche und maßvolle Haltung auferlegte."

Diesem Räsonnement fehlte nur eins: es beruhte auf einer falschen Voraussetzung, es nahm bei den Griechen gesunden Menschenverstand an, während bei denselben an dessen Stelle nur blinde Thorheit und absurder Dünkel wohnten. Delyannis ergriff infolgedessen die schöne Gelegenheit nicht, den Mächten für ihr Ultimatum eine Lektion in der höhern Klugheit zu erteilen, er hielt sein Frankreich gegebnes Versprechen nicht, sorgte nicht, daß das Ultimatum überflüssig erschien, und ließ seine französischen Freunde auf den verdienstvollen Akt einer im Grunde vollständigen Unterwerfung, für den sie den Griechen schon eine Belohnung zuerkannt, bis heute warten. Frankreichs Kredit aber ist nicht erhöht worden, es hat kein gutes Werk gethan, es hat sich eher geschadet als genützt. Am 27. April erging von Delyannis ein Rundschreiben an die Vertreter Griechenlands an den fremden Höfen, in welchem er ausführte, die hellenische Regierung habe, dem Rate Frankreichs entsprechend, die Rüstungspolitik, von der man geglaubt, sie könne den Frieden stören, in der Hoffnung aufgegeben, daß Europa diesen Entschluß anerkennen werde. Griechenland habe mit Beobachtung der durch die öffentliche Ordnung sowie durch militärische Erwägungen gebotenen Rücksichten die Abrüstung vorbereitet. Da sei der Regierung aber ein Ultimatum zugegangen, welches die Freiheit ihres Handelns aufhebe. Das verändere die Lage; denn es gewinne nunmehr den Anschein, als ob Griechenland nicht mehr aus freier Entschließung, sondern unter dem Zwange handle, welchen das internationale Geschwader ausübe. Die Regierung müsse daher die geforderte Abrüstung von der Hand weisen, da sie große Gefahren heraufbeschwören könne. Sie werde jedoch, wenn die Mächte ihr die Freiheit der Aktion belassen wollten, die von ihr Frankreich gegenüber aus freien Stücken übernommenen Verpflichtungen getreulich erfüllen, wie es die Ehre und die Interessen Griechenlands erheischten.

In der zwölften Stunde noch also wagte es die griechische Regierung, ihr ungebührliches Spiel mit der Ruhe Europas, das nun schon Monate getrieben worden ist, fortzusetzen. Nachdem sie dem französischen Gesandten das Versprechen gegeben, die jetzt ganz zwecklos gewordne, niemand Achtung einflößende Kriegsrüstung abzulegen, zieht sie dasselbe zurück, indem sie den Vorwand braucht, es stimme nicht zu der Würde der Nation, dem Ultimatum der Großmächte nachzugeben, die am Ende doch auch einigen Anspruch auf Beachtung ihrer Würde besitzen. Das ist ärger als das Verfahren Dänemarks im Spätherbst des Jahres 1863, als es sich weigerte, die Verletzung des Londoner Protokolls von 1852 wieder gut zu machen. Damals waren es doch nur zwei Großmächte, welche Nachgiebigkeit verlangten, Oesterreich und Preußen, während England den Dänen

nach Möglichkeit zu helfen bereit war und Frankreich ſchwankte. Jetzt ſtellen, da Rußland ſich Deutſchland, Oeſterreich-Ungarn, England und Italien im letzten Augenblicke angeſchloſſen hat, fünf Großmächte den Griechen ein Ultimatum, und Frankreich, die ſechſte und letzte, hat, wie oben zu erſehen, erklärt, ſich falls dasſelbe unbeachtet bliebe, ebenfalls anſchließen zu müſſen, und ſiehe da, Herr Delyannis verſucht weiter zu trotzen, indem er vorwendet, die Abrüſtung, welche gefordert wird, könne große Gefahren herbeiführen. Er kann dabei nur an eine Revolution der demokratiſch-panhelleniſtiſchen Partei in Athen denken, ganz wie die däniſchen Miniſter einſt, als ſie ſich weigerten, die Einverleibung Schleswigs in Dänemark rückgängig zu machen, an eine Revolution der eiderdäniſchen Demokraten in Kopenhagen dachten. Sein Umkehren zu neuem kriegsluſtigen Poſſenſpiele kann niemand erſchrecken und wird nicht lange mehr währen. Die Griechen ſind zu militäriſchen Leiſtungen von Erfolg völlig unfähig, und das europäiſche Konzert kann als im weſentlichen wiederhergeſtellt gelten. Daß Frankreich ſich weigert, Rußland wenigſtens noch zögert, an einem kräftigen Zwangsverfahren gegen die griechiſche Halsſtarrigkeit teilzunehmen, kann den Griechen kein großer Troſt ſein, wenn England, Deutſchland, Oeſterreich und Italien entſchloſſen ſind, im Intereſſe Europas dem Hellenentume das Handwerk des Friedensſtörers durch energiſches Vorgehen endgiltig zu legen. Die Diplomatie hat in der Sache mit der Kollektivnote ihr letztes Wort geſprochen. Bleibt Griechenland bei ſeiner Weigerung, dieſem Worte zu entſprechen, ſo wird das internationale Geſchwader mit Thaten weiter für Herſtellung der Ruhe und gehörige Sicherung derſelben zu wirken haben. Die Griechen haben ſich dann auf eine Blockade ihrer Häfen und auf eine Wegnahme ihrer Kriegsſchiffe, mit denen allein ſie den Türken einigen Schaden zu thun imſtande wären, gefaßt zu machen. Sie mögen ſich dann dafür bei ihrer demokratiſchen Verfaſſung bedanken, welche die Leidenſchaft, den Dünkel und den Unverſtand der Partei zur Herrſchaft brachte. Sie werden Millionen und abermals Millionen für Rüſtungen ohne Erfolg zuſammengeborgt, ſie werden Maſſen der Bevölkerung der Arbeit auf dem Acker und in der Werkſtatt ebenfalls nutzlos entzogen haben, ſie werden ihren Seehandel für geraume Zeit lahm gelegt ſehen, und was wird damit erkauft ſein? Demütigung und Erniedrigung ſtatt der erhofften Vergrößerung und Erhöhung. Es wäre zu wünſchen, daß damit auch mehr Selbſterkenntnis, mehr Rückſicht auf die Verhältniſſe, mehr Beſcheidenheit und Genügſamkeit erkauft würden. Nur durch dieſe Eigenſchaften, nicht durch franzöſiſche, am wenigſten durch ruſſiſche Hilfe können ſie hoffen, das, was ſie etwa noch wünſchen dürfen, einmal zu erreichen. Frankreich will ſie bei ſeiner Mittelmeerpolitik gegen England benutzen, Rußland zählt ſie im Grunde zu ſeinen kleinen Nebenbuhlern und Gegnern auf der Balkanhalbinſel. Sie müſſen, um gefördert werden zu können, aufhören, eine Gefahr zu ſein. Sie müſſen nicht bloß in Frankreich Freunde ſuchen, ſie dürfen nicht fortfahren, ſich die Gunſt und Unterſtützung der Mächte zu verſcherzen, deren erſtes und letztes Intereſſe der Friede der Welt iſt.

Camoëns.

Roman von Adolf Stern.

(Fortſetzung.)

Die Thränen, welche der ehemalige Seemann im Auge hatte, verhinderten ihn, Barreto und Camoëns genau ins Geſicht zu ſehen, die Beſtürzung und Erſchütterung beider malte ſich nicht nur in ihren Zügen, ſondern zeigte ſich auch in ihrer ganzen Haltung. Ehe Barreto eine Frage thun konnte, fuhr Jayme fort:

Ihr könnt denken, Herr, daß ich trotz meines Jammers genau auf alles achtete! Die Schnur, mit der ſie erdroſſelt worden, war von mauriſchem Geflecht — ich wußte es ohne Beſinnen, wer den feigen Mord an dem armen Kinde vollbracht hat und warum Joana geſtorben iſt! Nach den Fußſpuren haben ſich drei Männer an ſie herangeſchlichen und ſie an ihrem Ruheplatze überfallen — wenigſtens haben Schreck und Schmerz für ſie nur eine Minute gewährt!

Und was habt Ihr gethan? fuhr Camoëns auf. Rieft Ihr den Richter des Königs und Zeugen hinzu? Habt Ihr ſchon Anklage erhoben?

Nein, Senhor! erwiederte Jayme und wandte ſein Geſicht fragend Barreto zu. Nachdem ich mich fürs erſte ausgeweint, trug ich die Tote unter ihr Strohdach, die Schnur löſte ich von ihrem Halſe, ſie iſt in Bartolomeos Händen für Euch — bis Ihr kommt! Dann wartete ich, bis ihr Liebſter, der bei den frommen Frauen von Santa Eufemia Waldhüter iſt, herzukam und hatte ihm die ſchlimme Kunde mitzuteilen und ihn, ſo gut ich konnte, zu tröſten. Es waren ein paar ſchwere Stunden, die ich nicht noch einmal erleben möchte. Er ging, um einige Kameraden aufzubieten, und ſie verſprachen abwechſelnd bei der Leiche der Kleinen Wache zu halten, damit die heidniſchen Hände, welche ſie ermordet haben, ſich nicht etwa noch an der armen Hülle Joanas vergriffen. Dann ging ich zu Otaz hinunter, ſagte ihm, was geſchehen ſei, und ſtieg auf den Klepper, um Euch herzurufen.

Der Gutsherr, welcher ſich vor einigen Augenblicken unbewußt wieder auf die Steinbank niedergelaſſen hatte, ſtand auf und ſagte:

Ihr habt bei dem traurigen Falle recht und klug gehandelt, beſonders du, Jayme! Die Gerichte des Königs können hier nicht helfen. Wenn es überhaupt eine Sühne für den ruchloſen Frevel giebt — wenn es eine giebt, Luis! ich zweifle daran! — ſo kann ſie nur von dem König ſelbſt kommen. Als er Esmah Catarina ſeinen Schutz verhieß, war die arme kleine Hirtin in die Verheißung eingeſchloſſen. Ich muß unmittelbar vor Seine Majeſtät treten, vielleicht

Digitized by Google

empfindet er, wie schwer nicht nur Recht und Sicherheit im Lande, sondern auch seine Ehre und Würde beschimpft sind! Bis wir unsre Vorbereitungen zum Aufbruch getroffen haben, laß dich erquicken, Jayme; ich hoffe, dein Pferd ist bereits versorgt, und Joao steht mir dafür, daß dir nichts mangelt!

Jayme Leiras dankte dem Gutsherrn durch eine stumme Gebrede, der Hausmeister faßte ihn am Arme und flüsterte: Kommt, kommt, Mann, es ist keine Zeit zu verlieren, und Ihr braucht Kräfte für den Rückweg.

Joao, der jede Falte im Antlitz Senhor Manuels kannte, erriet, daß sein Gebieter mit dem ritterlichen Gast allein zu bleiben wünsche. Sobald er seinen Diener und den Boten zwischen den Stämmen der Feigenbäume dahin gehen sah, wandte sich Barreto in der That zu Camoëns, welcher wortlos und in sichtlicher Trauer zu Boden blickte. Das schlägt jäher und härter als ein Blitz in unsern Frieden ein! Die arme Joana ist das Opfer ihrer hilfreichen Güte geworden, ich hätte darauf bestehen müssen, daß sie mir hierher folge, und hätte ihren Liebsten in den Kauf nehmen sollen. Freilich wenn Mulei Muhammed seine Stummen und Henker über Land schicken darf, als wären wir hier in Marokko, so würde Almocegema die kleine Hirtin nicht besser geschützt haben als ihr einsames Weidethal. Wißt Ihr einen bessern Rat, als daß wir Joana mit allen Ehren bestatten und Gerechtigkeit fordernd vor den König treten?

Daß wir Esmah Catarina warnen! versetzte Camoëns. Wenn der Mohrenprinz an allen Rache zu nehmen gedenkt, welche zu Esmahs Befreiung geholfen haben, so mögen leicht noch andre bedroht sein als das arme Mädchen. Ich rede nicht von uns.

Ich weiß, Freund! fiel ihm Manuel in die Rede. Doch ich bitte Euch, laßt die Warnung an die andern meine Sorge sein. Ihr ermeßt selbst, daß Esmah und ihre holde Beschützerin, die im Königspalast wohnen, nicht unmittelbar Gefahr laufen, und daß es genügt, wenn auch sie erfahren, was ich dem König zu sagen gedenke. Ihr aber gelobt mir eins! Es wäre vielleicht das Beste, Ihr hieltet still hier aus, bis ich zurückkomme; doch will ich Euch nicht ansinnen, was Euch unerträglich scheinen wird. Begleitet mich nach Cintra in Otaz' Herberge und zur Mutter aller Gnaden hinauf. Helft mir feststellen, was sich nötig erweist, und die arme Joana bestatten. Dann aber laßt mich allein vor den König treten und vermeidet es, den Palast und Gräfin Catarina wiederzusehen. Bringt meiner Freundschaft und Eurer Ruhe das Opfer einer schmerzlichen Stunde. Ich sehe alles gefährdet, was ich diesen Morgen gewonnen wähnte, wenn Ihr jetzt in den Zauberkreis zurückkehrt, dem ich Euch mit Mühe entrissen habe. Wollt Ihr mir geloben, was ich erbitte?

Wer darf an sich selbst denken, wenn Glück und Leben andrer, die ihm mehr gelten als sein eignes armes Ich, auf dem Spiele stehen? sagte Camoëns mehr vor sich hin als zu dem drängenden Gastfreunde. Ich folge keines Mannes Rat lieber als dem Euern. Doch wie kann ich Euch geloben, fern zu bleiben, wenn es vielleicht gilt, ein geliebtes Haupt zu schützen!

Ihr wißt wohl, daß ich nicht zögern würde, Euch zu rufen, wenn es das gälte! rief Manuel. Nein, mein Luis, betrügt Euch nicht, in Eurer Seele wallt der thörichte Wunsch auf, wieder neben Catarina zu stehen und Euch am Lichte ihrer Augen zu sonnen — Ihr müßt die Wallung besiegen und mir vertrauen! Für Euch ist durch die Trauer um Joana nichts an der Lage geändert, die wir vor einer Stunde klar sahen, also ergebt Euch und seid versichert, daß es zu Euerm Besten sein wird.

Nicht widerstrebend, aber zögernd und mit einem seltsam prüfenden Blick in Barretos Gesicht bot Camoëns seinem Gastfreunde die Hand. Ihr wollt es, Ihr sagt es, Manuel, Euch widerstrebe ich nicht. Doch nicht wahr, Ihr setzt in Cintra alles ein, um Gewisses über den König und Gräfin Catarina zu erfahren, und Ihr verschweigt mir nichts von dem, was Ihr vernehmt?

Ich sage Euch im voraus, daß es noch lange währen kann, ehe etwas entschieden wird, doch was ich höre, verschweige ich Euch nicht! versetzte Barreto. Jetzt laßt uns an unsre traurige Pflicht denken. Ihr nehmt eines meiner Pferde, und Joao begleitet uns. Noch eins: wir müssen uns vielleicht darauf gefaßt machen, daß wir nicht nur die arme Kleine, sondern auch Dom Antonio zur Gruft zu begleiten haben. Wer weiß, ob man nicht am Hofe eine rasche Beisetzung des alten Helden beliebt, um ihm einen Teil der Ehren, die ihm gebühren, vorenthalten zu können. Dom Joao, der Prior, hat den Marschall gehaßt, wie nur ein Priester zu hassen vermag, und der König — doch nein! — ich will ihm in meinem Grimm nicht Unrecht thun, vielleicht bewahrt er dem Alten die Ehrfurcht, die er ihm im Leben gezeigt hat, über den Tod hinaus. Laßt uns gehen, Luis! Die arme, arme Joana! Sie hat es erfahren müssen, daß dies keine Welt für kindliche Güte ist.

Camoëns teilte die Trauer wie den Groll des Freundes, aber er fand kein Wort der Zustimmung. In seiner Seele regte sich ein dumpfer Zweifel, ob ihn und Barreto an Joanas Ende nicht eine Schuld treffe. Vielleicht war der jungen Hirtin die Ruhe, in der er selbst und sein Freund sich hier gewiegt hatten, verhängnisvoll geworden! Vor wenigen Minuten hatte Barreto seinen Handschlag empfangen, daß er von Cintra still und ohne das königliche Schloß betreten zu haben, nach Almocegema zurückkehren wolle, und schon jetzt, während er mit dem Gutsherrn dem Haupthause zuging, fühlte er eine geheime Versuchung, da selbst zu sehen und zu hören, wo niemand, auch der nächste Freund nicht, Auge und Ohr für ihn sein konnte. Zunächst galt es freilich an Barretos Seite treu auszuharren und die geheimsten Wünsche still in sich zu verschließen.

Kaum eine Stunde später, als Jayme Leiras in Almocegema eingetroffen war und während die Sonne der Mittagshöhe zustieg, ritten vier schweigsame und in sich gekehrte Männer durch die dürstenden Maisfelder und über die sommerlich verstaubten Haiden den schattenreichen Bergen der Serra de Estrella entgegen. Camoëns erinnerte sich keines Rittes, selbst aus seinem Kriegerleben, der ihm heißer und drückender erschienen war. Der Gegensatz zwischen der Stimmung eines Morgens, welcher milde Ruhe, ja eine Art Hoffnung in seine Seele geträufelt hatte, und der düstern des sonnenhellen Tages, lastete schwer auf des Dichters beweglichem Gemüt. Ein neuer dumpfer Schmerz hatte die alten Qualen zu gespenstigem Leben erweckt, der Ausblick in die Zukunft erschien mit einemmale wieder völlig lichtlos. Zum Überfluß gesellte sich das Bewußtsein des geheimen Zwiespalts, den er zwischen sich und Barreto empfand, auch auf diesem Wege zu seinen dunkeln Gedanken. Jayme Leiras, den auf die Länge das allgemeine Schweigen zu drücken begann, versuchte durch Erzählungen über die großen Flottenrüstungen in Lissabon und Lagos die Stirnen der Herren zu entrunzeln. Camoëns lauschte mit einiger Teilnahme den Schilderungen des alten Matrosen, Barreto aber, welchen heute jede Mahnung an den Seezug nach Afrika peinlicher als sonst berührte, schnitt weitere Berichte, zu denen Jayme Lust zeigte, mit den Worten ab: Schweigt von dem unseligen Zug, der Menschenopfer verschlingt, noch ehe er begonnen hat. Unsre kleine Hirtin war das erste, es werden ihr mehr folgen, als du zählen kannst, Jayme!

Camoëns konnte dem Zürnenden nicht widersprechen, in dieser Stunde weniger als je, und doch, doch vermochte er Manuels bittere Hoffnungslosigkeit nie völlig zu teilen. Wie oft schon, so spiegelten sich auch eben jetzt die goldglänzenden Kuppeln der Minarets von Marokko in seinem Auge, und durch sein Hirn zog die Frage, ob er nicht als Mitkämpfer an Bord der vaterländischen Flotte steigen sollte? So versank er in jenes dumpfe Hinbrüten, in dem das wirkliche Erlebnis zum Traum wird. Ein Traum schien es, daß er durch Schluchten und Wälder an Barretos Seite zum Hochthal der Mutter aller Gnaden emporkam, wie ein Traumbild erblickte er die grüne Einsamkeit, über welcher die buntfarbigen Wolken des Spätnachmittags hinwegzogen. Wie im Traum betrat er die Hütte mit dem strohenen Dach und starrte auf die kleine Leiche, die dort auf ihrem schlichten Lager gebettet lag. Der Schmerz, der bei dem Anblick der Toten durch seine Seele schnitt, die lauten Wehklagen und Verwünschungen des jungen Waldförsters und seiner beiden Genossen, die an Joanas entseelter Hülle Wacht gehalten hatten, weckten ihn für kurze Minuten auf, und leidenschaftlich nahm er an den Fragen teil, die Manuel Barreto zur Feststellung des Frevels an die Anwesenden richtete. Er versuchte auch den weinenden Pero, den Liebsten der jungen Ziegenhirtin, zu trösten und stimmte eifrig zu, als dieser die ritterlichen Männer bat, sich um ein Grab im Schatten des Klosters von Santa Eufemia für Joana zu bemühen. Doch als Manuel begann, die Einzelheiten der Bestattung zu ordnen, und Camoëns ersuchte, gleich jetzt nach dem Kloster hinüberzureiten und am Spätabend nach Otaz' Herberge in Cintra zu kommen, da ward der Träumer mit einemmale inne, daß sein stummes Träumen fort und fort Catarina Palmeirim gegolten habe, an deren Seite er die Tote zuletzt erblickt hatte, die jetzt in ärmlicher Verhüllung vor ihm lag. Er beherrschte sich noch einmal und erklärte seine Bereitwilligkeit, sich sofort wieder in den Sattel zu schwingen. Doch die inständige Weise, in der er Barreto beschwor, beim Hinabkommen nach Cintra genaue und zuverlässige Kunde über Esmah die Maurin und Catarina Palmeirim einzuziehen, verriet sein geheimstes Empfinden. Barreto richtete einen mahnenden Blick auf den Freund und äußerte kurz, er werde es an keiner Erkundigung fehlen lassen, hege übrigens um die im Schutz der Herzogin von Braganza stehenden Mädchen keine Sorge. Camoëns blieb nur übrig, seine Bitte zu wiederholen und alsbald aufzubrechen.

Der Weg zum Kloster Santa Eufemia verließ nicht weit von dem steinernen Gnadenbilde das Hochthal, senkte sich rasch in die Waldungen hinab und führte dann als breite Straße an den langgestreckten Hügelreihen hin, auf denen der berühmte Wein der Klosterfrauen wuchs. Einer von Peros Kameraden, welcher Camoëns den Weg zeigte und mit dessen Pferde gut Schritt hielt, war offenbar der Meinung, daß der Trauer um die Hirtin genug sei und pries geschwätzig die Vorzüge des Klosterweines, ohne eine Erwiederung zu ernten. Camoëns war jetzt einzig darauf bedacht, sein trauriges Geschäft im Kloster rasch zu Ende zu führen, der armen Joana ihre Ruhestätte zu sichern und die Seelenmessen zu bestellen, welche Barreto freigebig verheißen hatte. Nichts, was zwischen Joanas Hütte und dem ersehnten Cintra lag, sollte ihm Teilnahme abgewinnen, selbst das schimmernd rosige Licht, in welches die Hügel und die Straße getaucht erschienen, mahnten ihn nur daran, daß der Abend hereinbrechend daß er vor der Nacht an Bartolomeos Deck sein wolle. (Fortsetzung folgt.)

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.

Grenzboten
20

Das neue Manifeſt Gladſtones.

Während die parlamentariſche Entſcheidung über die Disruption Bill, den Gladſtoneſchen Geſetzvorſchlag wegen der Trennung Irlands von Großbritannien, vertagt worden iſt, hat der Urheber des Planes an die Wähler von Midlothian eine neue Anſprache gerichtet, in welcher er denſelben verteidigt und empfiehlt, und welche nun ſeit acht Tagen in England das Tagesgeſpräch und das Zeitungsthema iſt. Daily News nennt dieſes Manifeſt einen „feurig ermutigenden Aufruf, gegen Irland Gerechtigkeit zu üben.“ Der konſervative Standard will in ihm einen „Aufſchrei zorniger Verzweiflung“ hören. Die Times erblicken darin „das thatſächliche Eingeſtändnis, das Home Rule trotz alles Starrſinns und trotz der Bundesgenoſſenſchaft Parnells nicht durchſetzen zu können“ und „eine Probe demagogiſcher Gemütsſtimmung gefährlichſter Art, wie ſie in der ganzen engliſchen Geſchichte nicht zu finden ſei.“ Das letztere iſt polemiſche Übertreibung eines an ſich richtigen Urteils, aber ob der demagogiſche Ton der Anſprache nicht wohlberechnet iſt und bei einem großen Teile der Engländer Erfolg haben wird, iſt eine Frage, die wir nicht verneinen möchten. Die öffentliche Meinung in England hat ſich durch Gladſtones Wirkſamkeit verändert wie die öffentliche Meinung in Deutſchland, ſoweit ſie nicht durch die Fortſchrittspartei ausgedrückt wird, ſeit Bismarcks Auftreten, nur in umgekehrter Richtung. In den Jahren von 1847 bis 1866 hätte eine ähnliche Anſprache unter den Deutſchen großen Beifall gefunden, jetzt würde ſie, wenigſtens bei der Mehrzahl derſelben, ihre Wirkung verfehlen, ja mit Achſelzucken aufgenommen werden; denn wie viel uns auch am ſtrengen und feſten Realpolitiker noch mangeln mag, ſo ſind wir doch weniger gefühlsſelig, weniger empfänglich für die Freiheitsphraſe, weniger kosmopolitiſch, praktiſcher und verſtändiger geworden. Ge-

sunde nationale Selbstliebe und Erkenntnis des Wesens und der Bedürfnisse des Staates haben sich, seit die Nation in einem Staate zusammengefaßt ist, über weitere Kreise verbreitet, und Schwärmer für das Recht der Polen, sich von uns loszureißen, sind selten geworden und berauschen nur noch wenige mit ihrer kindischen Begeisterung. Umgekehrt ist es in England. Während wir hier in dem frühern Geschlechte im großen und ganzen ein Volk mit echt politischem Instinkte, nüchternstem Verstande, kräftigster Selbstsucht, die sich oft hart und rücksichtslos geltend machte, vor uns erblickten, gewahren wir jetzt, hauptsächlich durch Gladstone und seinesgleichen hervorgerufen und gefördert, vielfältig dort eine Denkweise, die bei den Zielen, die sie sich setzt, vor allen Dingen liberal sein will und darüber das eigne Interesse, das des Staates, des Reiches vergißt. Damit verbindet sich Gefühlsseligkeit, ein theologisirendes Wesen und eine bornirt tugendsame Träumerei für Humanität und Verbrüderung aller Menschen, die alle politischen Organisationen zu erweichen und zu zersetzen droht. An diese Denkweise richtet Gladstone sein Manifest, und wir fürchten, daß es in ihr ein Echo finden wird, das auch auf die Entschlüsse des Unterhauses wirkt, dessen Mitglieder doch alle — ganz wie bei uns — in erster Reihe den Wunsch hegen, nach einer Auflösung wiedergewählt zu werden.

Fast nirgends stoßen wir in dem Manifest auf Erwägungen, die man staatsmännisch nennen dürfte. Es sind vorwiegend Schlagwörter eines liberalen Parteihauptes und eines kosmopolitischen Demagogen, aus denen es sich zusammensetzt. „Die Augen der Menschheit — so ruft Gladstone dem britischen Volke zu — sind auf euch gerichtet, die irischen Vorlagen tönen durch die Welt wie selten ein parlamentarischer Gesetzentwurf, und aus Amerika mit seinen hundert Millionen Briten und Iren, aus Hauptstädten wie Washington, Boston und Quebek dringen ermutigende Zurufe von Leuten zu uns herüber, die mit warmem Beifall unsre Bemühungen beobachten, ein- für allemal die trüben Beziehungen zu Irland zu ordnen, welche uns die einzige Stelle vor die Augen rücken, wo der politische Genius unsers Volkes es nicht vermocht hat, Schwierigkeiten zu überwinden und in vernünftigem Maße die Hauptziele eines politischen Daseins zu erreichen. . . . Lasset uns diese irische Frage als eine Angelegenheit zwischen Brüdern behandeln, als eine Frage der Vernunft und Gerechtigkeit. Meine Gegner kommen mit der leider nur zu oft gehörten Rede, deren Einleitung eine Weigerung voll Haß und Rache und deren Schluß bedingungslose und dankloſe Übergabe ist. Die seit Jahrhunderten traurige Geschichte Irlands giebt einigen von uns den Mut, die Iren so zu behandeln, als ob sie an der großen Erbschaft des Menschenrechts nur beschränkten und an dem gewöhnlichen Schutze gegen grobe Beleidigungen gar keinen Anteil hätten — ich sage, einigen unter uns, aber auch nur einigen, nicht, wie ich mit Jubel im Herzen denke, dem Volke Schottlands und Englands.“ Das ist entschieden die Sprache des Demagogen, dem ein Plebiszit vorschwebt. Überzeugt augenscheinlich, daß er das

Parlament durch seine sophistische Beredsamkeit nicht wohl für sein irisches Projekt gewinnen wird, spricht Gladstone gleichsam zu einer Massenversammlung des britischen Volkes außerhalb der Hallen von Westminster. Für die wenig urteilsfähige Masse sind seine Phrasen und seine Beweisführung vorzüglich berechnet. Nur ihr konnte er zumuten, es gelten zu lassen, wenn er sich auf sein Manifest vom letzten September als eine Andeutung seines jetzigen Planes zur Zerspaltung des Reiches bezieht. Nur ihr durfte er mit dem Versuche kommen, den „Grundgedanken" seiner Bill so harmlos darzustellen, daß er wie das allgemein zugegebne Prinzip örtlicher Regierung aussah, die dem Reiche nichts von seinem Rechte und Interesse entziehen kann. Auf ihre Eifersucht und ihren Argwohn endlich bemüht er sich zu wirken, wenn er den großen nationalen Streit mit der Beschränktheit und Selbstsucht der verschiednen Klassen in Verbindung bringt und die Opposition gegen seinen irischen Plan hauptsächlich sich „aus den obern Schichten der Gesellschaft" rekrutiren sieht.

Der Hinweis auf das Manifest vom vorigen September ist praktisch eine Appellation von seinen Thaten an seine Worte. Es ist ganz richtig, daß er sich im letzten Herbste für „jedes Zugeständnis lokaler Selbstregierung in Irland, welches der obersten Bedingung der Reichseinheit angepaßt sei," erklärt hat. Aber fügte er damals etwa hinzu, daß nach seiner Ansicht die Errichtung eines besondern irischen Parlaments in Dublin eine unter diese Voraussetzung fallende Konzession sei? Er deutete dies nicht einmal an, und er muß wissen, daß, wenn diese Voraussetzung nicht allgemein als eine solch vollständiges Eingehen auf Parnells Forderungen ausschließende Schranke aufgefaßt worden wäre, seine Partei zerfallen sein würde, ehe noch bei den letzten Wahlen der erste Wahlzettel in die Urne gesteckt worden wäre. Natürlich behauptet er selbst, jetzt noch die von ihm damals gezogne Grenze beobachtet zu haben. Darauf baut sich die ganze Sophistik auf, mit welcher das Manifest seine Wähler und zu gleicher Zeit die gesamte Wählerschaft Schottlands und Englands irrezuführen sucht. Seht doch nur einmal, sagt er zu ihnen, wie maßvoll, wie verständig, wie billig das Verlangen des irischen Volkes ist, dieses einzige Verlangen, dem das englische Parlament seine Zustimmung erteilen wird, wenn es für die zweite Lesung meines Gesetzentwurfes stimmt. Was kann, fragt er, gerechter und unschädlicher sein als den Irländern gesetzgeberischen Einfluß auf irische Angelegenheiten als von denen des Reiches verschiedne Gegenstände zu gestatten? Darauf ist zu erwiedern: Gewiß läßt sich nichts Gerechteres und Unschädlicheres denken, und wenn Gladstone seine Zugeständnisse dem Parlamente in Gestalt eines wohlüberlegten und sorgfältig eingeschränkten Entwurfs zu lokaler Selbstregierung in Irland vorlegen wollte, statt daß er ihm jetzt zumutet, einer durchaus gefährlichen Ordnung der Dinge beizustimmen, so würden sicher nur wenige Abgeordnete seinen Plan abzulehnen geneigt sein. Sein jetziger Plan findet selbst bei einem großen Teile seiner eignen Partei Widerstand, weil der gesetzgebende

Körper, den er in Dublin zu schaffen gedenkt, keineswegs darauf beschränkt sein wird, Gesetze für irische Angelegenheiten im Unterschiede von Reichsfragen zu beraten und zu beschließen, weil im Gegenteil seine Bill, obwohl sie reichlich mit allerlei Klauseln der Vorsicht versehen ist, weite Kreise gesetzgeberischen Gebietes, welche unzweifelhaft den Charakter von Reichssachen an sich tragen, dem Belieben der irischen Gesetzgebung überantwortet. Hier ist der Punkt, von wo aus dem Manifeste zu antworten und beizukommen ist. Hier werden vermutlich die Unionisten der verschiednen Schattirungen im Unterhause einsetzen, wenn die nächste Debatte über die irische Bill des Premiers fortgesetzt wird. Sie werden sie nach dem Prinzip prüfen, auf das er sich selbst berufen hat, und sie annehmen oder verwerfen, je nachdem die Prüfung dahin, daß sie zu diesem Prinzip stimmt, oder dahin ausfällt, daß sie ihm widerspricht. Mit andern Worten: Gladstone wird auf die Einwürfe Goschens und andrer Liberalen, die das letztere behaupten, befriedigend zu antworten haben. Er wird darthun müssen, daß die Befugnis seines irischen Parlaments, das gesamte Kriminalrecht Irlands umzugestalten, die Berechtigung, die Zinsen der englischen Hypothekengläubiger zu in Beschlag zu nehmen, und die Macht, Verschwörern und verräterischen Geheimbündlern, denen es beliebt, Irland zur Basis feindlicher Operationen gegen die britische Reichsregierung zu machen, bei sich eine Zuflucht zu gewähren — daß, sagen wir, alle diese Befugnisse der irischen Gesetzgeber sich wesentlich von der Befugnis unterscheiden, auf die Reichsangelegenheiten bestimmend einzuwirken. Wenn ihm dieser Nachweis gelänge, der ungefähr so leicht zu führen sein wird wie der, daß zweimal zwei fünf giebt, so würde noch hinreichend Zeit übrig bleiben, die übrigen charakteristischen Züge der „Zerreißungsbill" in Augenschein zu nehmen und im einzelnen zu untersuchen. Solange er aber jenes nicht vermag, bleibt die von ihm empfohlene Maßregel ungedeckt und ungerechtfertigt durch das Prinzip, an das er appellirt. Lord Spencer meinte in diesen Tagen, die „souveräne Macht des Reichsparlaments werde aufrecht erhalten werden," aber wie das unter dem Gladstoneschen Plane möglich zu machen ist, hat er nicht einmal zu zeigen versucht. Er erklärte, die Regierung sei durchaus gewillt, in der Sache jedem Ratschlage ihr Ohr zu leihen, aber er unterließ anzugeben, welche Grundlage sich für Ratschläge zur Verbesserung in dieser Hinsicht erdenken läßt, solange der Hauptgegenstand der Gladstoneschen Gesetzvorlage und deren einzige Empfehlung für Parnell und seine Leute die Errichtung einer irischen Gesetzgebung ist, welche von der englischen Kontrole befreit sein soll.

Wie wir bereits bemerkten, hat Gladstone in seiner Ansprache an die Wähler von Midlothian nicht bloß mit falscher Beweisführung gekämpft, sondern es auch für erlaubt gehalten, nach dem Beispiele andrer Demagogen schlimmere Waffen zu gebrauchen, er hat es in seiner Begier nach parlamentarischem Sieg und Ruhm nicht verschmäht, Leidenschaften und Vorurteile zu erwecken und

anzurufen, an die sich ein Staatsmann von klarem Verstande und hohem Sinne immer nur ungern wenden wird, wenn er um Beistand oder Auskunft verlegen ist. Er hat, nicht gerade offen und unmittelbar, aber verständlich genug auch für das Auge der Massen, an den Neid und die Eifersucht des niedern Volkes gegen die höhern Klassen appellirt und von einem Konflikte der Stände gesprochen, indem er behauptet hat, das Vorgehen der Unionisten beruhe nicht auf allgemeinen Rücksichten auf die nationale Wohlfahrt, sondern auf engherzigen Standesvorurteilen und persönlichen Bedürfnissen. „Reichtum, so ruft er aus, gesellschaftlicher Einfluß, Stellung, Titel, gelehrter Beruf oder die große Mehrheit derselben, mit einem Worte der Geist und die Macht der Klasse bilden die Hauptstärke der gegnerischen Heeresmacht.“ Über die Beweiskraft dieser rein willkürlichen Behauptung ist umsoweniger ein Wort zu verlieren, als Gladstone jeden etwaigen Mangel seiner Klassifikation durch einen charakteristischen Zusatz beseitigt. „Das große Heer der Klassen — er hat natürlich immer die obern Klassen, den Adel, die Reichen, die Gebildeten im Sinne — hat, wie die alten Ritter, einen Troß von Knappen als Dienstleute hinter sich, der aus den von der Klasse abhängigen Leuten besteht.“ Mit dieser Darstellung, die dem Wähler niederer Klasse einleuchten wird, während wir bisher immer meinten, je höher jemand stehe, je wohlhabender er sei, desto weniger bedürfe er für sich, und desto mehr könne er das Bedürfnis des Ganzen würdigen und handelnd wahrnehmen, hat der Verfasser des Manifests sich recht eigentlich als demagogischen Politiker charakerisirt. Wer gegen sein irisches Projekt stimmt, thut es aus Selbstsucht. Jeder Unionist, der sich reichen Besitzes, gesellschaftlichen Einflusses, eines hohen Ranges, einer bedeutenden Stellung erfreut oder zu einer gelehrten Berufsart gehört, wird so zu einem „Ritter des Klassenordens,“ und jeder Freund der Reichseinheit, dem diese Vorzüge nicht zuteil geworden sind, wird im Handumdrehen zu einem von seinen Knappen oder Troßknechten. Das läuft darauf hinaus, daß jeder Reiche, jeder Hochgestellte, jeder Mann von sozialem Einfluß, welcher sich der Zerschlagung des Staates widersetzt, dies lediglich seines Reichtums oder der Erhaltung seiner Position und seines Einflusses wegen thut, und daß Uneigennützigkeit und wahrer Verstand nur bei den Armen, Niedrigen und Ungelehrten zu finden sind. Kann man demagogischer, kann man weniger staatsmännisch reden? Aber freilich, der Politiker, welcher das Wahlrecht weitern Kreisen zuteilte, welcher dem Oberhause ans Leben möchte, der Mann, welcher England nach amerikanischem Muster demokratisiren will, setzt uns damit nicht in Verwunderung.

Die Masse, zu welcher Gladstone sich wendet, wird ihm glauben. Im Unterhause dagegen wird ihm diese Verdächtigung seiner Gegner vermutlich nichts nützen; wenigstens sollte man glauben, daß kein sich selbst achtender Vertreter des britischen Volkes so schwachen Geistes sein werde, sich durch eine so übel begründete Verdächtigung vor seiner Wählerschaft, sich durch diesen Vorwurf,

eigennützig oder abhängig zu ſein, einſchüchtern, von ſeiner Überzeugung abwendig machen und zu den Anhängern Gladſtones hinüberſcheuchen zu laſſen. Gladſtone ſelbſt aber iſt gutes Mutes oder ſcheint wenigſtens an ſeinem Erfolge noch nicht zu verzweifeln. Die allerdings furchtbare Armee ſeiner Gegner ſei, erklärt er, zwar jetzt durch eine wertvolle Truppe aus den Reihen des Liberalismus verſtärkt, doch in ihrer Hauptmaſſe dieſelbe, welche in allen Schlachten der letzten ſechs Jahrzehnte, in denen die Fragen des Freihandels, der Religionsfreiheit und des demokratiſchen Stimmrechts entſchieden worden ſeien, Widerſtand geleiſtet habe und geſchlagen worden ſei. Allerdings habe ein Abfall, eine Sezeſſion in der liberalen Partei ſtattgefunden. Aber das ſei zur Freude und zum Vorteile der Tories ſchon früher vorgekommen. „1793 hatte, ſo ſagt er, eine große und denkwürdige Sezeſſion dieſer Art den furchtbaren Krieg zur Folge, der erſt 1815 endigte. Sie ließ die Partei geſchwächt und verarmt hinter ſich, aber die Partei lebte fort, während die Sezeſſion zu Grunde ging, und was mehr iſt, wir wiſſen jetzt, daß jene Recht, dieſe Unrecht hatte. Wir haben ein zweites Beiſpiel aus dem Jahre 1835, wo Lord Derby und Sir James Graham von ihrer Partei abfielen, um für Erhaltung der iriſchen Staatskirche zu wirken. Das Urteil des Landes zeigt hier wieder, daß die Partei im Prinzip Recht, die Sezeſſion Unrecht hatte. Vergleichen wir die jetzige Sezeſſion mit jenen frühern, ſo ergiebt ſich ein weſentlicher Unterſchied. Jene waren in ſich einig, dieſe iſt es nicht. Einige ſind für unbeſchränkten Zwang, andre für beſchränkten, wie wir ihn achtzig Jahre lang vergeblich geübt haben; einige wollen gar keine lokale Regierung, andre eine ſolche für Provinzen oder Grafſchaften zugeſtehen; einige möchten Irland einen adminiſtrativen Mittelpunkt, aber keinen legislativen, andre möchten ihm dieſen, aber keinen exekutiven geben. Kurz, die Sezeſſion iſt ein vollſtändiges Babel," was nicht unrichtig iſt, wobei aber vergeſſen wurde, daß man in der Verwerfung des Gladſtoneſchen Planes einig und inſofern kein Babel iſt.

Das Manifeſt fährt dann fort: „Die Tories wie die Liberalen von der Oppoſition beſitzen ſamt und ſonders eins nicht: Vertrauen in ihren Widerſtand. Von der Hand in den Mund zu leben, iſt das höchſte, was ſie erwarten. Sie wiſſen, daß der Streit, den ſie ſchüren, nur mit dem Zugeſtändniſſe der Selbſtregierung an Irland enden kann. Iſt dies ſo, dann dreht ſich die uns vorliegende Frage nicht um den Triumph der iriſchen Autonomie, ſondern um die Länge und den Charakter des Kampfes um dieſelbe. Wir ſagen, laßt uns ihn abkürzen, ſie ſagen, laßt uns ihn verlängern. Wir wollen frei und reichlich geben, ſie nur, wenn und ſo viel ſie müſſen." Auch hierin könnte Wahres liegen, doch ſcheint uns die Anſicht Gladſtones von der Unvermeidlichkeit des Triumphs der Parnelliten einer Einſchränkung zu bedürfen. Unter zaghaften Liberalen wie er werden ſie ſiegen, ein entſchloſſener Miniſter dagegen, der nicht Parteimann wäre, würde ſie mit den Mitteln, die England zu Gebote ſtehen, ohne Zweifel bald belehren, daß auch hier die Bäume nicht in den Himmel wachſen.

Straßburger Verfassungsleben.

Von Fritz Ehrenberg.

Einer der politischen Hauptschmerzen, die man hierzulande empfindet und in unsrer Volksvertretung, dem Landesausschusse, immer wieder zum Ausdrucke bringt, ist der Mangel einer selbständigen Gemeindeverwaltung in Straßburg, der Landeshauptstadt des Reichslandes. Nicht als legte man dabei allseitig auf die Hauptstadt als solche Wert; die sonderbündlerischen Bestrebungen oder Neigungen der Lothringer, wie sie in der jüngsten Tagung wieder hervortraten, haben wohl zur Genüge gezeigt, daß den Meisten die Begriffe „Reichsland" und „Landeshauptstadt" mehr oder weniger fernliegen. Aber man benutzt die Straßburger Gemeindefrage gern als Mittel, der angeblich allgemeinen Mißstimmung im Lande zum Durchbruche zu verhelfen und an ihr die Unzuträglichkeiten der neuen Herrschaft vor Augen zu führen.

Auf seiten der Regierung hat man den berechtigten Kern dieser Klagen längst erkannt, oder vielmehr nie aus dem Auge verloren. Die Aufhebung des Straßburger Gemeinderates, der städtischen Selbständigkeit erfolgte genau vor dreizehn Jahren, 1873, und zwar nur auf Zeit aus augenblicklich wirksamen politischen Gründen; der damalige, unter Führung des Bürgermeisters Lauth mit der Regierung in Widerspruch getretene Gemeinderat lehnte die angebotene Verständigung ab und wurde durch Oberpräsidialverfügung aufgelöst. Seitdem versieht ein Regierungsbeamter als „Bürgermeistereiverwalter" die Geschäfte der Stadt und beschließt unter gesetzlicher Genehmigung durch den Bezirkspräsidenten einfach „in Ausübung der Rechte des Gemeinderats."

Dieser Zustand ist sicherlich für kein städtisches Gemeinwesen ein behaglicher, und der freie Sinn der nur leicht mit gallischen Elementen durchsetzten alemannisch-fränkischen Bevölkerung Straßburgs empfindet ihn sehr schmerzlich. In die Bemühungen der Regierung, Abhilfe zu schaffen, ist seit Übernahme der Statthalterschaft durch den Fürsten Chlodwig Hohenlohe ein frischer Zug gekommen. Aber gerade weil die Angelegenheit von der andern Seite im Laufe der Zeit politisch viel zu sehr mißbraucht worden ist, erscheint es nötig, die Freigebung der Straßburger Gemeindeverwaltung als eine Art politischen Trumpfes vorzubehalten und nur gegen gewisse Bürgschaften auszuspielen, welche sich auf die angefangene Stadterweiterung und die über das städtische Vermögen getroffenen Verfügungen, sowie auf die Sicherstellung der bürgerlichen Rechtsansprüche der neueingewanderten Bevölkerung beziehen.

Die Überzeugung, daß die bestehenden Schwierigkeiten nicht unüberwindlich seien, gewann man aus der Verhandlung des Landesausschusses vom 4. März d. J., in welcher ein junger Straßburger Abgeordneter beredt für die Freigabe der Stadtverwaltung eintrat. Bei diesem Anlaß machte sich eine eigentümliche Erscheinung bemerkbar. Je weniger dem betreffenden Abgeordneten politische „Deutschfreundlichkeit" nachgesagt werden kann, umsomehr überraschte es, von dieser Seite bestätigt zu hören, wie kräftig noch die Erinnerung an die alte Zeit in der alteingesessenen Straßburger Bevölkerung lebt. In einer Volksvertretung, deren geringerer Bruchteil sich heute noch gegen den parlamentarischen Gebrauch des deutschen Wortes sträubt, wurde an jene Zeit gemahnt, in welcher das deutsche Wort hier ausschließlich und machtvoll gebot, wurde die Verfassung, welche Straßburg im alten deutschen Reiche gehabt hat, gegenüber der verfassungslosen Gegenwart als erstrebenswertes Ideal hingestellt; man hörte von altelsässischen Lippen die Namen der alten Behörden, der Dreizehner, Fünfzehner, Einundzwanziger, der Ammeister und Stadtmeister nennen. Kurz, alle die Erinnerungen an die wunderbare Verfassung der freien Reichsstadt, an die alte Straßburger Zunftherrlichkeit, die merkwürdige Handwerker-Republik wurden wieder wachgerufen. Sehr gelegen! Um die Mißstimmung der Straßburger in der wichtigen Gemeindefrage ganz zu verstehen, muß man den Blick rückwärts lenken auf die stolze Zeit der Straßburger Selbstverwaltung, der Selbstherrlichkeit, welche einst die Bewunderung der ganzen abendländischen Christenheit auf sich zog. Der schneidende Gegensatz zwischen heute und damals, zwischen der einstigen Selbstherrlichkeit und der jetzigen Bevormundung schärft den Blick für die Erkenntnis der Notwendigkeit einer baldigen Änderung, und es ist daher wohl angebracht, sich das alte Straßburger Verfassungsleben wieder einmal näher anzusehen.

Die Verfassung, unter deren Segnungen Straßburg vier Jahrhunderte lang lebte, wurzelt tief in den Anfängen deutscher Geschichte auf hiesigem Boden, aus denen heraus sie sich organisch entwickelt hat. Sie ist nicht das Werk einer kurzen, zielbewußten Arbeit, sondern steht da als das Erzeugnis jahrhundertelangen Ringens und Schaffens. Als die alte römische Stadt Argentoratum im fünften Jahrhundert von den Alemannen zerstört war, hat die Stätte wohl lange wüst gelegen, denn die germanischen Eroberer siedelten sich nicht auf, sondern dicht neben ihr, längs der von der porta occidentalis nach Westen führenden Straße, der heutigen „Langenstraße," an. Das war die Stadt, die Burg an der Straße, die Strazzeburg, welche sich neben der römischen Trümmerstadt erhob und welche Ende des achten Jahrhunderts bereits populosa genannt wird, worunter Gustav Schmoller allerdings höchstens eine Einwohnerzahl von 1500 verstanden wissen will. Daneben wurde später aber auch die alte Römerstadt wieder belebt, als sich der Bischof dort niedergelassen hatte, als an Stelle des römischen Heiligtums der erste Münsterbau und an

Stelle der Prätorenburg St. Stephan gegründet wurde. Mit dem Bischof aber siedelten sich in Argentoratum die Leute an, welche diesem unmittelbar dienten und für seinen Hof arbeiteten und aus deren wachsender Gemeinschaft der Stand der Handwerker, der spätern Herren der Stadt, wurde.

Unter der bischöflichen Oberherrlichkeit entwickelt sich dieser Stand aus seiner Frohnabhängigkeit heraus bedeutend, wobei der vom Tauschhandel zum reinen Geldverkehr führende Umschwung der volkswirtschaftlichen Verhältnisse wesentlich einwirkt. Von seinem Sitze, dem Frohnhofe aus, der auf der Stätte des heute unsre große Landes- und Universitätsbibliothek bergenden Schlosses lag, gebot der Bischof der Stadt, und die Ministerialen, seine Beamten, überwachten die Ausführung seiner Befehle. Dieses Machtverhältnis wird durch das älteste Straßburger Stadtrecht (1130—1140) näher umschrieben. Noch bleibt der Bischof Oberherr der Stadt; sein Schultheiß hält unter offner Halle „by St. Martin“ — am heutigen Gutenbergplatze — Gericht; seine Ministerialen stehen je einer einem Gewerke vor. Aber gerade diese Gewerke, der Kern der spätern Stadtbürgerschaft, zeigt eine erheblich größere Selbständigkeit. Nicht mehr brauchen sie ausschließlich für den Bischof zu arbeiten; das foro rerum venalium studere, das Arbeiten auf eigne Rechnung, wird ihnen ausdrücklich zugestanden. Die Zunftbildung, die Grundlage der großen Verfassung, zeigt sich hier im Keime. Die Gewerke — als welche unter andern genannt werden die Schwertfeger, Schmiede, Säckler, Schuster, Kürschner, Becherer und Winleute — ordnen unter Leitung der bischöflichen Ministerialen ihre geringern Angelegenheiten selber; allen zusammen gebietet der bischöfliche Burggraf. Von nun ab geht es aber mit der Bischofsherrlichkeit schnell bergab; der Adel nimmt mehr und mehr die Führung der Geschäfte in die Hand und drängt, gestützt auf die wehrhafte Kraft des aufstrebenden Handwerks, die geistliche Gewalt unaufhaltsam zurück. Etwa fünfzig Jahre später hat Straßburg bereits einen mehr oder weniger selbständigen Gemeinderat, und nach abermals hundert Jahren giebt es in der Stadt überhaupt keinen Bischof mehr; seine Macht wird von den streitbaren Straßburgern in der Schlacht bei Hausbergen 1263 für immer gebrochen; von da an hat er seinen Sitz auf Hohbarr bei Zabern. Der Nachfolger des besiegten Bischofs, der kluge Heinrich von Geroldseck, schloß mit der Stadt neue Verträge, konnte indes die erkämpfte Unabhängigkeit Straßburgs nicht mehr anfechten. Man ließ zum Schein noch einen losen Zusammenhang mit der bischöflichen Gewalt bestehen, aber beispielsweise wurde sogar schon die höchste richterliche Entscheidungsstelle für die Ortschaften des Bistums bei Straßburg gelassen. Auch das Handwerk wurde freier. Nicht mehr ein Ministeriale, sondern ein vom Burggrafen ernannter Handwerksmeister war der Oberste im Gewerke, und nur wenige Gewerke standen unmittelbar unter dem städtischen Rate. Im allgemeinen bildete das frühere Verhältnis des Handwerks zum Bischof die Grundlage für die spätere Entwicklung.

Unter Führung des Adels wuchs Straßburg vom zwölften zum dreizehnten Jahrhundert mächtig empor. Die glanzvolle Zeit der Blüte des Mittelalters mit ihrem staunenswerten Umschwunge in Sitte und Bildung, Handel und Verkehr, welche durch die innigere Berührung mit Italien und dem Morgenlande vermittelt wurde, überstrahlte vornehmlich diesen Hauptort des fruchtbaren reichen Oberrheinlandes und hob ihn mit riesiger Schnellkraft zu ansehnlicher Höhe. Die adlichen Herren wußten durch staatsmännische Geschicklichkeit die aus dem bischöflichen Verhältnisse heraus sich entwickelnde Selbständigkeit Straßburgs klug zu befestigen, und als die Zeit der großen innern Umwälzungen, das vierzehnte Jahrhundert kam, traten die neuen Herren ein nach außen ziemlich gesichertes Erbe an. Diese Umwälzungen waren vornehmlich begründet in zwei Ursachen: einmal in dem Entarten der bisherigen Machthaber, der Adlichen, und dann in dem Aufstreben der bis dahin beherrschten, der Handwerker. Eine eigenartige Entwicklung! Bei dem Kampfe zwischen Adel und Bischof löst sich das Handwerk von der Bischofsmacht ab. Dann stehen Adel und Handwerk gegen den Bischof, dann Adel gegen Handwerk, bis schließlich der Inbegriff aller Adelshoheit, das Königtum — allerdings von außen her — die Handwerksherrlichkeit in den Sand wirft.

Der Beginn des Jahrhunderts der Umwälzungen ist zunächst durch die Fehden des Adels gekennzeichnet, welche, wie draußen im Lande, so in der Stadt wüteten. Hier in Straßburg waren es in erster Reihe die Familien Zorn und Müllnheim, welche durch ihre Befehdung fast die gesamte Einwohnerschaft in zwei feindliche Lager spalteten. Der ursprünglich wohl um die Herrschaft in der Stadt geführte Streit wurde dadurch vertieft, daß die große kirchenpolitische Frage hineinspielte, welche dem Streite Kaiser Ludwigs des Baiern gegen Friedrich von Österreich mit zu Grunde lag; die Müllnheime waren gut kaiserlich, die Zorne hielten es mit der Opposition, mit dem Österreicher. Alle Versöhnungsversuche blieben fruchtlos; selbst die Erbauung einer „neuen Pfalz" — eines genau in der Mitte zwischen den beiden feindlichen Hauptquartieren, den sogenannten „Trinkstuben," liegenden neuen Ratshauses, welches für jede der beiden Familien einen besondern Treppenaufgang erhielt*) — nützte nichts. An dieser Unversöhnlichkeit scheiterte schließlich das ganze adliche Regiment, schwangen sich die bis dahin machtlosen Handwerker auf den Herrschersitz. Die Handwerker hatten allerdings einen Vertreter bei dem den Stadtschatz im Pfennigturm verwaltenden Drei-Männer-Ausschuß. Im übrigen aber war ihre Beteiligung an allgemein städtischen Dingen nicht weit her. Dafür zeigte sich der Drang nach einer Änderung immer mächtiger. Im Jahre 1308 brach sogar

*) Die „neue Pfalz" stand auf dem heutigen Gutenbergplatz; ein prächtiger mittelalterlicher Profanbau, der leider weggerissen wurde, nachdem Meister Daniel Speckli 1583 den glänzenden Renaissancebau auf der alten Gerichtsstätte „by St. Martin," das heutige Hotel du Commerce, aufgerichtet hatte.

ein förmlicher Handwerkeraufstand los. Der Chronist Königshofen*) erzählt über dies „alte geschelle zwüschent den edeln und den antwercken," daß am 31. Juli die „antwerg ze Strosburg byenander gezert und wol getrunken, und meintent das her Claves Zorn der Schultheiße hette in vil wiederdrisses geton. Derumbe machtent sich ein teil von den antwerken uf gar ungestümerliche und woltent zogen zu dem Hohenstege uf die dringstube über den Schultheißen." Die Überrumpelung der Adlichen gelang aber nicht; nach kurzem blutigen Straßenkampfe flohen die Handwerker mit Zurücklassung von sechzehn Toten. Zahlreiche Verbannungen waren die Folge dieses Aufstandes.

Damit war indessen das „geschelle" nicht beseitigt, vielmehr lastete das Joch der adlichen Herrschaft immer beschwerlicher auf dem Handwerk. „Under den adeln, erzählt Königshofen, wart etlicher so hochtragende, wen ime ein snider oder ein schuchmeister oder ein ander antwergman phennige hiesch, so slug der edelman den antwergman und gap ime streiche dran." Diese Roheiten des Adels, namentlich der adlichen Jugend, haben übrigens auch nach Zusammenbruch der Adelsherrschaft bis ins 15. Jahrhundert mit zunehmender Heftigkeit angedauert. Nur muß man sich vor dem Wahne hüten, als wäre alles, was Edelmann hieß, schlecht und nur der Handwerker der tüchtige Mann gewesen. In dem nicht zum Handwerkerstande gehörigen Teile der Bevölkerung gab es immer noch eine hohe Summe von Bildung und staatsmännischer Überlieferung, und man darf die Versicherung des Chronisten bei Besprechung der Gewaltthaten der Adlichen ruhig als thatsächlich und nicht bloß als naive Randbemerkung hinnehmen, daß nämlich „doch nit alle sü dotent, wand ir maniger was, die niemanne keinen gewalt dotent." So zeitigte noch kurz vor dem Sturze der Adelsherrlichkeit die in jenen Kreisen aufgespeicherte Bildung ein stolzes Werk, das „Stetterecht," eine Sammlung und Aufzeichnung der bis dahin nur als Überlieferung bestehenden oder verstreut in den Akten herumliegenden rechtlichen Bestimmungen. Zwölf adliche Ratsherren schlossen sich vier Wochen lang in das Johannesstift ein und arbeiteten unermüdlich an diesem wertvollen Gesetzbuch, nach welchem von nun an Recht gesprochen wurde. Gewiß eine höchst rühmliche wissenschaftliche That inmitten der Unruhen und Fehden!

Trotz der durch das neue Stadtrecht gegebnen Bedingungen für bessere Rechtszustände waren aber die Dinge immer unhaltbarer geworden. Die Handwerker litten schwer unter dem adlichen Übermute, und je höher ihre Kunstfertigkeit, ihr durch die eigne Waffentüchtigkeit gehobnes Selbstbewußtsein stieg, desto unleidlicher mußte ihnen ihre Lage erscheinen. Wir werden uns denken können, daß im Stillen auf den Zunftstuben Beratungen gepflogen wurden, vielleicht unter Beteiligung von Adlichen, welche, der Zorn-Müllnheimschen

*) Königshofen oder — wie er sich selbst nennt — „Jocob von künigeshoven ein priester zu Strosburg," Kanonikus zu St. Thoman, schrieb seine Chronik, die erste deutsche, jetzt genau vor 500 Jahren, im Jahre 1386.

Zänkereien müde, selbst nach höherm Einflusse strebten; man besprach eine etwaige künftige Gestaltung der Dinge und erwog vielleicht auch schon die dereinstige Zusammensetzung des Rates. Kurz, das Maß war voll; nur noch der äußere Anlaß fehlte, daß es überlief. Und dieser kam in dem großen Jahre 1332.

Am 20. Mai jenes Jahres, an einer Mittwoch, war nach altem Brauche die „Martsche" (dies Martius), Turnierspiele, auf welche ein festliches Gelage, die „Runtofel," im Ochsensteinischen Hof*) in der Brandgasse folgte. Obgleich die „runde Tafel" einen Vorsitz zuließ, also möglichst wenig Anlaß zu Streitereien bot, brach doch, als sich die Frauen entfernt hatten, Zwist aus, der bald unerhörten Umfang annahm. Es war, als ob die Zorne und Müllnheime den Entscheidungskampf kämpfen wollten; von allen Seiten eilten die Verbündeten herbei, und im Nu war der benachbarte Roßmarkt (der heutige Broglieplatz) ein wüstes Kampfgefilde, auf welchem sich die adlichen Herren nach Herzenslust gegenseitig tot und siech schlugen. Aber — duobus certantibus tertius gaudet. Während sich die Edelleute die Köpfe blutig hämmerten, bemächtigten sich die Zünfte des Stadtregiments, und an diesem Tage beginnt die Zeit der Zunftherrlichkeit, deren letzte Schatten erst im Jahre 1791 für immer verschwinden sollten. Über diese höchst merkwürdige Revolution, bei welcher die Unordnung von den Machthabern und die Thaten der Ordnung von den die Macht erstrebenden begangen wurden, berichtet Königshofen: „Under der wile gingent die burgere und die antwerglüte dar, und sattent einen nüwen rat und kusent derin erbere burger .. on underscheit und darzu von ieglichem antwerge sattent sü ouch einen in den rotte und beruftent alle burgere und antwerke, die swurent dem rote, und der rot auch in."

Die hier in chronikmäßiger Kürze angedeuteten Maßregeln sind so durchgreifend und wurden so umsichtig und schnell durchgeführt, daß die vorhin ausgesprochene Annahme, sie seien lange vorbereitet gewesen, an Wahrscheinlichkeit gewinnt. Die Besetzung der Pfalz und der Stadtthore, das an die adlichen Geschlechter erlassene Waffenverbot, die Beschlagnahme der Schlüssel, des Siegels und des Banners der Stadt, die Einsetzung und sofortige Vereidigung eines neuen Rates, alles das zeugt von kräftiger Durchführung eines verabredeten Planes. Bewunderungswürdig bei der Größe und Vollständigkeit des Sieges ist die weise Mäßigung, mit welcher die Zünfte ihren Vorteil ausnützen. Nicht, wie in den Bauernkriegen, werden die Adlichen vernichtet, sondern man läßt sie ruhig in der Stadt, ja sogar im Rate, setzt sie aber nachdrücklich in die Minderheit. Die Zusammensetzung des neuen Rates finden wir zwei

*) An Stelle des Ochsensteinischen Hofes erbaute im vorigen Jahrhundert die hessendarmstädtische Familie einen Hof, in welchem sich heute die Bürgermeisterei, das Stadthaus, befindet. Wie 1332, so nimmt also auch heute die neue Verfassung ihren Ausgang von dieser Stelle; diesmal nur etwas friedlicher.

Jahre später nach dieser „Ratsänderung“ wie folgt: acht Adliche, vierzehn Bürger (d. i. Kaufherren ꝛc.) und fünfundzwanzig Handwerker. Das Haupt der Stadt war nicht mehr der jeweilige Stettmeister und das adliche Ratskollegium, sondern der Ammeister. Diese Würde hatte sich gewissermaßen aus der des alten bischöflichen Burggrafen entwickelt; er war der Meister der Am(ba)tleute der Handwerker, der oberste aller Zunftmeister; sein Eid galt an erster Stelle; in ihm verkörperte sich die herrschende Gewalt des Handwerks. Der erste in diesem wichtigen Amte hieß Burchard Twinger.

Daß mit dem neuen Regiment ein neues Leben, ein frischer Trieb in das städtische Gemeinwesen gekommen war, erhellt am besten aus der stetigen Zunahme der Macht und des Ansehens, deren sich Straßburg gegen Ende des Jahrhunderts erfreut. Dieses Wachstum ist umso bemerkenswerter, als gerade die Jugendzeit der neuen Verfassung von schweren Stürmen heimgesucht wurde Teuerung, Seuchen, Kriegsnot und andre Nöte folgten einander in schnellem Wechsel. Namentlich wurde Straßburg in die Kriege des Städtebundes wegen der vielen sogenannten „Ausbürger“ — der auswärtigen Adlichen, welche sich als Bürger aufnehmen ließen und dafür Schutz begehrten — verwickelt; diese Kriege fügten der Stadt schwere Verluste bei. Auch die durch wucherischen Übermut herbeigeführten Judenverfolgungen gehören hierher.*) Das war indessen für Straßburg die letzte größere revolutionäre Zuckung dieses aufgeregten wilden vierzehnten Jahrhunderts, und sicher darf man sie nicht der politischen Entwicklung der Straßburger Zunftherrschaft ins Schuldbuch schreiben. Im Jahre 1374 störte noch ein blutiger Familienzwist die öffentliche Ruhe, das „geschelle zwüschent den von Rosheim und den Rebestöcken.“ Von Versuchen zur persönlichen Ausbeutung der Macht ist nur einer überliefert. Es war im Jahre 1385, wo „die gewaltige Manne von antwerklüten“ Johanns Cantzeler, Philips Hans und Walther Wassicher aus der freien Republik so etwas wie eine Tyrannis gemacht hatten. Dem weisen, thatkräftigen Einschreiten des Ammeisters Cuntz von Geispoltzheim gelang es, die drei Gewaltigen unschädlich zu machen und zu bestrafen. Das ging aber alles ab „one klege und one stöße, das es mengelich gros wunder hette wie mens möchte zubringen.“

An der neuen Verfassung wurde nun unablässig gearbeitet und verbessert. Zunächst suchte man (1334—49) die Würde des Ammeisters und zweier Städtemeister lebenslänglich zu machen. Dann gelang es der Zornschen Partei 1349, einen jährlichen Wechsel durchzusetzen, wobei aber die Gewalt der Städtemeister sehr herabgedrückt wurde; dann gab es wiederum 1371 bis 1381 einen zehnjährigen Ammeister. Trotz aller Unruhe vermochten aber die Adlichen nie wieder

*) Es ist schauerlich, zu vernehmen, daß einmal im Jahre 1349 nicht weniger als zweitausend Juden verbrannt wurden; der Mordplatz war neben der Stelle, wo heute das Stadttheater steht, der damalige jüdische Bestattungsort.

die frühere Gewalt zu bekommen. Ja im folgenden Jahrhundert werden sie noch mehr zurückgedrängt. Dies geschah vornehmlich durch die große Umwandlung der Stadtordnung von 1405, welche Gustav Schmoller erst vor etwa zehn Jahren im hiesigen Stadtarchiv entdeckt hat. Dieselbe muß wegen des dabei eingeführten Grundsatzes der äußersten Sparsamkeit und der noch erheblich stärkern Befestigung der Volksherrschaft dem Adel höchst unangenehm gewesen sein, denn 1419 folgt ein Massenaustritt von Adlichen aus der Stadt, dem sich im Laufe des Jahrhunderts noch verschiedne andre anschlossen. Das schwächte zweifelsohne zeitweise die Macht der Stadt; ihre innere Ruhe gewann aber ganz entschieden, da es gerade die unsichersten Elemente waren, welche die Stadt verließen. Um noch die wichtigsten Thatsachen der weitern Entwicklung gleich hier einzufügen: nach dem Auszuge der Adlichen wurden die Vertreter der adlichen Genossenschaften, der sogenannten „Constofeln" (constabularii), im Rat auf 14 beschränkt, während die durch je einen Ratsherrn vertretenen Zünfte die Zahl 28 behielten; 1425 bis 1433 wurde das Stadtrecht durchgesehen, eine ähnliche Riesenarbeit wie die genau hundert Jahre früher geleistete; 1433 das wichtige Kollegium der Fünfzehner (XVer) eingesetzt; 1441 die Satzungen und Ordnungen zum letztenmale durchgesehen; 1448 endlich die Ordnung des obersten Regierungskollegiums der Dreizehner (XIIIer) festgestellt und damit die große umgestaltende Bewegung in der Hauptsache abgeschlossen. Die Zahl der Zünfte beschränkte man nach und nach (1463, 1471, 1482) auf zwanzig, sodaß der Rat mit den zehn Adlichen nunmehr aus dreißig Mitgliedern bestand. Des Rats Bedeutung wurde übrigens später immer mehr durch das wachsende Ansehen der dreihundert Schöffen, der unmittelbaren Zunftvertreter, deren jede Zunft fünfzehn stellte, zurückgedrängt, sodaß die Schöffenversammlung allmählich annähernd die Stellung einer Volksvertretung nach jetzigem Sinne erhielt.

Die zurückgebliebnen Adlichen aber schonte man thunlichst in ihren Gerechtsamen; sie widmeten dafür ihre höhern Geistesgaben und ihre feinere Bildung dem Gemeinwesen, welches durch diesen lebendigen Austausch aller Kräfte zur wunderbarsten Blüte gedieh. Das so entstandene städtische Patriziat stellte zumeist den tüchtigen Beamtenstand, der Straßburg auszeichnete.

(Schluß folgt.)

Abbé Lamennais.

Von Arthur Kleinschmidt.

eine Provinz Frankreichs trägt einen so romantischen Charakter wie die Bretagne; wo wäre die Anhänglichkeit an das Hergebrachte, die Vorliebe zu den alten dunkeln Sagen und Liedern wirksamer? Es ist das Land feuriger Einbildungskraft, leidenschaftlicher Stimmung, düsterer Bigotterie; hier stritten die Chouans für den Enkel des heiligen Ludwig, hier stand die Wiege von Bertrand Duguesclin, Châteaubriand und Lamennais.

Am 19. Juni 1782 zu Saint-Malo als Sohn eines mit dem Zusatze Lamennais geadelten Rhebers Robert geboren, widersetzte sich Hugues Félicité Robert de Lamennais des Vaters Wunsch, einst seine Geschäfte fortzuführen; von Jugend auf bekundete er den Starrkopf eines echten Bretonen, große Leidenschaftlichkeit und Schwärmerei, seine Schwester fand an ihm etwas so Eigentümliches, daß sie sagte: „Er wird ein Dämon oder ein Engel werden." Die Revolution vernichtete das Vermögen der Familie, und er wuchs im Hasse gegen die Jakobiner wie in der Verehrung des geächteten Kultus auf. Bei einem ziemlich tollen Oheim erzogen, der ein Gelehrter und Gegner aller Philosophie war, las er dessen ganze Bibliothek durch, raffte allerhand Kenntnisse ohne Methode und Tiefe zusammen, arbeitete Tag und Nacht, obwohl er lebenslang kränkelte, begeisterte sich für den Evangelisten des Tages, Rousseau, und nahm eine so ungläubige Richtung, daß seine Kommunion wiederholt verschoben wurde. In engerm Verkehr mit den Toten als mit den Lebendigen, litt er an verzehrender Melancholie. Er floh trotz seiner Jugend die Welt, vergrub sich wie ein Anachoret in die Einsamkeit, betrachtete die Menschheit voll unklaren Mißtrauens und war doch von ebenso ungeklärter Zärtlichkeit für sie erfüllt; er mied die Brüder und liebte sie. Im Landhause von La Chênaie bei Dinan, nahe der ewig ergreifenden Gewalt des Meeres, studirte er mit Heißbegier Latein, Griechisch, Hebräisch, moderne Sprachen, die Kirchenväter und die Kontroversschriftsteller, alles als Autodidakt, alles ohne theologische Vorbildung. Religiöse Zweifel zerrissen das junge Gemüt, und erst mit zweiundzwanzig Jahren entschloß er sich zur Kommunion; dann aber widmete er sich, so viel neue Bedenken auch in ihm aufstiegen, voll Feuer der Theologie und nahm 1811 die Tonsur; er trat in das von seinem Bruder gegründete kleine Seminar der Vaterstadt, an dem er in Mathematik unterrichtete, entschloß sich aber erst 1816, die Priesterweihe in Rennes zu nehmen und ließ sich schon 1819

in Rom vom Breviergebete dispenſiren, ſodaß er als Laientheologe gelten kann. Voll Leidenſchaft und Starrſinn warf ſich Lamennais auf die kirchlichen und politiſchen Zeitfragen, ſeit 1814 in recht ärmlichen Verhältniſſen in Paris lebend. Sein Stil war glänzend und verſchaffte ihm einen Ehrenplatz unter den franzöſiſchen Proſaiſten, aber ſeine Beredſamkeit war das Reſultat der Begeiſterung; beſtechende Dialektik und Keckheit der Behauptung erſetzten bei ihm Beweiskraft und Logik; er ſchrieb voll Fanatismus in einem dauernden Rauſche der Rechthaberei. Rückſichtslos verfolgte er ſeine Ideen und Ziele, rückhaltlos haßte er ſeine Gegner; wer nicht für ihn war, war unbedingt wider ihn; ſein geiſtiger Hochmut kannte keine Gnade; es lag ihm alles daran, ſich zur erſten Kirchenautorität aufzuſchwingen. Noch anmaßender als Châteaubriand, bezog er alles im Univerſum auf ſich zurück und hatte vor niemand Ehrfurcht als vor ſich. Er zuerſt machte die periodiſche Preſſe ultramontanen Zwecken dienſtbar, und ſeine Verehrer feierten ihn als „letzten Kirchenvater“; vor ihm beugten ſich Pius VII. und Leo XII., er ſchuf eine Schule, die ſeinen eignen Abfall lange überdauerte und ihren höchſten Triumph 1870 im Dogma der Unfehlbarkeit feierte. Seine Religion war kein Kind ſeines Herzens, ſondern ſeiner Einbildungskraft.

Zum erſtenmale trat der merkwürdige Mann 1808 in der Literatur auf; ein Gegner des Kaiſerreichs und des „Antichriſten“ Napoleon, ſchrieb er gegen die religiöſe Indifferenz die wiederholt aufgelegten Réflexions sur l'état de l'église en France pendant le dix-huitième siècle et sur sa situation actuelle. Hier verherrlichte er die Kirche und ſtellte die Zeit ſelbſt als ihr gegenüber ohnmächtig hin. Napoleon fühlte die Keulenſchläge wohl, und ſeine Polizei unterdrückte das kecke Buch, in welchem die Katholiken eine mächtige Stütze für den hinſterbenden Glauben fanden. Offen ſprach Lamennais ſeine Verzweiflung an der Zukunft der franzöſiſchen Geſellſchaft aus, wenn nicht die Kirche in ihrer alten Machtſtellung reſtaurirt würde; ihm erſchien die Kirche eine Zuchtanſtalt für das Volk, für das der religiöſe Glaube notwendig ſei; an allem Unheile war die Reformation ſchuld, die ſich auf die ſubjektive Vernunft des Einzelmenſchen berief; ihre Folgen mußten der Janſenismus, die Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts und endlich die Revolution werden; gegen die Jeſuiten, das feſte Bollwerk der Kirche, war ein Sturm des Unglaubens losgebrauſt und hatte den Orden hinweggefegt; darum war die Revolution nicht zu verhüten geweſen, Ludwig XVI. mußte das Schaffot beſteigen und die Kirche ging unter; die Jeſuiten — ſo ſchloß Lamennais — müſſen wiederhergeſtellt werden, dann allein kann ſich ein Neubau der Kirche im Staate Ludwigs des Heiligen erheben, und die Pforten der Hölle vermögen nicht, ihn zu überwinden. Fortan lebte Lamennais in beſtändiger Furcht vor dem Untergange der menſchlichen Geſellſchaft, die ihm in einem Delirium oder einem Rauſche erſchien; er ſelbſt wollte lieber ſterben als in dieſer Korruption leben. Ihn und ſeinen Bruder, den

Abbé Jean Marie, beschäftigte dabei der Plan, die Legalität des Gewaltstreiches gegen die Kirche, des Konkordats von 1801, darzulegen; sie arbeiteten seit 1810 an dem dreibändigen Werke La tradition de l'église sur l'institution des évêques, welches 1814 heimlich in Paris gedruckt und verbreitet wurde: es war ein großer Schritt weiter nach Rom hin, und Lamennais mußte sich zur Verteidigung desselben rüsten. Wie er geahnt hatte, erhob sich gegen das Buch mit seinen Entstellungen und Verdrehungen, die gar wenig Freunde fanden, eine Welt von Feinden. Hatte er nach Napoleons Sturz der Rückkehr der Bourbons zugejubelt und das kaiserliche Regiment mit gewohnter Leidenschaftlichkeit verurteilt, so fand er es in den Hundert Tagen geraten, vor Napoleons Zorn und der Erbitterung der Bischöfe im April 1815 nach England zu flüchten, wo er mit Stundengeben seinen Unterhalt fristete. Er fand bald, die protestantische Atmosphäre sei Stickluft für ihn, und lieber würde er in der Türkei leben. Unausgesetzt beschäftigten ihn die Freiheiten der gallikanischen Kirche und die Unfehlbarkeit des Papstes, er wetterte gegen erstere und griff Bossuet mit steigender Wildheit an, wandte sich gegen die irischen Bischöfe, die 1815 ihre Selbständigkeit Rom gegenüber betonten, und trieb in das Fahrwasser der Journalistik, um die wundersame Kraft seiner Feder Rom zur Verfügung zu stellen. Wie Graf de Maistre, folgerte er aus der Souveränität des Papstes seine Infallibilität; er machte de Maistres Ideen dem Volke mundgerecht, führte aus, der Papst sei infallibel und repräsentire die Gesamtvernunft, ihm sei unbedingter Gehorsam zu zollen. Das Haupthindernis für die Realisirung seiner Kirchenverbesserung erkannte er in der Abhängigkeit des Klerus vom Staate, seinem Brotherrn; darum forderte er eine feste Dotation für den Klerus und ging darauf aus, ihn zu einer in sich abgeschlossenen unabhängigen Korporation zu machen; von diesen Ansichten, die bleibendes Gemeingut seiner Schule wurden, schritt er mit der Zeit zur Lehre von der vollen Trennung der Kirche vom Staate vor.

Eine Stunde des Entzückens schlug für den Bewunderer der Jesuiten, als Pius VII. im August 1814 den Orden wiederherstellte; Lamennais erblickte hierin eine mächtige Förderung seiner Lehren. Unter der zweiten Restauration kehrte er im November 1815 aus England nach Paris heim und führte erbitterten Krieg gegen das Lehrmonopol des Staates; es bedurfte des freien Unterrichts, um die Jesuiten zu Herren der Gewissen zu machen; sein Pamphlet „Das Recht der Regierung auf die Erziehung" fand starken Absatz, und seine Schrift von 1818 „Über die Erziehung in ihrer Beziehung zur Freiheit" reklamirte die Freiheit des Unterrichts auf Grund der Rechte des Vaters und der Familie, allein über die Erziehung ihrer Angehörigen zu entscheiden. Bereits in England hatte er ein großes Werk begonnen, den Essai sur l'indifférence en matière de religion, dessen erster Band jetzt 1817 in Paris erschien; derselbe erweckte außerordentlichen Enthusiasmus, und auf Lamennais ergoß sich eine solche Überfülle von Lob, daß sogar er beschämt niederblickte. Bonald, de Maistre, Lamartine über-

trafen sich in Ausdrücken der Bewunderung; Lamennais ward direkt neben den großen Pascal gestellt; das Buch fand alsbald neue Auflagen, Übersetzungen in spanischer und deutscher Sprache, und doch enthielt es nicht einen originellen Gedanken, sondern war eine glückliche Kompilation aus Pascal, de Maistre, Bonald, Châteaubriand u. a. Nannten ihn manche Gegner einen „Lügenfabrikanten" und „Skandalmacher," so verbreitete die ultramontane Partei sein Buch und seinen Ruf weit über die Grenzen Frankreichs. Ohne Liebe und Freundschaft in der Welt, suchte der hochbegabte Priester Ersatz in der Kirche; er wollte herrschen, die unterdrückte Kirche zu neuer Allmacht erhöhen und in ihr eine gebietende Rolle spielen. Mit der absoluten Sicherheit eines scheinbar unerschütterlichen Glaubens trat er auf; seine rhetorische Gewalt war zumal im Zorne, in Donner und Blitz berückend, und mit echt populärer Feder riß er die Indifferenten aus ihrem bequemen Schlummer; er sprach so verachtungsvoll von den gesellschaftlichen Zuständen Europas, wie wenn er ihnen absolut fremd wäre, stritt gegen die Philosophie des siebzehnten und den Unglauben des achtzehnten Jahrhunderts und bezeichnete als einzige Regel der Gewißheit das Grundprinzip der römischen Kirche, ihre Autorität in Glaubenssachen; was von der Lehre der Kirche abwich, galt ihm als schnöder Abfall; wer dem Papste nicht blind gehorchte, war ihm Rebell gegen Gott selbst; jeder Staat, der die Ketzerei duldete, verließ seine kirchliche Grundlage und gab selbst seine Legitimität preis — kurz, die gesunkene europäische Gesellschaft konnte aus der allgemeinen Anarchie nur gerettet werden, wenn sie zur Unfehlbarkeit der päpstlichen Autorität zurückkehrte. Jahrelang wurde das Buch in schärfster Weise angegriffen und widerlegt, Lamennais selbst schrieb 1821 eine Défense. Als begeisterter Streiter der Ecclesia militans wurde er Mitarbeiter am Conservateur, trug nach Kräften zum Sturze des Ministerpräsidenten Decazes bei und bekämpfte den ihm folgenden Villèle in den Journalen Le Drapeau blanc und Le Mémorial catholique. Ohne eigentlicher Royalist zu sein und in beständiger Anfeindung aller Ministerien der Restauration, arbeitete er für die Konservativen; ihm ging Rom über alle Könige. Der Katholizismus erschien ihm die höchste Bildung der göttlich-menschlichen Vernunft; in der Autorität des Papsttums glaubte er die ersehnte Garantie für die ewige Wahrheit zu finden, welche der individuelle Verstand anzweifle; alle obrigkeitliche Autorität schien ihm vom Papste abgeleitet, und er wollte darum den Staat völlig der Kirche unterordnen; fast heftiger noch als den Protestantismus bekämpfte er den Gallikanismus, den Abscheu der Jesuiten. Er pries de Maistres merkwürdiges Buch „Vom Papste," fand bei ihm neuen Stoff und war gewillt, ihn mit allen Waffen des Geistes und der Sophistik zu unterstützen. Nicht minderes Aufsehen als der erste erregten die drei letzten Bände des Essai, die bis 1823 erschienen und wiederholt aufgelegt wurden. Lamennais sah in der Unfehlbarkeit des Papstes die gegebene Basis seiner Erkenntnistheorie, im Papste lag

die absolute Vernunft. Fand sein Werk großen Anklang in Frankreich und im Auslande, bekehrte es viele Ungläubige und Protestanten, so entfachte es auch einen heftigen Sturm gegen ihn, der selbst in Rom fühlbar war, doch hier mit seinem vollen Siege endete; er atmete auf, als Pius VII. ihm 1822 seine Freude über sein Wirken aussprach. Die junge Priesterwelt scharte sich um seine Fahne, und die meisten neuernannten Bischöfe ließen „die wahrhaft katholische Doktrin" in ihren Seminaren lehren; daß ihn seine Ansichten in Konflikt mit den Gerichten brachten, kümmerte ihn ebenso wenig wie die steten Angriffe; er sagte sich: Viel Feind viel Ehr! Die Librairie classique élémentaire entstand unter Lamennais' Miteigentümerschaft, die von seinem Bruder gestiftete Kongregation der „Brüder des christlichen Unterrichts" war dafür thätig, die Zeitschrift Le Mémorial catholique war bis 1830 das ausschließliche Organ von Lamennais' Schule. 1824 reiste der kühne Abbé nach Rom, um den neuen Papst Leo XII. zum Bekenner seiner Lehre zu machen; unterwegs, wie in Rom, vertrieb er seinen Essai sowie das Mémorial catholique und verwendete Meßstipendien für ultramontane Wühlereien. Seine Romfahrt war ein Triumphzug. Der Papst bot ihm im Vatikan selbst Wohnung an, bewilligte ihm zwei Audienzen, plauderte freundschaftlich mit ihm, pries ihn als „letzten Kirchenvater" und schmückte den Empfangssaal, in dem nur die Madonna hing, mit seinem Bildnisse. Kardinäle und Prälaten umbuhlten den Abbé, Jesuiten besuchten ihn, und niemand wagte es, ihm zu widersprechen; er nahm den Kardinalshut nicht an, erwirkte hingegen Lambruschinis Ernennung zum Nuntius in Paris, des Mannes, der sein schlimmster Feind werden sollte, und kehrte, von Leo mit Aufmunterungen und Geschenken entlassen, im Winter 1825 heim. Er stand im Zenith seines Ruhmes und trat zuversichtlicher, herausfordernder in den Streit als je. Aus einer ministeriellen Verfügung nahm er Anlaß, den Unterrichtsminister Bischof Frayssinous anzugreifen, und ließ andern Arbeiten 1825/26 De la Religion considérée dans ses rapports avec l'ordre politique et civil folgen, worin er die gallikanische Kirche und ihre grundlegende Deklaration von 1682 in leidenschaftlichster Herbe geißelte. Er fand es schmählich, daß Karl X. den Gallikanismus schütze, und nannte seinen Staat geradezu atheistisch. Die einzige Wahrheit, die er anerkannte, die christliche, wurde nach Lamennais vom Papste, dem Schlußsteine der Gesellschaft, verkündet; auf der Kirche beruhte alle soziale Ordnung, ihr mußte sich darum der Staat unterordnen und ihr sein weltliches Schwert leihen; nach völlig mittelalterlicher Auffassung sah er alle fürstliche Majestät lediglich als päpstliche Verleihung an; jede nicht auf kirchlichem Boden fußende Verfassung galt ihm als illegitim; Katholizismus und Demokratie waren unvereinbar. Der begeisterte Hierarch brach schroff mit den Legitimisten wie mit den Liberalen; Rom war die Sonne, aus der die Welt ihr Licht erhalten sollte. Das neue Buch versetzte Frankreich in fieberhafte Sensation: vierzehn Kardinäle, Erzbischöfe und Bischöfe ver-

dammten es am 3. April 1826 in einer Deklaration an Karl X., in der sie „die volle und absolute Unabhängigkeit der Souveräne in weltlichen Dingen von jeder kirchlichen Gewalt" seinen maßlosen veralteten Prätensionen entgegen betonten; noch sechzig Prälaten stimmten zu. Als ungehorsam gegen die Staatsgesetze wurde Lamennais, obwohl Berryer ihn verteidigte, am 22. April verurteilt; doch behandelte man ihn voll Schonung, und der Spruch erwähnte seines ehrwürdigen Charakters; seine Schrift wurde unterdrückt, und er kam mit dreißig Franks Buße davon. Voll Erbitterung verfolgte der Episkopat den dreisten Römling, dieser griff nach wie vor die Unterrichtsminister und den Gallikanismus an, war weit konsequenter als seine Widersacher und hatte an Rom einen furchtbaren Hinterhalt, während er die ganze Priesterjugend an sich zog. Mehr und mehr ekelte ihn die konstitutionelle Monarchie Karls X. an, die ihm keine Stütze gewährte; er nannte sie den abscheulichsten Despotismus, der je auf der Menschheit gelastet habe, sah in der Allianz des Priestertums mit dem fürstlichen Absolutismus einen Fehler und verlangte die vollständige Trennung der Interessen der Kirche von denen der Staatsgewalt. Im Hinblicke auf die Verordnungen von 1828 wegen der religiösen Genossenschaften und der geistlichen Erziehung ließ er 1829 seinen Gefühlen in Des Progrès de la révolution et de la guerre contre l'église freien Lauf, wetterte gegen den atheistischen Staat, gegen die Bischöfe und die Deklaration von 1682 und verteidigte die berüchtigte Bulle Bonifaz' VIII. von 1302 Unam sanctam, die den Staat und die Fürsten der Gnade des Papstes preisgab; in fast prophetischen Worten verkündigte er die Revolution des nächsten Jahres; er griff das Kabinet Martignac an, weil es die Gesellschaft entchristliche und alle Anhänger der Kirche, voran die Jesuiten, verfolge; der Moment schien ihm nahe, wo das unterdrückte Volk Gewalt anwenden müsse, um im Namen des infallibeln Papstes gegen den atheistischen König aufzustehen; er nannte sich den Vorredner von 25 Millionen Katholiken. Ungewöhnlich war die Wirkung auch dieser für ihn charakteristischen Schrift; sie fand sofort in Frankreich eine, in Belgien vier neue Auflagen; zahlreiche Widerlegungen tauchten auf. Lamennais trat in einen hitzigen Federkrieg mit dem Erzbischofe von Paris, überwand ihn aber mit Hilfe des Papstes, der ihm seine Aufmunterung und den apostolischen Segen sandte. Ganz allmählich näherte er sich, das liberale Lager verlassend, den Demokraten, eine Konsequenz seiner Lehren. 1829 gründete er unter herzlicher Billigung Leos XII. die „Gesellschaft zur Verteidigung der katholischen Religion," die ihre Organe in Le Catholique und Le Correspondant fand. Aber beide waren ihm bald nicht dienstbar genug. Zu seiner höchsten Genugthuung stieß die Julirevolution Karl vom Throne, und die Presse wurde frei. War Le Mémorial catholique 1830 eingeschlafen, so gründete Lamennais nun das christlich-revolutionäre Journal L'Avenir unter der Devise Dieu et Liberté — le Pape et le Peuple; es erschien seit September 1830. In ihm

herrſchte Lamennais, unterſtützt von den fähigſten Schülern, Lacordaire, Graf Montalembert, Gerbet u. a., die der Religion eine lange vermißte Popularität gewannen und glühend die Sache der Freiheit verfochten, freilich in Gregor VII. den großen Patriarchen des europäiſchen Liberalismus bekränzten. Diesmal ſtülpte die Kirche die Freiheitsmütze auf. Lamennais that den Schritt zur freien Kirche im freien Staate, bekämpfte das Konkordat, forderte ſeine Abſchaffung und die des Kultusbudgets, leugnete das Ernennungsrecht des Königs, ſchlug dem Klerus vor, auf die Staatsbeſoldung zu verzichten und alle Notdurft nur durch die freiwillige Spende der Gläubigen zu beſtreiten; er verſicherte, die Kirche werde wieder mächtig auf das Gemüt der Nation einwirken, wenn ſie zur Armut zurückkehre und nur ihrer religiöſen und moraliſchen Kraft vertraue. Sein Loſungswort war Freiheit der Kirche vom Staate und Verzicht auf alle Staatsunterſtützung; die Kirche aber wollte von Entſagung nichts hören: ihr waren Güter und Beſitz zu wert, ihr graute vor dieſem Freunde. Während er die Alleinherrſchaft Chriſti und des Papſtes predigte, trat Lamennais unter dem Jubel der Prieſterjugend Europas für die unterdrückten Katholiken in Irland, Polen und Belgien ein, focht für den Altar gegen den Thron. Von letzterm aber forderte er unbedingte Freiheit des Gewiſſens, des Unterrichts, der Preſſe und der Aſſoziation, allgemeines Wahlrecht und Beſeitigung des verderblichen Zentraliſationsſyſtems; hatte er früher Kirche und Demokratie unvereinbar genannt, ſo hoffte er jetzt, ſie vermählen, Autorität und Freiheit verſöhnen zu können. Die „Brüder des chriſtlichen Unterrichts“ verbreiteten zumal in der Bretagne die Anſchauungen des Avenir im Klerus und Volk, und Malestroit wurde Novizenanſtalt einer Kongregation für Journaliſten; am 29. April 1831 trat die „Generalagentur für die Verteidigung der religiöſen Freiheit“ ins Leben, deren Präſidium Lamennais führte und die alle Länder, in denen Katholiken wohnten, umſpannen ſollte; ſie verlangte den freien Unterricht und eröffnete trotz Regierungsverbots eine freie Schule. Es fehlte nicht an Preßprozeſſen gegen Lamennais, an Strafen, aber auch nicht an Triumphen; keck ſetzte er den Kampf gegen Univerſität und Biſchöfe fort, bis ſich ein Teil der letztern unter der Leitung des Erzbiſchofs Aſtros von Toulouſe entſchloß, ein Memorandum gegen das revolutionäre Avenir und ſeine Redakteure dem Papſte Gregor XVI. einzuſenden. Dem entgegen riet Lacordaire dazu, ſelbſt das Urteil der Kurie anzurufen; Lamennais ging feurig darauf ein, und in einem Glaubensbekenntniſſe vom 2. Februar 1831 erneuerten die Redakteure die Beteuerungen extremen Ultramontanismus wie die Verdammung des Gallikanismus. Der Papſt ſchwieg, der Kampf gegen das Avenir nahm bedrohlichere Dimenſionen an, es gebrach an Mitteln, das Blatt fortzuſetzen, und ſo entſchloſſen ſich Lamennais, Lacordaire und Montalembert, am 15. November dasſelbe einſtweilen einzuſtellen und ſelbſt ihre Sache in Rom zu führen. Lamennais mochte wohl an die Triumphe ſeines erſten Auftretens in der

ewigen Stadt denken! Er fand zwar bei manchen freundliche Aufnahme, aber die Jesuiten waren gegen ihn thätig, und Gregor empfing die drei Führer des Neukatholizismus schließlich nur unter der Bedingung, daß sie den Zweck ihrer Reise nicht erwähnten Lamennais' unermeßlicher Hochmut mußte die schwersten Niederlagen durchkosten, und die Kurie wies das ihr eingereichte Memorandum über den Zustand der Kirche zurück. Endlich wurde Lamennais des Wartens auf die päpstliche Entscheidung müde und verließ tief verstimmt mit Montalembert Juli 1832 Rom; war der Papst mit seiner Chimäre eines päpstlichen Weltdespotismus recht wohl einverstanden, so verdammte er die Irrlehre moderner Freiheit ebenso unbedingt wie die Regierungen von Frankreich, Rußland, Österreich und Preußen, und in München ereilte Lamennais seine Encyclika vom 15. August: sie verurteilte sämtliche Lehren des Avenir von der bürgerlichen und Preßfreiheit, von der Berechtigung unterdrückter Völker, aufzustehen, und vor allem „den Wahnsinn der Gewissensfreiheit"; ein Breve vom 18. September verschärfte noch die Verurteilung. Sein unfehlbarer Abgott entschied somit gegen ihn; äußerlich unterwarf sich Lamennais, aber sein Herz vergifteten Wut und Ehrsucht. Er schalt Rom den Sitz der Furcht und Schwäche, wo Dummheit und Ehrgeiz sich umarmten. Schon am 10. September erklärte er das Aufhören des Avenir und der Generalagentur zur Verteidigung der religiösen Freiheit. Gregor aber verlangte, Lamennais solle die Lehren, die er gepredigt, offen verdammen, wies seine Erklärungen als ungenügend zurück und trieb ihn zum Bruche. Am 5. November 1833 schrieb ihm der Abbé, seinem Gewissen zufolge dürfe der Christ nur in religiösen Dingen gehorchen, bleibe hingegen in allen das Zeitliche betreffenden Meinungen, Worten und Thaten von der geistlichen Macht frei — und publizirte zur Entrüstung Roms diesen Brief. Trotzdem erklärte er am 11. Dezember ohne Vorbehalt einen unbedingten Gehorsam, widerrief und äußerte dem Erzbischofe von Paris: er unterzeichne damit implicite, der Papst sei Gott. Aber die Kurie war hiermit nicht zufrieden und er zog sich nach La Chênaie zurück, um zum Entscheidungsakte seines Lebens, zum Bruche mit Rom, das ihn verleugnet hatte, zu schreiten. Er kannte nur Extreme und sprang von einem zum andern über. Im Mai 1834 erschienen Paroles d'un croyant, ein Empörungsschrei des Abgefallenen, das Evangelium beleidigten Hochmuts und wildesten Zorns; er verkündete in schwungvollster Sprache, im Tone eines Propheten des alten Testaments, den Untergang der teuflischen Staatsordnung und die Zukunft eines neuen christlichen Reiches der Freiheit und Gleichheit; er rief die Armen auf gegen die Reichen, mißbrauchte die Bibel zu revolutionären Zwecken und predigte den Krieg wider Thron und Besitz. Demokrat geworden, redete er die Sprache St. Justs und Robespierres; gar wenig blieb von kirchlichen Dogmen übrig. Der Papst aber schleuderte am 15. Juli 1834, das ganze Trugsystem des Apostaten verdammend, eine Encyclika gegen die Paroles, die er „das Erzeugnis der Gottlosigkeit und

Frechheit, unbedeutend an Ausdehnung, unermeßlich an Verderbtheit" nannte. Selten hat ein Buch derart die öffentliche Meinung beschäftigt; es erlebte binnen wenig Jahren über hundert Auflagen, zahlreiche Übersetzungen, zahlreiche Widerlegungen und trug dem Verfasser den ewigen Haß seiner Gegner ein, während ihn selbst seine Anhänger verließen. War Lacordaire längst von ihm gewichen, so schnitt jetzt auch Montalembert das Tischtuch entzwei, und er blieb allein, um unbeirrt und aller Rücksicht bar den Kampf bis aufs Messer fortzuführen. Seine Vergangenheit weit hinter sich werfend, betrat er die Laufbahn des Volksapostels; ihm galt die Autorität, sobald sie die Freiheit nicht beförderte, nichts mehr, und er kehrte zu Rousseau, der Liebe seiner Jugend, zurück; stets pulsirte sein Herz in seinen phantastischen Reden. In dem zweibändigen Werke Affaires de Rome (1836/37) schilderte er, ähnlich wie einst Luther, seine Romfahrt von 1832, vertrat Ansichten, die er früher verurteilt hatte, behielt aber die alte Miene der Unfehlbarkeit bei; er warf das eitle Papsttum zu den Toten und huldigte demokratischen Zukunftsidealen. Dem einsamen Oberprieſter — so rief er — bleibe nichts übrig, als sich in der Stille mit dem Stumpfe seines zerbrochenen Kreuzes ein Grab zu graben. Sein neues Journal Le Monde fristete nur wenige Monate das Dasein. Bei Lamennais waren die Irrtümer keine Meilensteine am Wege der Wahrheit, er verirrte sich immer mehr im Zwielichte. 1837 erschien sein die Volkssouveränität empfehlendes Buch Le Livre du peuple; es ließ vom Christentum nichts übrig als die Predigt von der allgemeinen Bruderschaft; Christus ward zum ersten der heiligen Jakobiner, die für die Freiheit arbeiten, das Volk zum echten Souverän, von dem alle Gewalt ausgehe; starb es jetzt im Graben an der Landstraße, so war es doch berufen, despotische Willkür zu stürzen und das Reich Christi wieder aufzubauen. So viel an ihm war, bedrohte Lamennais die Gesellschaft mit einem wirklichen politisch-religiösen Schisma. Er schleuderte ein Buch um das andre gegen die satanische Weltordnung und hetzte schnöde den Pöbel zum Kriege gegen die Besitzenden auf; dies gilt von Politique à l'usage du peuple, De la Lutte entre la cour et le pouvoir parlementaire, De l'Esclavage moderne und den Questions politiques et philosophiques. Die Sand wiederholte seine Tiraden in ihren sozialen Romanen. 1841—46 folgte die vierbändige Esquisse d'une philosophie, ein überwiegend rhetorisches Machwerk, welches wiederum dem gottlosen Zeitalter den Untergang prophezeite und nur Châteaubriand in seiner Arche Noah die Sündflut zu überleben gestattete. Das Pamphlet von 1840 Le Pays et le gouvernement, ein Schlag gegen die Optimatenherrschaft, war einer der übertriebensten und gehässigsten Ergüsse seines Ingrimms; es schrie nach einer totalen Reform, die eigentlich den Namen einer Revolution verdiente, damit Frankreich von seinen Feiglingen, Verrätern und Aussaugern befreit werde; diesmal verurteilte ihn die Jury zu 2000 Franks und einjährigem Gefängnisse, und froh, zum Märtyrer werden zu dürfen, bezog er sofort Ste. Pélagie, wo er Une Voix de prison schrieb. Einer Reihe neuer

Schriften schloß sich 1848 De la Société première et de ses lois, ou De la Religion an, der letzte Bruch mit seiner römischen Vergangenheit; aller Glaube an eine übersinnliche Ordnung war nun ein Frevel gegen die Menschheit. Wie einst die Revolution von 1830, so begrüßte Lamennais die von 1848 mit Frohlocken; er forderte von ihr den Schlag der Wünschelrute, um die satanische Weltordnung zu zertrümmern und das erträumte Lichtreich heraufzuführen; vom 27. Februar an erschien sein mit Duprat und Barbet gegründetes Journal Le Peuple constituant, starb jedoch schon am 11. Juli an Marasmus. Alles kam anders, als der Schwärmer vermutet hatte, die bittersten Enttäuschungen wurden sein tägliches Brot, und er nahm verzweifelt von seinen Lesern Abschied. Noch einmal vergoldete ein Hoffnungsstrahl sein Dasein, als ihn das Seinedepartement in die Konstituante und nachher in die Legislative entsandte, wo der Repräsentant des Sozialismus natürlich auf der äußersten Linken Platz nahm; sein als Mitglied des Verfassungsausschusses schon in der ersten Sitzung unterbreitetes fertiges Verfassungsprojekt für die Republik war so radikal, daß es unbeachtet blieb; er aber verwahrte sich gegen jede Nachgiebigkeit. Auch seine neuen Publikationen in ultrarevolutionärem Geiste machten wenig Eindruck mehr. Regelmäßig in den Sitzungen der Nationalversammlung anwesend, protestirte er durch Stillschweigen gegen ihm mißliebige Akte. All seine Illusionen begrub der unselige Staatsstreich vom 2. Dezember 1851; mit tiefer Trauer fragte er sich, was seine christlich-sozialen Träume nun noch bedeuten sollten.

Er zog sich vom öffentlichen Leben zurück, ordnete die Gesamtausgabe seiner Werke an und betrieb mit jugendlichem Eifer das Studium Dantes. Er wies alle Versuche Pius' IX., ihn mit der Kirche auszusöhnen, ebenso entschieden von der Hand wie die Bekehrungsbemühungen auf dem Sterbebette, blieb der unversöhnliche Feind des herrschenden Christentums und verbot, sein Grab durch ein Kreuz oder einen Stein kenntlich zu machen, sowie ein Wort über seinen Gebeinen zu reden. Ruhig verschied er in seinen Irrtümern, die bei ihm zum festen Glauben geworden waren, am 27. Februar 1854. War sein Geburtstag der Pascals, mit dem ihn einst seine Bewunderer verglichen, so starb er an dem Tage, da Renan das Licht erblickte. Ungeheure Volksmassen begleiteten die Leiche des von Rom abgefallenen zum Père Lachaise, die Polizei hatte Militär aufgeboten und ließ nur acht Leute mit dem Sarge den Friedhof betreten. Dort ruht er, aber kein Zeichen der Trauer oder Liebe nennt die Stelle. Er besaß Kraft, aber keine Tiefe. Angst und Zweifel hatten die hochmütige Priesterseele durchstürmt, Nacht auf Nacht sich um ihn geschichtet; er aber konnte es nicht über sich gewinnen, demütig die Hände zu falten und das Gewand des Erlösers zu erfassen; er wagte den Kampf mit Gott, als ihn der Papst verstieß, aber dem Israel der Bibel nicht gewachsen, sank er zerschmettert zu Boden. Und so schluchzte er denn auf: „Wenn Fluten von Licht und Ströme von Feuer eine andre

Welt überſchwemmen, bleibt die meine ſchwarz und unter Eis. Der Winter umhüllt ſie mit ſeinem Reife, wie mit einem ewigen Schweißtuche. Laſſet die weinen, die keinen Frühling kennen.“

Die naturaliſtiſche Schule in Deutſchland.

3.

Wenn G. Conrad in ſeinen Münchner Novellen trotz allem als ein ernſter Schriftſteller erſcheint, der ſich ſelbſt der Erkenntnis nicht völlig verſchließt, daß es vor den Naturaliſten einige große Lebensdarſteller gegeben hat, die man zwar der „Lüge“ zeihen, aber nicht überführen kann, ſo treten andre Mitglieder der Schule in einer Haltung auf den literariſchen Kampfplatz, als ob die Literatur und die Wahrheit mit ihnen begönnen. Das Äußerſte, nicht in Bezug auf die Dinge, die er „wagt,“ ſondern auf die Anſprüche, die er erhebt, finden wir bei Carl Bleibtreu, dem Verfaſſer der „realiſtiſchen“ Novellen Schlechte Geſellſchaft (Leipzig, W. Friedrich, 1886) und der Schlachtbilder Dies irae, Napoleon bei Leipzig, Wer weiß es? Deutſche Waffen in Spanien, einem Autor, welchem Conrad in einem Begleitbriefe zu dem erſtgenannten beſonders charakteriſtiſchen Buche die Verſicherung erteilt, „er ſei als Erkennender wie als Nachſchaffender der Wahrheit bis in ihre abgründigſten Tiefen nachgegangen,“ und dem er zuruft: „Dem äſthetiſirenden Geſindel mit ſeiner oberfaulen Sittlichkeit mag dein Thun fatal ſein. Wir achten der grinſenden Mäuler nicht und der lüſternen Fratzen, und wo man uns ob unſrer rückſichtsloſen Luſt an der reinen Kunſt und Erkenntnis mit denunziatoriſchen Blicken verfolgt, gehen wir mit ſtolzer Verachtung vorüber.“ Herr Bleibtreu ſelbſt aber erklärt: „Ich wünſche meinem Buche nur dreierlei: daß die Heuchler es unmoraliſch, die Sentimentalen es brutal und gewiſſe jugendliche St. Beuves der Realiſtenſchule es ſentimental finden mögen. Dann wäre ich ja getroſt in meinem Gemüte, daß ich ein hochmoraliſches, geſundes und wahres Buch geſchrieben haben muß.“

Der Leſer entnimmt ſchon aus den angeführten wenigen Sätzen, daß die „Schule“ trotz ihrer „Heißſporne“ die kälteſte Berechnung auf eine weitverbreitete Feigheit nicht außer Augen läßt. Es iſt ja weder angenehm, ſich öffentlich der „patentirten honetten Schurkerei“ angeſchuldigt zu ſehen, noch beſonders vergnüglich, als „Blauſtrumpfſchmierer, Wonnebrunzler, Feigenblättler“ angeredet zu

werden, und eine große Anzahl von Männern, welche berufen wären, dem Unfug entgegenzutreten, geht ihm mit der stillen Hoffnung aus dem Wege, daß er über kurz oder lang im Irrenhaus (Abteilung für Größenwahnsinn) erlöschen müsse. Wie viel inzwischen in unsern literarischen Zuständen, die wahrlich schon verworren und widerwärtig genug sind, noch verschlechtert, wie viel Talente auf Irrwege gedrängt, wie viel „Empfängliche" im Publikum der Genußfähigkeit für jede andre Lebensdarstellung beraubt werden, kümmert diese Vorsichtigen nicht. Sie wünschen von niemand „verkannt" zu werden und sind ja ganz gewiß, daß der groteske Kriegstanz, der mit wilder Bedrohung aller pseudoidealistischen „Schurken" aufgeführt wird, bald in lächerlicher Weise enden werde.

Einstweilen aber scheinen die Jünger der „unerschrocknen" und schon darum „wahrhaft-sittlichen" Kunst ihres Sieges ebenso gewiß. In der Vorrede zu dem Buche „Schlechte Gesellschaft" orakelt Carl Bleibtreu wie folgt: „Gerade durch den Gegensatz höchster Sentimentalität zu der völlig ungeschminkt dargestellten Rohheit des realen Lebens kann jener unheimliche Eindruck künstlerisch erzeugt werden, den das Wesen des Menschen bei jedem denkenden Beobachter wachruft. Der Mensch ist keine Maschine, und eine bloße physische Anatomie daher unrealistisch. Anderseits soll rücksichtslos die Einwirkung des Physischen betont werden. Die verlogne Patchoulipoetik, in welcher das Menschentier mit beschnittnen Krallen in Glaceehandschuhen sich spreizt und gleichsam in Zuckerwasser besäuft, muß solange befehdet werden, bis der tausendfältige Sündenschmerz der Menschheit endlich das Geflöte der Afterpoesie mit seinem donnernden Aufschrei erstickt hat. Es steckt ein dämonisches Element in jeder Rücksicht auf die Feuerversicherungsanstalten der konventionellen Moral. Selbstverständlich sind die Figuren und Handlungen samt und sonders erfunden; die Modelle dazu sind leicht zu treffen, daß es sich hier für mich nur darum handelte, gleichsam Symbole zu schaffen. Mit solchen Einzelstücken des neudeutschen Daseins muß begonnen werden, ehe es gelingt, die komplizirte Mechanik der Gesellschaftsordnung analytisch in ihre Teile zu zerlegen."

Da hätten wir denn wieder alle Schlagwörter beisammen, deren es bedarf, die zahlreichen Tröpfe und Pinsel einzuschüchtern, die an der Spitze der „geistigen Bewegung" zu bleiben wünschen und nicht im Augenblick zu erkennen vermögen, welcher armselige Humbug hinter diesem Wortgepränge steckt: die verlogne „Patchoulipoetik" (welche die Poesie von zwei Jahrtausenden umfaßt), die das „Menschentier mit seinen Krallen" nicht darzustellen weiß und darum zum „Geflöte der Afterpoesie" wird, die „konventionelle Moral" (Conrad nennt es „polizeimäßige Scheinmoral") und endlich das „neudeutsche Dasein." Denn niemand geringeres wird als der geistige Vater des brutalen Naturalismus proklamirt als — Fürst Bismarck. Wie der große Staatsmann dazu kommt, sich im Sinne der literarischen Naturalisten für den ersten modernen Menschen erklären zu lassen, dürfte schwer zu erraten sein; die Berufung aber auf ihn,

den Schöpfer des neuen Deutſchlands, die Huldigung, welche ihm gebracht wird, und der Gebrauch des Wortes neudeutſch ſind ebenſoviele Magnete für jene naiven Gemüter, denen jede Phraſe imponirt. Übrigens ſoll garnicht geleugnet werden, daß die Berufung in gewiſſer Weiſe in gutem Glauben geſchieht, das Selbſtgefühl der Herren iſt ſo gewaltig, daß ihnen nur die Selbſtvergleichung mit den erlauchteſten und mächtigſten Geſtalten genügt.

Im Ernſt hat das alles ungefähr ſoviel Sinn und Bedeutung, als wenn ein Seifenfabrikant ſein neueſtes Geköch Bismarckſeife tauft oder ein Liqueurfabrikant auf ſeine Etiketten das Bild des Fürſten-Reichskanzlers druckt. Eine Wirkung thut es immer, und ſo mag denn auch die Verſicherung, daß es neudeutſches Leben ſei, was in der „Schlechten Geſellſchaft“ den Leſern vorgeführt wird, hie und da geglaubt werden.

Wir vermögen in den drei Hauptnovellen des Bandes „Die Proſtitution des Herzens; aus dem Tagebuch eines Überflüſſigen,“ „Eine feine Familie“ und „Raubvögelchen“ nichts andres zu erblicken als Studien aus der Berliner Halbwelt, Studien, in denen zwei Momente „neudeutſchen“ Lebens ganz gut wiedergegeben ſind. Erſtens der ſchauerliche, aus Unflätereien der gemeinſten Sorte und Stilblüten gelegentlicher Lektüre gemiſchte Umgangston, den eine Anzahl junger Männer in ihren Kneipen für geiſtreich und zeitgemäß erachten und, wie ſchon früher erörtert, gewohnheitsmäßig auch an Orte tragen, wohin er noch weniger gehört als in die Spelunken, deren öde Gleichförmigkeit bei ſcheinbarer Mannichfaltigkeit der Verfaſſer fleißig beobachtet und deutlich wiedergegeben hat. Zweitens die dämoniſche Anziehungskraft, welche Kellnerinnen, Ladenmädchen und ähnliche weibliche Exiſtenzen auf die neudeutſchen Jünglinge mit dem eben erwähnten Jargon äußern, ſobald ſie irgendeine innere oder äußere Schranke zwiſchen ſich und der frechen, zutäppiſchen Begehrlichkeit aufrichten. Was allein unecht an dieſen Schilderungen erſcheint, iſt die ihnen beigemiſchte „heilige Ideologie.“ Nicht, daß wir in Zweifel zögen, daß ſich ein oder der andre ungeſchickte Burſche, wie er in der „Proſtitution des Herzens“ geſchildert werden ſoll, gelegentlich unter das „welterfahrne“ Geſindel verläuft, welches als die goldne Jugend Neudeutſchlands geſchildert iſt. Doch abgeſchmackt und widerwärtig zugleich iſt es, daß ſich dieſer „stud. phil. Gottlieb Ritter,“ in deſſen Tagebuchblätter und Herzensgeheimniſſe wir eingeweiht werden, um einer Chanſonettenſängerin willen erſchießt, und daß dieſe Holde ihm im Tode nachfolgt. Nebenbei erfahren wir allerdings, daß dieſer Berliner Nachfolger des ſeligen Rolla Alfred de Muſſetſchen Angedenkens ſein Leben überhaupt zwecklos verſchleudert und neben einigen Kolportageromanen, die er um des Erwerbs willen verbricht, eine Lyrik pflegt, bei deren Vergleich mit ſeinen Göttern Burns, Byron, Heine und Muſſet ihm wohl weltſchmerzlich zu Mute werden mag. Auch zeichnet er wörtlich auf: „Ich bin ein elender Feigling. Um dieſer degradirenden Leidenſchaft zu entgehen, ergebe ich mich gemeiner Liederlichkeit. O

Ekel, Ekel. — Weiß Gott, wenn ich den Unflat der sonstigen Berliner Anrüchigkeit durchwatet habe, so ist mir stets, wenn ich Karola wiedersehe, als sei sie meine reine Liebe, als sei sie eine anständige Jungfrau. Bei mancher »höhern Tochter« und Heiratsspekulantin habe ich dies Gefühl nie gehabt.“ Wir mögen also glauben, daß Herr Gottlieb Ritter sich erschießt, weil er seiner ganzen Existenz müde ist und für sein eignes Bedürfnis mit diesem Selbstmorde den theatralischen Coup verbindet, sich von einem Mädchen zum Tode verurteilen zu lassen, welche auf seine Todesankündigungen wie auf seine Liebesversicherungen jederzeit mit dem charakteristischen Worte „Mehlsuppe“ antwortet. Und was Karola anlangt, so ist ja leider möglich, daß ihr das entwürdigte und jeden Tag neu beschmutzte Dasein eines Mädchens, die jedermann als Dirne behandelt, auch wenn sie zufällig keine Dirne sein sollte, so unerträglich geworden ist, daß sie ihm ein Ende in der schlammigen Spree macht. Aber wenn wir dafür empfinden und die Tragik eines solchen, durch die nichtigsten Nichtswürdigkeiten zu Grunde gerichteten Lebens begreifen sollen, müßten wir etwas andres über die Arme erfahren haben, als was uns in den Tagebüchern des lyrischen Dichters Gottlieb Ritter mitgeteilt wird. Der drastische Lokalton des Anfangs und das Ende stehen hier in einem unlösbaren Widerspruch, und an diesem Widerspruch leidet die ganze naturalistische Darstellung. Noch viel stärker als in der „Prostitution des Herzens“ tritt die hohle Unreife dieser Art der Erfindung und Ausführung in der Novelle „Raubvögelchen“ hervor. Mit dem Molièreschen Motto: Vous voyez ce que peut une indigne tendresse wird uns hier der tragische Ausgang einer Leidenschaft erzählt, welche der Komponist Herr Ernst von Bullrich für eine Tirolerin Toni faßt, die als „Buffetmamsell“ im Nationalkostüm in einem im Norden der Reichshauptstadt gelegnen Schenklokal fungirt. Herr von Bullrich wird als ein wirklich talentvoller und noch illusionsfähiger Mensch geschildert. Ist er ein solcher, hat er alle die Fähigkeiten, die er im letzten Teile der Bleibtreuschen Novelle entfaltet, so ist es wohl möglich, daß er eine Art Leidenschaft für die Tiroler Toni faßt, aber unmöglich, daß er sich Tag für Tag in der Gesellschaft dieser Galgenstricke und seelisch pöbelhaften Gesellen bewegt, die in der Kneipe des Herrn Driesel zusammenkommt. Das freche Gerede und die Don-Juan-Prahlereien seines Kreises treiben den feinempfindenden Komponisten immer tiefer in die Liebe für eine Person hinein, welche der Schriftsteller folgendermaßen schildert: „Äußerst ungerecht hatte Erdmann [ein naturalistischer Poet] sie »das raffinirte Naturmensch« getauft und sie für eine abgefeimte Kokette erklärt. Auch die Natur ist kokett; man beobachte die Löwin, wie sie mit hochgehobnem ringelnden Schweif um den Löwen herumstreicht. Das richtige Urweib treibts überall in gleicher Weise. Sie war ganz Natur, das fesche Mädel. Es konnte in der That nichts Berückenderes geben, als diese Mischung von Brutalität und verlockender, schalkhafter Grazie, von frivoler Lustigkeit und gefühlvoller Empfindelei. Ist »Poesie

nur Leidenſchaft,« ſo mochte man ſie getroſt ein hochpoetiſches Weſen nennen. Denn jeder Nerv an ihr fibrirte von Leidenſchaft. Auch ihre Sinnlichkeit, wahrſcheinlich längſt im erſten Austoben verraucht, wandte ſich viel mehr nach der Richtung der Gemütsſinnlichkeit, der Herzensleidenſchaft hin. In Wahrheit, die Hälfte des jungen Berlin war in ſie verliebt oder verliebt geweſen.“ Nachdem Bullrich der Himmel weiß wie lange die Tirolerin umworben, kommt es zu einer Kataſtrophe: der brutale Bierwirt wirft die widerſpenſtige Buffetdame in der hergebrachten Manier zum Hauſe hinaus, und Ernſt von Bullrich erfährt zu ſeinem Unglück nachträglich, daß die ſchöne Toni den Liebeswerbungen reicher Bankjuden und andrer unqualifizirbarer Liebeshelden ſiegreich widerſtanden hat. Da verlockt es ihn denn, als er auch noch einen Brief von ihr erhält, worin ſie bittet, ihr im Anhalter Bahnhofe bei ihrer Abreiſe nach Wien Lebewohl zu ſagen, ſich und ſein Schickſal auf dieſe gefährliche Karte zu ſetzen. Er begleitet Toni nach Wien und gewinnt ſie unterwegs zur Geliebten. Wie zweifelhaft der Gewinn iſt, wird ihm undeutlich ſchon in den paar Stunden klar, die er mit ihr auf dem Semmering und in Maria-Zell verbringt, ſchauerlich deutlich aber, als er ſie im „Hotel Karpathia“ in den Armen eines früheren Geliebten, eines kaiſerlichen Huſarenoffiziers, findet. In der erſten Hitze ſchlägt er den Grafen Leo Martinek, der ihn in gemütlicher Plauderei mit Toni einen Gimpel und Haderlumpen genannt, ins Geſicht, und ſo wird ein Piſtolenduell unvermeidlich, welches auf der Margaretheninſel bei Peſt ſtattfindet und mit dem Tode des Muſikers endet. Daß er zuvor Toni, welche ihm eingeſteht, daß Graf Martinek ihr erſter Liebhaber geweſen iſt, zur Erbin ſeines Vermögens einſetzt und noch während des Duells ſeinen Gegner in einem Billet bittet, Toni wenigſtens zu ſeiner „legitimen Mätreſſe“ zu machen, um ſie vor Schlimmerem zu bewahren, paßt zum übrigen. Geradezu blasphemiſch aber im ſchlimmſten Sinne des Wortes ſind die patriotiſchen Anwandlungen, welche der Zukunftsmuſiker wenige Stunden vor ſeinem „tragiſchen“ Ende bei der Beſichtigung eines Panoramas der Schlacht von Rezonville anſtellt. „Lange ſtarrte Ernſt auf dieſe Szene in ſchauernder Erſchütterung. Ihm ſchwanden Raum und Zeit, er glaubte ſich auf die Wahlſtatt ſelbſt verſetzt, auf das Völkergolgatha, wo das Schwert fährt durch die Seele der Gottesmutter Natur in Trauer um die Menſchheit, die ewig gekreuzigte. O wie kleinlich, wie widrig das Ideal, für das er hier als Todgeweihter ſtand — hier angeſichts ringender Völker, die um die Größe ihres Vaterlandes bluten.“ Und in noch unglaublicherem Stil ergeht ſich der überlebende Freund, der naturaliſtiſche Poet Fritz Erdmann, welcher bei dem Duell mit Graf Martinek als Sekundant gedient hat, als er ſich glücklich wieder in der Kaiſerſtadt an der Spree befindet. „Erdmann dachte ſeiner toten Freunde. Ihr mußtet noch die Kreuzigung erdulden, die das moderne Leben dem idealen Geiſte mit tauſend ſchneidigen Nägeln in die blutrünſtige Seele hineinmartert. Jedes Gefühl, jede Stunde ſchlug euch Wunden. Aber ihr habt euer Loos verdient.

Ihr suchtet die Poesie, sie, die allein über die Misere des materiellen Lebens erheben kann, in der erotischen Leidenschaft. Ist dies eine Zeit zum Tändeln? Freilich suchtet ihr nicht die Rosen, sondern nur die Dornen — ihr suchtet im Schmerz der Liebe das Geheimnis der wahren Liebe. Und der edle Mann, der eine Gefallene liebt, der hat wahr geliebt." Folgen einige Kraftphrasen vom Weltgeist, dem droben die unsichtbare Glocke erklingt, vor dem Äonen wie ein flüchtig Jahr hinflattern im Sturme der Zeit, „o Weltgeist, thu dich mächtig kund mit deiner donnernden allewigen Wahrheit und als Wiederhall deiner Glocke entsiegle die Lippen wahrer Seher, die einsam und stolz über die kleinlichen Leidenschaften der Menschheit dahinschreiten. Das ewig Männliche zieht uns hinan!" Ob Fritz Erdmann (alias Karl Bleibtreu) unter dem „ewig Männlichen" die fröhliche Brutalität des neudeutsch hauptstädtischen Lebens oder den Schlachtenmut versteht, dessen Verherrlichung sich Bleibtreu neben der Charakteristik der schlechten Gesellschaft angelegen sein läßt, jedenfalls paßt der pathetisch-prophetische Schluß zu „Raubvögelchen" und den vorangegangnen Geschichten wie ein Kirchenlied ins Bordell! Und wenn wir das so anspruchsvoll als unerfreulich auftretende Buch im ganzen noch einmal mustern, so müssen wir sagen, daß der Eindruck vor allem derjenige einer knabenhaften Unreife ist. Da der Verfasser versichert, hochmoralische Tendenzen zu hegen, und die Brutalität der Darstellung die Wirkungen der sinnlichen Szenen völlig aufhebt, so bedarf es keiner Warnung vor dieser „Schlechten Gesellschaft" — sie verbreitet einen Duft um sich, der ohnehin jeden Menschen zurückschreckt, welcher die „heuchlerische" Neigung hat, etwas reinere Luft zu atmen.

Doch ist das alles unwesentlich der einen Hauptfrage gegenüber, die zwischen uns und den Naturalisten zu schlichten bleibt. Ist das, was sie geben, was sie mit Vorliebe und Ausschließlichkeit darstellen, in der That die Wahrheit, die volle Wahrheit, ist es die Quintessenz und der Hauptinhalt des modernen Lebens, bietet das ganze Deutschland dieses Jahrzehnts dem Dichter keine andern Menschen, keine andern Bestrebungen und Empfindungen mehr, als die im Eingangsartikel charakterisirten? Muß der Darsteller, der nicht lügen, nicht akademisch das längst Dargestellte wiederholen, aus den Tiefen des echten Lebens schöpfen will, gerade diese und nur diese Szenen und Gestalten wiedergeben, die ganze Mannichfaltigkeit unsers Kulturdaseins nur Schein nennen und die schmutzige Eintönigkeit der naturalistischen Charakteristik und Schilderung allein Wirklichkeit? Uns dünkt, auch wer mit dem schärfsten und zugleich mit dem sorgenvollsten Blicke in die moderne Welt hineinsieht, wer jeder optimistischen Täuschung und selbst dem holden Leichtsinne fremd, der ein rechtmäßiges Erbteil des Dichters wie des poetisch Genießenden ist, sein Gesamtbild des Lebens mit dem Bilde in diesen und verwandten „realistischen" Novellen vergleicht, kann über die Antwort nicht einen Augenblick im Zweifel sein. Es ist entweder eine völlige Nichtkenntnis des Lebens, eine Armseligkeit des Auffassungsvermögens

und der nachſchaffenden Phantaſie, eine Unfähigkeit, die tüchtigen und reinen Naturen zu erkennen und von der Durchſchnittsmaſſe zu unterſcheiden — oder es iſt einfach ein literariſches Raffinement, eine der Gier nach dem vermeintlich „Neuen" entſtammte Einſeitigkeit, welche dieſe widerwärtigen Darſtellungen hervorbringen. Was ſoll die Berufung auf Natur und Leben, wenn ſich überall die Unempfänglichkeit für die Fülle der Erſcheinungen, der Stumpfſinn gegen die unendliche Mannichfaltigkeit der Miſchung des Phyſiſchen und Pſychiſchen, die Blaſirtheit gegen die vornehmere und feinere Individualität (wir bedürfen wohl keiner Verſicherung, daß wir damit etwas völlig andres im Auge haben als das, was man im geſellſchaftlichen Alltagsjargon vornehm und fein nennt) die Luſt am Lärm geltend machen und die Wiedergabe der Natur auf einen kleinen und zwar den unerfreulichen Teil deſſen beſchränken, was dem Dichter auch in der Gegenwart und trotz der Gegenwart zu Gebote ſteht! Weder Bleibtreu noch einer ſeiner jungen Genoſſen von der naturaliſtiſchen Schule haben bisher ein beſondres Recht, ſich auf die Größe, Treue oder Tiefe ihrer Naturbeobachtung zu berufen, die Wirklichkeit iſt überall reicher, vielſeitiger und bei aller Brutalität doch minder brutal als ſie.

Bleibtreus Schlachtbilder werden von ihm ſelbſt als moderne Epen bezeichnet. Ganz gewiß ſind ſie erfreulicher als ſeine Novellen aus dem neudeutſchen Leben, aber ebenſo gewiß keine Leiſtungen, auf welche ſich der Anſpruch gründen läßt, die deutſche Literatur um eine neue und ergiebige Gattung bereichert zu haben. Denn auch das mäßigſte Darſtellungstalent würde imſtande ſein, mit Hilfe einiger Studien, Schilderungen der Art wie Bleibtreus „Leipzig" und „Waterloo" zu entwerfen. Der Dichter hat vor dem Maler den Vorteil voraus, die verſchiednen wichtigen Augenblicke einer Schlacht in ihrer Folge ſchildern zu können. Er kämpft mit dem Nachteil, daß die erdrückende Maſſe der Äußerlichkeiten, welche in einer realiſtiſchen und naturgetreuen Schlachtſchilderung kaum fehlen darf, ſeiner eigentlichen Aufgabe fortwährend im Wege iſt und ſich ſchwerlaſtend an die vorwärts drängende Handlung anhängt. Unverkennbar empfindet Bleibtreu in ſeinen Schlachterzählungen alle dieſe Hemmniſſe, zu welchen ſich bei ihm noch zwei andre geſellen, die der Erreichung ſeines Zieles nicht minder hinderlich ſind. Die Verwandlung ſeiner Studien in lebendige Anſchauung gelingt ihm keineswegs vollſtändig, an die Stelle der zwingenden, fortreißenden Darſtellung tritt nur allzuoft die Leſefrucht. Auch die unbeſiegbare Neigung Bleibtreus, in dröhnenden Worten ſeine ſubjektive Meinung über Menſchen und Dinge, über Napoleons Strategie, das europäiſche Gleichgewicht und die Politik der Zukunft kundzugeben, iſt der Unmittelbarkeit der Wirkung nicht förderlich. Ein paar Beiſpiele mögen zum Beleg des Geſagten genügen. Wenn in der Schilderung der Schlacht von Leipzig wörtlich zu leſen ſteht: „Dieſe Verſchiedenheit prägte ſich nur in der bunt gemiſchten wechſelnden Farbe aus, durch welche die ſonſt

in Schnitt übereinstimmenden Uniformen der Fremden von denen der Franzosen abstachen. Da strahlten die krapproten Röcke mit himmelblauen Vorstößen und gelben Kragen der Schweizer neben den himmelblauen Uniformen mit gelben Aufschlägen der polnischen Weichsellegion. Da sah man die kapuzinerbraunen Fracks mit dunkelroten Klappen und grünen Epauletten und die lackirten Lederhelme von Portugiesen neben den weißen, mit hellgrünen Vorstößen geschmückten Uniformen des spanischen Gardeleibregiments Josef Napoleon. Da begrüßten die grüntuchenen Spenser der piemontesischen Dragoner die gleiche Kostümirung der belgischen reitenden Jäger u. s. w.," ja wenn in der Schlacht von Waterloo ein ähnlicher Armeeschneiderkatalog sogar dem selbst erzählenden Helden in den Mund gelegt ist, da spürt auch der naivste Leser, wie das Hühnchen des „modernen Schlachtepos" die Eierschalen des gemalten Schlachtbildes noch mit sich schleppt. Wenn mitten in die lebendige, Illusion erweckende Darstellung des 18. Oktober eine lange Aufzählung der einzelnen Korps und ihrer Stärkeverhältnisse geschachtelt und dazu die Bemerkung zum Besten gegeben wird: „Man würde bei der ebenbürtigen Tapferkeit der Alliirten nicht begreifen können, daß Napoleon — dessen Feldherrngenie unter diesen Umständen sehr wenig wirksam sein konnte und sich nur in der richtigen Verteilung seiner schwächern Streitkräfte zu erkennen gab — nicht am 18. entscheidend geschlagen wurde, wenn man nicht die ausgezeichnet schlechte Führung der verbündeten Truppen in Anschlag bringen müßte. Die Angriffe geschahen durchaus vereinzelt u. s. w." so giebt sich darin aufs mindeste eine Gleichgiltigkeit des Schriftstellers gegen den geschlossenen einheitlichen Eindruck seiner Kompositionen kund, welcher der Meisterschaft noch bedenklich im Wege steht. Allerdings wäre es ungerecht zu verkennen, daß in den „Dies irae, Erinnerungen eines französischen Offiziers" betitelten Schlachtbildern von Sedan der Charakter unmittelbarer Darstellung unendlich besser gewahrt ist, ungerecht zu verschweigen, daß auch die „Wer weiß es?" überschriebenen, in Spanien, England und bei Waterloo spielenden Novellen oder Szenen weniger mit Reflexionen, unreifen Urteilen und phantastischen Orakelsprüchen durchsetzt sind als „Napoleon bei Leipzig," es wäre endlich der Gipfel der Ungerechtigkeit, einem Schriftsteller gegenüber, der nach Aussage von Kürschners Literaturkalender fünfundzwanzig Jahre zählt, ein schweres Gewicht auf einzelne Rohheiten und Geschmacklosigkeiten zu legen.*) Anders aber erscheinen alle diese Dinge, die Bonaparte-Anbetung und die poli-

*) Beiläufig bemerkt, die Naturalisten lassen sich, so eifrig sie hinter dem häßlich Charakteristischen dreinjagen, doch höchst charakteristische Züge entgehen. Die unmittelbar nach der Leipziger Schlacht von Augenzeugen und Beobachtern veröffentlichten kleinen Schriften enthalten sehr bezeichnende Züge. Uns dünkt, Napoleon, der mit geringschätziger Miene die Felder entlang reitet, längs deren tausend und abertausend Zeugnisse von der Verdauungskraft seiner Krieger vorhanden sind, und hundert ähnliche kleine Aufzeichnungen der zeitgenössischen Berichterstatter dürften die echten Jünger Zolas nicht außer Acht lassen.

tischen Phantasien Bleibtreus eingeschlossen, im Zusammenhang mit den unglaublichen und in der That an Größenwahnsinn streifenden Prätensionen der neuen Schule. Was man als jugendliche Unreife, als Irrungen einer starken und in ihrer eigentümlichen Stärke naturgemäß einseitigen Begabung, als unvermeidliche Unvollkommenheiten einer zu raschen Produktion billig beurteilen und in der Voraussicht hinnehmen könnte, daß der Autor selbst auf einer höhern Entwicklungsstufe diese Mängel abstreifen werde, das gewinnt ein völlig andres Gesicht, wenn es mit der Forderung auftritt, als Vorläufer einer neuen Ära der deutschen Literatur, als Präludium zur poetischen Symphonie des zwanzigsten Jahrhunderts anerkannt und bewundert zu werden. Erscheinungen wie diejenige Bleibtreus können um deswillen keine Gesundung unsrer Literatur bedeuten, weil die hohle Selbstüberschätzung, die theatralische Großmannssucht den realistischen Kern, die Empfänglichkeit für die soviel betonte Wirklichkeit rettungslos zu zerstören droht. Wenn der Satz, der Mensch verehre nicht die Größe, sondern ihren Schein, nicht die That, sondern ihren Ruhm, nicht den Cäsar, sondern sein Staatsgewand, innerhalb der Weltgeschichte eine Art Wahrheit hat — im Bereiche der Kunst ist er die gefährlichste Maxime. Niemand scheint weniger zu wissen als die Naturalisten, daß unsrer Literatur mit Reklamehelden, mit Schriftstellern, die jeden Augenblick in theatralischer Pose stehen, nicht gedient ist, und daß das Zeitalter der „Wirklichkeit" nicht mit Feuerwerken beginnen wird, die man nach der Zahl der verbrauchten Raketen und Kanonenschläge abschätzen kann.

Zur Kritik des deutschen Strafsystems.

Von Karl Seefeld.

Was ist die Strafe? Was ist der Zweck der Strafe? Wie muß die Strafe beschaffen sein, damit sie ihren Zweck erreiche? Es ist schon lange her, daß sich Theorie und Praxis der Strafrechtspflege mit diesen Fragen zu beschäftigen angefangen haben, und dennoch kann noch immer nicht behauptet werden, daß eine allseitig befriedigende Lösung derselben gefunden worden sei. So schwer wird es dem Menschen, eines Amtes zu walten, das eigentlich das Maß seiner Kräfte zu übersteigen und eine höhere Organisation seines Wesens vorauszusetzen scheint.

Der Stadien, welche die Theorie des Strafrechts*) — und die Theorie hat in diesem Falle der Praxis in wunderbarer Weise vorgearbeitet und anwendbare Resultate geliefert — durchlaufen hat, sind mannichfache zu unterscheiden; sie erscheinen alle in inniger Wechselbeziehung zu dem Geiste der Zeit, in der sie entstanden sind. Das vorige Jahrhundert, welches in dem Staate

*) Vergl. Berner, Lehrbuch des deutschen Strafrechts, 13. Auflage.

nur eine vertragsmäßige Vereinigung seiner Mitglieder erblickte, suchte demzufolge die Notwendigkeit der Strafe aus ihrer Nützlichkeit, aus einem außerhalb der Strafe selbst liegenden Zwecke herzuleiten. So entstanden die sogenannten relativen Strafrechtstheorien, welche mit den Schlagwörtern: Warnung, Drohung, Abschreckung, Besserung, Sicherung und Prävention, Verteidigung, Ersatz gekennzeichnet werden können. Nach und nach aber änderte sich die Auffassung vom Staate; man erkannte in ihm einen Organismus, der die Voraussetzungen, die Begründung seines Daseins in sich selbst trägt, also eine Notwendigkeit, einen Selbstzweck darstellt; Hand in Hand damit ging nun auch die geänderte Auffassung vom Wesen der Strafe, wie sie in den sogenannten absoluten Theorien von Kant, Zachariä, Henke, Hegel und andern zum Ausdruck kommt. Hiernach wird die Begründung der Strafe nicht an einen außerhalb derselben gelegnen Punkt, sondern einzig und allein an das Verbrechen selbst angeknüpft und als Voraussetzung ihrer Anwendung die innere Gerechtigkeit der Strafe hingestellt. Unsre Zeit endlich, welche die Allmacht des Staates zum Grundsatz erhoben hat, andrerseits aber das Banner der Menschlichkeit so hoch hält wie keine ihrer Vorgängerinnen, mußte notwendig in dem Zwecke der Strafe ein Zusammengesetztes erblicken und demgemäß auch bei der praktischen Durchführung der Straffrage sich von dem Bestreben der möglichsten Vereinigung und Verschmelzung der mannichfaltigen dabei in Betracht kommenden Gesichtspunkte leiten lassen. So beruhen denn auch die neueren Strafgesetzbücher, insbesondre das deutsche, durchaus nicht, wie die früheren, auf einer einzelnen Theorie, sondern sie haben den oben berührten Weg der Vereinigung der verschiednen Strafzwecke eingeschlagen, wobei allerdings, dem Geiste unsers Zeitalters entsprechend, die Rücksicht auf den Besserungszweck immer eine sehr hervorragende Rolle gespielt hat.

Gegen das Vorherrschen dieser Rücksicht, wie sie in dem heutigen System und der heutigen Vollziehung der Strafen unverkennbar zum Ausdruck gelangt, beginnen nun nach und nach Stimmen laut zu werden, die auf immer eindringlichere Weise zur Umkehr mahnen und die Forderung erheben, daß die Strafen — um mit Mittelstädt zu reden — wieder werden sollen, „was sie von Gottes- und Rechtswegen niemals aufhören durften zu sein, ein Strafübel und nur ein Strafübel.“ Diesen Stimmen gebührt umso ernstere Beachtung, als sie vorwiegend aus den Kreisen praktischer Fachleute herrühren, welche auf Grundlage langjähriger Beobachtungen und Erfahrungen auf dem Gebiete der Strafrechtspflege und des Gefängniswesens zu ihren Anschauungen und Vorschlägen gelangt sind. Eine der beachtenswertesten, weil auf umfassendster Sachkenntnis gegründete, zugleich aber auch sehr weitgehende und infolge der gezogenen Konsequenzen schwere Bedenken wachrufende Äußerung dieser Art liegt in der von dem Amtsrichter Schmölder über „die Strafen des deutschen Strafgesetzbuches und deren Vollzug“ (besser und richtiger Vollziehung) kürzlich veröffentlichten „kritischen Studie“ vor (Berlin, Franz Vahlen, 1885).

Wenn es irgendein Gebiet menschlicher Forschung giebt, wo Theorie und Praxis Hand in Hand gehen müssen und wo die Einseitigkeit des Standpunktes von den übelsten Folgen begleitet sein kann, so ist es sicherlich das Gebiet der Strafrechtspflege. Es ist eben ein andres um eine Wissenschaft, die, den Tagesströmungen entrückt, in der Studirstube des Gelehrten auf dem Wege der Spekulation entsteht und weiter ausgebildet wird, und ein andres um eine Wissenschaft, die, wie die Rechtswissenschaft und ganz besonders die Strafrechtswissenschaft, aus dem Leben hervorgegangen und für die Bedürfnisse des Lebens bestimmt, nur in inniger Anlehnung an dasselbe und in genauer Beobachtung der Erscheinungen desselben Inhalt und Richtschnur finden soll. Namentlich dann, wenn es sich darum handelt, die Brauchbarkeit eines längere Zeit bestehenden Gesetzes zu beurteilen, verdient die Stimme des Praktikers, der die Wirkungen desselben wahrzunehmen Gelegenheit hatte, das aufmerksamste Gehör.

Was nun die Wirksamkeit der modernen Strafgesetzgebung und insbesondre des deutschen Strafgesetzbuches anlangt, so läßt sich nicht leugnen, daß manche Thatsachen vorliegen, welche in dem um den Bestand und die ruhige Fortentwicklung der Gesellschaft besorgten Beobachter menschlicher Zustände Zweifel darüber zu erwecken geeignet sind, ob der eingeschlagne Weg auch der richtige sei und ob er zum Wohle der Menschheit und des Staatswesens weiter verfolgt werden dürfe.

Unter diesen Thatsachen sind es vornehmlich zwei, auf die sich die Gegner des jetzigen Strafsystems stützen und denen eine schwerwiegende Bedeutung sicherlich nicht abzusprechen ist, nämlich das unausgesetzte Anwachsen der Zahl der Sträflinge überhaupt und der erschreckend große Prozentsatz von Rückfälligen unter ihnen.

Bezüglich des ersten Punktes sei beispielsweise hervorgehoben, daß in Preußen die durchschnittliche Tagesbelegschaft der Gefangenanstalten auf rund 62000 Köpfe angewachsen ist, ohne die große, nicht festgestellte Zahl der Polizeigefangnen. Hiernach kommt ein Gefangner auf 440 Einwohner, während sich dies Verhältnis noch im Jahre 1826 wie 1 zu 2396 und im Jahre 1798 wie 1 zu 3671 stellte.

Was die Anzahl der Rückfälligen betrifft, so befanden sich von den im Etatsjahr 1882/83 gewesenen 31616 Zuchthaussträflingen 23950 oder 75,97 Prozent im Rückfall, und zwar waren schon vorher bestraft:

einmal	4273	Personen,
zweimal	3909	„
dreimal	3570	„
viermal	2898	„
fünfmal	2391	„
sechsmal und öfter	6909	„ *)

*) Statistik des preußischen Ministeriums des Innern 1882/83, S. 51.

Forscht man den Ursachen dieser Mißstände nach, so ist es jedenfalls naheliegend, sie in Mängeln des Strafsystems und der Strafvollziehung zu suchen; nur darf man aus der Verallgemeinerung einzelner Erscheinungen nicht zu weitgehende Schlüsse ziehen wollen, denn sonst gerät man in die Gefahr, der, wie uns scheint, Schmölder nicht entgangen ist, in dem löblichsten Bestreben des Guten zu viel zu thun und das Kind mit dem Bade auszuschütten.

Das deutsche Strafgesetzbuch ist — dies läßt sich nicht in Abrede stellen — vom Geiste der Menschlichkeit und von der Rücksicht auf den Besserungszweck durchdrungen. Die Fälle der Todesstrafe sind auf zwei beschränkt; die Herrschaft der Freiheitsstrafe ist fast unbeschränkt geworden. Beseitigt erscheinen nicht nur die andern Strafmittel (außer der Geldstrafe), sondern auch Verschärfungen der Freiheitsstrafe, welche noch die meisten deutschen Partikularstrafgesetzbücher kannten, wie die körperliche Züchtigung, die Anlegung von Ketten, die Einsperrung in Dunkelarrest u. s. f. Beseitigt ist ferner der wichtigste Unterschied zwischen Zuchthaus und Gefängnis, indem sowohl ehrlose, als im Besitz der Ehrenrechte sich befindende Personen in beiden Anstalten untergebracht werden können. Durch Aufnahme des Instituts der vorläufigen Entlassung ist die Abhängigkeit der Strafdauer von der Strafthat in Frage gestellt. Endlich ist die Zulässigkeit der Einzelhaft ausgesprochen, ja in den Motiven als der „richtige Vollstreckungsmodus" bezeichnet.

Dieser Vollstreckungsmodus wurde nun in Deutschland zunächst bei den langen Strafen in Anwendung gebracht, was Schmölder als verkehrte Maßregel ansieht. Denn ihm zufolge hätte, solange noch die allgemeine Durchführung der Einzelhaft sowohl wegen der mit der völligen Umwandlung der Strafanstalten in Zellengefängnisse verbundnen ungeheuern Kosten (die Kosten einer einzigen Isolirzelle in den neuen Zellengefängnissen stellen sich auf vier- bis fünftausend Mark) als mit Rücksicht auf die vielen dabei in Betracht kommenden und noch ganz ungelösten theoretischen Fragen sich als unthunlich erweist, die Einzelhaft in erster Linie, sowie in Frankreich, auf die kurzen Strafen angewendet werden sollen. Schon von Arnim*) hat die Gefängnisse, in welchen diese Strafen bei uns vollstreckt werden „Verführungspepinieren" genannt, und auch jetzt noch werden sie von urteilsfähigster Seite als „Pflanzschulen für die Zuchthäuser"**) und als „Elementarschulen des Lasters"***) bezeichnet, ja der Strafanstaltsdirektor Sichart†) hat das Ergebnis seiner langjährigen Erfahrungen dahin zusammengefaßt, „daß die Vollstreckung kurzer Strafen, insbesondre gegen die Anfänger im Diebeshandwerk, gegenwärtig nachteiliger wirke als gänzliche Strafloſigkeit."

*) v. Arnim, Bruchstücke über Verbrechen und Strafen, Berlin 1801.

**) Blätter für Gefängniskunde, Jahrg. 1883, S. 216.

***) Sichart, Rückfälligkeit der Verbrecher, Heidelberg 1881, S. 53.

†) Sichart, a. a. O. S. 42.

Nachdem nun die Verbrecher zum größten Teile diese Verschlechterungsanstalten durchlaufen haben, kommen sie in die zur Vollstreckung längerer Strafen bestimmten, unter Aufwendung maßloser Kosten errichteten Anstalten, um daselbst gebessert zu werden! „Was, so fragt Schmölder, wird mit diesen Besserungsbestrebungen bei der Mehrzahl der Gefangnen erreicht? Wir antworten: Nichts andres als eine Umwandlung der Strafe in eine Wohlthat, sowie eine Beförderung der Heuchelei und Selbstüberhebung, also eine weitere moralische Verschlechterung der Gefangnen."

Der Sträflingsarbeit, die als einziges positives Übel der Freiheitsstrafe verblieben ist, wurde durch die Strafvollziehung der Charakter eines solchen geraubt und der Charakter der freien Arbeit verliehen. Die Lage des Gefangnen stellt sich erheblich günstiger als die des freien Arbeiters, sodaß Gefängnisdirektor Stroffer in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 30. November 1882 erklären konnte: „Die Arbeit des Gefangnen erreicht selten an Anstrengung das, was der freie Arbeiter leisten muß, er verdient auch nicht einmal soviel, als seine Verpflegungskosten betragen, welche die ehrlichen Leute im Lande ihrerseits bezahlen müssen. Und doch giebt man ihm von diesem seinen Unterhalt nicht deckenden Verdienst eine Prämie. Er soll die Anstalt verlassen mit einem Überverdienst von sechzig, achtzig, hundert Thalern, d. h. mit einem Kapital, welches der ehrliche Arbeiter fast nie sein eigen nennen kann."

Aber nicht genug damit, sollen in der Strafanstalt auch die Fähigkeiten des Gefangnen erweitert werden. Hat er als Handwerker die Zeit der Freiheit nutzlos verbracht, so sollen hier die Lücken seiner Bildung ausgefüllt werden; fehlt es ihm an Elementarkenntnissen, hier, in den Gefängnisschulen, werden sie ihm geboten.

Kann man da jener armen französischen Mutter so Unrecht geben, wenn sie in den Stoßseufzer ausbrach: Ah, que je puisse placer mon fils à Mettray, mais c'est impossible, il n'a ni volé, ni mendié, ni meurtré. Und nicht minder begreiflich erscheint die Äußerung eines oft bestraften Verbrechers, welcher bei der Entlassung dem Oberinspektor Wolff in cynischer Weise zurief: „Die Eltern sind recht einfältig, welche ihre Kinder in die Lehre geben und sich große Kosten machen; sie sollen dieselben stehlen und ins Zuchthaus sperren lassen, dort lernt man alles mögliche; ich bin Glaser, Tischler, Schlosser, Klempner, Schmied, Schuhmacher und Korbmacher und habe jede Arbeit zur Zufriedenheit geliefert.*)

Aber in den Zuchthäusern wird auch Selbstüberhebung und Heuchelei genährt; erstere besonders bei längerer Anwendung der Isolirhaft. „Dort schlummern die Leidenschaften und schlechten Gewohnheiten des Gefangnen. Wie der Gefangne der Verwaltung unbekannt bleibt, so bleibt er sich selbst un-

*) Blätter für Gefängniskunde, Jahrg. 1874, S. 491.

bekannt. Indem er sich die negative Tugend, keine Übertretungen zu begehen, als ein Verdienst anrechnet, erlangt er ein bedauerliches und schädliches Selbstvertrauen.“ *)

Noch schlimmer ist die Heuchelei. Egoismus hat den Gefangnen der Regel nach in das Gefängnis geführt, Egoismus lehrt ihn auch dem Geistlichen gegenüber das „schnelle Vonsichwerfen des Unglaubens,“ **) macht ihn dem Geistlichen und dann auch dem ganzen Beamtenpersonal gegenüber zum Heuchler. So hat der Staatsanwalt von Üchtritz-Steinkirch in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 1. Februar 1881 folgendes berichtet: „Es ist zu meiner Kenntnis ein Fall gekommen, in welchem ein Zuchthaussträfling wegen ganz außerordentlich musterhafter Führung im Zuchthause zur vorläufigen Entlassung empfohlen und auch vorläufig entlassen worden ist. Das Zeugnis rühmte besonders die religiöse Begabung und die besondre Frömmigkeit des Verurteilten. Kurze Zeit darauf erschien er wieder auf der Anklagebank unter der Anklage desselben Verbrechens, und als der Staatsanwalt zu ihm sagt: »Sie haben ja so außerordentliche Zeugnisse gehabt,« erwiederte er: »So dumm werde ich doch nicht sein und mich im Zuchthause schlecht führen,« und als der Staatsanwalt ihm bemerkte, er sei ja auch seiner Religiosität und Frömmigkeit wegen belobt worden, da lächelte er höhnisch und erwiederte: »Herr Staatsanwalt, zuchthausfromm.«“

Wir haben uns bemüht, den Gedankengang des kritischen Teiles der vorliegenden Abhandlung möglichst getreu wiederzugeben und auch die Quellen namhaft zu machen, aus welchen er die Begründung oder Bestätigung seiner Ansichten größtenteils geschöpft hat. Damit allein ist aber auch schon, wie uns scheint, die ausreichendste und treffendste Kritik der letztern gegeben. Kerkermeister, Gefangenhausdirektoren, Staatsanwälte, Untersuchungsrichter sind es nicht, die in ausschlaggebender Weise über Wert oder Unwert eines Strafgesetzes und Strafsystems abzusprechen berufen erscheinen, so schätzenswert auch ihre Erfahrungen bei Erwägung einzelner praktischen Fragen jedenfalls sind. Es ist sicherlich nur zu begreiflich und in der menschlichen Natur tief begründet, daß sich rechtschaffener Männer, die ihr Amt zu stetem Verkehr mit den „Feinden der Gesellschaft“ nötigt, die den Widerstand derselben zu brechen, den Rechtszustand wiederherzustellen haben und die sich nun in ihrer schweren Aufgabe oftmals selbst getäuscht, ihren Scharfsinn durch die Schlauheit jener in manchen Fällen übertrumpft, ihre besten Absichten an der Hartnäckigkeit und Unverbesserlichkeit einzelner haben scheitern sehen, nach und nach eine Stimmung bemächtigt, in welcher sie in den Verbrechern ihre persönlichen Gegner erblicken und verfolgen

*) Blätter für Gefängniskunde, Jahrg. 1868 und 1869, S. 374.

**) Obermeier, Die Verhandlungen über Gefängnisreform in Frankfurt a. M. im September 1846, S. 37.

und dann keine Behandlung und Strafe hart genug finden, um jene niederzudrücken oder, wie sie sagen, für die menschliche Gesellschaft unschädlich zu machen. In dieser Stimmung und von diesem Standpunkte aus läßt sich aber keine unbefangne Kritik eines Gesetzes erwarten; denn diejenigen, die sie üben, werden von vornherein geneigt sein, in der Mangelhaftigkeit des Gesetzes die Erklärung und die Schuld für jene Mängel und Unvollkommenheiten zu suchen, welche nun einmal von menschlichen Dingen überhaupt, am wenigsten aber von dem so schwierigen Amte der Strafjustiz (und es handelt sich ja nur um menschliche und nicht um göttliche Gerechtigkeit!) niemals vollständig zu trennen sein werden. Die Kritiker dieser Art geraten dann, da sie mit vorgefaßter Meinung an ihren Gegenstand herantreten, nur zu leicht in die Gefahr, aus gewissen gegebnen Prämissen Schlüsse zu ziehen, die nur eine scheinbare Richtigkeit haben, sowie sie anderseits rasch dabei sind, einzelne Fälle zu verallgemeinern und zur Bedeutung typischer Erscheinungen aufzubauschen.

Hierin scheinen uns auch die Hauptgebrechen der Schmölderschen Beweisführung zu liegen. Was namentlich das mit so viel Nachdruck geltend gemachte Anwachsen der Zahl der Sträflinge im allgemeinen und der Rückfälligen im besondern betrifft, so läßt sich aus dieser Thatsache allein noch durchaus kein sicherer Beweis für die Reformbedürftigkeit der heutigen Strafgesetzgebung und für die Zwecklosigkeit aller Besserungsbestrebungen ableiten. Um hier zu halbwegs sichern Schlüssen zu gelangen, muß vor allem berücksichtigt werden, daß, wie Schmölder selbst zugiebt, etwa vier Fünftel aller Gefangnen nur wegen eines unbedeutenden Fehltritts kurze Strafen zu verbüßen haben. Ferner müßte sich der statistische Nachweis sowohl auf die einzelnen Vergehen, als auch auf die Beweggründe der That und die Person (Stand, Beschäftigung) des Thäters erstrecken. Da würde gewiß ein mannichfach verändertes Ergebnis zum Vorschein kommen. Es würde sich zeigen, daß das Anwachsen der Sträflingsziffer, welches dann überhaupt in weit geringerm Maße in Betracht käme, zum größten Teil auf sehr natürliche Weise zu erklären wäre, ohne daß man diese Erscheinung auf Rechnung unsrer Strafgesetzgebung zu setzen brauchte. Man würde bei dieser Untersuchung finden, daß das unaufhaltsame Vorwärtsschreiten des Menschengeschlechtes, welches eine fieberhafte Bewegung auf allen Erwerbsgebieten, eine stets zunehmende Vergrößerung der Bedürfnisse und Schwierigkeit ihrer vollständigen Befriedigung, eine früher ungeahnte Verwicklung aller Lebensverhältnisse erzeugt, den Kampf ums Dasein immer härter gestaltet und in diesem Kampfe den Menschen auch immer leichter und häufiger in Widerstreit mit den Einrichtungen der menschlichen Gesellschaft bringen muß. Hier, und nicht auf dem Gebiete der Strafjustiz, ist der Punkt, wo die Reformbestrebungen in erster Linie anzusetzen haben, und zum Glück für die Gesellschaft haben dies auch schon erleuchtete und weitblickende Staatsmänner längst erkannt. Sind aber einmal die sozialen Reformen in richtiger und umfassender Weise durch-

geführt und hat man ihnen Zeit gelassen, sich einzuleben und zu bewähren, dann wird sich auch wie von selbst — wenn auch vielleicht erst in weiter Zukunft — eine Besserung in den Wirkungen der Strafrechtspflege ergeben, ohne daß es hierzu, wie der Verfasser unsrer Schrift im Ernste vorschlägt, der Wiedereinführung der Prügelstrafe, der Tretmühle und des Duzens der Sträflinge bedürfte.

Avant la Bataille.

Unter diesem herausfordernden Titel ist soeben in Paris ein Buch erschienen, welches wir aus mehrfachen Gründen nicht unbeachtet lassen dürfen. Dasselbe entrollt uns ein sehr vollständiges und übersichtliches Bild der Anstrengungen, welche Frankreich in den letzten fünfzehn Jahren gemacht hat, um sich für den Revanchekrieg vorzubereiten. Und gleichzeitig wird zu diesem Revanchekriege aufgerufen unter Schmähungen und Drohungen, wie sie zwischen zivilisirten Nationen selbst nach Ausbruch des Krieges kaum noch gebräuchlich sind. Wir würden diese Ergüsse der Leidenschaft, wie schon manche ähnliche, mit Stillschweigen übergehen, da wir wohl wissen, daß in Schmähworten sich heute nicht mehr, wie zu Homers Zeiten, Heldensinn Luft macht. Umso eher könnten wir dies, als der ungenannte Verfasser — man vermutet mehrfach, daß dies ein gewisser Herr Deroulède sei, welcher in einem Vorworte den Verfasser verherrlicht, um dann seinerseits von diesem in den Himmel erhoben zu werden — sich nicht verhehlt, daß die überwiegende Mehrheit der französischen Nation sein Gelüste nach einem Kriege mit Deutschland keineswegs teilt. Aber die Erfahrung lehrt uns, daß das Friedensbedürfnis der Mehrheit des französischen Volkes den Frieden nicht verbürgt, daß die Leidenschaftlichkeit Einzelner dort leichter und plötzlicher als anderwärts die Oberhand gewinnt, besonders wenn der Antrieb scheinbar oder in Wirklichkeit von maßgebender Stelle ausgeht.

Und dieser Schein haftet an dem vorliegenden Buche. Undenkbar zwar erscheint es, daß dasselbe offiziellen Ursprungs sein oder seinem ganzen Inhalte nach die Billigung leitender Persönlichkeiten gefunden haben könnte. Solcher Verdacht muß als ausgeschlossen betrachtet werden angesichts der Thatsache, daß die französische Regierung nicht nur friedliche Beziehungen zu der unsrigen unterhält, sondern auch den guten Willen bethätigt, dahin mitzuwirken, daß das Verhältnis zwischen beiden Nationen sich allmählich wieder freundlicher gestalte.

Aber unbestreitbar ist — jeder Laie fühlt es heraus, und jeder Fachmann kann es leicht nachweisen —, daß offizielles Material zu dem Buche in ausgedehntem Maße Verwendung gefunden hat. Viele der darin enthaltenen Angaben können den Budgets und ähnlichen, jedermann zugänglichen Quellen entnommen sein. Andre aber in großer Zahl tragen offenkundig den Stempel ihres amtlichen Ursprungs an der Stirn, entstammen unzweifelhaft den Akten einer Zentralbehörde. Vielleicht sind sie ursprünglich für irgendeinen amtlichen Zweck zusammengestellt worden und dann durch Indiskretion in die Hände des Herausgebers gelangt. Die Thatsache aber bleibt bestehen und verdient unsre volle Beachtung, daß diese, alle Rücksichten des internationalen Anstandes beiseite setzende Schmäh- und Brandschrift mit amtlichem Material reich ausgestattet erscheint.

Der letztere Umstand ist es, welcher das Buch sehr lesenswert für jeden deutschen Offizier, nicht minder auch für alle diejenigen macht, welche mit verantwortlich dafür sind, daß unsre Verteidigungsmittel nicht nur ausreichen, um den aufs neue drohenden Angriff abzuwehren, sondern auch einen dauernden Frieden zu erzwingen. Ihnen allen empfehlen wir dringend die Lektüre des Buches, zu welcher die nachfolgenden kurzen Andeutungen über den Inhalt desselben anregen mögen.

Diesen Inhalt faßt das Vorwort in den Satz zusammen: La bataille est inévitable, l'armée est prête! Das Wort ist ominös, das vorigemal war sie bekanntlich archiprête. Daß in der That das zur Schau getragne Vertrauen kein unbedingtes ist, geht hervor aus dem ebenso diplomatischen wie ritterlich feinfühligen Anspielungen über die Art, wie der Krieg herbeizuführen ist, und über den hierfür zu wählenden Zeitpunkt. „Wer wird den Krieg provoziren? Gewiß nicht wir. Die Erkenntnis unsrer Lage gebietet, uns jedes Angriffes zu enthalten. Die Deutschen gelangten 1870 nur dadurch zur Einigkeit gegen uns, daß sie uns veranlaßten, einen ihrer Staaten anzugreifen. Die Narren allein können zweimal in dieselbe Falle gehen. Wir sind jetzt zu einsichtig, um den Fehler zu erneuern. Aber wir unserseits können Deutschland zwingen, aus seiner Zurückhaltung herauszutreten. Die drei Männer, welche das deutsche Reich gegründet haben, werden eines Tages nicht mehr sein, und Tags darauf kann dem Gebäude Zerbröckelung drohen. Die kaiserliche Regierung wird dann durch den natürlichen Verlauf der Dinge genötigt sein, die innern Gefahren abzuleiten, indem sie den Krieg sucht.“ Der Preis dieses Krieges wird nicht nur die Wiedereroberung Elsaß-Lothringens, sondern die des ganzen linken Rheinufers sein, „welches zu allen Zeiten, schon im fünften Jahrhundert, (!) französisch war, es heute noch ist und morgen wieder sein wird.“ Der Krieg wird zugleich dem Handel und der Industrie Frankreichs wieder aufhelfen, dessen Niedergang hauptsächlich die Deutschen verschulden. „Es giebt keine bessere Fabrikmarke als den Sieg der Waffen.“

Von den zahlreichen Unflätigkeiten, in welchen sich die sonst mit Recht gerühmte französische Liebenswürdigkeit und Ritterlichkeit in diesem Buche Luft macht, wollen wir nur noch die folgende Probe geben: „Lehrt eure Kinder," ruft der Verfasser den französischen Frauen zu, „was diese teutonische Horde ist: hier ein Ölfleck, welcher sich überall langsam und allmählich einsaugt, dort ein Blutgeschwür, welches sich annagt und dann platzt. Erfüllt eure Familien mit dem Gefühl, daß der neue Krieg ein Vernichtungskampf sein wird, wie man ihn bisher noch nicht gekannt hat."

Interessanter ist für uns, was der Verfasser seinen Landsleuten, deren schwerster Fehler nach seiner Ansicht darin besteht, daß sie von sich selbst eine zu geringe Meinung haben, über unsre Schwächen sagt.

„Der Deutsche hat Pflichtgefühl und Gehorsam, unterwirft sich leicht einer strengen Disziplin. Aber er ist langsamen, schwerfälligen, wenig lebhaften Geistes. Er ist mehr der Untergebene als der Gefährte seines Offiziers, in welchem er im Kriege wie im Frieden immer seinen Vorgesetzten erblickt. Er hat keine kriegerischen Eigenschaften. Der Elan, das heilige Feuer, die Initiative fehlen ihm gänzlich. Er geht nicht von selbst vorwärts, sondern nur wenn die eiserne Hand seiner Vorgesetzten ihn dazu zwingt. Euer Gegner wird unfähig sein, im gebotenen Augenblick eine Kampfform anzunehmen, welche sich mit Erfolg derjenigen entgegenstellen könnte, die ihr Franzosen im Feuer von selbst finden werdet. Darin besteht eure Überlegenheit." Dasselbe gilt von der deutschen Führung, sie kann nur das, was sie im Frieden mühselig erlernt oder vorbereitet hat. Das hat sich schon 1870 gezeigt; der Kriegsplan der Deutschen ging nur bis zur Einschließung von Paris, bis dahin führten sie ihn Schritt für Schritt aus, dann aber war ihre Weisheit zu Ende. Das Bischen, was sie können, verdanken sie übrigens den französischen Refugiés. Die schonende Behandlung, welche 1871 Paris zuteil wurde, wird lediglich unsrer Furchtsamkeit zugeschrieben. „Diese Helden enthielten sich bei ihrem Einmarsch des Durchzuges unter dem Arc-de-Triompho, weil sie ihn unterminirt glaubten, ließen sich auf den Champs-Elisées und dem Concordienplatz mehr als Gefangne wie als Sieger parkiren; aus dem Louvre, aus dem Tuilerien-Garten und dem Invalidenhotel wiesen wir sie wie Schulbuben aus, unter dem Vorwande, daß sie nach den Bestimmungen der Konvention dort keinen Zutritt hätten."

Und vor solchen Gegnern, fragen wir, streckten die französischen Heere, eines nach dem andern, die Waffen?

Der Verfasser muß von dem Denkvermögen seiner Landsleute eine geringe Meinung haben, wenn er glaubt, ihr Selbstvertrauen heben zu können, indem er uns als so verächtliche Gegner hinstellt. Sollte es ihm aber gelingen, uns könnte es schon recht sein; der Rückschlag würde wie 1870 nicht ausbleiben. Freilich erinnert alles, was in dem Buche von Frankreichs Stärke und unsern

Schwächen gesagt wird, ein wenig an die sich graulenden Kinder in dunkler Stube, die laut sprechen und durch einander schreien, um sich Mut zu machen. Doch darf uns dies nicht abhalten, nunmehr auch den wertvollen positiven Angaben etwas näher zu treten, welche das Buch über den gegenwärtigen Stand des französischen Heerwesens in ausführlichster Weise macht. Für diese Mitteilungen verdient der Verfasser unsern besondern Dank. Wir besitzen noch keine so vollständige und übersichtliche Darstellung des französischen Heerwesens. Daß sie in französischer Sprache geschrieben ist, erschwert keinem deutschen Offizier das Verständnis, bietet aber manchem derselben einen nützlichen Anlaß, nebenbei auch seine Sprachkenntnisse aufzufrischen. Selbst der gewiegteste Kenner des französischen Heerwesens wird in dem Buche neue Aufschlüsse finden. Die darin enthaltenen Übertreibungen und Schönfärbereien sind zu ungeschickt, um uns zu täuschen; manche Schwäche des französischen Heerwesens aber tritt für uns unverhüllt zu Tage, weil die Unbefangenheit und Urteilsfähigkeit des Verfassers offenbar nicht ausreichte, um sie seinerseits zu erkennen. Auch recht wertvolle Andeutungen über Maßnahmen, die im Falle des Krieges gegen uns beabsichtigt sind, findet man darin. Dem Verfasser selbst sind Bedenken aufgestiegen, ob seine Veröffentlichungen nicht Frankreich schaden könnten, doch beruhigt er sich hierüber mit der Bemerkung: „Es ist ja klar, daß, so gut wie wir ein Nachrichtenbüreau eingerichtet haben, um zu erfahren, was jenseits der Grenze vorgeht, man auch uns gegenüber so verfahren wird." Wir sind doch gespannt darauf zu erfahren, ob man den Verfasser und seine Mitschuldigen nicht auf Grund des soeben in Frankreich erlassenen Gesetzes wider die Spionage zur Verantwortung ziehen wird.

Nach den chauvinistischen Einleitungen behandelt das Buch in neunzehn Kapiteln eingehend die Ergänzung, Organisation, Ausrüstung, Stärke und Verteilung der gesamten Streitkräfte Frankreichs im Frieden, die Mobilmachung und Kriegsformation derselben, endlich die Konzentration des Heeres an der Grenze und die damit zusammenhängenden Maßnahmen. Jedes Kapitel schließt mit der Versicherung, daß bezüglich der darin behandelten Einrichtungen Frankreich une supériorité incontestable über uns besitzt. Leise Zweifel schimmern nur durch, ob dies auch von der Kavallerie und von dem Offizierkorps gesagt werden könne. Verfasser bekennt, daß das Mißtrauen in die Tüchtigkeit des letztern ein in Frankreich fast allgemein verbreitetes sei, und ist sich augenscheinlich der Gefahren bewußt, welche, zumal nach Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, daraus entspringen können. Zur Beseitigung dieses Mißtrauens wählt er das eigentümliche Mittel, aus der Geschichte nachzuweisen, daß die französischen Offiziere zu allen Zeiten nichts getaugt hätten. Dies geschieht allerdings, um daran einen Vergleich zu Gunsten der heutigen Offiziere zu knüpfen. Ob solche Beweisführung aber geeignet ist, das Vertrauen seiner Landsleute zu heben, mag dahingestellt bleiben; wir bekennen, daß sie auf uns

nicht überzeugend gewirkt hat. Wenig einverstanden ist endlich der Verfasser auch mit der im Befestigungswesen eingeschlagnen Richtung. Er befürchtet davon eine üble Rückwirkung auf den Geist der Truppen und die Heerführung.

Die etatsmäßige Friedensstärke des französischen Heeres*) beträgt:

26974 Offiziere (darunter 372 Generäle und 3541 Stabsoffiziere),
496859 Mann (einschließlich 42720 Unteroffizieren und 25048 Gendarmen),
110890 Pferde (außer den Offizierspferden).

Die Zahl der Bataillone (649) und Batterien (449) ist bedeutend größer, diejenige der Kavallerieregimenter (78) etwas geringer als bei uns. Die Batterien haben, wie bei uns, je sechs Geschütze, welche aber sämtlich schon im Frieden bespannt sind. Die Stärke der Bataillone ist verschieden; diejenigen der östlichen Armeekorps befinden sich nahezu auf Kriegsfuß, die übrigen sind dagegen schwächer als unsre Bataillone. Die Kavallerieregimenter haben ähnliche Zusammensetzung und Stärke wie die unsrigen. Die mitgeteilte Friedensdislokation bestätigt aufs neue die bereits bekannte Thatsache, daß das Gros der französischen Streitkräfte in auffälliger Weise an der deutschen Grenze massirt steht. Da die Kavallerieregimenter stets die volle Kriegsstärke haben, die betreffenden Infanteriebataillone dieselbe nahezu erreichen, die Geschütze jederzeit sämtlich bespannt sind, will es uns bedünken, daß weitere Maßnahmen auf deutscher Seite zum Grenzschutz ganz unvermeidlich sind. Sollte, wie wir vermuten, von solchen bisher der Wunsch abgehalten haben, die Reizbarkeit unsrer Nachbarn im Interesse des Friedens zu schonen, so wird angesichts der mehr und mehr provozirenden Haltung derselben solche zarte Rücksichtnahme hinter die Pflicht der Selbsterhaltung zurücktreten müssen.

Für den Kriegsfall verfügt Frankreich nach Berechnung des Verfassers von Avant la bataille im ganzen über 4108655 Mann. In diese Zahl sind freilich 701230 Mann einbegriffen, welche keinerlei militärische Ausbildung besitzen, und 686100 Mann, die nur eine Übungszeit von zweimal vier Wochen, bei Gelegenheit der Reservisteneinziehungen, absolvirt haben. Immerhin bleiben nach Abzug dieser zweifelhaften Elemente noch rund 2700000 ausgebildete Soldaten übrig, von denen 2025253 Mann nominell fünf Jahre, thatsächlich sechsundvierzig Monate, und 697072 Mann nominell ein Jahr, thatsächlich zehn Monate, gedient haben oder in Erfüllung ihrer aktiven Dienstpflicht begriffen sind. Von den zwanzig Jahresklassen, welchen diese Mannschaften angehören, fallen neun auf das stehende Heer einschließlich der Reserve, fünf auf die Territorialarmee, sechs auf die Reserve der Territorialarmee.

Wir haben keinen Grund, an der Richtigkeit dieser Zahlenangaben zu zweifeln. Sie ergeben sich aus den jährlichen Rekrutenkontingenten nach Abzug

*) Die Friedensstärke des deutschen Heeres beträgt: 20621 Offiziere, 427274 Mann, 81598 Pferde.

der unvermeidlichen Abgänge, unter Hinzurechnung der Offiziere, Kapitulanten ꝛc. Die Zahl der letztern ist auffallend gering, sie wird auf nur 15 879 Köpfe angegeben, sodaß etwa zwei Drittel der Unteroffiziersstellen mit dienstpflichtigen Mannschaften besetzt sein müssen. Das jährliche Rekrutenkontingent beträgt 156 142 Mann. Davon werden 109 534 Mann zu fünfjährigem, die übrigen zu einjährigem Dienst eingestellt. Unter letztern befinden sich durchschnittlich 4584 Einjährig-Freiwillige. Die unsrer Landwehr entsprechende Territorialarmee besteht aus 145 Infanterieregimentern zu 3 Bataillonen und einem Depot, 148 Eskadrons, 288 Batterien. Für die Aufstellung dieser Truppen sind dieselben Vorbereitungen getroffen wie für unsre Landwehr. Nach der Mobilmachung der Feld- und der Territorialarmee mit ihren Depots bleibt noch ein sehr bedeutender Bestand an ausgebildeten Mannschaften übrig, welche zur Bildung von Marschregimentern und für die Reserve der Territorialarmee Verwendung finden sollen.

Die Jahresausgaben für das Heer betragen im Ordinarium, nach Abrechnung der Rückeinnahmen (wozu auch etwa 7 000 000 Franks Einzahlung der Einjährig-Freiwilligen gehören), 529 318 425 Franks. Nebenher läuft aber seit dem letzten Kriege noch ein außerordentlicher Kredit (Retablissementsfonds) in der kolossalen Höhe von 2 289 421 451 Franks, welcher jetzt bis auf 200, für die Jahre 1886 und 1887 vorbehaltene Millionen ausgegeben ist. Von diesem Kredit fallen unter anderm auf:

Artilleriematerial	476 600 000	Franks,
Waffen	323 800 000	„
Infanteriemunition	130 000 000	„
Trains	76 500 000	„
Befestigungen	495 000 000	„
Kasernenbauten	151 000 000	„
Eisenbahn- und Telegraphenmaterial .	42 000 000	„
Verpflegungsvorräte	85 500 000	„ u. s. w.

Die Mobilmachung des Heeres ist dahin geregelt, daß am zweiten Mobilmachungstage sämtliche Reservisten bei ihren Truppenteilen eintreffen sollen. Am vierten Tage ist die Kriegsformation beendet, mit Ablauf des sechsten Tages stehen die Truppen für den Eisenbahntransport bereit. Die Kavalleriedivisionen mit den ihnen zugeteilten reitenden Batterien stehen jederzeit — zum Teil nur einen Tagemarsch von der Grenze — zu sofortigem Aufbruch bereit. Der Verfasser stellt in Aussicht, daß nach Ablauf des dritten Mobilmachungstages fast die gesamte französische Kavallerie, in der Stärke von mehr als 250 Eskadrons, in dem Aufmarschterrain oder vor demselben versammelt sein werde.

Sehr bemerkenswert erscheint uns ein Punkt, auf welchen der Verfasser mit bedeutungsvoller Miene hinweist. Er hebt nämlich hervor, daß, wenn es auch zur Kriegserklärung der Zustimmung der Gesetzgebungsfaktoren bedürfe, der

Entſchluß und Befehl zur Mobilmachung doch dem Kriegsminiſter ohne alle Beſchränkung überlaſſen ſei. Dadurch ſinkt die Mitwirkung der Regierung und Volksvertretung bei dem Beſchluß über Krieg oder Frieden allerdings zu einer leeren Form herab, da unter heutigen Verhältniſſen der Mobilmachungsbefehl de facto der Kriegserklärung völlig gleichkommen dürfte. Der beſtändige Perſonenwechſel an der Spitze des franzöſiſchen Kriegsminiſteriums verleiht dieſer auffallenden Staatseinrichtung eine erhöhte Bedeutung.

Es iſt bekannt, welche außerordentlichen Anſtrengungen ſeit dem letzten Kriege in Frankreich gemacht worden ſind, um das Eiſenbahnnetz, beſonders in der Richtung nach der Oſtgrenze, zu entwickeln. Militäriſche Rückſichten ſind hierfür in erſter Linie maßgebend geweſen, auch ſind große Opfer gebracht worden, um die Einrichtungen der Bahnhöfe und das Eiſenbahnfahrmaterial den Anforderungen der Kriegführung anzupaſſen. Der Verfaſſer von Avant la bataille weiſt ziffermäßig nach, daß mehr als ausreichendes Fahrmaterial vorhanden iſt, um die ganze mobile Armee gleichzeitig auf der Eiſenbahn zu befördern. An der Grenze eintreffend, findet die Armee dort die für ihren Unterhalt erforderlichen Vorräte, welche in geeigneten Grenzorten ſchon im Frieden niedergelegt ſind und mit Hilfe von Kontrakten, die mit Privatunternehmern geſchloſſen wurden, regelmäßig aufgefriſcht werden.

Am Schluß des von der Mobilmachung handelnden Kapitels heißt es wieder: „Dieſer Überblick muß meines Erachtens völlig ausreichen, um denen Zuverſicht zu geben, welche ſich aus guten Gründen mit der täglich wahrſcheinlicher werdenden Möglichkeit beſchäftigen, daß die Franzoſen und die Deutſchen um die Rheingrenze kämpfen, dieſes ewige Problem, welches alle ethnographiſchen, geſchichtlichen und geographiſchen Erwägungen unbeſtreitbar zu unſern Gunſten entſcheiden.“

Wir müſſen uns auf dieſe wenigen Mitteilungen beſchränken und im übrigen auf die Lektüre des intereſſanten Buches ſelbſt verweiſen.

In einem Schlußkapitel, überſchrieben La veillée des armes, fordert der Verfaſſer ſeine, wie er hofft, nun ermutigten Landsleute auf, ihm im Geiſte an die Grenze Elſaß-Lothringens zu folgen, wo er ſich noch einmal in Schmähungen und Drohungen ergeht.

Camoëns.

Roman von Adolf Stern.

(Fortſetzung.)

So war es ihm eine unwillkommene Kunde, daß der rüſtig an ſeiner Seite ſchreitende Waldhüter, als ſie etwa noch eine Wegſtunde bis zu dem Kloſter zurückzulegen hatten, mit ſcharfen Augen ein Gefährt erſpähte, das auf der Straße von Flores daherkam und offenbar in ihre Straße einlenken wollte. Der Verſuchung, ſein Pferd in Trab zu ſetzen, widerſtand Herr Luis im Hinblick auf ſeinen Führer. Doch mit umſo größerm Unmute ſah er die Entfernung zwiſchen dem heranrollenden, mit zwei Maultieren beſpannten Wagen und ſich ſelbſt immer kleiner werden. Der Waldhüter blickte fortgeſetzt nach dem Fuhrwerke zurück und rief nach einigen Minuten: Es iſt Rodriguiz, der Kloſterſchaffner von Flores, der die Maultiere lenkt, Senhor, und ein Prieſter der Geſellſchaft Jeſu ſitzt im Korbe des Wagens. Unwillkürlich lenkte Camoëns ſein Pferd nach rechts, zum äußerſten Rande der Straße, in der Meinung, den Wagen vorüberfahren zu laſſen. Doch in demſelben Augenblicke hörte er ſich bei ſeinem Namen angerufen, und es war noch hell genug, daß er Fray Tellez Almeida, den Kaplan des Königs, ſo gut erkennen konnte, wie dieſer den Reiter ſchon ſeit längerer Zeit erkannt hatte. Nun galt kein Zögern mehr, Camoëns erwiederte den Gruß des jungen Prieſters, ritt an den Wagen hinan und ſprach ſein Erſtaunen aus, Tellez auf dieſem einſamen Wege zu begegnen.

Eine Verwandte unter den Schweſtern von Santa Eufemia, die plötzlich erkrankt iſt, hat mich aus meinen Pönitenzen abrufen laſſen, ſagte ruhig der Kaplan. Ich bin vor längerer Zeit mit dem Könige nach Flores gegangen und habe ſeit drei Wochen dort der verheißenen Wiederkunft Dom Sebaſtians geharrt — leider umſonſt. Kommt Ihr vom Hofe, Senhor Luis, und wißt Ihr Näheres von unſerm jungen Gebieter?

Digitized by Google

Camoëns erachtete es für genügend, mit stummem Kopfschütteln beide Fragen zu verneinen, und ritt mit zerstreutem Wesen neben dem aufmerksam Beobachtenden her. Tellez Almeida entschloß sich noch einmal, das Schweigen zu brechen: Ich vergaß, daß Ihr auf Senhor Manuel Barretos Güter gegangen waret. Hoffentlich ist es eine frohe Veranlassung, welche Euch hierher zurückgeführt hat?

Camoëns hob den Kopf, aus seinem dunkeln Auge fuhr ein Blitz auf den Frager herab. Er setzte voraus, daß Fray Tellez um den Mord Joanas wisse und nahm die Frage als einen versteckten Hohn auf. Ich reite zum Kloster, um eine Grabstelle für ein armes erwürgtes Lamm zu erbitten, ehrwürdiger Bruder, und ich weiß nicht, ob Euch das Freude bereitet.

Um des Heilands willen, rief Fray Tellez, doch nicht Eure Maurin? Esmah Catarina? Der Ausdruck des Erschreckens in seinem Gesicht war so überzeugend, daß Camoëns begriff, der Kaplan wisse von dem Vorgange noch nichts, obschon die Frage verriet, wie gut er die Gefahr kenne.

Ihr seid auf der richtigen Fährte; nur ist es diesmal ein minder edles Wild, das erlegen ist, entgegnete er finster. Die kleine Hirtin Joana, welche die flüchtige Maurin zuerst in ihre Hütte aufgenommen hat, ist von den Dienern des Marokkaners ermordet worden, mitten im Frieden unsers Königs und im Schutze der Kirche, in welchem sie ihre Herde weidete!

Ihr werdet bitter ungerecht, Senhor Luis, sagte der Priester mit leisem, schonendem Tone. Nicht jeder Frevel läßt sich hindern, und Ihr werdet hoffentlich weder Seiner Majestät noch der heiligen Kirche die Schuld an jenem Unheil beimessen, das Gott aus unerforschlichen Gründen geschehen ließ! Klagt gegen die Mörder beim König, wenn Ihr gewiß seid, daß es Diener des Emirs waren! Ich zweifle nicht daran — Ihr aber dürft nicht vergessen, daß Ihr und Manuel Barreto den heidnischen Fürsten in dem getroffen habt, was ihm das Heiligste, der Kern seiner Ehre ist. Ihr müßt den König schon um deswillen anrufen, weil der Schlag, der die arme thörigte Helferin getroffen hat, sicher über kurz oder lang auf die eigentlich schuldige fallen soll. Am besten wäre es, Eure Schutzbefohlene bliebe irgendwo versteckt, bis der Emir sich mit dem Könige nach Tanger eingeschifft hat.

Wollte Gott, er schwämme schon auf den Wellen — Mulei Muhamed meine ich — nicht den König! versetzte Camoëns. Das Beste wäre, der König jagte den Maurenzwinger allein in seine Wüste zurück; doch daran ist nicht zu denken.

Und warum das Beste, Senhor? fragte der Kaplan geschmeidig. Verlangt es Euch so gewaltig, daß unser junger Fürst die Gelübde breche, welche er seit Jahren geleistet hat? Ich verstehe mich wenig auf weltliche Gefühle und Hoffnungen, allein mich dünkt doch, daß Ihr, gerade Ihr, eher Ursache hättet, den König auf fernen Kriegspfaden als hier im Lande zu wünschen!

Camoëns wünſchte in dieſem Augenblicke, daß es ſchon Nacht wäre, damit der im Wagen ſitzende Prieſter die Glut nicht gewahre, die er ſelbſt auf ſeinen Wangen brennen fühlte. Die Äußerung, welche Tellez Almeida läſſig hingeworfen hatte, durchſchauerte Camoëns doppelt, ſie verriet ihm, daß andre um den Traum und den Schmerz wußten, welche er für ſein und Barretos Geheimnis hielt. Und ſie enthüllte ihm einen verborgnen Wunſch ſeiner Seele. Er hatte den Gedanken noch nicht klar gedacht, daß der König demnächſt gehen, Catarina Palmeirim bleiben könne; gleichwohl war es ihm in dieſem Augenblicke, als ſpreche der Jeſuit nur aus, was ſeit Wochen in ihm lebte; er mußte ſich Gewalt anthun, um den Ton zu bewahren, in dem er ſeither mit Tellez Almeida geſprochen hatte.

Von mir iſt nicht die Rede, Ehrwürdiger! ſagte er. Ob der König Gelübde geleiſtet hat, weiß ich nicht; doch der Schwur, ſeinem Lande und Volke getreu zu ſein, war vor allen Gelübden. Portugal bangt vor der Heerfahrt nach Afrika, und ſo wird Dom Sebaſtian auf ſeines Herzens Wunſch Verzicht leiſten müſſen!

Bangt denn auch Ihr, Senhor Luis — Ihr, der Sänger unſers alten Ruhmes? fragte der Prieſter. Mich dünkt, ich leſe in Eurer Seele, daß Ihr nicht vor Schlachten und Gefahren, vor kühnen Thaten, ſondern vor einem Untergange zittert, dem die Völker anheimfallen, welche nichts mehr zu Gottes Ehre und für ihre eigne Herrlichkeit wagen.

Camoëns ſchwieg, auch dies Wort des jungen Prieſters ſchlug in ſeine Seele; er mochte weder zuſtimmen, noch widerſprechen. Unwillkürlich lenkte er ſein Pferd einige Schritte weiter von dem Wagen ab, in dem Fray Tellez ſaß. Der Kaplan aber, der dies Ausweichen ſcheinbar nicht bemerkte, fuhr lebhafter fort:

Ihr ſeid zu lange fern aus dem Lande geweſen, Ihr wißt nicht, wie not dieſem Volke ein läuterndes Bad des Mutes, der Anſpannung aller Kräfte, ſelbſt der Not und der Sorge thut! Der König fühlt das Rechte, wenn er auch noch zu jung iſt, immer das Rechte zu thun. Er muß die ganze Kraft Portugals einſetzen, muß einen großen Schlag wagen. Dann werden ſie ihm vertrauen, ihm williger folgen, wenn er ſein Volk die Pfade führt, welche er früh als die rechten erkannt hat.

Camoëns' finſtrer werdende Mienen, welche der Sprechende auch in der zunehmenden Dämmerung noch unterſchied, mahnten ihn, daß er keinen verwandten Ton im Herzen ſeines Begleiters erwecke. So ſchwieg auch der Prieſter einige Minuten und hob dann ruhig wieder an:

Seid Ihr andrer Meinung, Senhor, teilt Ihr die Furcht der Kleinmütigen, die des Apoſtels Wort „Alles iſt euer" vergeſſen, und die da wähnen, das Leben würde ärmer werden, wenn eine Zeit wiederkäme, in der ein chriſtliches Volk ſich völlig der Führung der heiligen Kirche vertraut? Wohlan! ich will

es der Zeit überlaſſen, Euch hierin eines Beſſern zu belehren. Das aber werdet Ihr empfinden wie ich, daß es einem König übel anſteht, ſeine Jugend, die ruhmreich ſein könnte, in nichtigem Treiben zu vergeuden und im Müßiggang die Töchter ſeines Landes zu verderben!

Überraſcht, faſt beſtürzt, vernahm Camoëns die heftigen Worte, die zu dem Kleide und zu der demütigen Haltung, welche Fray Tellez ſelbſt hier im Wagen zeigte, wenig paſſen wollten. Raſch gab er zur Antwort: Ihr richtet ſtreng und ſprecht kühn, ehrwürdiger Bruder — ich wage Euch nicht auf dieſem Pfade zu folgen.

Hat man Euch auch erzählt, daß meinem Kleide zu mißtrauen ſei? ſagte der Kaplan mit einem kurzen Lächeln. Ich will Euch nicht verhehlen, daß ich von Herzen wünſchte, Euch zu überzeugen, Eure Hilfe für meinen Zweck zu gewinnen, den ich für einen Gott wohlgefälligen halten muß! Ich würde wie tauſende treuer Portugieſen Dom Sebaſtian freudig zugejauchzt haben, wenn er die ſchöne Gräfin Palmeirim als Ehegemahl heimgeführt hätte. Ich weiß beſſer als andre, wie oft der junge König dem Himmel ewige Keuſchheit gelobt hat, doch ich hätte Tag und Nacht für ihn gebetet, daß ihm der Allmächtige den Bruch ſeiner Gelübde nicht anrechnen wolle! Nicht in Euch allein wallt das Blut für dies Land und König Manuels ruhmreichen Stamm, Senhor; auch unter dieſem Kleide ſchlägt ein Herz dafür, und ich geſtehe Euch, daß ich ſchon den reichſten Segen des Himmels auf das Haupt der neuen Königin herabgerufen habe. Es ſollte nicht ſein.

Was ſollte nicht ſein? fragte Camoëns ungeſtüm. Was der König heute nicht thut, kann er morgen vollbringen, Hochzeit läßt ſich an jedem Tage halten. Was wißt Ihr, was könnt Ihr wiſſen, daß Ihr ſo beſtimmt ſprecht? Hinter den rauhen, haſtigen Worten barg ſich eine heftige Bewegung; er beugte ſich, ſoviel er konnte, zu den Lippen des Kaplans hinüber.

Daß Gräfin Catarina niemals die Krone tragen wird, das weiß ich, erwiederte Tellez Almeida. Ich ſollte Euer Beichtiger ſein, Ihr nicht der meine, Senhor Luis; doch da es einmal ſo iſt, ſo laßt mich geſtehen, daß ich gegen meinen Beruf und meine Gelübde Thränen darum geweint habe, das ſchöne Haupt nicht im königlichen Brautſchmuck erblicken zu ſollen. Doch was kümmert es Euch, wie dem Kaplan des Königs zu Mute war! Nur wie ihm jetzt zu Mute iſt, ſollt Ihr noch wiſſen, Senhor. Da der König den Schritt, den ihm Gott um ſeines Volkes willen verzeihen würde, nicht wagen und thun wird — nein, er wird ihn nicht thun, und wenn Ihr mir noch tiefer grollt! — ſo ſehe ich nur einen Weg für ihn. Er hat ſich der irdiſchen Wünſche zu entſchlagen, die über ihn mächtig geworden ſind, er muß ſich der Sehnſucht vergangner Jahre erinnern und der Welt das leuchtende Beiſpiel eines Herrſchers geben, der als Ritter Chriſti rein und makellos durch dieſe Welt der Sünde ſchreitet. Der König darf ſich nicht ſelbſt verlieren, ſeine Seele nicht beſchmutzen, und

am wenigsten darf er seine Liebe entweihen und mit wilder Leidenschaft die bedrängen, die seines Thrones wert wäre und mit der er seinen Thron nicht teilen kann.

Er darf es nicht! er soll es nicht! sagte Camoëns mit dumpfem Groll vor sich hin.

Fray Tellez wußte jetzt, daß er den rechten Ton angeschlagen habe, er sah, daß der Dichter in wilder Unruhe im Sattel hin- und herrückte. Und wenn Ihr tausendmal wahr sprächt, was vermag ich dabei zu thun? Habe ich ein Recht, dem König gegenüberzutreten, wie seine geistlichen Berater? Und hätte ichs, was hofft Ihr von meinem Wort, wo das Eure sich machtlos erweist?

Der König muß hinweg aus der Nähe Donna Catarinas! sagte der Priester jetzt wieder leiser als zuvor und noch feierlicher. Er muß sich stählen und heiligen zugleich in dem Gedanken an seine große Pflicht. Er darf von nichts anderm mehr träumen als vom heiligen Kriege und von dem großen Siege auf afrikanischem Boden. Helft dazu, so werdet Ihr Ehre und Seligkeit der Jungfrau schirmen helfen, deren Bild Euch ins Herz gewachsen ist, Luis Camoëns!

Camoëns hatte nicht die Kraft, dem Pferde die Sporen zu geben, wie er einen Augenblick in Versuchung war. Die Worte des Priesters schienen in seinem Hirn hundert Bilder zugleich entfesselt zu haben, die einander jagten; er wollte nichts erwiedern und stammelte doch willenlos: Und was vermöchte ich zu dem guten Werke beizutragen, Fray Tellez? Was gelte ich dem König? Was wollt Ihr mit Eurer Lockung?

Wenn Euch mein Wort eine Lockung dünkt, so seht es als ungesprochen an, versetzte der Kaplan. Was Ihr beim König vermögt? Nehmt an, die Versuchung zu bleiben und der Drang zu gehen seien zwei gleichgefüllte Schalen; der Tropfen, den Ihr in die eine gießt, bringt die Entscheidung, welche von beiden steigen, welche fallen soll.

Genug und zu viel, Ehrwürdiger, rief Camoëns. Ihr mögt es gut meinen, mir aber kann Euer Wink nicht frommen. Laßt uns ein andermal über den König sprechen, wenn ich meiner besser mächtig bin als heute, wo mir Weh und Zorn den Sinn umnachten!

Richtet ihn zum ewigen Licht empor, so werdet Ihr Klarheit empfangen, sagte der Priester. Wir sind übrigens zur Stelle; Ihr könnt Euerm Begleiter, der schwer keucht, etwas Ruhe gönnen. Hier sind die Pforten von Santa Eufemia, und dort seitwärts vor der Kirche liegt der Friedhof, auf dem Ihr für die arme Hirtin ein Grab sucht.

Die Straße trat aus den Weinhügeln heraus, eine grüne Fläche, von der jetzt die weiße Mauer des Klosters selbst im Halbdunkel sich deutlich abhob, that sich vor Camoëns' Augen auf. Über die Fläche schwoll den Herankommenden ein kühler, beinahe kalter Abendwind entgegen. Camoëns spürte ein leises Fröstеln und fühlte doch zugleich, daß sein Gesicht und sein Leib glühe.

Er trieb das Pferd so ungeduldig dem Klostergebäude entgegen, daß der begleitende Waldhüter zum erstenmale hinter ihm zurückbleiben mußte. Es drängte ihn, aus der Gesellschaft des Kaplans hinwegzukommen, sein Geschäft im Kloster so rasch als nur immer möglich abzuthun; er sehnte sich, allein zu sein, allein mit sich und der wilden Unruhe, dem zornigen Weh, die ihn während des Gesprächs mit Tellez Almeida ergriffen hatten. Und so waren sie kaum am Klosterthore angelangt, als Camoëns sich fast ungestüm von dem Kaplan trennte und das Anerbieten des Priesters, seine Bitten bei der Äbtissin zu befürworten, nicht einmal mehr vernahm.

Er begehrte von dem erstaunten Pförtner rasche Meldung bei der hochwürdigen Oberin des Klosters und Kost und Erquickung für sein Pferd, da er noch diesen Abend nach Cintra zurück müsse. Der alte Thorhüter wandte umsonst ein, daß die Äbtissin zu dieser Stunde niemand, am wenigsten einen Fremden, empfangen werde. Camoëns beharrte darauf, daß sein Geschäft keinen Aufschub bis zum andern Tage leide. Der Waldhüter, der ihn von der Hütte Joanas bis hierher geführt hatte, war inzwischen gleichfalls in das Pförtnerhaus getreten, und seine Erzählung von dem, was im Hochthal der Mutter aller Gnaden geschehen sei, machte den Pförtner doch wankend, ob er das ungewöhnliche Verlangen des Ankömmlings nicht erfüllen müsse. Während Camoëns noch einmal wiederholte, daß und warum er die Äbtissin sprechen müsse, und der Pförtner zögernd nach dem Strange der Glocke griff, durch welche in dringenden Fällen der Klosterschaffner herzugerufen ward, kam schon eine dienende Schwester mit dem Auftrage, den Edelmann, der in den Vorhalle weile, auf der Stelle in das Kloster selbst und zur Äbtissin zu führen.

Nicht zwei Stunden später, doch schon bei völliger Nacht, bestieg der rastlos Umhergetriebne heute zum drittenmale sein Pferd, um auf der geraden Straße, die über Kloster Flores nach Cintra führte, den Rückweg anzutreten. Er hatte seinen Führer von vorhin nach Kräften belohnt und das Anerbieten desselben, ihn auch nach Cintra zu begleiten, freundlich zurückgewiesen. Er hatte ihm wie dem Pförtner vertraut, daß die hochwürdige Oberin von Santa Eufemia schmerzliche Teilnahme an dem Schicksale ihrer jungen Hirtin gezeigt, die Bestattung Joanas auf dem Friedhofe des Klosters ohne Zögern bewilligt, ja selbst erlaubt habe, daß die kleine Zahl von Männern, welche heute in der Hütte der Ermordeten versammelt gewesen sei, morgen in der Frühe den Sarg Joanas zur Gruft geleiten dürfe. Er hatte darnach jede Erfrischung, die Pförtner und Schaffner gastfrei anboten, bis auf einen Trunk des braungoldnen Klosterweins abgelehnt, und nun rückte er sich im Sattel zurecht und ermunterte mit kurzem Zurufe das Pferd, zum Galopp auszugreifen. Noch als er schon im Bügel stand, hatte ihn der Waldhüter gefragt, ob er keine Besorgnisse wegen der verruchten Mohren hege. Er hatte nur zurückgerufen: Ich fürchte sie nicht! als er bereits die Straße dahinbrauste. Unwillkürlich hatte er bei diesen Worten

doch an den Gürtel gegriffen, an dem sein Schwert hing und in dem sich ein malaiisches Dolchmesser mit doppelter Schneide barg. Er wiederholte noch einmal für sich selbst: Ich fürchte sie nicht! und hörte dabei sein Herz pochen und wußte doch, daß es nicht um die Gefahr war, welche ihm von Meuchlern auf dem nächtigen Ritte drohen konnte.

Die Straße war nachtstill, zwischen den Hügeln hallte der Hufschlag seines Pferdes wieder, aus dem großen Klosterwalde, der zur Rechten blieb, klangen einzelne schrille Laute, die Camoëns mit geübtem Jägerohr als die von Vögeln und kleinen Raubtieren unterschied. Zugleich aber meinte der Einsame andre Stimmen zu vernehmen, die aus seiner Seele klangen und durch das Gespräch mit Tellez Almeida erweckt worden waren. Wieder und wieder hörte er jeden Ton, in welchem der Priester zu ihm gesprochen hatte, hörte sich selbst aufschreien: Er hat Recht, hat tausendfach Recht, der König muß hinweg, hinweg, und wärs in ein Kriegergrab in der Wüste! Die Herrliche taugt ihm nicht zu seiner Königin — so will ich sie schützen, seine Buhle zu werden. Dazwischen schrillten Hohnworte des Zweifels: Was wähnst du, was vermagst du? Hast du nicht an Barreto deine Ehre verpfändet, ihr Antlitz zu meiden und sie ihrem Geschick zu überlassen? Dann wars auf Augenblicke, als ob es in ihm so stumm würde, wie es um ihn her war, und in solchen Augenblicken empfand er, welche Versuchung in den Worten des Kaplans gelegen habe; er trieb sein Pferd an, als könne er mit der Schnelle des Tieres die verworrenen Stimmen hinter sich lassen wie den Wald, die Rebenhügel und die vereinzelten Lichter, die seitwärts aus dem Kloster von Flores schimmerten. Aber schon vernahm er sie aufs neue, und aus dem wilden Gewühl der Bilder, die er im Dunkel zu sehen, der hundertfältigen Laute, die er zu hören meinte, klang ein Ruf immer schriller, immer stärker, und jetzt fuhr der einsame Reiter vor dem wirklichen Klang seiner eignen Stimme zusammen. Denn nur er war es gewesen, der selbstvergessen, im Krampf seiner Seele, laut in die Nacht hinausgerufen hatte: Der König muß — er muß hinweg!

(Fortsetzung folgt.)

Notiz.

Die Versorgung der invaliden Offiziere. Als Graf Moltke es im Reichstage von neuem anregte, besser als bisher für die Männer zu sorgen, welche bei den Bemühungen um die Erhaltung eines schlagfertigen Heeres und die dadurch hervorgerufenen Strapazen ihre Gesundheit untergraben und dadurch früher als die

in andern Berufszweigen thätigen Männer dienstunfähig werden, da konnte er voraussehen, daß er auf allen Seiten des Hauses ein bereitwilliges Entgegenkommen finden würde, wenn auch hin und wieder auf die Schwierigkeit bezüglich der Beschaffung der nötigen Geldmittel hingewiesen wurde. Das beste Mittel, diese finanziellen Schwierigkeiten zu heben, würde nun darin bestehen, daß man die Arbeitskraft der aus der Aktive ausgeschiednen Offiziere anderweit verwendet. Diese Männer stehen oft noch in ihrer besten Manneskraft, und der Mangel an Beschäftigung, zu welchem sie ihre Pensionirung verurteilt, ist ihnen selbst höchst peinlich; ließe sich also ihre Arbeitskraft durch Ueberweisung andrer Stellen ausnutzen, so würde der für diese Stellen ausgeworfene Gehalt zur Erleichterung des Pensionsfonds benutzt werden können. Gegenwärtig kann, und zwar in jedem einzelnen Falle durch besondre Kabinetsordre, einem Offizier nach einer Dienstzeit zwischen zwölf und fünfzehn Jahren der Anspruch auf Anstellung im Zivildienst gewährt werden, eine Anzahl Stellen von Postdirektoren ist den ausgeschiednen Offizieren vorbehalten; es kann sich also nur darum handeln, ob man diese Einrichtung nicht erweitern und jeden ausgeschiednen Offizier zur Uebernahme einer entsprechenden Zivilstelle für berechtigt und verpflichtet erklären könnte. Von einer solchen Verpflichtung würden selbstverständlich diejenigen Offiziere auszuschließen sein, welche durch Alter oder Gebrechen wirklich zur Uebernahme einer Zivilstellung unfähig sind, auf alle übrigen aber wäre diese Berechtigung und Verpflichtung auszudehnen.

Prüfen wir die Stellen, welche zur Besetzung mit Offizieren geeignet sein könnten, so wird gewiß niemand bestreiten, daß z. B. ein Offizier des Eisenbahnregimentes im Eisenbahndienste, ein Ingenieur im Baufache, namentlich beim Straßen- und Wasserbau, ein Marineoffizier bei den verschiednen Behörden, welche mit der Instandhaltung der Küsten und Wasserstraßen, der Beaufsichtigung der Häfen u. s. w. zu thun haben, sofort eine Stellung würde übernehmen können. Abgesehen von solchen Spezialfächern bringt es aber doch der Bildungsgang, welchen ein Offizier durchmachen mußte, mit sich, daß derselbe für alle Staatsämter, zu denen nicht ein geradezu fachwissenschaftliches Vorstudium gehört, geeignet ist, insbesondre für die Stellungen im Steuer- und Kassenwesen, bei der Post, bei der Telegraphie und im Eisenbahnbetriebsdienste, bei der höhern Polizeiexekutive, für zahlreiche Stellungen in der Selbstverwaltung u. a. m. Es gehört ja zu allen diesen Aemtern eine gewisse Ausbildung im praktischen Dienste, daß diese aber von einem Mitgliede unsers Offizierkorps in einiger, zum Teil wohl in recht kurzer Zeit erfolgreich durchgemacht werden kann, liegt auf der Hand. Für eine solche Vorbereitungszeit könnte die Pension ganz oder unter Kürzung des für die Zivilstelle im Probedienste ausgeworfenen Gehaltes ausgezahlt werden, sodaß der Offizier keinen Mangel litte, der Dienst für die betreffenden Zweige der Staatsverwaltung aber auch nicht beeinträchtigt würde.

Gegen diese Vorschläge würde zunächst geltend gemacht werden können, daß eine Reihe von Aemtern, welche darnach von Offizieren bekleidet werden könnten, nicht die soziale Stellung besäßen, welche nötig sei, um einem Offizier eine solche zu übertragen. Dies würde sich jedoch sehr bald ändern, wenn solche Stellungen regelmäßig oder doch nur in größerer Zahl von Offizieren übernommen würden, weil dies, soweit nötig, eine soziale Hebung solcher Stellen zur Folge haben müßte. Die Verleihung eines Titels könnte auch das ihrige dazu beitragen, eine solche Stellung der Persönlichkeit ihres Trägers anzupassen. Endlich aber darf man nicht vergessen, daß die höhern oder gar höchsten Offiziersstellen meist von Männern

so vorgerückten Alters bekleidet werden, daß diesen die Uebernahme eines Zivilamtes nicht mehr würde zugemutet werden können. Man wird ferner entgegenhalten, daß durch ein solches Einordnen von Offizieren eine Menge junger Männer, welche sich den betreffenden Berufsarten gewidmet hätten, in ihrem Fortkommen gehindert werden würden. Dies möchten wir aber doch bezweifeln; denn da ein solches Einordnen von Offizieren nur nach und nach geschehen würde, so würde sich im Verhältnis dieses Einrückens die Zahl der jungen Leute, welche diese Berufsarten ergreifen wollen, wegen der geringeren Aussicht, darin fortzukommen, verringern. Damit würde gleichzeitig eine Verminderung derer, welche sich dem Staatsdienste widmen wollen, eintreten, und daß dies ein Vorteil im Vergleich zu dem jetzigen Andrange zum Staatsdienste sein würde, bedarf sicherlich keines Beweises.

Wenn aber gesagt ist, daß die Offiziere nicht nur das Recht, sondern auch die Verpflichtung haben sollten, Zivilstellen anzunehmen, so ließe sich dies bezüglich der vom Reiche und vom Staate zu vergebenden Stellen derart einrichten, daß dem Offizier statt der Anheimgabe, seine Pension zu fordern, oder wenn er um seine Pensionirung einkäme, aufgegeben würde, sich binnen einer ihm festzusetzenden Frist um eine Zivilstelle zu bewerben. Eine Zurücksetzung des Offiziers gegen den Zivilbeamten dürfte in diesem Zwange nicht gefunden werden können, da der letztere viel schwieriger, man kann sagen, überhaupt erst bei allgemeiner Dienstunfähigkeit der Pensionirung teilhaftig werden kann, während das Ausscheiden eines Offiziers aus dem aktiven Kriegsdienste aus militärischen Gründen oft zu einer Zeit erfolgt, wo der Offizier noch im übrigen volle Arbeitskraft besitzt.

Ob der hier angedeutete Plan, so wie wir ihn hingeworfen haben, vollkommen durchführbar ist, mag dahingestellt bleiben. Bei dem Streben nach möglichst guter Versorgung unsrer zum aktiven Kriegsdienste nicht mehr brauchbaren Offiziere einerseits und der ebenso sehr berechtigten Sorge um unsre Reichs- und Staatsfinanzen muß danach getrachtet werden, einen Boden zu finden, auf welchem sich, soweit es möglich ist, beides vereinigen läßt. Auch ein nicht vollständig ausführbarer Gedanke kann immerhin die Anregung zu einem bessern sein, und auch nur eine solche Anregung gegeben haben, würde als ein erwünschter Erfolg dieser Zeilen anzusehen sein.

Literatur.

Henri IV. et la princesse de Condé. 1609—1610. D'après des documents inédits par Paul Henrard. Bruxelles, C. Muquardt, 1885.

Henrard hat 1870 die Depeschen veröffentlicht, welche 1610 zwischen dem Brüsseler Hofe und seinem Gesandten in Paris, Pierre Pecquins, während der Verhandlungen über die Rückkehr der Prinzessin von Condé nach Frankreich gewechselt wurden. Jetzt hat er auch die Berichte Brulart de Bernys, des damaligen französischen Gesandten in Brüssel, aufgefunden und giebt nun auf Grund dieses neuen Materials in dem oben genannten Werke eine lebendig geschriebne, ein-

gehende Darstellung der Neigung Heinrichs IV. zur Prinzessin von Condé. Den fast sechzigjährigen König hatte eine leidenschaftliche Liebe zu Charlotte, der Tochter des Connetable von Montmorency, erfaßt; er zwang den Prinzen von Condé, sie zu heiraten, und hoffte, sich ihr nun leichter nähern zu können. Um den Nachstellungen des Königs zu entgehen, verließ Condé den Hof, floh schließlich nach Brüssel, indem er seine Gemahlin mit sich nahm; frühzeitig trat er in Verbindung mit Spanien. Heinrich IV. verlangte die Auslieferung des flüchtigen Ehepaares, und als die Prinzessin, mit welcher sich der König heimlich ins Einvernehmen gesetzt hatte, forderte, von ihrem Gemahl geschieden zu werden, wollte man sie in Brüssel nicht eher ausliefern, als bis die Scheidung ausgesprochen sei. Dieses die persönlichsten Interessen des Königs aufs tiefste berührende Ereignis verschärfte noch den Zwiespalt mit den Habsburgern. Trotzdem daß von allen Seiten abgemahnt wurde, rüstete Heinrich IV. eifrig, der Plan zu einem großartigen Angriffskriege wurde entworfen, des Königs Ermordung am 14. Mai 1610 machte alle Entwürfe zu nichte. Wenn Henrard allein in der leidenschaftlichen Liebe Heinrichs IV. den Grund erblickt, weshalb sich Frankreich in den Jülichschen Erbfolgestreit mischte und Spanien mit so gewaltigen Truppenmassen bedrohte, so geht er sicher zu weit; aber es wird ihm zuzugeben sein, daß die Herzensneigung des greisen Königs unter den Gründen schärfer hervorzuheben sein wird, als es bisher, namentlich auch in deutschen Geschichtswerken, geschehen ist.

Hinter Klostermauern. Eine Erzählung aus Grafenheim. Von Ernst Salzmann. Tübingen, Osiander, 1886.

Es ist bekannt, daß der im Württemberger Lande unvergeßliche Herzog Christoph unmittelbar nach dem Abschluß des Augsburger Religionsfriedens eine neue Klosterordnung begründet hat, wonach die Klöster zur Erziehung der künftigen Pfarrer und Lehrer bestimmt sein sollten. Ein Abt und ein oder zwei praeceptores sollten die jungen Leute „in der Schrift unterrichten“ und sie nach dreijährigem Kursus an die Hochschule abgeben. Von den zwölf Klosterschulen, welche der Herzog errichtete, bestehen heute noch vier unter dem Titel „Niedere evangelische Seminarien,“ alle an Orten, die durch die Schönheit ihrer Lage ausgezeichnet sind, und teilweise sind sie auch in Bauten von hoher künstlerischer Vollendung untergebracht (so zu Maulbronn). Das Leben in einer dieser Klosterschulen, in der zu Urach bestehenden, wird uns in der obengenannten Erzählung anschaulich vorgeführt. Wer selbst mit dem Verfasser dort die vier Jahre verlebt hat, welche zwischen 1862 und 1866 lagen, kann der Geschichte freilich mit doppeltem Genuß folgen und sich im Geiste in den Hörsaal, in die tiefen, dunkeln Bergwälder, an den herrlichen Wasserfall, in die Ruinen von Hohenurach zurückversetzen, von denen herab Nikodemus Frischlin zu Tode fiel. Aber auch wer diesem Leben fernsteht, wird sich an den poesiereichen, mit köstlichem Humor gewürzten Schilderungen des Verfassers ergötzen, der Dichtung und Wahrheit in freiem Spiel der Phantasie gemischt hat. Lebendig tritt die Eigenartigkeit dieser württembergischen Klosterschulen hervor, die eine solide und humane Bildung pflegen, und die deshalb, obwohl Kinder einer versunkenen Zeit, ihr Daseinsrecht nicht eingebüßt haben.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.

Grenzboten
21

Die Überproduktion.

Ueber das Darniederliegen unſers Wirtſchaftslebens auch auf induſtriellem Gebiete wird heute von den verſchiedenſten Seiten Klage geführt. Als Grund dieſer traurigen Erſcheinung bezeichnet man in der Regel die „Überproduktion.“ Von andrer Seite wird dem entgegengehalten: Wie kann die Überproduktion, d. h. die Erzeugung von zu viel Gütern, eine wirtſchaftliche Niederlage herbeiführen? Leben wir doch von der Summe der erzeugten Güter; und je mehr Güter wir erzeugen, umſo beſſer müßten wir leben können. An dieſe Betrachtung knüpfen manche dann eine Schlußfolgerung, die wir für eine ſeltſame Verirrung halten. Sie meinen nämlich, daß, da die Überproduktion doch nicht der eigentliche Grund unſrer wirtſchaftlichen Leiden ſein könne, dieſer Grund in etwas anderm, nämlich in der Einführung der Goldwährung, zu ſuchen ſei. Wir ſehen jedoch von dieſer Frage ganz ab. Hier wollen wir nur erörtern, inwiefern die Überproduktion mit jenen wirtſchaftlichen Leiden zuſammenhängt. Wir werden ſehen, daß die Überproduktion, d. h. das Vorhandenſein vieler zur Zeit unverkäuflichen Waaren, nur die äußere Erſcheinung iſt, in welcher die Schwächen unſers Wirtſchaftslebens zu Tage treten.

Es iſt vollkommen richtig, daß wir von der Summe der Güter leben, die wir erzeugen. Das Geld ſpielte dabei nur die Rolle des Vermittlers für den Austauſch dieſer Güter. Hiernach iſt es auch grundſätzlich richtig, daß, je mehr Güter wir erzeugen, wir umſo beſſer leben können. Auch iſt die Fähigkeit der menſchlichen Geſellſchaft, Güter zu gebrauchen und zu verbrauchen, ſo groß, daß nicht leicht zu viel Güter für den menſchlichen Bedarf geſchaffen werden können. Vorausgeſetzt wird dabei freilich, daß die Gütererzeugung ver-

Digitized by Google

hältnismäßig in gleicher Weise auf alle den menschlichen Bedürfnissen entsprechende Güter sich verteile. Denn da jeder seine verschiednen Bedürfnisse gleichmäßig befriedigen will, so ist er in der Fähigkeit, sich an dem Verbrauch der erzeugten Güter zu beteiligen, doch wieder beschränkt durch das Maß, welches ihm seine Verhältnisse bezüglich des Erwerbes von Gütern auferlegen. Dieses Maß bestimmt sich durch das Maß, in welchem er selbst Güter produzirt, die er dann gegen die von andern produzirten Güter austauschen kann. In diesem Sinne können wir sagen, daß für den Verbrauch von Gütern doch in jedem Lande immer nur ein relatives Bedürfnis besteht. Insbesondre kommt hierbei in Betracht, daß diejenige Gütererzeugung, welche an den Umfang von Grund und Boden gebunden ist, also namentlich die Gütererzeugung der Landwirtschaft, einer beliebigen Steigerung nicht fähig ist, und daß dadurch auch die Fähigkeit der Landwirtschaft, Industriegüter zu erwerben und zu verbrauchen, eine bestimmte Grenze findet.

Dafür, daß die Güterproduktion, anknüpfend an das Maß des relativen Bedürfnisses, sich gleichmäßig verteile, ist eine äußere Garantie nicht gegeben. Zufolge des durchgeführten Grundsatzes der Arbeitsteilung erzeugt jeder Einzelne Güter von der Art und in dem Maße, als er glaubt, daß sie dem obwaltenden Bedürfnisse entsprechen. Durch sein eignes Interesse ist er darauf angewiesen, hierin das Richtige zu treffen. Denn wenn er Güter erzeugt, für die kein entsprechendes Bedürfnis vorhanden ist, so werden sie in seiner Hand wertlos. Diese Erkenntnis hat im allgemeinen auch bisher genügt, um eine relativ gleichmäßige Gütererzeugung hervorzurufen. Gleichwohl sind Irrungen auf diesem Gebiete nicht ausgeschlossen. Es ist möglich, daß sich zu viele auf die Erzeugung eines bestimmten Gutes werfen, oder daß die einzelnen Produzenten, das Maß des obwaltenden Bedürfnisses verkennend, ein bestimmtes Gut in zu großen Massen erzeugen. Dadurch bildet sich dann der Begriff der Überproduktion.

Die Möglichkeit einer solchen Überproduktion und die damit verbundene Gefahr wirtschaftlicher Mißstände würde aber nur gering sein, wenn wir lediglich für die Bedürfnisse unsers eignen Landes produzirten und wenn diese Bedürfnisse unsers Landes nur auf die inländische Produktion angewiesen wären. Das Maß der Bedürfnisse des eignen Landes ist in der Regel nicht so schwer zu überblicken, daß nicht die Produktion ihre Thätigkeit darnach richtig bemessen könnte. Und selbst wenn in der einen oder andern Richtung das dem Bedürfnis entsprechende Maß der Produktion augenblicklich überschritten wäre, so würde man dieses doch bald gewahren und durch Wiedereinschränkung der Produktion das richtige Gleichgewicht zwischen Gütererzeugung und Güterverbrauch ohne wesentlichen Schaden wiederherstellen können.

Wie alle Kulturvölker, befriedigen wir aber unsre Bedürfnisse schon lange nicht mehr bloß mit den Erzeugnissen des eignen Landes. Eine Menge Dinge, die unser Land gar nicht erzeugt, gehören bereits zu unserm Lebensbedarf, und

wir sind daher auf ihren Bezug aus dem Auslande angewiesen. Andre Dinge führen wir aus dem Auslande ein, weil die Erzeugung im eignen Lande das obwaltende Bedürfnis nicht vollständig deckt. Endlich hat das Prinzip des Freihandels dahin geführt, daß selbst für solche Dinge, die das eigne Land in zureichender Weise erzeugt, doch zugleich die Einführung aus dem Auslande gestattet wird. Alle diese Dinge, die wir aus dem Auslande einführen, müssen wir mit Erzeugnissen unsers Landes, die wir dem Auslande zuführen, bezahlen. Und da Deutschland nicht zu den vorzugsweise mit Naturprodukten gesegneten Ländern gehört, so kann jene Bezahlung fast nur mit Erzeugnissen unsrer Industrie geschehen. Nur durch ihre hochentwickelte Industrie, welche die übrigen Länder mit Gütern versorgt, die diese selbst nicht in gleichem Maße zu erzeugen verstehen, haben die großen Kulturländer gewissermaßen die ganze Erde sich tributbar gemacht, und hierauf beruht der Reichtum, der diese Länder auszeichnet.

Während unsre Industrie, soweit sie für das Inland arbeitet, in diesem zwar ein beschränktes, aber auch wohlübersehbares Arbeitsfeld besitzt, welches nicht leicht zu der Verirrung einer Überproduktion führen kann, bietet ihr das Ausland zwar ein weit umfangreicheres Gebiet dar, dessen andauernder Bedarf aber auch weit schwerer zu überblicken ist. Ein Wechsel kann dort in der verschiedensten Weise eintreten; bald durch eine Änderung in der Art oder dem Maße der obwaltenden Bedürfnisse; bald durch die größere Entwicklung der eignen Industrie des betreffenden Landes, wodurch die Einführung auswärtiger Erzeugnisse überflüssig wird; bald in der Konkurrenz noch andrer Länder, welche dem betreffenden Lande bessere oder wohlfeilere Produkte zuzuführen vermögen. Der Absatz unsrer Industrie in das Ausland hat hiernach eine weit unsicherere und mannichfach gefährdete Existenz. Es können daher auch weit leichter Irrungen über das Maß der Aufnahmefähigkeit des Auslandes für unsre Waaren vorkommen, die dann in der Form der Überproduktion zu Tage treten.

Eine ähnliche Erscheinung kann freilich auch bei der zunächst für das Inland bestimmten Produktion eintreten dadurch, daß das Ausland uns mit den nämlichen Produkten überschwemmt zu Preisen, mit denen die inländische Produktion nicht zu konkurriren vermag. Dann werden für den inländischen Produzenten seine Produkte, ganz wie bei einer Überproduktion, unverkäuflich; und wenn dieses Verhältnis andauernd wird, so muß seine Produktion zu Grunde gehen.

Diese Bedrohung der inländischen Produktion durch die auswärtige kann nun der Staat abwehren oder wenigstens schwächen dadurch, daß er auf die ausländischen Produkte Zölle legt, die deren Preis für den inländischen Gebrauch dergestalt erhöhen, daß die inländische Produktion mit ihnen konkurriren kann. Allerdings hat man als Folge hiervon zu gewärtigen, daß auch die auswärtigen Staaten Zölle auf die bei ihnen eingehenden Waaren legen und daß dadurch unsrer Industrie, soweit sie für das Ausland arbeitet, die Beschreitung des ausländischen Marktes erschwert wird.

Der seit dem Jahre 1879 vollzogene Übergang Deutschlands von freihändlerischen zu schutzzöllnerischen Grundsätzen hat hiernach die Bedeutung, daß damit in erster Linie die für das Inland arbeitende Produktion geschützt werden soll, selbst auf die Gefahr hin, daß unsre für das Ausland arbeitende Industrie eine Schwächung erleide. Man kann dies auch so ausdrücken: Deutschland soll in Beziehung auf Produktion und Konsumtion in erster Linie auf sich selbst gestellt sein. Allerdings können wir, wenn wir auf der Höhe unsers Wohlstandes verbleiben sollen, die für das Ausland arbeitende Industrie nicht völlig entbehren. Die wichtigsten und großartigsten Produktionszweige sind daran beteiligt. Und es ist deshalb gewiß Aufgabe einer weisen Regierung, möglichst dahin zu wirken, daß auch dieser Industrie ihr Arbeitsfeld erhalten bleibe oder neue Felder gewonnen werden. Erwägt man aber, daß diese Industrie unter allen Umständen nur eine unsichere, von mannichfachen Zufälligkeiten abhängige Existenz hat, und daß es deshalb unmöglich wohlgethan sein kann, ihr zuliebe die für das Inland arbeitende Produktion einer, möglicherweise sie vernichtenden, ausländischen Konkurrenz preiszugeben, so wird man ein System mäßiger Schutzzölle nicht so unverständig finden, wie unsre Freihändler es darzustellen suchen.

Wenn heute nun Klage darüber geführt wird, daß unsre Industrie ihre Waaren nicht mehr absetzen könne, also zu viel produzirt habe, so ist es ohne Zweifel in erster Linie die für das Ausland arbeitende Industrie, welche diese Klage zu führen hat, wenn auch deren Notleiden einigermaßen auf die gesamte Industrie zurückwirkt. Das Ausland will uns nicht mehr unsre Waaren in dem Maße abnehmen, in welchem die Industrie sie absetzen zu können gehofft und wonach sie ihre Produktion eingerichtet hat. Die Waaren stapeln sich auf und erscheinen als „Überproduktion.“ Natürlich stockt auch der Handel, welcher die Überführung unsrer Waaren ins Ausland vermittelt. Was für Gründe für die verminderte Aufnahmefähigkeit des Auslandes vorhanden sind, ist schwer zu sagen. Unzweifelhaft aber sind es Gründe mannichfacher Art und nicht etwa bloß neu hervorgerufene Zollschranken, welche sich dem Eingange unsrer Waaren entgegenstellen. Und so bildet schon die gegenwärtige Lage einen Beweis dafür, daß das Ausland unter allen Umständen ein unsicheres Absatzgebiet darbietet, das man, solange es vorhält, mit Eifer benutzen mag, dem man aber keinesfalls die für das Inland arbeitende Produktion opfern soll.

Die Erscheinung, die man „Überproduktion“ nennt, ist hiernach nicht der Grund, sondern nur das äußere Zeichen unsrer wirtschaftlichen Krankheit. Diese Krankheit besteht in dem Glauben an eine unabänderliche und unbegrenzte Aufnahmefähigkeit des Auslandes für unsre Produktion, wie sie in Wahrheit nicht vorhanden ist. Dauert die geminderte Aufnahmefähigkeit des Auslandes, wie sie zur Zeit sich thatsächlich ausweist, längere Zeit fort, so werden wir dadurch belehrt, daß wir eben nicht so reich sind, als die zeitweise günstigen Verhältnisse

uns haben erscheinen lassen. Und dann werden wir zu naturgemäßen Zuständen nur dadurch wieder gelangen, daß wir uns entschließen, unsre ganzen Lebensverhältnisse diesem mindern Reichtume entsprechend einzurichten.

Straßburger Verfassungsleben.

Von Fritz Ehrenberg.

(Schluß.)

ies in großen Zügen die Entwicklung der Verfassung.*) Nun zu ihren Einzelheiten. Die Grundlage des staatlichen Lebens in der freien Reichsstadt bildeten also die Zünfte. Über das Wesen derselben hat noch vor garnicht langer Zeit Unklarheit geherrscht, bis unser ehemaliger Universitätsrektor Gustav Schmoller durch seine Mitte des vorigen Jahrzehnts hier betriebnen grundlegenden Studien nachgewiesen hat, worauf es dabei ankommt. Nicht volkswirtschaftlich, sondern in Verbindung mit dem öffentlichen Rechte, mit Gerichtsverfassung und Verwaltungsrecht haben wir uns darnach das Wesen der Zünfte zu erklären. Der vielbespöttelte Zunftzwang ist unmittelbar abzuleiten aus dem Gerichtszwange der alten Zeit. Wie oben ausgeführt, ging allmählich die öffentliche Gewalt vom Bischof in die Hände der Stadtinsassen über. Mit dem Beginn der Zunftherrlichkeit trat dieser Übergang noch deutlicher hervor; die adlichen Zunftmeister, die Amtsnachfolger jener alten bischöflichen Ministerialen, gaben ihre Macht an die Handwerksmeister ab, und den über alle gesetzten bischöflichen Burggrafen ersetzte der Ammeister, der dann das Haupt der Stadt wurde. Worauf es den Zunftverbindungen hauptsächlich ankam, war eignes Recht und eignes Steuerwesen; die in der alten Zeit häufigen „Auflösungen" der Zünfte haben sich weniger auf die Genossenschaften selbst, als vielmehr auf die zeitweilige Verkümmerung dieser Rechte bezogen. Hier in Straßburg zeigte der Sprachgebrauch deutlich das richterliche Wesen der Zünfte, denn der Zunftmeister hieß später nur „das Gericht." Aus dieser Gerichtsbarkeit entwickelte sich dann die politische Stellung, und beides zusammen ergab die Notwendigkeit des Zunftzwanges.

Den Zünften gegenüber standen die schon erwähnten adlichen Constofeln, in denen sich das frühere Adelsregiment der Stadt wiederspiegelt. Ursprünglich eine Art militärischer Einteilung der freien Stadtinsassen bedeutend, nahmen die Constofeln allmählich das Gepräge einer Bezirkseinteilung an; 1394 haben

*) In dem ersten Teile dieses Aufsatzes sind ein paar Druckfehler stehen geblieben; S. 299 Z. 12 lies edeln statt adeln, S. 300 Z. 9 keinen Vorsitz, S. 301 Z. 26 drie gewaltige.

wir die acht Constofeln zu St. Peter, vor dem Münster, in Kalbesgasse, zu St. Niclause, in Spettergasse, zu St. Thoman, an der Oberstraße und am Hohlwege. Die Constofeln hatten die öffentliche Sicherheit, den Wachtdienst, die Thorhut, ferner auch die Steuerumlage zu besorgen. Sie thaten den früher so wichtigen Dienst zu Pferde, während die Handwerker das Fußvolk bildeten. Als letztere 1332 zur Herrschaft kamen, bedurfte es einer besondern Verordnung, damit sie auch beritten wurden. Ausdrücklich erzählt Königshofen: „Under den kam die gewohnheit vs, das die antwerglüte uf wegene wurdent ritende wenn man vszogete in reisen. Wan vormols giengent sü zu fusse." Die Constofeln trockneten allmählich ein, jemehr sich das selbständige Zunftwesen entwickelte. Der Adel hatte übrigens schließlich nach mannichfachen Schwankungen nur zwei Kurien oder Stuben, welche für ihn politische Einigungspunkte bedeuteten: „zum Hohensteg" und „zum Mühlstein."

Die Zahl der Zünfte schwankte nicht minder häufig; von 10 auf 28, auf 24 und schließlich auf 20, soviel es dann 309 Jahre hindurch geblieben sind. Diese 20 hatten eine bestimmte, bei allen Amtshandlungen eifersüchtig beobachtete Reihenfolge.*) Schon die geringe Anzahl deutet darauf, daß die Begriffe „Zunft" und „Gewerbe" sich nicht decken können; vielmehr war eine Zunft der Sammelort für verschiedne Gewerbe, meist in zufälliger Zusammensetzung ohne organische Angliederung. In der Zunft zum „Spiegel" fanden sich beispielsweise die Apotheker mit den Bettverkäufern zusammen; in der „Lucern" oder „Latern" die Chirurgen und die Kornhändler; ja die Zunft der „Weinsticher" bestand schließlich nur noch aus Perrückenmachern und Friseuren, und die „Freyburger" aus Leuten, welche überhaupt kein Gewerbe betrieben, also so etwas wie einen „Verein der Vereinslosen" bildeten. Unter dem drohenden Beil des Zimmerleutwappens vereinigten sich neben den Zimmerern die Verfertiger musikalischer Instrumente und die Wagner, bei der „Stelz" die Kunstmaler, Buchdrucker, Buchbinder und Buchhändler, also alles, was heute zur Herausgabe eines Prachtwerkes mitwirkt. Ob Gutenberg bei der „Stelz" gedient hat, weiß man nicht; wohl aber, wo andre berühmte Leute „gedient" haben,

*) Ein aus dem siebzehnten Jahrhundert stammendes Merksprüchlein giebt die Reihenfolge:

Es wird bey löblicher Statt Straßburg freyem Wesen
Aus Edlen und Gemeind die Burgerschafft erlesen.
Des Adels stuben seind: Hochsteg und Mühlenstein;
Die andern teilen sich in zwantzig Zünfften ein:
Als Ancker, Spiegel, Blum, Freyburger, Tuch-, Lucerner,
Die Mörin und die Stelz. Brodbecker, Kürschner. Ferner:
In Küeffer, Gerbersleuth, Weinsticher, Schneider, Schmidt,
Den Schust- und Fischeren der Zimmermann nachtritt;
Der dreyfach Gartner hauff und Maurer thun beschließen
Mit wunsch, daß jeder Zunfft viel seegen mög zufließen.

wie das Verhältnis der Zugehörigkeit zur Zunft genannt wurde. So heißt es von Calvin ausdrücklich, er „diente bei den Snidern." Zur Schneiderzunft muß übrigens auch Goethe während seiner hiesigen Studienzeit 1770/71 einen unbestimmten wahlverwandten Zug gefühlt haben, denn er schlug sein Hauptquartier behufs Ergründung des Straßburger Bierstoffes in der alten Schneiderzunftstube, Brasserie du Dauphin, am Schneidergraben auf. Die mitunter etwas seltsam klingenden Zunftnamen sind wohl auf Häusernamen zurückzuführen. Die „Möhrin" besteht noch heute als Café de la Mauresse; die „Blum" der Metzger war wohl ein Wahrzeichen, vielleicht das der alten Straßburger Lilie am Zunfthause. Ebenso zu erklären ist vielleicht die „Steltz" oder Stelze; wie es heute noch ein Haus „zur Meise" genannt giebt. Die unter ihnen geltenden Vorrechte hielten die Zünfte sehr hoch. Beispielsweise hatte der Ratsherr derer „zum Encker", der Schiffleute, wegen der hohen Bedeutung der Schifffahrt für das alte Straßburg den Ehrensitz im Rat, nächst dem Stettmeister. Als aber die Bäcker im Jahre 1448 durch ihre Tapferkeit die Veste Wasselnheim zu Falle gebracht hatten, wurde ihnen dieser Ehrensitz feierlich zuerkannt; auch durften sie alljährlich am Gedenktage, bis an die Zähne bewaffnet, mit Fahne und Musik einen festlichen Umzug durch die Stadt halten. Tapfer und zugleich vaterlandsliebend im höchsten Grade zeigten sich die Schneider. Als an dem verhängnisvollen 30. September 1681 die dreihundert Schöffen über den Anschluß an Frankreich ihren Rat abgeben sollten, erhob allein die Schneiderzunft den kräftigsten Widerspruch: eher müsse man sich bis in den Tod verteidigen, als die Freiheit Straßburgs aufgeben! Und als 109 Jahre später der französische Kommissar Dietrich in glatter Rede die Schöffen zur Niederlegung ihres Amtes und zur Anerkennung der neuen revolutionären Gemeindeordnung aufforderte, traten wiederum die Schneider voll Zorn dagegen auf und bewirkten wenigstens einen mehrmonatlichen Aufschub. Das Gegenteil von diesem Vaterlandsgefühl finden wir bei dem Gewerbe der Leineweber, welche sich bei Aufhebung der Zünfte 1791 nicht genug beeilen konnten, ihren Bruderschaftspokal und andre kostbare Silber- und Goldgefäße, 14 Mark an Gewicht, auf die Münze zu tragen und der nation damit ein Geschenk zu machen. Diese kleinen Züge mögen für die Charakteristik des Zunftlebens genügen.

Wichtiger ist die innere Einrichtung der Zünfte, da sich ja auf ihr der Verfassungsbau erhob. Wer als Bürger in Straßburg wohnte, mußte sich bei einer Zunft einschreiben lassen, ihr „dienen"; und zwar ging, wer ein Gewerbe betrieb, dahin, wo seine Gewerbsgenossen waren, als „leibzünftiger Handwerksmann." Die Standespersonen, die Studirten und Rentner, wählten sich eine Zunft und dienten dort als „leibzünftige Herren Gelehrte und Zudiener", die Armen oder „Nichthandwerker" als einfache „Zudiener." Wer an eine andre Zunft noch Abgaben zu zahlen hatte, war letzterer „geldzünftig"; so waren alle, welche eignes Land bebauten, den Gärtnern geldzünftig. Wenn eines

Zunftgenossen Sohn ein andres als das väterliche Gewerbe erlernte, blieb er bei der väterlichen Zunft, wurde aber derjenigen seines neuen Gewerbes geldzünftig. Mit dem aus solchen Beiträgen, aus den Eintrittsgeldern und Umlagen erwachsenden gemeinsamen Vermögen, von welchem die Hälfte an den Staatsschatz im Pfennigturme abgeführt werden mußte, scheinen indes die Zünfte nicht immer glimpflich umgegangen zu sein, denn im Jahre 1466 bedurfte es einer „Erkenntnus" der XXIer, daß keine Zunft oder Handwerk auf ihre Stube Geld aufnehmen oder solche verkaufen dürfe ohne Erlaubnis der Räte und XXIer. Die höchste Gewalt in der Zunft hatte der aus fünfzehn Mann bestehende Schöffenrat, in welchem der Oberherr und dann der Ratsherr der Zunft nebst einem Zumanne oder Stellvertreter an erster Stelle saßen. Der gebietende Oberherr*) mußte aus einer der drei Ratsstuben des „beständigen Regiments" sein und wurde durch die Räte und XXIer gewählt, war also gewissermaßen vom Rate der Stadt zur Oberaufsicht für die Zunft eingesetzt. Schöffe konnte im freien Straßburg und auch noch bis 1688 jeder fünfundzwanzigjährige Bürger werden, welcher mindestens zehn Jahre hindurch der Stadt angehört hatte.

Der Schöffenrat wurde früher von den Zunftgenossen gewählt; später ergänzte er sich durch eigne Wahl, bei der es aber strenge Vorschriften gegen Beeinflussung und Bestechung gab; auch wurde für diese Wahlen in den Kirchen eine besondre Fürbitte gethan, ein Zeichen, für wie wichtig man sie hielt. Neben dem Schöffenrat bestand das teils von den Schöffen, teils von allen Zunftgenossen gewählte Zunftgericht mit acht bis vierzehn Mitgliedern; dasselbe entschied die Streitfälle innerhalb der Zunft, und von seinem Urteil gab es eine Berufung an die Ratsstube der XVer. Der jährlich neu zu wählende Zunftmeister verwaltete die Gelder, ein rechtskundiger Zunftschreiber besorgte die Akten, der Zunftbittel und die Rüger die polizeiliche Gewalt. Ein Zeichen des beginnenden Verfalls ist wohl die 1629 erfolgte Einführung von „geheimen Rügern," einer Art von Geheimpolizisten, welche nur dem Oberherrn berichten durften und für jeden Fall den „sechsten Pfennig" von den Strafgeldern empfingen. Die einzelnen Gewerbe hatten noch besondre Behörden: den jährlich unter Einspruchsrecht des Zunftmeisters zu wählenden Handwerksmeister; dann Schauer, Rieser und Messer für die verschiednen Gewerbshantierungen, teils vom Rat, teils von der Zunft bestellt. Fast alle Zunft- und Stadtämter waren ursprünglich Ehrenämter und unbesoldet. Jedoch fanden die Einzelnen ihre Rechnung durch die „Präsenzgelder" bei den Sitzungen; jede neu angefangne Sitzungsstunde wurde dabei vom Bittel sofort baar bezahlt, eine Einrichtung,

*) Sein Ansehen war bedeutend, wie aus der ihm gebührenden nahezu fürstlichen Anrede hervorgeht. Zum Beispiel: „Hoch-, Edel-, Vest-, Fromm-, Fürsichtig-, Hochweis- und Hochgelehrter Herr Wolfgang Schutterlin, des beständigen Regiments deren Herrn XXIer hochansehnlicher Beisitzer und der Ehrsamen Zunft zum Encker Hochgebietender Herr Oberherr."

die natürlich allmählich zum Mißbrauch und schließlich zur festen Besoldung führen mußte.

Der ungemein verwickelte Bau der städtischen Verfassung selbst wird von den elsässischen Geschichtsfreunden nicht mit Unrecht als ein „Labyrinth" bezeichnet; die vielverschlungnen Gänge der alten Verwaltung sind ja jetzt umso schwerer zu erkennen, je gründlicher die Zerstörung gewesen ist. Ich hoffe aber, nach dem hier bereits ausgeführten deutlich sein zu können. Den Ariadnefaden in diesem Labyrinth giebt die Verfassung der Zünfte. Aus der Mitte der letztern wurde die gebietende Mehrheit der Ratsherren gebildet, und an den Rat gliederten sich die Kammern des „beständigen Regiments"; an die Zünfte oder vielmehr an ihre unmittelbaren Vertreter, die dreihundert Schöffen, zurück ging die Entscheidung in allen wichtigen Fragen, und der oberste aller Zunftgenossen, der Ammeister, war das Oberhaupt des ganzen Staatswesens. Neben diesem regierenden Oberhaupte gab es aber noch vier besondre Regierer, die vier adlichen Stett- oder Städtmeister, von denen jeder auf zwei Jahre gewählt wurde, ein Vierteljahr lang die Geschäfte leitete und das Siegel führte; die Ratsverordnungen gingen von dem Stettmeister aus und huben demnach an: „Wir, der Meister und der Rat erkennen u. s. w." Wenn man einen Vergleich mit der heutigen französischen Republik ziehen will, so kann man den Ammeister als den Präsidenten der Republik, die Stettmeister als verantwortliche Minister und den jeweils regierenden Stettmeister als den Ministerpräsidenten bezeichnen. Dabei beugte der unmittelbaren Beunruhigung des Staatswesens durch Parteikämpfe jener fortwährende Wechsel im Amte vor, der jeden einmal an die Reihe brachte und in dem fein organisirten Wahlsystem sein Korrektiv fand. Um aber eine gewisse Beständigkeit im Regiment, eine Geschäftsüberlieferung zu haben, wurden alljährlich nur zwei von den vier Stettmeistern neu gewählt. Eine gleiche Rücksicht galt bei der Ratswahl; früher wurde der ganze Rat alle Jahre neu gewählt, aber schon vom fünfzehnten Jahrhundert ab jährlich nur die Hälfte. Der große Rat zählte dreißig Mitglieder, von denen zwanzig durch die zwanzig Zünfte, zehn durch die adlichen Stuben bestellt wurden; den Vorsitz im Rate führte der Ammeister. Als eine Art Unterausschuß ist der aus sechzehn Zünftischen und sechs Adlichen bestehende kleine Rat anzusehen, welcher in Sachen der Rechtspflege und Polizei gebot.

Die eigentliche ausführende Regierungsgewalt lag bei den drei Kammern des „beständigen Regiments," den Dreizehnern, Fünfzehnern und Einundzwanzigern. Die bedeutendste von diesen drei war die Kammer der XIIIer, welche ursprünglich aus neun, seit 1448 aus zwölf und schließlich aus dreizehn Mitgliedern bestand. Die XIIIer hatten die größte Gewalt, denn in ihrer Hand lag der Verkehr nach außen, das Kriegswesen und die Diplomatie. Durch ihre Hände ging der Verkehr mit Kaiser und Reich, sie bestimmten über Krieg und Frieden. Im Jahre 1448 wurde die Gewalt dieser Kammer enger umgrenzt; von da ab

mußten die XIIIer in Geld- und Personenangelegenheiten den Rat befragen, durften aber nach wie vor Gesandte abschicken und die Mannschaften der Stadt auf den Kriegspfad senden. Gebildet wurde die Kammer der XIIIer aus dem Ammeister, vier Adlichen und acht Handwerkern, von denen vier frühere Ammeister sein mußten.

Daneben stand die Kammer der XVer, geschaffen im Jahre 1433 aus der Erkenntnis heraus, daß es nötig sei, die Ausführung der Verordnungen zu überwachen. Als eine Art Staats- und Verwaltungsgerichtshof, dem kein in Amt befindlicher Staatsbeamter angehören durfte und der sich selbst ergänzte, bestand sie aus fünf Adlichen und zehn Handwerkern, von denen keiner unter 33 Jahre alt sein durfte; seit 1554 mußte jeder XVer vorher einmal Rat oder Schöffe gewesen sein. Aus dieser die Gesetze überwachenden Kammer entwickelte sich allmählich eine gesetzgebende Behörde, welche schließlich die ganze innere Verwaltung unter sich hatte.

Die Summe aller Lebensklugheit und Staatsweisheit des alten Straßburg saß aber in der Kammer der XXIer. Diese war nur zusammengesetzt aus ehrwürdigen Männern, welche lange Jahre hindurch sich im öffentlichen Dienste bewährt hatten. Sie wurden auf fünf Jahre gewählt und bei der dann folgenden zweiten Wahl lebenslänglich. Nach der 1474 niedergeschriebnen XXIer-Ordnung mußten diese „alten Herren" bei allen Angelegenheiten — außer in Sachen von Erbe, Eigentum und Unfug — um Rat gefragt werden. Die meisten Ratsbeschlüsse erfolgten daher vom „Rat und XXIern." Selbstverständlich war diese Kammer sehr bald verquickt mit den XIIIern und XVern, sodaß „ledige" XXIer — das heißt solche, die nur bei den XXIern saßen — stets wenig vorhanden waren.

Schließlich gab es noch feste, besoldete, gewissermaßen niedrige Ämter, die der Schreiber, Rentmeister, Zinsmeister und andrer, deren Besetzung aus der Mitte und auf Empfehlung der Zünfte erfolgte. Eine im heutigen Sinne strenge Abscheidung dieser niedrigern Ämter nach Bildung und gesellschaftlicher Stellung hat es aber im alten freien Straßburg nie gegeben. Überhaupt beruht ja die Hauptkraft dieser Verfassung auf der innigen Vermischung aller Elemente. Jeder konnte zu den Würden in Staat und Zunft gelangen, nach dem höhern oder geringern Grade von eigner Tüchtigkeit und öffentlichem Vertrauen. Durch den in dem fein durchdachten Wahlsystem begründeten Stoffwechsel wurde der politische Sinn im Volke fortwährend rege gehalten, wurde den einzelnen Körperschaften immer wieder frisches Blut zugeführt, erhielt das Staatswesen immer neue Schwungkraft. Der Wert der Verfassung an sich wird dadurch nicht gemindert, daß sich die Machtverhältnisse der einzelnen Gewalten allmählich verschoben, daß der Ammeister zu einer Repräsentationsgestalt verblaßte, der Rat seine Bedeutung an die Schöffenversammlung verlor, und das „beständige Regiment" die wirkliche Herrschaft in die Hände bekam. Die Grundzüge der

Volksherrschaft, der Demokratie im edelsten Sinne, blieben bestehen; sie waren es, welche Straßburg die innere Ruhe verbürgten und seinen Glanz nach innen und außen schufen und mächtig förderten.

Nebenbei sei bemerkt, daß das Kriegswesen dieses Zunftstaates auf gleicher Höhe stand. Als der Glanz des Rittertums gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts verblich, blühte die Tüchtigkeit des städtischen Fußvolks auf, und besonders waren es die Straßburger Zünfte, welche einen ausgezeichneten Stamm streitbarer Männer stellten. Das bischöfliche Ritterheer erlag 1213 bei Hausbergen bereits dieser neuen Macht, und als zu Anfang des folgenden Jahrhunderts das Handwerk zur Herrschaft gelangte, war diese Macht wohl geeignet, den Forderungen der „antwerckslüt" Nachdruck zu geben. Erst bei der Beschießung von 1870 ist die kleinere der beiden Stadtfahnen,*) unter deren Führung die Straßburger ihre Kriegszüge unternahmen, zu Grunde gegangen, prächtig gearbeitete Stücke, auf denen die Mutter Maria mit dem Kinde prangte, wie sie heute noch — nur in andrer Farbenzusammenstellung — das mittlere Glasfenster des Hochaltars im Münster ziert. Unter diesem Zeichen pflegten die Straßburger zu siegen und ihren Ruhm weit über die Grenzen des Reiches zu tragen; als Kaiser Friedrich III. 1442 zur Krönung nach Rom zog — als der letzte deutsche Kaiser, der sich dort krönen ließ —, nahm eine Schaar von fünfzig berittenen Straßburgern mit Stadtbanner und „besonderm" Trompeter an diesem Zuge teil, wofür Straßburg seine Freiheiten und Rechte feierlich bestätigt erhielt. Die letzten Spuren dieser kriegerischen Herrlichkeit wurden ein Jahr nach der Einnahme der Stadt durch die Franzosen vernichtet. Im Jahre 1682 hatten nämlich die bewaffneten Zünfte noch die Thorhut zu versehen. Am 22. August dieses Jahres beschlossen aber die Räte und XXIer, „die Herren Franzosen darzu suchen zu disponiren, daß sie die Thorschließerei selbsten übernehmen thäten." Der Zunftchronist C. F. Heitz setzt mit schwerem Humor hinzu: „welches auch sogleich erfolgte." Frankreich ließ sich um so etwas nie lange bitten.

Die Verfassungsurkunde des alten freien Straßburg hieß der Schwörbrief. Er stammt aus dem Umwälzungsjahre 1332 und hat im ganzen zehn Änderungen erfahren, die letzte im Jahre 1482; zweihundert Jahre später, als die Franzosen die Stadt genommen hatten, wurden die Merkmale der königlichen Gewalt hineingeflickt, und so blieb der Schwörbrief bis zur großen Revolution, die auch ihn verschlang. Laut dieser Urkunde mußte die Wahl des Ammeisters**)

*) Sie war zum letztenmale entfaltet bei dem badisch-elsässischen Sängerfeste, welches 1863 in Straßburg abgehalten wurde.

**) Oft wurden mehrere Wahlgänge umsonst gemacht. So wählte man 1593 bis abends in die Dunkelheit hinein, und erst der siebente Wahlgang brachte die Annahme einer Wahl. Einer entschuldigte sich wegen „Alters und andrer Unvermüglichkeit"; der zweite, weil er in Lehen stand; der dritte wegen „Leibsschwere"; der vierte Lehens halber; der fünfte und sechste desgleichen. Und der endlich erwählte siebente war so krank, daß er die Sendboten des Rates im Bette bei einem „Schwebelliechte" empfangen mußte.

jeden ersten Donnerstag nach Neujahr vorgenommen werden und zwar von den zwanzig zünftlerischen Ratsherren in der Frühe; nur völlig unbescholtene und unabhängige Leute konnten zu dieser Stelle gewählt werden.

Höchst feierlich war nach der Ammeisterwahl die Vereidigung der gesamten Bürgerschaft auf den Schwörbrief. Das geschah früher in des Bischofs Garten, dem heutigen Schlosse, sehr bald aber auf freiem Platze dicht vor dem Münsterportal. Dort wurde ein Holzgerüst aufgeschlagen, mit Teppichen und in der Mitte mit rot und weißem Damast behängt und darüber ein Baldachin aufgerichtet. Nachdem der Auslug auf dem Münsterturm mit Wachen besetzt und Berittene auf die vier Hauptstraßen hinaus entsendet waren, ging die Feierlichkeit vor sich. Früh um 7 Uhr versammelten sich die Zünfte auf den Stuben, wo ihnen der Schwörbrief und einige alte Ordnungen vorgelesen wurden. Um ½9 Uhr fing die Ratsglocke des Münsters*) an zu läuten, und die Zünfte zogen dem Münster zu. Auf dem Holzgerüste stellten sich die Rats- und Oberherren auf, die übrigen unten im Kreise. Dann riefen die Stadtknechte dreimal: „Ihr Herren trett hernach und hört in Gottes Namen!" Einer der Herren Fünfzehner verlas den Schwörbrief, und nun wurden die Meister und Räte vereidigt, die Zünfte und alles Volk; wer nicht dawar, mußte später auf seiner Zunftstube nachschwören. Am Schlusse rief der Stettmeister dem Volke zu: „Glück, Heil, Segen, langes Leben woll Gott euch und uns allen geben!" Und „alsbald gehen unter Paucken- und Trommeten-Schalle die Herren wieder von dem Gerüste und läuft alles auseinander." Zwei Tage darauf war die Ratspredigt im Münster, bei welcher die ganze offizielle Welt erschien, und am Sonntag nach dem Schwörtag hielt der neue Ammeister eine Umfahrt auf den Zunftstuben, wo er in feierlicher Weise eine festgesetzte Ansprache hielt und die Zunftgenossen zur Gesetzmäßigkeit und Verträglichkeit aufforderte, eine feierliche Handlung, welche vier bis fünf Stunden in Anspruch nahm.

Dies alles wurde dem prachtliebenden Sinne der Alemannen gemäß mit großem Prunk vollzogen, und ein wirkungsvolleres Bild kann man sich wohl kaum denken als beispielsweise den Schwörtag vor dem Münsterportal. Da standen die freien Bürger, die Handwerker und Edelleute, alle gleich vor der geweihten Verfassungsurkunde, und schworen einander von neuem Treue. Und über alle ragte das ehrwürdige Münster empor, welches Geschlechter kommen und schwinden sah, bis — eines Tages die feierliche Versammlung da unten ausblieb; ein schwerer Sturm war über die Vogesen hereingebrochen und hatte den ganzen stolzen Verfassungsbau wie Spreu hinweggefegt.

An Erwins Dome erhob sich diese Verfassung, selbst ein herrlicher, hochstrebender Bau, in dessen weiten Hallen die alten Straßburger friedfertig ihre

*) Da um 9 Uhr geschworen werden sollte, durfte es nicht eher 9 Uhr schlagen, als bis alles versammelt war, selbst wenn die Münsteruhr inzwischen angehalten werden mußte.

Angelegenheiten ordneten und von dem aus sie machtgebietend Einfluß auf das Land ringsum ausübten, ihre Freundschaft und ihren Schutz den Fürsten und Städten begehrenswert zu machen wußten. Erwins Dom hat den schweren Stürmen der Zeit getrotzt und strahlt jetzt verjüngt, in der Morgensonne des neuen Reiches, so jugendfrisch wie damals am Johannistage des Jahres 1439, wo die Bauzünfte abgerüstet hatten. Von des Münsters stattlichem Schwesterbau aber, der Verfassung, ist kaum eine Spur mehr vorhanden; nur hie und da finden sich dürftige Erinnerungen, mahnt der Name dieser oder jener Gasse, dieses oder jenes Haus oder Abzeichen an die alte Zunftherrlichkeit. Urkunden und Abschriften geben uns freilich Nachricht davon, wie diese Verfassung gewesen. Nirgends finden wir aber eine Kunde, wer eigentlich die Schöpfer dieses Wunderwerkes waren. Ihre Namen sind mit verweht; wie ja auch alte Volkslieder auf unsre Zeit gekommen sind, ohne daß wir wissen, wer sie gedichtet hat.

Solange jene feierlichen Versammlungen in dem alten freien Straßburg gehalten wurden, so lange blieb den Bürgern der Sinn für den hohen Wert ihrer zunftmäßigen Verfassung rege, und es erfüllte sie mit Stolz, wenn das Lob des Hortes ihrer bürgerlichen Freiheit und Macht gesungen wurde. Voll Bewunderung hingen denn auch die Blicke der Zeitgenossen an diesem Staatswesen, und Geschichtschreiber, Schriftsteller und Dichter erschöpfen sich in ihren Lobsprüchen. Sebastian Franck rühmt in seiner „Chronica des ganzen Teutschen Reiches“ die trotz der großen Freiheit bestehende gute Polizei und große Einigkeit der Bürger. Es werde „auch selten allda etwas Freventliches fürgenommen und ungern Blut vergossen, gekriegt oder über Blut Recht gesprochen; sogar daß bei Etlichen das Sprichwort worden ist: was man anderswo henkt, das streicht man zu Straßburg mit Ruten aus.“ Im Jahre 1514 schreibt Erasmus von Rotterdam an Jakob Wimpheling begeistert von dem „Adel ohne Parteiungen, der Volksherrschaft ohne Beunruhigung, der Monarchie ohne Alleinherrschaft“ und apostrophirt den seligen Plato: Utinam in huiusmodi rempublicam, divine Plato, tibi contigisset incidere! hic nimirum, hic licuisset illam tuam civitatem vere felicem instituere! In dem ruhmvollen Jahre des großen Straßburger Freischießens 1576 besingt der schweizerische Dichter Ulrich Wirry die Stadt und

ihr groß Wysheit ihrer Regenten
in geistlich, weltlich Regimenten.

Fast ein halbes Jahrhundert später, 1620, greift Martin Opitz in die Saiten und singt von der „feinen Polizey, der weisen Recht und That, von großer Höflichkeit der Männer und der Frauen“:

kein Ort wird je gefunden weit und breit,
der ihnen gleichen mag an Güt und Freundlichkeit.

Und selbst die kühle Kritik des neunzehnten Jahrhunderts huldigt dem wunderbaren staatlichen Organismus. Gustav Schmoller sagt: „Das Meiste, was wir

als zum Wesen des modernen Staates gehörig betrachten, was der aufgeklärte Despotismus in den größern Staaten des sechzehnten bis achtzehnten Jahrhunderts durchgeführt hat, das sehen wir hier im fünfzehnten Jahrhundert zum ersten male typisch, vorbildlich vor uns und in einer bewundernswerten Weise durchgeführt."

Freilich kam auch für dieses merkwürdige, vielbewunderte Staatengebilde die Zeit des Verfalls, und was früher lebenskräftig arbeitende Formen gewesen waren, wurde zum verknöcherten Formelwesen. Vielleicht aber würde sich die freie Stadt wieder erholt haben und noch heute wie andre alte freie Reichsstädte unabhängig dastehen, wäre nicht in der Zeit der tiefsten Ohnmacht des Reiches die Nähe der französischen Grenze verhängnisvoll geworden. Auf der einen Seite Ohnmacht, auf der andern Seite Übermacht; zwischen diesen beiden Steinen mußte die Freiheit Straßburgs zermalmt werden. Dabei ist es eine besondre Tragik der Geschichte, daß es gerade eine zur Fratze verzerrte Demokratie, die große französische Revolution war, welche diese ideal-schöne demokratische Staatsverfassung erwürgen mußte.

An eine Wiederherstellung der alten Freiheiten ist selbstverständlich nicht zu denken; dank den Gewaltthätigkeiten Frankreichs hat Straßburg mit seiner Freiheit auch seinen alten Besitzstand verloren, und es müßten zu gewaltsame Änderungen vorgenommen werden, um etwas auch nur annähernd ähnliches wieder zu schaffen. Aber der Stadt Straßburg ist ja durch die neue Ordnung der Dinge ein nicht minder ehrenvolles Loos zu teil geworden: sie ist die Landeshauptstadt des einigen Reichslandes Elsaß-Lothringen. In hoc signo vinces! In dieser Bezeichnung liegt eine schöne, stolze Zukunft, deren Glanz wir in den Nebeln der Gegenwart nicht aus den Augen verlieren sollten. Es ist wie ein ehernes Naturgesetz, daß unsre Stadt sich selbst wieder zurückgegeben wird. Zur baldigen Bethätigung dieses Gesetzes können die Straßburger selbst helfen, indem sie sich der stolzen Bürgertugenden ihrer freien Vorfahren erinnern und alles das beiseite lassen, was sie von jenen trennt; namentlich das Gedächtnis an die Zeit, deren Hereinbrechen die alten Straßburger vor zweihundert Jahren mit so tiefem Schmerze ertragen mußten.

Kommen sie auch nicht wieder, die alten Ammeister und Städtemeister, die Dreizehner, die Fünfzehner und die Ehrfurcht gebietenden „alten Herren," die Einundzwanziger, so kommt doch eine Selbstverwaltung wieder, muß wiederkommen, und zwar bald wiederkommen, welche dem freien Sinne der Söhne des alten Straßburg im Hinblick auf den Schutz des mächtigen deutschen Reiches mit der Zeit Befriedigung gewähren wird. Möchte bei der kommenden Entscheidung der Blick auf die alte Straßburger Verfassung, welche Jahrhunderte hindurch Frieden und Ruhe verbürgte, die Geister auf beiden Seiten lehren, wo das Rechte zu suchen sei. Was auch die nächste Zukunft bringen wird, möchte es Frieden dieser Stadt bedeuten!

Buchdruck und Buchhandel
im fünfzehnten Jahrhundert.

ie Beschäftigung mit der politischen Geschichte Deutschlands am Ausgange des Mittelalters ist nicht geeignet, einen erfreulichen Eindruck zu hinterlassen. Alle Bestrebungen, die Einheit des Reiches neu zu begründen und zu einem nationalen Staate zu gelangen, scheitern an der Macht der Sonderinteressen, die mit rücksichtsloser Offenheit geltend gemacht werden, nicht am wenigsten vonseiten der Kaiser aus dem Hause Habsburg, denen alles an Festigung ihrer Hausmacht, gar nichts an der des ihrer Obhut unterstellten Reiches gelegen ist.

Wenn dennoch gerade die Zeit des Überganges vom Mittelalter zur Reformation vor andern Perioden unsrer Geschichte immer wieder unser Interesse in Anspruch nimmt und zahlreiche Kräfte sich ihrer Erforschung widmen, so muß dies einen besondern Grund haben, und zwar dürfte es der folgende sein: dieselbe Zeit politischer Ohnmacht des Reiches ist auch die des Erstarkens des deutschen Bürgertums, dessen Kräfte nach jahrhundertelanger Unthätigkeit allmählich erwachen und gar bald Blüten und Früchte hervorbringen, die noch heute unsre Bewunderung erregen. So kommt es, daß sich die kulturgeschichtliche Betrachtung jener Periode in hohem Grade lohnend und anziehend gestaltet, und wir uns immer wieder gern die Leistungen des deutschen Geistes in Wissenschaft und Kunst, die damals zu Tage traten, vor Augen stellen.

Es kann aber kein Zweifel sein, daß keine unter allen jenen Errungenschaften größere und nachhaltigere Folgen gehabt hat, als die Erfindung der Buchdruckerkunst. Darüber, daß wir dieselbe als eine That des deutschen Geistes anzusehen haben, darüber besteht unter Kundigen heute kein Streit mehr. Auch die Ausländer müssen uns diesen Ruhm ungeschmälert lassen und Gutenberg die Krone des Erfinders zuerkennen. Aber wenn auch jedes Kind den Namen dieses Mannes kennt und jeder Deutsche stolz auf ihn ist, viel mehr als diese eine Thatsache, daß Gutenberg die Buchdruckerkunst erfunden hat, ist wohl im größern Publikum nicht bekannt. Schon wenn die Frage gestellt wird, worin denn das Wesen seiner Entdeckung bestehe, dürften die Antworten unsicher genug ausfallen oder vielleicht noch häufiger ganz ausbleiben. Wie wenige aber mag es geben, die überhaupt nur die Namen von Gutenbergs Zeitgenossen und Mitarbeitern kennen, geschweige denn, daß sie eine bestimmte Vorstellung von der Art und der Bedeutung ihrer Leistungen haben! Gleichwohl gehört es zu den anziehendsten Beschäftigungen, die frühesten Anfänge

der Buchdruckerkunst und ihre ersten Erzeugnisse zu betrachten und die Wege zu verfolgen, auf denen sich die neue Erfindung mit staunenswerter Schnelligkeit verbreitet hat. Und muß nicht die Ausdehnung und der Einfluß des Buchgewerbes in der Gegenwart von selbst auf den Wunsch führen, näheres über seinen Ursprung und die frühesten Formen seines Auftretens zu erfahren?

An Hilfsmitteln für diesen Zweck fehlt es in der That nicht; doch mag mancher davor zurückschrecken, eines der dickleibigen Handbücher über die Geschichte der Buchdruckerkunst zur Hand zu nehmen, und wird es daher vorziehen, das Leben und Wirken eines hervorragenden Druckers und Verlegers aus der Frühzeit kennen zu lernen, um sich auf diese Weise über die in Rede stehenden Dinge zu belehren. Für diesen Fall können wir ihm nur raten, zu dem vor kurzer Zeit veröffentlichten Buche Oskar Hases über die Koberger*) zu greifen, da in diesem fast alle Fragen, welche sich über die Anfänge des Buchdrucks und Buchhandels erheben, berührt und in lichtvoller, anschaulicher Weise beantwortet werden.

Die Familie der Koberger gehört einem alten angesehenen Geschlechte Nürnbergs an. Der erste Koberger, von dem wir Kunde haben, taucht im Jahre 1349 auf; wir hören, daß er, obwohl seines Zeichens Bäcker, es bis zum Bürgermeister brachte, da er in den Rat der Aufständigen gewählt wurde, welche gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts die Adelsregierung der Nürnberger Geschlechter stürzten. Die Koberger waren also ein aufstrebendes Geschlecht, das sich ähnlich wie in Augsburg die Fugger zu immer größerer Bedeutung aufschwang und schließlich zu den hervorragendsten der Stadt zählte. Der Hauptträger des Namens aber, dessen Ruhm den des ganzen Geschlechtes begründet hat, ist Anthoni Koberger. Von Hause aus Goldschmied, begann er etwa seit dem Jahre 1470 sich der neu erfundnen Kunst des Buchdrucks zu widmen und rief bald darauf einen für jene Zeit erstaunlich großartigen Buchhandel ins Leben. Er galt als der „König der Buchhändler" und wurde gelegentlich einmal von Kaiser Maximilian I. als „Unser und des Reiches lieber getreuer Anthoni Koburger" bezeichnet. Aber nicht nur als Geschäftsmann verdiente er die allgemeine Achtung, die er genoß, er verdiente sie auch als ein Mann von Treu und Glauben um seiner geraden, ehrlichen Gesinnung willen, die er mit einer ungewöhnlichen Findigkeit und Klugheit im Verfolgen seiner Ziele zu verbinden wußte. Geboren wahrscheinlich in den Jahren zwischen 1440 und 1450, starb Anthoni Koberger noch vollauf bei Kräften am 3. Oktober 1513. Er war zweimal verheiratet gewesen und erfreute sich mit seinen beiden Frauen eines reichen Kindersegens, wie er in jenen Zeiten häufig war. Aber auch die Kehrseite dieser

*) Die Koberger. Eine Darstellung des buchhändlerischen Geschäftsbetriebes in der Zeit des Überganges vom Mittelalter zur Neuzeit. Von Dr. Oskar Hase. 2. neugearbeitete Auflage. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1885.

Erscheinung mußte er in seiner Familie erfahren: die große Kindersterblichkeit, die mit dem Kinderreichtum des Mittelalters Hand in Hand ging. Von seinen fünfundzwanzig Kindern sind ihm zwölf jung gestorben und drei erlagen in reiferem Alter der Pest. Als Koberger aus dem Leben schied, war keiner seiner Söhne bereits soweit herangewachsen, um selbständig die Geschäftsleitung übernehmen zu können. Deshalb ging dieselbe an seinen Vetter Hans Koberger über, welcher lange Zeit für Anthoni in Frankreich eine höchst bedeutsame Thätigkeit als Buchhändler entwickelt hatte. Diesem gelang es, das Geschäft in der Blüte zu erhalten, zu welcher es unter seinem Begründer gekommen war. Eigentümer desselben scheint er jedoch nicht gewesen sein, vielmehr verwaltete er es für die minderjährigen Söhne Anthonis, unter denen der älteste Sohn, Anthoni der Jüngere, den nächsten Anspruch gehabt haben würde. Aber dieser Anthoni der Jüngere war ein Taugenichts und nahm ein ruhmloses Ende. Wenn sich bis auf ihn die Familie der Koberger in aufsteigender Linie bewegt hatte, so beginnt mit ihm der Rückgang. Keiner seiner Brüder, unter denen wenigstens Hans Koberger der Jüngere ein tüchtiger Mensch gewesen zu sein scheint, vermochte diesem Rückgang Einhalt zu thun. Im Jahre 1526 erschien das letzte Kobergersche Verlagswerk, und obwohl noch eine Reihe von Jahren hindurch das Sortimentsgeschäft weitergeführt wurde, so wandten sich doch die jüngern Sprossen des Hauses ganz von der Beschäftigung mit dem Buchgewerbe ab und dem Goldschmiedehandwerk zu, welches in ihrer Familie vermutlich schon vor dem Buchhandel getrieben worden war. Ihr Name aber wird in der Geschichte des deutschen Buchdrucks und Buchhandels für alle Zeiten unvergessen bleiben um der reichgesegneten Thätigkeit willen, die einst Anthoni Koberger und sein Vetter Hans entfaltet haben.

Von etwa 1470 an, wo Anthoni Koberger seine Druckerei in Nürnberg aufthat, bis zum Schlusse des Jahrhunderts sind gegen zweihundert zum Teil bändereiche Werke aus seiner Presse hervorgegangen; es gelang ihm allmählich alle seine Berufsgenossen zu überflügeln, sodaß er ums Jahr 1500 der bedeutendste Buchdrucker seiner Zeit war. Nach einer ungefähren Schätzung des durch seine Nachrichten über die Nürnberger Künstler bekannten Schreibmeisters Neudörffer druckte Koberger täglich mit vierundzwanzig Pressen und beschäftigte über hundert Gesellen, also etwa dieselbe Zahl, welche im Jahre 1819 bei Breitkopf und Härtel in Leipzig thätig war, als das Geschäft bereits das Fest seines hundertjährigen Bestehens feierte. Noch heute können wir in Nürnberg einen Eindruck von der Großartigkeit des Kobergerschen Betriebes erhalten, wenn wir die zur Erleichterung desselben geschaffene Wasserleitung in Augenschein nehmen, welche vom Stadtgraben bis zu dem Hause auf dem Ägidienplatz sich erstreckt und seit 1881 wieder in den Besitz der Stadt übergegangen ist.

Die meisten aus jener Druckerei hervorgegangnen Werke haben sich erhalten und gehören gegenwärtig um des „Geschmackes und der Gründlichkeit im Drucken"

willen, deren sich Koberger mit Recht in den Schlußschriften rühmen durfte, zu den wertvollsten Stücken aller Sammlungen von Wiegendrucken.

Es lohnt sich daher wohl einmal, an der Hand von Hases Darlegungen zu sehen, in welcher Weise die Herstellung dieser Bücher erfolgte, und welche Mittel und Wege Koberger einschlug, um dieselben abzusetzen und buchhändlerisch zu vertreiben.

Koberger ging bei allen seinen Unternehmungen mit der größten Sorgfalt vor. Das lassen schon seine Bemühungen um ein möglichst gutes Papier erkennen, dessen Beschaffung als die erste Bedingung zur Herstellung eines bessern Druckes anzusehen ist, obwohl die Zeiten des Niedergangs des Buchgewerbes und leider auch noch vielfach die Gegenwart in der unglaublichsten Weise die Augen vor dieser Notwendigkeit verschlossen halten. Koberger verwandte nur ein festes, weißes Papier, das bis jetzt dem Zahn der Zeit getrotzt hat und bei gehöriger Aufbewahrung noch nach Jahrhunderten seine ursprüngliche Schönheit bewahren wird. Auf Pergament gedruckte Exemplare aus Kobergers Offizin finden sich nur wenige; das teure Pergament wurde damals nur noch in einzelnen Fällen für Luxuszwecke verwandt, und mit Recht, da das billigere Linnenpapier im Verein mit der billigern Vervielfältigung allein die wirkliche Verbreitung der Bücher möglich machte. Außer in Nürnberg, das mit bessern Papieren wohlversehen war, kaufte Koberger in Ravensburg, wo die Familie Holbein zuerst für die Papierherstellung thätig gewesen war, namentlich aber in Straßburg seinen Bedarf. Er mußte für denselben jährlich beträchtliche Summen anwenden und manchen Ärger hinnehmen, wenn ihm die Händler schlechtes oder gar unbrauchbares Papier zusandten. Von den von ihm benutzten Papiersorten wird uns nur eine mit Namem genannt, Median, und nur eine Größe mit einem Fachausdruck bezeichnet, das Arcusformat. Dieser Ausdruck Arcus war bis zum Ende des sechzehnten Jahrhunderts allgemein üblich für „Bogen Papier" und bezeichnete ein Folioformat, das noch zu Kobergers Zeit das fast ausschließlich angewandte Format für Bücher war. Erst im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts wurden die handlicheren Formate, das Quart und Oktav, welche bei uns die Regel bilden, eingeführt, ein Fortschritt, um welchen der berühmte Buchdrucker Aldus in Venedig sich das größte Verdienst erworben hat.

Es war natürlich, daß Gutenberg und seine Zeitgenossen sich zunächst in ihren Drucken eng an die handschriftlichen Vorlagen anschlossen und sich bestrebt zeigten, den Gesamteindruck derselben möglichst getreu nachzubilden. So kommt es, daß die alten Drucke durchweg ein viel individuelleres Gepräge tragen als unsre heutigen Erzeugnisse, und mit Recht hat man hervorgehoben, daß gerade auf diesem Umstand ein guter Teil des Zaubers jener Wiegendrucke beruht.

Da in den Handschriften des Mittelalters in der Regel ein eigentliches Titelblatt fehlt und der Titel oft erst mühsam aus dem Anfange oder dem Schlusse des Werkes ermittelt werden muß, so entbehren auch die meisten ge-

druckten Bücher des fünfzehnten Jahrhunderts eines solchen, und erst allmählich wird es Sitte, ein besondres Blatt zu diesem Zwecke zu bestimmen und dasselbe in künstlerischer Weise auszustatten. Die ersten Drucke zeigen ferner, auch in diesem Punkte den handschriftlichen Folianten gleichend, die Einteilung in zwei Spalten und eine Ausnutzung des Papiers, bei der ein häufigeres Absetzen des Textes sorglich vermieden wird, aber freilich auch die Übersichtlichkeit leidet. Aus der Anlehnung an die Handschrift erklärt es sich auch, daß die Fraktur diejenige Schriftgattung ist, welche uns zuerst in den Drucken des fünfzehnten Jahrhunderts begegnet, und zwar nicht nur in Deutschland, sondern auch in den romanischen Ländern, da sich von Deutschland aus und durch Deutsche die neue Erfindung über sie verbreitete. Die sogenannte Antiqua, die römische Schrift, kam erst später in Italien auf und drang von hier aus auch in Deutschland ein. Koberger hat daher fast durchgängig mit Frakturschrift gedruckt und erst seit 1492 in einzelnen Fällen die venetianische Antiqua angewendet. Eifrig bemüht, die Fraktur im Sinne ihrer Eigenart weiter zu bilden, erzielte er hierbei auch schöne Erfolge. Die Schrift seiner deutschen Bibel vom Jahre 1483 ist so stilvoll durchgearbeitet, daß sie sich selbst gegenüber der berühmteren und kunstvolleren Theuerdanktype noch stattlich ausnimmt. Auch in der schwierigen Verwendung verschiedner Typen bei einem Drucke wußte Koberger höchst anerkennenswertes zu leisten. Zu seiner vierbändigen Bibelausgabe, die 1478 bis 1480 für ihn in Straßburg gedruckt wurde, sind sogar viererlei Typen auf jeder Seite verwendet worden. Zur Schönheit seiner Drucke trug aber auch wesentlich der Umstand bei, daß er sich nur klarer, frischgegossener Schrift bediente und die Verwendung abgenutzter Lettern vermied, sowohl bei seinen eignen Arbeiten als bei den für seine Rechnung von andern Druckern ausgeführten.

Mit der gleichen Umsicht sorgte Koberger dafür, daß ein guter, korrekter Text hergestellt wurde; denn der Ruf der Korrektheit war entscheidend für den Absatz. Um diese zu erzielen, nahmen die Buchdrucker jener Zeit häufig gelehrte Männer in ihren Dienst, welche gleichzeitig das Geschäft des Herausgebers und des Korrektors versahen. Ihre Hilfe war umso nötiger, je größer die Schwierigkeiten waren, gute handschriftliche Vorlagen zu erhalten. Koberger war unablässig bemüht, nach dieser Richtung hin für seine Unternehmungen Brauchbares zu erhalten. Um ein „Exemplar," so lautete damals der Ausdruck für Handschrift, zu erlangen, ließ er zahlreiche deutsche Klöster durchsuchen und zog selbst aus Frankreich und England Erkundigungen ein. Das Buch Daniel z. B. und die Makkabäer erbat er von Lyon, Paris, London, Lübeck und Eßlingen. Er scheute keine Geldopfer und wußte selbst den Rat von Nürnberg zu bewegen, da, wo es Not that, mit einer Fürbitte für ihn einzutreten.

Übrigens war es kein Wunder, daß die Besitzer kostbarer Handschriften sich häufig weigerten, ihre Schätze einem Drucker zur Vervielfältigung zu über-

geben. Der Gedanke, daß sie dadurch entwertet werden könnten, hielt sicher am wenigsten davon ab; umso größer war die Besorgnis vor Beschädigung und die Aussicht, sie vielleicht niemals wieder zurückzuerhalten. Denn was heute mit Recht als sträflicher Leichtsinn bezeichnet wird, die Originale selbst in die Druckerei zu geben, war damals die allgemeine Sitte. Ja man ging sogar soweit, den Einband abzulösen und die einzelnen Blätter zur Erleichterung der Arbeit an die Setzer zu verteilen. Hatten diese ihre Arbeit erledigt, so war man in vielen Fällen nicht gewissenhaft genug, die Handschrift aufzubewahren; schien sie doch durch den Druck für immer überflüssig geworden zu sein. Auf diese Weise sind eine Menge wichtiger Handschriften, namentlich klassischer Schriftsteller, verloren gegangen, sodaß die ersten Drucke ihre Stelle ersetzen müssen. Am bekanntesten ist das Beispiel des Ammianus Marcellinus, dessen Herausgabe Beatus Rhenanus besorgte, bei welcher Gelegenheit die von ihm benutzte Handschrift verschwunden ist. Man fing daher bald an zu fordern, daß die Drucker Abschriften herstellen lassen sollten; häufig aber wurde das Versprechen dazu zwar gegeben, aber nicht gehalten; dem gewissenhaften Anthoni Koberger kann jedoch auch in dieser Hinsicht kein Vorwurf werden.

Waren die eben geschilderten Vorbereitungen alle getroffen, so kam das Buch unter die Presse, d. h. es begann die eigentliche Thätigkeit des Druckers. Auch hierbei leistete das Kobergersche Geschäft vorzügliches. Seine Drucke lassen in ihrer gleichmäßig kräftigen Färbung wenig zu wünschen übrig, was umsomehr sagen will, als damals auf ungeglättetem, geschöpftem Papiere und mit sehr einfachen Pressen gedruckt wurde.

Sollte jedoch die Erwerbung eines Buches besonders verlockend erscheinen, so durfte man sich nicht mit der bloßen Korrektheit und dem schönen Druck begnügen. Schon damals verlangte man, daß dasselbe auch durch künstlerische Beigaben ausgestattet sei, ganz ebenso wie das bei den bessern Handschriften allgemein Sitte war. War also ein Buch von dem Drucker hergestellt worden, so kam die Arbeit der Rubrikatoren und Illuministen an die Reihe. Sie führten die beim Druck vorläufig weggelassenen Initialen aus und schmückten die einzelnen Exemplare oft mit äußerst kunstreich ausgeführten Miniaturen. Bei den dickleibigen Bänden der Inkunabelnzeit verursachte diese nachträgliche Ausschmückung natürlicherweise einen großen Aufwand an Zeit und Kosten. Man wartete daher gern mit der Vollendung eines Werkes auf besondre Bestellung und führte dieselbe dann nach dem Geschmack und mit Rücksicht auf die von dem Auftraggeber gebotene Summe aus. So kommt es, daß die einzelnen Exemplare eines Wiegendruckes oft die verschiedenartigste Ausführung zeigen, und daß die Zahl der nicht rubrizirten und nicht illuminirten größer ist als diejenige der wirklich als vollendet zu bezeichnenden.

Auch Koberger beschäftigte eine große Anzahl solcher Maler und zwar nicht nur gelegentlich, sondern in dauernder Stellung. Vermutlich befanden sich

darunter auch weibliche Kräfte; kennen wir doch seit dem Jahre 1397 aus den Bürgerbüchern der Stadt Nürnberg eine Menge Namen von Frauen, die ihren Unterhalt in der Ausübung jener Künste fanden.

Wichtiger noch als die Verbindung des Buchgewerbes mit den Miniatoren ist die schon sehr frühzeitig hervortretende mit den Holzschneidern geworden. Durch sie wurde die Entwicklung des Holzschnittes in fruchtbringendster Weise gefördert, und man darf behaupten, daß sich die alten Buchdrucker das größte Verdienst um die Verbreitung und Erhaltung dieses volkstümlichsten aller Illustrationsmittel erworben haben.

Koberger kann den Anspruch erheben, auch auf diesem Gebiete neben den besten seiner Zeitgenossen mit Ehren genannt zu werden. Seine deutsche Bibel vom Jahre 1483 ist ein herrliches Denkmal seines Geschmackes; sie ist die erste Bibel in hochdeutscher Sprache, welche mit figurenreichen, selbständigen Bildern ausgestattet ist, und fand deshalb vor allen vorlutherischen Ausgaben die weiteste Verbreitung. Welcher Künstler die Zeichnungen geliefert hat, ist nicht sicher zu ermitteln. Alle Anzeichen aber sprechen dafür, daß sie von Michael Wolgemut herrühren. Schon die sonstigen Beziehungen Kobergers zu diesem Künstler legen diesen Schluß nahe. War es doch Wolgemut, welcher im Auftrage Kobergers für das größte illustrirte Werk des fünfzehnten Jahrhunderts thätig war, für die um ihrer vortrefflichen Holzschnitte willen hochgerühmte Schedelsche Weltchronik, welche im Jahre 1493 zu Nürnberg in zwei Ausgaben erschien. Gegen 2250 Holzschnitte, für die an 2000 Stöcke nötig waren, schmücken dieses Werk, das den Höhepunkt in Wolgemuts Schaffen bezeichnet. Viele der Bilder in dieser Chronik nehmen die ganze Folioseite ein und verraten eine wahrhaft schöpferische Kraft ihres Urhebers. Besonders wertvoll sind für uns die Städteansichten von Nürnberg, Bamberg, Würzburg, Köln, Straßburg, Basel, Erfurt, Ulm, München und Wien, Venedig, Florenz und Rom, da sie der Wirklichkeit entsprechen, während andre, zumal die Städte des Altertums, nur Schöpfungen mittelalterlicher Phantasie sind. In ihnen haben wir trotz aller Unvollkommenheit die ersten verheißungsvollen Anfänge einer selbständigen deutschen Landschaftsmalerei zu begrüßen. Und welcher Ausblick eröffnet sich uns in kunsthistorischer Hinsicht, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß Michael Wolgemut der Lehrer Albrecht Dürers war und nun bei Hase lesen, daß Koberger zu Dürer, den er einst aus der Taufe gehoben hatte, die engsten Beziehungen unterhielt! Mag auch Dürer, welcher nach der Rückkehr aus der Fremde in seiner Vaterstadt eine eigne Druckerei begründete, im ganzen herzlich wenig für seine Nürnberger Druckergenossen gezeichnet haben, so ist es doch außer Frage, daß er durch das Vorbild von Kobergers Werken angeregt wurde, und daß seine spätern Meisterleistungen im Holzschnitt, zu denen wir noch heute mit staunender Bewunderung aufblicken, ohne die vorausgegangene Thätigkeit seines im Dienste Kobergers schaffenden Lehrers nicht gedacht werden könnten.

Je reger die Pflege war, die in der Kobergerschen Werkstätte der Buchillustration durch den Holzschnitt zu Teil wurde, umsomehr muß es uns Wunder nehmen, daß sich nirgends in den von ihr hergestellten Werken eine Buchverzierung durch Ornamente vorfindet. Die ornamentale Buchausstattung hat sich aber erst am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in Italien entwickelt, und als sie in den ersten Jahrzehnten des sechzehnten in Deutschland ihre Blüte zu entfalten begann, hatten die Koberger ihre eigne Druckerthätigkeit bereits eingestellt. Am 17. Juni 1504 verließ das letzte Werk, welches in Kobergers eigner Offizin zu Nürnberg hergestellt worden war, die Presse; es war der Schlußband einer Ausgabe des Corpus juris. Koberger zog es seit dieser Zeit vor, fremde Pressen seinem Geschäfte dienstbar zu machen, und richtete fortan all seine Kräfte auf den buchhändlerischen Vertrieb seiner Verlagswerke. Nach halbhundertjähriger Übung des Druckens war bereits die Zeit gekommen, wo die Scheidung des früher in einer Person vereinigten Druckers und Verlegers immer mehr eine gebieterische Notwendigkeit wurde. Aber auch in der Beschränkung auf den Verlag leistete Koberger großes. Wie er als Drucker alle seine Genossen überflügelt hatte, so wußte er auch jetzt den Buchhandel auf eine Höhe zu heben, wie sie vor seiner Zeit niemals erreicht worden war. Koberger ist der erste Verleger in großartigem Maßstabe, von dem die Geschichte des Buchhandels zu erzählen weiß, obwohl nur sechs fremde Druckwerke aus den Jahren 1509 bis 1513 seinen Namen als Verleger neben dem des Druckers nennen. Seine Nachfolger gaben sich dann überhaupt nur noch mit dem Verlagsgeschäfte ab, und seit dieser Zeit ist die Scheidung von Druck und Verlag bekanntlich allgemein üblich geworden. Die Firma hatte es außer mit mehreren Nürnberger Buchdruckern namentlich mit auswärtigen Anstalten zu thun. In Deutschland arbeiteten neben Hagenau und Straßburg namentlich Basel für die Koberger, und außerhalb Deutschlands in Frankreich Paris und vor allem Lyon. So wurde Koberger in der That zu dem literarischen Nährvater seiner Zeit, von dem ein Zeitgenosse rühmen durfte, daß er „der wankenden Literatur seine starken Schultern zur Stütze geliehen“ habe.

Die Zeit der Kobergerschen Thätigkeit von Anthoni an gerechnet bis zum Schluß des Verlagsgeschäftes erstreckt sich über zwei volle Menschenalter; es liegt daher auf der Hand, daß der in der Literatur zum Ausdruck kommende Wandel in der Wissenschaft und Auffassung des Lebens sich auch in den Kobergerschen Druckerzeugnissen wiederspiegeln muß, zumal da das Geschäft sich stets auf der Höhe der Zeit zu behaupten wußte. Es ist deshalb von Wert, einen Augenblick bei den von den Kobergern erzeugten oder in Vertrieb gebrachten Literaturdenkmalen zu verweilen.

Da fällt uns denn vor allen Dingen ein Buch in die Augen, dem die Koberger von ihrer ersten Wirksamkeit an bis zu deren letztem Nachklange die eifrigste Pflege angedeihen ließen: die Bibel. Bis zum Jahre 1500 sind allein

fünfzehn verschiedne Bibelausgaben aus ihrem Hause hervorgegangen, während aus der ganzen Zeit der Verlagsthätigkeit mehr als dreißig Folioausgaben zu verzeichnen sind, darunter mehrere vielbändige Bibelwerke.

Die wichtigste Ausgabe aber bleibt die bereits erwähnte deutsche Bibel von 1483, nicht allein weil sie in der Volkssprache und durch ihre Bilder laut und annehmlich zu jedermann redete, sondern weil in ihr wenigstens der schüchterne Versuch gemacht wurde, die Autorität der alleingiltigen Vulgata als nicht über alle Anfechtung erhaben beiseite zu schieben.

Neben der Verbreitung der Bibel ließ sich Koberger besonders die Vervielfältigung der mittelalterlichen Scholastiker und der Kirchenväter angelegen sein. Er folgte hierin ganz der in Deutschland herrschenden literarischen Richtung, die sich nur langsam aus den Banden des Scholastizismus freimachte und zunächst nur mit größter Vorsicht an die Beschäftigung mit den durch den italienischen Humanismns zu neuem Leben erweckten antiken Klassikern herantrat, aus Furcht, daß der Geist der alten Heiden zu mächtig werden und daß das heidnische Wesen die christlichen Tugenden schädigen könnte. Als aber der Humanismus in deutschen Landen immer mehr erstarkte, wurde auch das Kobergersche Geschäft den neueren Anforderungen gerecht, ja selbst den literarischen Erzeugnissen der Reformation gegenüber verhielt es sich nach anfänglicher Zurückhaltung auf die Dauer nicht abwehrend.

Finden wir in dem Anschließen an die literarischen Strömungen der Zeit auch in jenen Zeiten dieselben Verhältnisse wie in unsern Tagen, so war doch die Stellung des Verlegers zum Verfasser eines Werkes eine wesentlich andre als heute. Eine eigentliche Entschädigung für seine Arbeit hatte der Schriftsteller vom Verleger damals nicht zu erwarten; ja es galt sogar, wie wir dies z. B. von Luther wissen, als Ehrensache, nichts für dieselbe zu fordern. Gleichwohl ließ man sich gern ein Ehrengeschenk in Geld als „Honorarium" gefallen und machte sich darüber ebensowenig Skrupel wie der Gläubiger, der trotz des Verbotes der Kirche von seinem Schuldner Zinsen annahm. Daß derartige rechtlose Verhältnisse auf die Dauer haltlos wurden, braucht kaum hervorgehoben zu werden, aber ehe an die Sicherstellung der Autoren gedacht werden konnte, mußte die der Verleger gegen die Gefährdung vonseiten ihrer Berufsgenossen erfolgen, mußten sich feste Formen des Buchhandelns ausgebildet haben.

Der Keim fast aller im heutigen Verkehr bestehenden Gebräuche läßt sich bereits aus dem Betriebe der Koberger nachweisen. Da in den ersten Zeiten des Buchdrucks bei ganz wenig Unternehmungen die finanziellen Vorbedingungen in ausreichender Weise vorhanden waren, machte sich wenigstens bei größern Werken die Unterstützung durch Freunde der Wissenschaft nötig. Es ließe sich eine Fülle von Beispielen aufzählen, in denen nicht nur geistliche Orden, damals noch wahrhaft Förderer der Wissenschaft, sondern auch einzelne reiche Kaufleute und vornehme Kleriker ihre Mittel in den Dienst der guten Sache stellten.

Ihre Namen wurden dann zum Zeichen des Dankes in den Vorreden oder in den Schlußschriften genannt und mit gebührendem Lobe bedacht. Da aber derartige edle Regungen zu allen Zeiten nur als Ausnahmen auftreten, sahen sich die Verleger in den meisten Fällen darauf angewiesen, mit ihren eignen Kräften das Wagnis zu unternehmen, und Koberger wußte Mittel und Wege zu finden, auch ohne fremde Beihilfe Großes ins Werk zu setzen.

Er schloß sich dabei eng an die bestehenden Verhältnisse seiner Zeit an, indem er die damals übliche Assoziation der Handelsgesellschaften auch in dem Buchhandel einführte. Wie es bei diesen Brauch war, sich nur für bestimmte Unternehmungen zusammenzuthun, so trat auch Koberger mit andern Buchdruckern zunächst nur für kurze Zeit, ja sogar nur zur Herstellung eines einzigen Werkes in Verbindung und erneuerte dieselbe je nach Bedürfnis von Fall zu Fall. Mit großer Klugheit verstand er es, die Interessen seiner Rivalen mit seinen eignen zu verketten und einen gefährlichen Wettbewerb gelegentlich durch gütliche Vereinbarung zu beseitigen. Beide Teile fanden bei dieser Art des Geschäftes, das eine Art von Kommanditbeteiligung darstellt, ihre Rechnung. Die kleinern, kapitalarmen Drucker sahen sich so in den Stand gesetzt, unausgesetzt ihre Presse zu beschäftigen, und nahmen an dem großen Verkehr teil; Koberger aber wehrte den gefährlichsten Feind aller buchhändlerischen Unternehmungen zu seiner Zeit ab, den Nachdruck, der ihn sonst um die Früchte seiner Bemühungen gebracht hätte.

Denn von einem Schutze des geistigen Eigentums wußte jene Zeit noch nichts, und erst allmählich gelang es den Druckern, ein Privilegium als Schutz gegen den Nachdruck zu erwerben, entweder vonseiten ihrer städtischen Behörden oder von dem Landesherrn, oder auch vom Kaiser, oder vom Papst, allerdings zunächst nur für die kurze Frist weniger Jahre. Da galt es denn, sich selbst zu wehren und durch Klugheit das zu erreichen, was auf dem Wege des Gesetzes nicht erreicht werden konnte. Die Mittel zur Verhütung des Nachdrucks, welche Koberger anwandte, waren alle wohl berechnet. Hase faßt sie in folgender Weise zusammen: „Vereinbarungen wider Nachdruck mit angesehenen Druckerverlegern, Beschäftigung der unternehmungslustigen Drucker in den Hauptdruckorten, Kommanditanteilnahme an deren eignen Unternehmungen sowie Vereinbarung weit hinausgeschobener Zahlfristen, Androhung der Zahlungsverweigerung bei Schädigung durch Nachdruck; aufmerksames Erforschen aller geplanten Unternehmungen, Heimlichhalten der eignen Pläne, Zurückhaltung der zum erstenmale gedruckten Werke bis zur völligen Vollendung, billiges Losschlagen der durch drohenden Nachdruck entwerteten eignen Ausgabe auf entlegenen Verkehrsgebieten, Aufkauf der Nachdrucksausgaben, vor allem die Beherrschung des gesamten Literaturgebietes."

Minder gefährlich als der Nachdruck war dagegen in Kobergers Tagen die von den geistlichen Behörden ausgehende Zensur, da sie sich damals noch nicht

auf die eigentliche gelehrte Literatur in lateinischer Sprache erstreckte, sondern nur die geringe Anzahl der für das Volk bestimmten deutschen Bücher traf. Hier war es vom Standpunkte des Geschäftsmannes das Klügste, sich zu fügen. Durch die kirchlichen Verbote versuchte man den ketzerischen Bestrebungen nach Kräften entgegenzutreten, rechnete aber freilich zu denselben auch die Verbreitung des Evangeliums in den Volkssprachen. Das erste bekannte Preßmandat nach Erfindung der Buchdruckerkunst, welches der Erzbischof von Mainz im Jahre 1485 erließ, verbot daher die Bibel in deutscher Sprache, und Koberger hat nicht gewagt, durch einen Neudruck seiner Bibel von 1483 diesem Befehle entgegenzuhandeln. Erst die Übergriffe der geistlichen Zensur in das Gebiet der Wissenschaft riefen eine Auflehnung des öffentlichen Bewußtseins gegen diese Art der Bevormundung ins Leben, welches in dem ewig denkwürdigen Streite Reuchlins mit dem getauften Juden Pfefferkorn durch die leidenschaftliche Teilnahme der gesamten Gelehrtenwelt zum erstenmale seine gewaltige Macht offenbarte. Mit erneuter Stärke trat in den Tagen der Reformation diese freiheitliche Bewegung hervor, und weder die weltlichen noch die geistlichen Behörden sahen sich imstande, ihrem Fortgang auf die Dauer mit Erfolg Einhalt zu gebieten.

Die Wechselwirkung, welche wir zwischen den drei großen, einander ablösenden Geistesbewegungen der Scholastik, des Humanismus und der Reformation einerseits und den Erzeugnissen der Buchdrucker anderseits bemerkten, tritt uns noch einmal deutlich entgegen, wenn wir den Vertrieb der Bücher ins Auge fassen. Die Werke der Scholastiker fanden ihre Abnehmer zunächst in den Kreisen der Geistlichen. Wir dürfen uns daher nicht wundern, daß gerade an den Kirchenthüren die Bücher feilgeboten wurden. Da aber der römische Klerus zu allen Zeiten ein internationaler gewesen ist, so trug auch der früheste Buchhandel ein internationales Gepräge. Die lateinisch geschriebnen Werke wurden damals von Deutschland aus über alle Kulturländer verbreitet und bereitwillig von den Geistlichen und Universitäten der ganzen Welt entgegengenommen.

Das Aufkommen des Humanismus erweiterte zwar den Kreis der durch den Druck vervielfältigten Geistesprodukte in ausgiebigster Weise; gleichzeitig aber wurde durch denselben das Absatzgebiet des deutschen Buchhandels nicht unerheblich eingeschränkt. Denn obwohl die Humanisten ganz ebenso wie die römische Geistlichkeit die Weltsprache des Lateinischen redeten, so machten sich doch bald unter ihnen nationale Gegensätze bemerklich, von denen auch der Buchhandel nicht unberührt bleiben konnte. Italien aber, die Wiege der humanistischen Bewegung, gewann eben dadurch einen großen Vorsprung vor Deutschland und errang bald auch im Buchdruck und Buchhandel eine selbständige Bedeutung.

Für diesen Ausfall brachte freilich die Reformation dem deutschen Buchhandel reichlichen Ersatz, da das ganze Volk von ihr ergriffen wurde und begierig die große Menge der durch dieselbe hervorgerufenen Flugschriften und Traktate verschlang. Da jedoch die Literatur der Reformationszeit im wesent-

lichen eine deutsche war und sich an das deutsche Volk wandte, so sah sich auch der Buchhandel genötigt, bei seinem Vertriebe ausschließlich Deutschland ins Auge zu fassen, und verlor dadurch seinen ursprünglichen internationalen Charakter vollkommen.

Alle diese Wandlungen treten klar in dem Geschäfte der Koberger zu Tage. Das Absatzgebiet derselben umfaßte lange Jahre hindurch die gesamte gebildete Welt des Abendlandes. In Deutschland kam namentlich der Süden in Betracht; am lebhaftesten war der Verkehr in Franken, Schwaben, Baiern und am Oberrhein; doch ist in den von Hase mitgeteilten Briefen auch vielfach von Geschäftsfreunden in Norddeutschland die Rede. Außerhalb des Reiches entwickelte Koberger namentlich in der Schweiz eine rege Thätigkeit, ferner in Burgund, in Belgien und in den heutigen Niederlanden, endlich in Oberitalien und in Südfrankreich. Im Osten drangen seine Agenten bis nach Polen und Ungarn vor, ja selbst mit England und Spanien wurden Verbindungen angeknüpft. Folgende haben unter den Außenplätzen des Kobergerschen Hauses besondre Bedeutung gehabt: im Süden Mailand und Venedig, im Osten Ofen und Krakau, im Norden Lübeck und Antwerpen, im Westen Paris und Lyon. Alle diese Punkte waren jedoch nicht etwa Grenzorte, sondern sind als „weitest hinausgeschobene Vorwerke" zu bezeichnen, von denen aus die umliegenden Länder und Nachbarländer beherrscht wurden.

Der Fortschritt der Unternehmungen Kobergers gegenüber denen der Vorgänger zeigt sich vor allem darin, daß er nicht bei dem üblichen Wanderverkehr stehen blieb, bei welchem es galt, die Käufer aufzusuchen und ihnen die Waare anzupreisen, sondern daß er durch Anlegung von Faktoreien in fremden Ländern festen Fuß zu fassen versuchte. Welchen Vorteil ihm bei diesem Bestreben die Bedeutung Nürnbergs für den deutschen und europäischen Handel gewährte, ist leicht zu erraten. In einer Stadt, die Luther im Jahre 1528 „das Auge und Ohr Deutschlands" nannte, war man stets über die dem Handel günstigen oder ungünstigen Konjunkturen wohl unterrichtet, und so konnte Koberger von diesem Mittelpunkte aus auch die am weitesten entfernten Filialen seines Geschäftes im Auge behalten.

Die bedeutendste der Kobergerschen Niederlassungen außerhalb Nürnbergs befand sich in Lyon, welches als Vermittlungsplatz für den italienischen und französischen Handel diente und sich schon in den ersten Zeiten des Buchdrucks zu einem Druck- und Verlagsort ersten Ranges aufgeschwungen hatte. Neben Lyon behauptete damals in Frankreich nur noch Paris eine ähnlich hervorragende Stellung; für Kobergers Handel hatte aber Lyon eine weit größere Wichtigkeit wie Paris. Aus diesem Grunde wählte Hans Koberger, der Vetter Anthonis, der das französische Geschäft leitete, nicht Paris, sondern Lyon zu seinem Wohnsitz. Von dort aus unternahm er seine Geschäftsreisen, teils um in Paris die beiden schönen Buchläden des Gehilfens Heidelberg zu inspiziren,

teils um in Oberitalien die Verlagswerke abzusetzen. In Italien ward Venedig, das von vornherein die vornehmlichste Kolonie des deutschen Buchdrucks bildete, auch der Hauptplatz für den Buchhandel. Hase weist nun nach, daß nicht nur Augsburg, was man schon längst wußte, sondern auch Nürnberg ein wesentliches Kontingent für den Venetianischen Büchermarkt stellte. Unter den übrigen Zweigniederlassungen der Koberger sind solche in Ofen und Krakau, in Wien und in Breslau mit Sicherheit aus den Geschäftsbriefen zu erweisen, während die von einem frühern Bearbeiter des Lebens Anthoni Kobergers genannten Plätze durch keinerlei urkundliche Beweise sich stützen lassen.

Von diesen festen Punkten aus zogen die Diener von Ort zu Ort und hielten in den Herbergen ihre Waare feil. Noch ist uns eine ganze Reihe gedruckter Bücheranzeigen erhalten, aus denen wir ersehen, daß bereits in jenen Zeiten den Buchhändlern die Kunst der Reklame wohl bekannt war. Den Schluß derselben bildet regelmäßig die Aufforderung, in eine näher bezeichnete Herberge zu kommen, wo man einen „wohlwollenden und sehr freigebigen Verkäufer" finden werde. Bezeichnend nannte man dieses Hausiren von Ort zu Ort mit einem dem Gebrauche des Webschiffleins entlehnten Ausdrucke das „Webern." Man beschränkte sich dabei jedoch nicht auf die Städte, vielmehr hören wir, daß Koberger auch auf dem Lande Bücher verkaufte.

Neben diesem Faktoreibetrieb und dem Kleinhandel gewannen aber schon früh die Messen ihre Wichtigkeit für den Buchhandel. In Deutschland galt lange vor der Erfindung der Buchdruckerkunst die zu Frankfurt a. M. für die weitaus bedeutendste. Obwohl nun Frankfurt erst verhältnismäßig spät in den Kreis der den Buchdruck übenden Städte eingetreten ist, so haben doch die Frankfurter die längste Zeit hindurch den Buchhandel an ihre Messen zu fesseln verstanden. Koberger hat sich diesen Verhältnissen nicht zu entziehen vermocht und hat selbst fünfzehnmal die Frankfurter Messe besucht, während er sich sonst durch seine Diener oder Geschäftsgenossen vertreten ließ. Der Besuch derselben hatte für ihn namentlich dadurch Wert, daß er hier in persönlichen Verkehr mit den Großhändlern treten konnte und auf die bequemste Weise die gegenseitige Ausgleichung der Rechnungen erzielte. Die Frankfurter Messe diente ihm überhaupt weniger als Verkaufsplatz, als vielmehr als Zahlungsplatz.

Erwägt man die großen Kosten und Gefahren, welchen damals der Buchhandel unterlag, so muß man den von Koberger erzielten Geschäftsgewinn als einen geringen bezeichnen. Bei seinen soliden Grundsätzen hielt er an einem Ladenpreise für die Nichtbuchhändler fest, gewährte aber den Geschäftsgenossen einen Nachlaß von zwanzig Prozent, den er für die ihm näher verbundenen Baseler Drucker-Verleger derartig erweiterte, daß sie sich in den Stand gesetzt sahen, auch ihrerseits den Händlern gegenüber seine Bedingungen einzuhalten. Häufig genug wurden die Abschlüsse gegen Baarzahlungen gemacht, obwohl man, um der Gefahr, ausgeraubt zu werden, zu entgehen, Baarsendungen nach Kräften vermied.

Die Achtung vor der Größe des Kobergerschen Unternehmungsgeistes wächst noch, wenn wir uns die Schwierigkeiten des Beförderungswesens klar machen. Die Ausdehnung des Geschäfts brachte einen umfänglichen Fracht-, Boten- und Briefverkehr mit sich. Da galt es denn, vertrauenswürdige Leute ausfindig zu machen, denen es bei der Unsicherheit der Straßen auch an Mut und Unerschrockenheit nicht fehlen durfte. Anthoni Koberger bewies auch in diesem Punkte seine große Findigkeit und das Geschick, alle sich darbietenden Gelegenheiten erfolgreich auszunutzen. Seine Fuhrleute zeichneten sich durch Zuverlässigkeit aus und sind durch seine Aufträge zu einem ehrenvollen Namen gelangt. Was aber auch er nicht beseitigen konnte, war der große Zeitverlust bei der Beförderung von einem Platze zum andern. Infolge der Notwendigkeit, verschiedne Güter für einen Transport zu sammeln, blieben die mit Bücher gefüllten Fässer — denn um das Naßwerden zu vermeiden, wandte man meist diese Art der Verpackung an — oft lange an den Knotenpunkten des Verkehrs liegen, und selbst, wenn alles glatt ging und das für jede größere Frachtsendung notwendige Geleite seine Pflicht in der Beschützung der Fuhrleute gethan hatte, brauchten sie doch z. B. von Basel nach Nürnberg und wieder zurück gute fünf Wochen. Und wie selten war es wegen der kriegerischen Zeitläufte und der Witterungsverhältnisse möglich, diesen Termin einzuhalten!

Die Briefe wurden in der Regel durch berufsmäßige Boten bestellt, sodaß ein regelmäßiger Briefverkehr anzunehmen ist. In besonders dringlichen Fällen sandte Koberger eigne Boten ab, die dann wohl mehrere Geschäfte auf einem Wege zu vereinigen hatten.

Es ist eine besonders glückliche Fügung, daß ein so stattlicher Bruchteil der Kobergerschen Geschäftsbriefe auf uns gekommen ist; ohne dieselben wäre es Hase nicht möglich gewesen, so, wie er es gethan hat, bis ins einzelne hinein in die Bräuche der alten Zeit einzudringen und nach allen Seiten hin den Buchdruck und Buchhandel des fünfzehnten Jahrhunderts und der folgenden Jahrzehnte oft in ganz neue und helle Beleuchtung zu stellen. Wenn daher der oder jener Leser durch unsre nur die Hauptpunkte berührende Schilderung sich angeregt sehen sollte, diesen Fragen näherzutreten, so wird er in dem von Hase seinem Werke beigegebnen Briefbuche der Koberger eine Fülle von Aufklärungen finden und sich aufs lebhafteste von dem Geiste des wackern Mannes angezogen fühlen, dessen Leben und Wirken wir in diesen Zeilen zu erzählen versucht haben.

Ludwig Wiese und seine Amtserfahrungen.

Selten erscheinen Bücher, die der Teilnahme in den höhern Kreisen der Gesellschaft so sicher sein können wie das vorliegende.*) Der Verfasser, der seit zehn Jahren in hohem, aber rüstigem Alter nach angestrengter, reicher Arbeit seine Muße in Potsdam genießt, hat vierundzwanzig Jahre lang vier aufeinander folgende Kultusminister beraten in Sachen der Gymnasien und andrer höherer Schulen in Preußen; auch die übrigen deutschen Staaten und Elsaß-Lothringen haben seine Erfahrungen vielfach benutzt. Nun kann zwar der Laie in der Pädagogik einen Augenblick meinen, daß eine solche, wenn auch noch so hochstehende Thätigkeit als vortragender Rat im Kultusministerium doch nur eine fachmännische Bedeutung habe. Aber bei einigem Nachdenken kann er doch erkennen, daß die höhern Schulen bei uns in Preußen (und nicht allein in Preußen) eine hervorragende öffentliche, politische Bedeutung haben, und daß wenigstens jede neue Strömung in der Politik sofort bemüht ist, auch die Richtung der höhern Schulen zu bestimmen. Schon der Selbsterhaltung wegen sucht sie zu verhindern, daß die künftigen Leiter der politischen Gesellschaft in Ideen heranwachsen, die dem neuen Ideal der Gesellschaft nicht entsprechen. Man kann das beklagen, aber es ist so und ist immer so gewesen; selbst in den Klosterschulen spiegelte sich der Geist der wechselnden Zeit.

Es begreift sich dabei wohl, daß sich der Unmut über einen Kultusminister, wie z. B. von Raumer, zuweilen weniger gegen den Minister selbst richtete, als vielmehr gegen seinen ersten technischen Berater; so war der Geheimrat Stiehl als Vater der „Regulative“ viel verhaßter als sein Chef. Er hatte nichts gethan, als daß er auf Befehl seines Chefs das Volksschul-, Präparanden- und Seminarwesen in eine keineswegs neue, sondern wohlbekannte evangelisch-christliche Form gebracht hatte. Der Inhalt der Regulative ließ sich recht gut verteidigen, der Ausdruck aber war geschmacklos und schroff und beleidigte jede freiere Gesinnung. Zwar hatte der Minister das Ganze auf sich zu nehmen, aber das Volk setzte sich über diese konstitutionelle Theorie hinweg und haßte instinktiv jenen vortragenden Rat, der es freilich durch die Art seiner spätern Selbstverteidigung und den Abend seines Lebens schwer gemacht hat, ihm Sympathie zu widmen. So ist es nicht zu verwundern, daß in ähnlicher Weise auch der Ministerialrat Dr. Wiese eine Zeit lang mit zu leiden hatte, wenn

*) Lebenserinnerungen und Amtserfahrungen von Dr. L. Wiese, Wirkl. Geh. Ober-Regierungsrat a. D. 2 Bände. Berlin, Wiegandt und Grieben, 1886.

seine Vorgesetzten bald hier, bald dort das Mißfallen der Lehrer oder der politischen Parteien auf sich gezogen hatten. Und daß dies namentlich unter dem Regiment Raumers und Mühlers nicht bloß auf dem Gebiete der Kirche, sondern auch der höhern Schule der Fall gewesen ist, ist uns ja in frischem Andenken. Einige plumpe Ausfälle der Art gegen Wiese werden in der vorliegenden Schrift zur Veranschaulichung und Erheiterung mitgeteilt, Stellen, die an die bekannte spätere Äußerung Windthorsts erinnern, daß er nicht sowohl die Person des betreffenden Ministers, als vielmehr seinen „Generalstab" beseitigt sehen möchte. Indes hat sich gegen Dr. Wiese nie eine so starke Antipathie geregt wie gegen Stiehl. Man hatte mehr Achtung vor ihm, vor seiner Bildung und seiner Überzeugungstreue. Im zweiten Bande (S. 28) erzählt Wiese von einem charakteristischen Gespräch mit Minister Falk. Minister Falk bemerkt ihm: „Ich will Ihnen sagen, was man Ihnen oft vorgeworfen hat, es ist, daß Sie alles nach Ihrem Kopfe machen wollten." Wieses Erwiederung war, das wundere ihn von seinen Gegnern durchaus nicht, der Minister möge ihm aber nur einen einzigen Fall nennen, wo sein Verfahren Sache der Willkür oder der Rechthaberei, und nicht vielmehr ein pflichtmäßiges gewesen sei. Wenn, was der Minister (kurz vorher) seinen Idealismus genannt habe, nichts als der Blick auf ein hohes Ziel und Treue gegen erkannte Wahrheit sei, so würde er, wenn er für diese nicht mit Entschiedenheit eintrete, sondern jeden nach seinem Belieben gewähren ließe oder es allen recht zu machen suchte, den viel schwerern Vorwurf des charakter- und gewissenlosen Handelns verdienen. Der Minister gestand, er vermöge allerdings keinen solchen Fall anzuführen, er wolle auch nur sagen, daß es so scheinen könne; dabei reichte er seinem Rat die Hand.

Dies Gefühl der Achtung verließ kaum jemand, der Wiese näher kannte. Fast wunderbar ist die Fülle der guten Geschicke, durch die er allmählich zu der bedeutenden Amtsstellung vorgebildet wurde, welche ihm zugedacht war. In welchem Gebiet der Bildung und insbesondre der Bildungswissenschaft war er nicht soweit eingedrungen, daß er orientirt war? Theologie, alte und neue Philologie, Literatur und Kunst, Anschauungen von der verschiedenartigsten Pädagogik (denn was könnte verschiedner sein als die alten englischen colleges und die belgischen Internate), alle diese Dinge standen ihm in umfassendster Weise zu Gebote. Und die fast beispiellose Vielförmigkeit seiner eignen pädagogischen Thätigkeit und Erfahrung zerstreute ihn nicht, sondern wurde zusammengefaßt nicht sowohl durch philosophische Gliederung, als vielmehr noch wirksamer durch eine treue Anhänglichkeit an die evangelische Wahrheit, die doch nie in unfreie und beschränkte Orthodoxie geriet. Denn in der That zeigt die neueste Schrift Wieses deutlich genug, was man schon aus den frühern Schriften und aus der ganzen Entwicklung des Mannes schließen konnte, daß diejenigen ihn nur oberflächlich kennen, die ihn als dogmatisch befangen bezeichnen. Allerdings werden wir noch darauf einzugehen haben, warum wir, abgesehen von

allen Dogmen, seine Stellung zur Kirche nicht für allgemein giltig anzusehen vermögen.

Der reiche Inhalt der Schrift Wieses ist zum Teil biographischer Natur; diese Partien sind nirgends aufdringlich gehalten, aber wie sie uns durch ihre schöne Darstellung und ihren zum Teil ergreifenden Inhalt fesseln, so sind sie in mancher Beziehung auch eine nützliche Erläuterung zu dem, was dem Manne als das Ideal seines amtlichen Wirkens vorschwebte.

Eben dieses amtliche Wirken als vortragender Rat ist es, was überall von S. 152 des ersten Bandes an die Hauptsache unsrer Schrift bleibt. Raumers Auffassung vom Schulwesen wird S. 164 hübsch nach Worten des Ministers selbst dargestellt, in dieser Allgemeinheit gewiß unanfechtbar für jeden Sachverständigen, es kommt aber darauf an, was man in die großen Umrisse hineinzeichnet. In dieser Beziehung hatte der Minister eben das Vertrauen zu Wiese, daß sie auch in der Detailauffassung des Bildungsideals übereinstimmten. In der That scheint der Minister bis zu seinem Tode allen Grund gehabt zu haben, dies Vertrauen festzuhalten. Der neue Rat wurde in seinen Vorschlägen gegenüber allerlei romantisch-aristokratischen Plänen, die in Bezug auf einige Ritterakademien, auf die Frankischen Stiftungen zu Halle u. s. w. von oben begünstigt wurden, vom Minister gegen jene starken Strömungen gehalten, und die eminente Personalkenntnis, die ihm die häufige Bereisung der Provinzen eingebracht hatte, half über manche Schwierigkeit hinweg, die in der einmal vorhandnen straffen preußischen Zentralschulverwaltung liegen kann. Welche einzelne Maßregeln auf dem Gebiete der höhern Schulen diese erste, ruhigere Zeit zeitigte, das wird im einzelnen die Leser dieser Zeitschrift kaum genügend interessiren. Das Wichtigste scheint uns der Versuch zu sein, durch Generalverfügung vom 12. Januar 1856 den Lehrplan und die Abiturientenprüfung an den Gymnasien etwas zu vereinfachen. Im Jahre 1882 und 1883 wurden diese Verfügungen durch wesentlich anders gerichtete ersetzt, freilich ist das preußische Schulwesen so gut organisirt, daß ein offenbarer Bruch mit der Vergangenheit sorgfältig vermieden wird. Was S. 190 über den Charakter des Ministers von Raumer und sein Streben mitgeteilt wird, ehrt diesen vielverkannten Mann und seinen Rat zugleich, aber es zeigt auch, daß wir in einer andern Zeit leben als in den fünfziger Jahren. Diese enge Verbindung von Staat (Staatsschulwesen) und Kirche, die sogar die Errichtung des evangelischen Oberkirchenrats neben dem Kultusministerium für eine „beklagenswerte“ Konzession halten konnte, ist heute doch unmöglich. Man wundert sich umsomehr darüber, als gerade damals sich eine besondre katholische Abteilung im Ministerium breit machen durfte, die bald aus einer staatlichen Behörde eine ultramontane Advokatie wurde. Mit Recht hebt Wiese es freudig hervor, daß von Raumer bei aller entschiednen Kirchlichkeit doch alles Zurschautragen christlicher Gesinnung verachtete und bei Anstellungen vor allen Dingen auf die schulmännische und

wissenschaftliche Befähigung sah. Natürlich konnte sein Verfahren doch zuweilen als eine Begünstigung frommer Unwissenheit erscheinen, aber es ist notorisch, daß es Leuten wie Hengstenberg noch viel zu liberal erschien. In dem Gebiete der Kunst fehlte es dem Minister, wie auch Wiese andeutet, an Interesse und Verständnis. Beteiligte Künstler, welche Herrn von Ladenberg, den frühern Minister, mit Herrn von Raumer vergleichen konnten, wußten von dem Unterschiede viel zu erzählen, aber bei alledem war doch Raumer ein viel höherstehender Charakter.

Sein Nachfolger, Minister von Bethmann-Hollweg (I, S. 202), wird von Wiese mit derselben objektiven Ruhe gezeichnet, keineswegs mit besondrer Sympathie. Die Zeit wurde schon mehr politisch erregt, die „neue Ära" fand infolge der durchschimmernden Militärreorganisation bald statt des anfänglichen Willkommens eine starke Antipathie und wurde noch zur rechten Zeit durch eine energische „Ära Bismarck" abgelöst. Bethmann-Hollweg hielt es nur dreiundeinhalb Jahre aus. Diese kurze Zeit ist aber doch durch mancherlei Wichtiges im Gebiete des höhern Schulwesens bezeichnet, namentlich fällt die Regelung des Realschulwesens (6. Oktober 1859) in Preußen in diese Zeit; diese Verordnung ist berühmt durch ihre schöne Form und die umsichtige pädagogische Betrachtungsweise. Zugleich ist sie ein Beweis, wie das Realschulwesen durch den Drang der Zeit über die ursprünglichen Schranken hinausgewachsen ist. Wiese selbst ist bei aller Liebe zum Gymnasium, gegen seine frühere Auffassung der Realschule, dafür eingetreten, daß den Realschulen auch die Universitätsstudien und die entsprechenden Staatsämter offenstehen müßten, auch die Medizin werde ihnen mit der Zeit nicht verschlossen bleiben können. Er ist eben ein durchweg dem Bedürfnis der Gesellschaft entgegenkommender, gewissermaßen moderner Geist. Es liegt uns fern, hier auf die schwierige Frage selbst einzugehen, zumal da das Staatsschulwesen jetzt nicht von Theorien, sondern von den Parlamenten abhängt, die zwar nicht willkürlich entscheiden, aber doch unberechenbar sind.

In diese liberale Periode fällt auch eine interessante Verhandlung, an der sich der Kronprinz beteiligte (1860). Ein angesehener Gymnasialprofessor hatte beantragt, daß die Gymnasien aufhören sollten, die humanistischen Studien als Hauptsache zu betrachten; Mathematik und Physik sollten vielmehr jetzt die zentrale Bedeutung in ihnen bekommen. Stundenlang wurde darüber lebhaft verhandelt. Der Kronprinz erklärte schließlich, auch er könne sich nicht dafür aussprechen, daß eine so radikale Änderung mit dem Gymnasiallehrplan vorgenommen werde. So half er, die absurde Sache zu beseitigen.

Ausführlich erörtert Wiese die Stellung Bethmann-Hollwegs zu Christentum und Kirche. Das Verhältnis zum Christentum war bei dem Chef sehr innig. Wiese führt den Ausruf des Ministers an: „Juden als Lehrer in christlichen Schulen! nimmermehr! sie würden garnicht anders können, als auch aus dem

Lehren ein Geſchäft machen. Wenn ſie ſich uns wirklich in das Lehramt eindrängen ſollten (durch Agitation des Abgeordnetenhauſes), ſo würde ich lieber mein Miniſterium aufgeben“ (I, 228). Dagegen machte der Miniſter einen Unterſchied zwiſchen Chriſtentum und Kirche, der Wieſe nicht zuſagte. Wieſe ſcheint den Grund der Differenz darin zu ſuchen, daß Bethmann-Hollweg die Kirche als freie chriſtliche Gemeinſchaft, nicht als Inſtitution auffaßte. Für Vilmar, Stahl und ähnlich geſtellte Theologen hatte die „Inſtitution“ allerdings große Bedeutung, eben deswegen nähern ſie ſich den Katholiken, für die an der Kirche das institutum alles iſt. Für die Evangeliſchen iſt die Kirche beides, einmal eine congregatio sanctorum, aber auch eine Inſtitution in Predigt und Sakrament, freilich eine Inſtitution humani juris. Es iſt intereſſant, zu ſehen, wie ſich im Chriſtentume der lebendige Geiſt lange Zeit gegen das Überwuchern der „Inſtitution“ wehrt, ganz im Sinne des Erlöſers; faſt noch merkwürdiger, wie verhältnismäßig jung auch die jüdiſche vorbildlich gewordne Form der „Kirche“ iſt; denn der ganze Prieſterkodex wird wenigſtens von den beſten Forſchern als nacherziliſch angeſehen. Aber die ganze Sache ſcheint in unſerm Zuſammenhange nicht viel Bedeutung zu haben. Einfach geſagt wollte der Miniſter nach der Verfaſſung zwar den Religionsunterricht der Volksſchule von den Vertretern der Konfeſſionskirchen leiten oder doch mitleiten laſſen; für die höhern Schulen aber lag die verfaſſungsmäßige Vorſchrift nicht vor. Die Generalſuperintendenten und Biſchöfe hatten zwar in früherer Zeit Einwirkung auf die Religionsſtunden und die Religionslehrer erhalten, aber das war eine nicht unaufhebliche Beſtimmung. Bethmann-Hollweg wollte mehr die Perſönlichkeit des in der Konfeſſion aufgewachſenen Lehrers walten laſſen und war darin etwas idealiſtiſch. Eine gewiſſe Subjektivität der Lehrer war ihm weniger bedenklich, als eine von außen kontrolirte Orthodoxie ihm wünſchenswert war. Wir unſrerſeits kämpfen gegen die Anſicht, daß die ſichtbare Kirche etwas andres ſei als die von den Gläubigen den Bedürfniſſen angepaßte Form des religiöſen Zuſammenlebens, aber wir können nicht leugnen, daß, auch ſo gefaßt, die Vertreter der Kirche eine Einwirkung auf jeden Religionsunterricht der Unerwachſenen, auch in den höhern Schulen, haben ſollten, im Intereſſe der Kirche und der Schule zugleich. Gewiß ſoll der Staat auch ein Gewiſſen haben, wenn die Katholiken das auch leugnen, aber von Konfeſſion hat der moderne Staat doch zu wenig Kenntniſſe. Glücklicherweiſe wird es auch mehr und mehr anerkannt, daß die kirchlichen Gemeinſchaften dem weltlichen Leben gute Dienſte leiſten und nicht an ſich mit Mißtrauen zu betrachten ſind. Bethmann-Hollweg erklärte viel ſpäter brieflich, er habe ſeinerzeit als Miniſter beabſichtigte Einzelbeſtimmungen über den Religionsunterricht „mit Bewußtſein“ zurückgehalten. Er war vermutlich durch Einwirkung Wieſes zur Klarheit darüber gekommen, wie leicht auf dieſem ſchwierigen Gebiete etwas zu verfehlen ſei.

Der Miniſter verabſchiedete ſich im März 1862 von ſeinen Räten mit der

Bemerkung, er habe „um des Gewissens willen" den König um seine Entlassung bitten müssen. Sein Nachfolger, Dr. von Mühler, war ein langjähriger Freund Wieses (I, 239). „Ich kann nur mit Wehmut an die zehn Jahre seines Ministeriums . . . zurückdenken. Er war einer der lautersten und liebenswürdigsten Menschen, die ich in meinem Leben kennen gelernt habe, von Hause aus im Grunde eine naive Natur, heitern Gemüts, das sich auch leicht und gern in poetischen Ergüssen aufthat, dabei ein Mann von klarem Verstande, geschäftlich erfahren und gewandt. Die schweren Kämpfe, die seiner alsbald warteten und in denen das grobe Geschütz des aufgeklärten Liberalismus unausgesetzt seine Positionen angriff, machte ihm ein ruhiges Einarbeiten in die neuen Amtspflichten unmöglich. Er verlor allmählich seinen Gleichmut; . . . er erschien oft geistig und körperlich gedrückt, reizbar und abhängig von wechselnden Stimmungen." Alles dies ist uns noch in frischer Erinnerung. Es ist sehr anzuerkennen und ein Beweis sittlicher Gediegenheit, daß seine Reden in den Kammern gegenüber diesen parlamentarisch oft sehr zugespitzten Reden stets sachlich und würdig blieben, nicht bloß, weil Mühler kein bedeutender Redner war, sondern auch, weil er ein andres Verfahren nicht billigte. Den heftigsten Kampf mußte er auf dem Gebiete der konfessionellen Schule bestehen, einen Kampf, den allerdings die verwickelte konstitutionelle moderne Ansicht der Dinge gegen die historische Geltung der Bekenntnisse auf dem Staatsschulgebiete, nicht die Laune einiger Radikalen herbeiführte. Und doch fand sich neben diesem unerquicklichen Kampfe noch Gelegenheit zu heilsamen Verordnungen über deutschen Unterricht, Propädeutik, Verminderung des Schreibwerkes in den Provinzialkollegien, Regelung des Schulwesens in den 1866 annektirten Gebieten u. a. Hierbei war Wiese überall persönlich beteiligt, und ganz besonders interessant ist der Bericht, wie er die hannoverisch-adelsstolze Klosterschule zu Ilfeld zurechtsetzte (I, 277).

Über die Anfänge der jetzigen Reichsschulkommission in den damaligen Delegirtenkonferenzen deutscher Schulbeamten erhalten wir aus unserm Buche, soviel ich weiß, zum erstenmale frische, konkrete Mitteilungen. Das Jahr 1870 brachte dem Verfasser wieder eigentümliche Aufgaben. Auf Anregung des Reichskanzlers erhielt Wiese im Mai 1871 den Auftrag, über die Neuordnung des elsässisch-lothringischen Schulwesens durch persönliche Bereisung des Landes sich zu informiren und seine Vorschläge zu machen. Das Wesentliche seiner Beobachtungen ist im Buche erzählt und bildet einen hervorragend wertvollen Bestandteil desselben. Wer ihn gelesen hat und die Fortsetzung im zweiten Bande (S. 11), den muß Trauer darüber beschleichen, daß es dem ultramontanen Drucke unter orthodoxistischer Verwaltung nachher gelungen ist, vieles wieder zu zerstören und den Schulrat Dr. Baumeister aus Amt und Land zu vertreiben.

Mittlerweile kam die Periode des sogenannten Kulturkampfes. Mühler machte die ersten Maßregeln in treuer staatlicher Gesinnung zu seiner eignen

Sache, die Beschützung des altkatholischen Religionslehrers in Ermeland, auch die Aufhebung der katholischen Abteilung im Ministerium, freilich mit etwas andrer Motivierung, als sie nachher üblich wurde. Am 18. Januar 1872 zeigte er den Räten an, daß der König ihn aus seinem Amt entlassen habe, und seine Empfindungen für die Schule gehen aus den Worten hervor, die er in jenen Tagen an Dr. Wiese richtete: „Thut man nun mit der Schule, wozu die Hand zu bieten ich mich um des Gewissens willen geweigert habe, so werden in zwanzig Jahren die Güter verwüstet sein, die Preußens Stärke waren und ihm auch zu seinen letzten Siegen verholfen haben.“ Die Beziehung dieser melancholischen Worte sind dunkel, auf das Schulaufsichtsgesetz gehen sie schwerlich, wohl aber auf den ganzen konfessionellen historischen Charakter unsrer evangelischen Schulanstalten.

Vier Jahre lang blieb Wiese noch unter Dr. Falk im Amte. Er nennt ihn den konsequentesten und durchgreifendsten Minister unter den vier Chefs, die er gekannt habe. Zuerst wurde ihm durch den Jubel, den der Liberalismus ihm entgegenbrachte, sein Wirken erleichtert. An die Braunsberger Angelegenheit, die gänzlich verfahren war, knüpfte sich seine Verfügung, daß vom Religionsunterricht dispensirt werden könne (29. Februar 1872). „Verwunderung, daß er nicht weiter gehe (und den Religionsunterricht überhaupt fakultativ mache), hatte der Minister von vielen zu hören.“ Wiese selbst, der die genannte Verfügung abgefaßt hatte, bemerkte Dr. Falk gegenüber, daß jene Dispensation weiter führen könne, und Falk gestand zu, daß die Aufhebung des Religionsunterrichts einmal in der Folgezeit daraus hervorgehen könne, er selber beabsichtige dies keineswegs. Die folgenden Kultusminister haben dies noch weniger beabsichtigt, und es würde ein völliger Zerfall des Volksbewußtseins vorausgehen müssen, wenn eine solche Maßregel, insbesondre bei dem protestantischen Volke, nicht bei einigen aufgeklärten judaisirenden Parlamentariern, Anklang finden sollte.

Wir folgen Dr. Wiese nicht in die Einzelheiten, die Falk auf dem Gebiete des Schulwesens durchführte, obgleich sie dem Fachmanne lehrreich sind. Auf S. 30 des zweiten Bandes erwähnt Wiese zum erstenmal, daß er an das Aufgeben seines Amts gedacht habe, da er es, nicht mehr so vom Vertrauen seines Chefs getragen, auch nicht mit der frühern Befriedigung verwaltete. Die neuen Kollegen und Ministerialdirektoren zeigten mehr ein juristisches Gepräge, pädagogische und ethische Gesichtspunkte waren bei der Beratung schwerer zur Geltung zu bringen. „Es heißt wohl, der Jurist kann alles, aber für mein Gebiet wollte mir das bisweilen nicht einleuchten.“ Hieran knüpft Wiese nun eine umfassende Darstellung der Entwicklung der höhern Schule, wie, möchte ich sagen, nur Wiese so aus eignen Erfahrungen sie geben konnte (II, S. 33—62).

Es ist eine psychologisch wohl zu erklärende Schwäche, wenn die schriftstellerischen Rückblicke der höhern Beamten, die durch einen Systemwechsel sich

veranlaßt fühlen abzutreten, in eine apologetische Tendenz geraten und in eine gewisse Bitterkeit gegen ihre mächtigeren Gegner verfallen. Bei dem Buche Wieses finden wir nur wenig der Art, und nur soviel, als es die Ueberzeugungstreue und männliche Selbständigkeit verlangt, die die Frucht eines langen Lebens sein soll. Gerade am Ende seines amtlichen Lebens spricht Wiese mit großer Verehrung von Dr. Falk, von der Geradheit und Festigkeit seines Charakters, von der Humanität seiner Gesinnung und von der Tüchtigkeit seines ganzen Wesens. „In der vollen Hingebung an die Aufgaben des Amtes und in der energischen und ausdauernden Art des Arbeitens konnte er allen seinen Räten ein Vorbild sein; keiner erreichte ihn darin." Aber Wiese betont doch auch, daß Falk durch und durch Jurist blieb, nicht im vollen Sinne Kultusminister war und nicht alle Faktoren des geistigen Lebens bedachte. Es ist die alte Klage; sie hat ihre Pointe in der zu schwachen Berücksichtigung des Religiösen, genauer des Kirchlichen. Wiese ist so billig, einen Teil der Schuld dem Geiste der Zeit zuzuwälzen, die die Religion gern als Privatsache fasse; aber einen großen Teil der Schuld rechnet er auch dem Chef an, so seine Neigung zur Simultanschule, die Anstellung von Juden, Zulassung von Mitgliedern des „Protestantenvereins" als Examinatoren bei wissenschaftlichen Prüfungskommissionen. „Der Minister Falk wollte das Beste der Schule mit aufrichtigstem Eifer, aber seine Ansicht von ihrer Bestimmung stand fortwährend ausschließlich unter der Herrschaft seines politischen Urteils und Strebens. So hat er wider seinen Willen dazu gethan, daß eine vom christlichen Glauben und christlicher Sitte abgewandte Strömung weiter in die höhern Schulen eingedrungen ist." Wenn ein Mann wie Wiese so spricht, so werden ihm Thatsachen vorliegen. Wir können den Satz doch nicht zugeben; wir finden in unsrer eignen Sphäre die Gymnasien nicht weniger christlich in Glauben und Sitte zur Zeit Falks als früher, und auch nach Falks Abgang ist unter seinen beiden Nachfolgern darin nichts andres eingeführt worden. Es hat nach 1870 wohl eine Zeit gegeben, wo mißvergnügte junge Doktoren in den Gasthöfen der alten und neuen Schulprovinzen ihre neue Freiheit in politisch-radikalen und darwinistisch-irreligiösen Redensarten ergossen, aber so etwas verliert seinen Reiz gar bald. Das Christliche ist doch in der Gesellschaft tiefer begründet, als daß man für die Schulen von jedem freiern Luftzug fürchten müßte. Allerdings dürfen wir das Christliche mit dem Kirchlichen nicht völlig gleich setzen, wie es denn auch Dr. Wiese nicht thut.

Nachdem Wiese mit seinem Entschluß, sein Amt aufzugeben, ziemlich im Reinen war, wurde er noch mehr in diesem Entschlusse befestigt und über seine Stellung zu Falk aufgeklärt durch den ersten Versuch Falks, einen Ersatz für Wiese zu finden. Er fiel auf einen badischen Direktor (Oberschulrat W.), von dessen unchristlicher Gesinnung (in Bezug auf Lessings Nathan) eine Stelle aus einer Zeitschrift Zeugnis ablegen soll. Daß Falk diesen Mann dennoch nach Berlin kommen ließ, von der Bekanntschaft mit ihm befriedigt war und erst durch bedenkliche Aeußerungen andrer angesehener Männer von der Berufung W.s abzusehen veranlaßt wurde, machte Wiese vollends gewiß, daß es Zeit sei, zu gehen. Soviel wir den so charakterisirten Mann kennen, ist der Fall etwas zu tragisch angesehen, aber man sieht, wie konsequent Wiese in seinem ganzen Leben die gedeihliche Entwicklung der höhern Schulen mit der christlichen und kirchlichen Richtung derselben verknüpft denkt.

Camoëns.

Roman von **Adolf Stern.**

(Fortſetzung.)

Wie er ſchließlich Cintra und die Herberge des Bartolomeo Otaz erreicht hatte, hätte Camoëns, als er in den Hof einritt und aus dem offnen Bogengang im obern Geſchoß von Barreto und ſeinem Joao zu gleicher Zeit angerufen ward, ſelbſt nicht ſagen können. Joao und Jayme Leiras ſtanden neben ihm, als er vom Pferde ſtieg. Ihr habt gewaltig ausgeholt, Herr, ſagte der erſtere, das Pferd iſt in Schweiß gebadet. Barreto kam raſch die Stufen der Treppe herab, als er ſich überzeugt hatte, daß der Ankömmling Camoëns ſei, den er ſeit längerer Zeit nicht ohne Bangen erwartet hatte. Auch Otaz, der Wirt, trat mit brennendem Fichtenaſt herzu, um den Hof zu erhellen. Barreto ſah im Lichte der Fackel das Geſicht des Freundes: Was iſt Euch widerfahren, Luis, habt Ihr Meuchler oder Geſpenſter geſehen?

Keines von beiden, verſetzte Camoëns. Mein Geſchäft war traurig genug, und zum Überfluß hatte ich Tellez Almeida, des Königs Kaplan, eine Stunde zum Begleiter. Wir dürfen morgen früh fünf Uhr die Leiche Joanas in den Friedhof von Santa Eufemia betten.

Ich danke Euch! Wir ſprechen vor dem Schlafengehen weiter davon, ſagte Barreto. Kommt herein, Luis, es ſieht da drinnen kriegeriſch aus, als ob der Zug nach Marokko morgen beginnen ſollte. Aber in dem Getümmel wird man auf unſer Leid weniger achten, als wenn es leer und ſtill am Deck wäre.

Camoëns atmete auf, es wäre ihm unheimlich geweſen zu dieſer Stunde, in dieſer Stimmung mit dem Freunde allein zu ſein; wußte er doch im Augenblick nicht, ob er Manuel die ganze Unterredung mit Fray Tellez mitteilen ſollte. Er folgte dem Voranſchreitenden durch die Thür und ſah in der That den großen Flur des Hauſes von buntem Leben erfüllt. Otaz hatte Mühe, die mit ihm

Digitized by Google

eintretenden zu dem Tisch auf dem Herrensitz, welchen er für sie bewahrt hatte, hindurchzusteuern, Camoëns erkannte im Umblicken wohl den Raum, aber kaum einen der Gäste wieder. Dort im hintern Winkel, bei der Fallthür, die zum Keller führte, saßen allerdings einige der alten Schiffsgenossen des Wirts, aber sie waren so dicht von allerhand abenteuerndem, fremdem Seevolk umdrängt, daß Bartolomeo ihnen kaum zu ihrem gewohnten Abendtrunk zu verhelfen vermochte. Sonst wogte es wie ein Mohnfeld in dem weiten Schenkzimmer, wohl über hundert rote Schiffermützen und unter ihnen weinrote Gesichter drängten sich und neigten sich zu einander. Von einem der dicht besetzten Tische erhoben sich, als Barreto und Camoëns vorüberschritten, mehrere kräftige Männergestalten, Senhor Manuel erkannte die Seeleute, welche ihn unmittelbar vor der ersten Wiederbegegnung mit Camoëns vom Kloster zum heiligen Kreuz bettelnd herabbegleitet hatten und einige Tage später im Gefolge des galicischen Propheten im Palaste eingedrungen waren. Heute hatten sie die alten Lumpen, in denen er sie zuerst, und die Pilgerkutten, in denen er sie darnach erblickt hatte, von sich geworfen, in neuen Schifferjacken und mit breiten grell-bunten Schärpen stellten sie sich dar, rückten die Mützen und riefen den ritterlichen Herren einen fröhlichen Gruß zu. Über Barretos vergrämtes Gesicht zuckte doch ein Lächeln, und er sagte wohlwollend: Nun, Ihr Schelme, ist Euch die Pilgerkutte zu heiß geworden, habt Ihr Aussicht, wieder an Bord zu kommen?

Wir sind für Seiner Majestät Schiffe geworben — es wird Ernst, sagte der älteste und längste der braunen Gesellen mit einem gewissen Stolze. Die Pilgerei, Senhor, war ein lästiges und schlechtes Gewerbe — man zerriß sich die letzten Schuhsohlen, und am Ende sah es aus, als ob man doch nur dem Galgen zuliefe. Euer Wohl, Herr! wir sind eben dabei, Admiral Casalinhos Handgeld zu vertrinken.

Laßt's Euch wohl bekommen und thut dann Eure Pflicht, erwiederte Barreto. Wißt Ihr, wohin der Engelseher und der spanische Mönch gekommen sind, die Euch in des Königs Saal führten?

Der Matrose verzog das Gesicht: Ich glaube wohl, daß sie glücklich dort sind, von wo sie hergekommen. Sie haben eine kühle Heimreise gehabt, immer bei Nacht, und soviel ich weiß, aus einem Klosterkeller in den andern! Aber Ihr seht, Senhor, Gott ist mächtig in dem Schwachen; obgleich der Prophet gewarnt wurde, daß ihm der König freies Quartier bei der heiligen Inquisition zudenke, haben doch unsre Buß- und Schlachtlieder das ihrige gethan: der Kreuzzug geht bald unter Segel, und diese hier — er zeigte auf sein und seiner Kameraden kurze Schwerter — bekommen hoffentlich gute Arbeit.

Barreto wandte sich ab und stieg ohne zu antworten nach dem Sitze und Tische hinauf, wo Camoëns sich schon niedergelassen hatte. Jetzt, im Lichte der Lampen, die auf den Herrentischen brannten, nahm er erst wahr, wie bleich und unruhig Camoëns' Gesicht war. Er war indes zu sehr in seinen Gedanken be-

fangen, um eine Frage darnach zu thun. Ihr hört, Luis, wie es ſteht. Wir werden morgen dreimal begraben: in der Frühe die kleine Joana, am Nachmittage Dom Antonio, den teuern Helden, und vom Morgen bis zum Abend unſre letzte Hoffnung, daß die unſelige Unternehmung, die den König und Portugal verderben wird, noch abgewendet werden könne.

Laßt den König ziehen, Manuel! und wenn er ſelbſt ſieglos wiederkehrt, den Maurenfürſten, den Würger, bringt er doch nicht wieder mit! erwiederte Camoëns leiſen Tones, aber doch heftig.

Barreto ſchaute von dem Mahle, das er noch kaum berührt hatte, auf: Habt Ihr das aus der Unterredung mit dem Kaplan davongetragen? Ihr vergeßt, was auf dem Spiele ſteht, und daß kein Portugieſe, der ein Herz in der Bruſt und ein Hirn hat, das ihm die Jeſuiten nicht umnebelt haben, Dom Sebaſtian zu dieſem Schritte raten darf! Noch vom Schiffsbord müßte man den König herabreißen, wenn man die Macht dazu hätte!

Ich weiß nicht erſt ſeit heute, daß Ihr ſo denkt! entgegnete Camoëns, indem er den aufwallenden Unmut bezwang. Und Ihr müßt mir heute wie immer verzeihen, wenn ich nicht völlig Eure Überzeugung teile!

Barreto ahnte nicht, daß der Freund in dieſem Augenblicke ſtill bei ſich beſchloß, ihm von der Begegnung und Unterredung mit Tellez Almeida nicht mehr mitzuteilen, als was Barreto wiſſen mußte, von der Erregung des Zurückrittes aus Santa Eufemia aber nichts zu verraten. Wohl fuhr es Camoëns durch den Sinn, daß Barreto es nicht um ihn verdient habe, ihm irgend etwas zu verſchweigen, doch wozu ſollte der erneute Zwiſt über des Königs Pläne führen? Und was Camoëns jetzt den heißen Wunſch hegen ließ, daß Dom Sebaſtian fern ſein und auf lange Zeit fern verweilen möge, davon durfte Barreto zu allerletzt erfahren. So zwang ſich der Dichter, einen leichtern Ton anzuſchlagen, zwang ſich, ſelbſt der Küche der Frau Barbara Ehre anzuthun und zwiſchendrein zu vernehmen, wie Barreto über den nächſten Tag verfügt habe. Der Fidalgo wußte bereits jetzt, daß er die Klage wider Mulei Muhamed erſt nach der feierlichen Beſtattung des greiſen Pacheco erheben könne. Er ſetzte voraus, daß Camoëns alsbald nach dem Trauergepränge mit Joao wieder nach Almocegema zurückkehren werde. Und Camoëns widerſprach nicht. So unmöglich es ihm dünkte, Cintra zu verlaſſen, ohne von Catarina gehört, ohne ſie geſehen zu haben, ſo war doch die Sehnſucht, mit ſich allein zu ſein, ſo mächtig in ihm, daß er nur ſagte: Wenn Ihr ſicher ſeid, Manuel, daß mein Verweilen Euch nicht nützen kann, ſo bleibt es bei der Abrede. Morgen Abend reite ich —

Nicht bei Nacht, fiel ihm Barreto ins Wort. Es war gewagt und thöricht, daß ich Euch heute den Weg von Santa Eufemia her allein zurücklegen ließ. Ihr bringt morgen die Nacht noch hier am Bord zu und brecht am Samſtag mit dem Frühlicht auf!

Durch Camoëns' Seele ging der Gedanke, daß der Abend ihm vielleicht die Möglichkeit biete, der Gräfin Palmeirim zu begegnen. Barreto fuhr in seiner gütigen Weise eifrig fort: Ihr dürft mich schon um deswillen nicht zum König begleiten, weil Ihr demnächst mit Euerm großen Werke vor ihn zu treten habt! Er soll Eure Gabe nicht mit unmutigen Erinnerungen an die Klage empfangen, die ich erheben muß!

Ihr sorgt zu viel um mich, zu wenig um Euch! entgegnete Camoëns. Ihr werdet mich verweichlichen, Manuel, sodaß ich keinem Sturme mehr zu widerstehen vermag! Heute aber laßt uns dennoch alsbald zur Ruhe gehen, ich fühle, daß der Tag schwer war, und das Getöse hier im Flur thut mir nicht wohl.

Und was sagt Ihr zu dem Schwarm, der hier tobt und in des Königs Solde steht? fragte Barreto, indem sein Auge über die neben und unter ihnen sitzenden hinglitt.

Nun, sie sehen kriegerisch und kräftig genug aus und werden den Mauren zu schaffen machen, versetzte Camoëns. Unsre Freunde vom Kreuzberg gefallen mir so besser als in den Pilgerkutten.

Mir auch! erwiederte Barreto. Doch Hoffnung kann mir dies zusammengekehrte Schiffsvolk nicht erwecken. Man wirbt auf gut Glück zusammen, was sich anbietet! Das Land ist zu menschenleer, um dem König eine Rüstung geben zu können, wie er sie für das große Abenteuer bedarf.

Camoëns folgte dem Blicke Barretos, entgegnete aber kein Wort. Die kühnen Gesichter, die blitzenden Augen, die lauten kräftigen Stimmen der Seeleute und Soldaten, welche heute die Halle bevölkerten, erfüllten seine Seele mit besserer Zuversicht, als Barreto kund gab. Gleichwohl erschrak er über sich selbst, wenn er bedachte, wie wenig er bis diesem Augenblick daran gedacht habe, ob König Sebastian mit guter oder unzulänglicher Rüstung die Fahrt nach Afrika antrete. Zerstreut und gesenkten Hauptes ging er hinter Otaz, der voranleuchtete, und hinter Barreto drein auf dem Wege nach dem obern Geschoß und versuchte umsonst seine Gedanken bei dem Nächsten, bei der toten Joana und ihrem Begräbnis am andern Morgen, festzuhalten. Fort und fort irrten sie zu Tellez Almeida zurück, oder sie zeigten ihm einen noch fernen Tag — buntes, kriegerisches Getümmel im Hafen von Lissabon, eine Königsgaleere unter wehenden Flaggen, die ins Meer hinausfuhr und von der Abschiedsgrüße an die am Ufer zurückbleibenden gewinkt wurden. Unter den Zurückbleibenden sah er sich selbst, sah die Herzogin und Gräfin Catarina. Und so rief ihn, als sie auf dem Bogengange und vor den Schlafzimmern standen, den gleichen Räumen wie bei der ersten Einkehr in diesem Hause, erst die Frage Barretos in die Gegenwart zurück: Was habt Ihr vom Kaplan des Königs erfahren, das Euch so sichtlich bewegt, Luis?

Daß der König uns Gräfin Catarina nicht zur Königin geben wird! antwortete er kurz.

Es mag Euch schmerzen, kann Euch indes nicht überraschen nach allem, was Ihr schon wußtet. Gute Nacht, Freund! Das beste Labsal in Trauer wie in bangen Zweifeln ist eine Stunde festen Schlummers — ich wünsche ihn Euch und mir.

Damit zog sich Barreto in sein kleines Gemach zurück, er wollte offenbar Camoëns den Anlaß nehmen, sich über das Schicksal der jungen Gräfin in Klagen zu ergehen. Camoëns atmete auf, daß er, ohne dem Freunde ein unwahres Wort berichten zu müssen, die tiefe Erschütterung, in der er den Abend verlebt hatte, in der eignen Seele verschließen konnte. Seine Hoffnung auf das Heilmittel des Schlafes war gering, doch Barreto sollte es nicht gewahr werden, wenn die Nacht eine schlummerlose blieb. Nach wenigen Minuten war es ihm, als ob er die ruhigen Atemzüge Barretos höre — er lauschte noch einmal und streckte sich still aus, um durch nichts den Schlummer des Nachbars zu stören. Fast gemahnte es ihn wie an den Vorabend einer Schlacht, wenn er sein Haupt auf den zusammengerollten Mantel gelegt und mit Fassung die Möglichkeiten des kommenden Tages überdacht hatte. Und wie vor Zeiten, geschah es wider sein Erwarten auch heute: die Erregungen des Tages, der dreifache Ritt, hatten ihn tief ermüdet, und wenn Barreto jetzt noch wach gewesen wäre, hätte er bald merken können, daß Camoëns rasch entschlummert war.

Tief, aber nicht ruhig war sein Schlaf. Er zuckte im Traum heftig zusammen, eben noch hatte er sich selbst erblickt unter dem riesigen Mangobaum, am Abhange vor Dharwar, wo er sich mit Barreto und andern Kriegsgenossen in der Nacht vor dem Sturm der indischen Feste gelagert hatte. Das Haupt ruhte auf einem Stein, die Manteldecke darüber gebreitet, er fuhr plötzlich auf, neben ihm und Barreto raschelte es, glitt kühl an seiner Hand hin, erwacht sah er im Mondlicht die Cobra, welche zwischen den schlummernden Kriegern hindurch geschlüpft war, pfeilschnell den Abhang hinabschießen. Und wie er jetzt, der Schlange nachstarrend, in die grüne Wildnis hineinblickte, die sich zum Thale senkte, schwand mit einemmale das milde, silberne Licht, und die sanften Wellen der Mangowaldung wandelten sich in ein brausendes Meer, über dem die dunkeln Sturmwolken dahin jagten. Der Träumende kämpfte in den Wogen, nach der Küste schwimmend trug er die Handschrift seiner Lusiaden am Busen. Dann war es ihm, als donnere das empörte Meer die kriegerischen Oktaven des eignen Gedichts, und dann stand er am Land und vernahm von andern Stimmen die Verse, welche Ines de Castro und ihr Liebesgeschick feierten und beklagten. Die opfermutige Heldin kniete vor dem zürnenden König und ihren Henkern und bot den Schwertern ihren Nacken. Mit einemmale wandelten sich die Züge des Traumbildes deutlich in diejenigen Catarinas, statt König Alfonsos stand Dom Sebastian vor der Schönen, und stieß ihr, die flehend die Hände gegen ihn erhob, das eigne Schwert in den Busen, es war ihm, als sei er in eine Säule durchsichtigen Krystalls gebannt, aus der ohne eine Regung alles schauen müsse. Dann

mußte er die steinerne Fessel gesprengt haben, er lag frei in einem engen, halb dunkeln Raume, von dem er nicht wußte, ob es eine Falle oder eine der schattigen Lauben von Almocegema sei. Und jetzt schwebte eine Gestalt auf den still daliegenden zu, er schlug die Augen auf, blickte der Nahenden immer gespannter entgegen, es waren die Züge Catarinas, er versuchte sich emporzurichten, sie aber hatte sich schon zu ihm herabgebeugt, er fühlte ihren Kuß auf seiner Stirn, ihr Mund war rot und heiß, der seine aber bleich und kalt, ein schmerzlicher Zorn wallte in ihm auf, daß er der Heißersehnten so regungslos, so kalt begegne, es zuckte wild durch seinen ganzen Leib, als gälte es immer noch, eine starre Rinde zu sprengen. Und indem er zuckte, hob er in Wahrheit das Haupt vom Kissen, und das erste Morgengrau fiel von dem Bogengange draußen auf die Matten seines Schlafgemachs und auf sein Lager. Von den wirren Bildern des Traumes schaute er das erste und das letzte: die Schlange, welche plötzlich zwischen ihm und Barreto hinglitt, eine alte wirkliche Erinnernng, und Catarina Palmeirim, die Lebende, Blühende, welche ihn umfaßte und küßte, jetzt im Wachen am deutlichsten. Er entsann sich, daß er so schwer und so lebhaft immer nur vor entscheidenden Tagen seines Lebens geträumt habe. Wie er sich vom Lager erhob und die Stunden des heutigen Tages im voraus überdachte, dünkte es ihm nicht unmöglich, daß eben wieder einer dieser Tage aufgedämmert sei. Er stieß die Thür nach dem Gange auf, und aus dem Hofe kam schon Joao, der in der Nähe der Pferde geschlafen hatte, um die Herren zu wecken.

Und doch schienen ihn Traum und Vorahnung zu täuschen; der Tag brachte kein Erlebnis, das Camoëns so tief bewegte, als gestern die erschütternde Kunde vom Morde Joanas, vom Hinscheiden des greisen Marschalls Antonio Pacheco, und als am Abend der Ritt nach Santa Eufemia und von dort nach Cintra. Im Morgenrot betteten sie droben in dem Hochthal der Mutter aller Gnaden Joana, die Hirtin, in ihren schmucklosen Sarg, auf den Schultern Peros und seiner Kameraden ward derselbe den Weg hinab und die Straße entlang getragen, welche Camoëns gestern zum großen Teile an der Seite von Tellez Almeida zurückgelegt hatte. Barreto und Camoëns folgten zu Pferde dem kleinen Trauerzuge, dem in den ersten Morgenstunden beinahe niemand begegnete. Kurz vor dem Kloster überließen sie die Rosse der Sorgfalt Joaos und durchschritten, hinter dem Sarge, die schmale Pforte des Friedhofes, welche weit geöffnet stand. Die Frühsonne schien hell, und die dienenden Schwestern des Klosters, die auf Befehl der Äbtissin dem Begräbnis Joanas beiwohnten, hatten ganze Körbe voll Spätblüten gepflückt, um den Sarg des armen Kindes damit zu überschütten. Der alte Nonnenpriester Galvez freilich schwang so mechanisch sein Weihrauchfaß und murmelte so eintönig anteilslos seine Gebete, daß Barreto und Camoëns sich fast entrüstet von ihm abwandten und ihre Gebete still für sich sprachen. Der ehrliche Schmerz des Waldhüters, die Teilnahme seiner Genossen und die Thränen in den Augen einiger Laienschwestern versöhnte die

Männer einigermaßen; im Hinweggehen versagte sich Barreto aber doch nicht zu murmeln: Wäre es nicht schöner gewesen, wenn wir die Ziegenhirtin dort oben, dicht bei ihrer Hütte, begraben hätten, wo das hohe Gras über ihren kleinen Hügel wüchse und nur der Bursch, der Pero, und in Jahren einer von uns hinkäme, um der guten Kleinen zu gedenken? Camoëns nickte dem Freunde beistimmend zu, allein seine Gedanken waren schon nicht mehr bei Joana und ihrem Grabe. Er hatte an einem Fenster des Klosterflügels, der an den Friedhof stieß, ein bleiches Gesicht mit dunkeln Augen bemerkt, und König Sebastians Kaplan wohl erkannt. Barreto hatte denselben zum Glück nicht gesehen und deutete auf dem Zurückritt nach Cintra die düstere Schweigsamkeit des Freundes lediglich auf die Trauer um den Tod der jungen Hirtin.

Auch der Nachmittag, an dem sich beide Freunde in Otaz' Herberge stattlich rüsteten, um am Trauergepränge für den Marschall des Christusordens teilnehmen zu können, brachte nichts von dem Unverhofften, Plötzlichen, dem Camoëns in träumerischer Befangenheit entgegenharrte. Wohl war der Unterschied und der Gegensatz zwischen Morgen und Nachmittag groß, statt des stillen, grünen Hochthals und des einsam liegenden Klosters mit seinem Friedhofe die Umgebungen des Schlosses und die Straßen Cintras, beide vom wildesten Getümmel und drängenden Massen erfüllt, statt der dürftigen Bestattung der Glanz und Pomp einer großen Trauerfeier. Doch Camoëns hatte ja gestern genug von dem Gepränge vernommen, mit welchem die Leiche des greisen Marschalls von dem kleinen Schlosse herab und zu der Kapelle auf der Straße nach Lissabon geleitet werden sollte, an der die Ritter des Christusordens ihr geschiednes Oberhaupt erwarten und dasselbe nach ihrer Begräbniskirche in der Hauptstadt überführen würden. Er hatte im voraus gewußt und mit Barreto besprochen, daß der König und sein Hofstaat dem Sarge Pachecos bis zu der Übergabestelle folgen würden, hatte sich selbst vergewissert, wo sein Gastfreund und wo er selbst in dem Zuge ihren Platz finden könnten. Und nun er in der Masse der Leidtragenden untertauchte und seine Stelle in einer Gruppe von Edelleuten fand, die gleich ihm erst kürzlich am Hofe vorgestellt und dennoch alle viel jünger waren als er selbst, da fühlte er vollends, daß Herz und Sinn nicht bei diesem feierlichen Prunk seien. (Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Die Leipziger Messen sind in schnellem Rückgange begriffen. Das ist zwar nichts neues, man weiß es schon seit Jahren, aber noch nie ist es so auffällig hervorgetreten wie bei der diesmaligen Ostermesse. Wo früher in der ersten Meßwoche, der sogenannten Engroswoche, ganze Straßen, Haus für Haus, alle

Stockwerke, alle Läden, alle Haussluren von Meßfremden in Anspruch genommen waren, merkt man heute kaum eine Veränderung des gewöhnlichen Geschäftstreibens. Zwei oder drei Tage ist etwas lebhafterer Verkehr in den Straßen, der Leipziger ist dann genötigt, auf dem Straßenpflaster neben den Droschken herzulaufen, weil die Herren Meßfremden das Privilegium für sich in Anspruch nehmen, ihre Geschäfte vor den Ladenthüren auf dem Bürgersteig zu erledigen, wo sie von früh bis abends rauchend und schwadronirend herumstehen; aber nicht die Hälfte der Läden mehr wird von Meßfremden begehrt, auf der Hainstraße, der Katharinenstraße, dem Brühl, der Fleischergasse, wo früher in der Engroswoche ein geradezu lebensgefährliches Gewühl herrschte, ist jetzt kaum der dritte oder vierte Laden mehr an Meßfremde vermietet, in allen übrigen bleiben auch während der Messe die gewöhnlichen Ladeninhaber. Denselben Rückgang zeigen natürlich auch die Wohnungsvermietungen. Früher mieteten vielfach kleine Handwerker große, geräumige Wohnungen in der innern, alten Stadt und saßen dort das ganze Jahr über fast mietfrei, weil allein die Meßvermietungen ihnen fast den Mietzins für das ganze Jahr wieder einbrachten; sie hatten während der Messe kaum ein Stübchen für sich übrig, sodaß der Volksmund wohl sagte: der richtige Leipziger wohnt während der Messe in seinem Kleiderschranke und schläft in seiner Kommode. Daran ist heute nicht mehr zu denken. Hunderte von früheren Meßwohnungen finden jetzt keine Abnehmer mehr, und so sind selbst die Mietpreise der Wohnungen in der innern Stadt zum Teil zurückgegangen. Weit stiller aber noch als in der Engroswoche ist es in den drei Wochen geworden, die auf die Engroswoche folgen und in denen der Kleinhandel in den Buden beginnt. Sie sind zu einem wahrhaft tristen, langweiligen Jahrmarkt geworden, dem man gar keine größere Wohlthat erweisen könnte, als wenn man ihm zwei Drittel seiner Dauer abschnitte, um den dürftigen, jetzt durch drei Wochen sich hinschleppenden Verkehr in eine Woche zusammenzudrängen.

Nur in einem Punkte sind die Leipziger Messen sich gleich geblieben, darin nämlich, daß die unangenehme Zugabe derselben, die Schaubudenmesse mit dem ganzen Greuel ihrer leiernden Carousſels, ihrer hanswurstigen Ramschbudenausschreier, ihrer duftenden Würstel-, Kaffee- und Kuchenbuden, ihrer staubigen, von umhergewehten Papierfetzen umringten Pfefferkuchen- und Apfelsinenstände, sich genau noch auf derselben Stelle befindet wie vor zweihundert Jahren und darüber, nämlich „vor dem Petersthor," nur mit dem Unterschiede, daß dieser Platz damals eben draußen vor der Stadtmauer lag und von den Leuten aufgesucht werden mußte — „Um das Rhinozeros zu sehn, beschloß ich auszugehn, ich ging vor's Thor mit meinem halben Gulden," schrieb Gellert 1747 —, während er heute in der Stadt liegt und es tausende von Menschen giebt, die auf ihrem Berufs- oder Geschäftswege täglich viermal mitten durch diese Nasen-, Ohren- und Augenweide hindurch oder dicht dabei vorüber müssen, sie mögen wollen oder nicht, ganz zu schweigen von den beklagenswerten „Adjazenten" des betreffenden „Trakts." Das unangenehmste bei diesem ganzen Treiben ist wohl die Unsauberkeit, die auf den Straßen und Plätzen entsteht. Es scheint zwar überhaupt zu den berechtigten Eigentümlichkeiten der Buchhändlerstadt zu gehören, daß sie die billigste Makulatur erzeugt, und daß infolgedessen das ganze Jahr über, selbst an den Sonntagen, trotz eifrigster Straßenreinigung, auf allen Straßen und Plätzen, auf den Promenadenwegen, auf den Rasenplätzen, unter Büschen und Bänken die Papierfetzen umherliegen. Was man aber während der Messe in diesem Punkte zu sehen bekommt, spottet jeder Beschreibung. Auf den Straßen und Wegen am Roß- und Königsplatze kann man schon wenige

Stunden nach dem Kehren wieder förmlich in Papierfetzen (und neuerdings auch Apfelsinenschalen) waten. Der größte Teil des Publikums sieht das garnicht, so sind die Augen durch die jahrelange Gewohnheit dagegen abgestumpft. Die Messe begünstigt diesen Unfug ganz entschieden. Aus der Messe aber schleppt er sich dann das ganze Jahr über fort. Wenn die Leipziger Schaubudenmesse, die ihresgleichen nur noch in der berüchtigten Dresdner Vogelwiese und in jenen Ansammlungen hat, wie sie auf kleinstädtischen Jahrmärkten und Vogelschießen sich zu bilden pflegen, heute auf einen ähnlichen Platz im Verhältnis zur Lage und Ausdehnung der Stadt verwiesen werden sollte, wie vor zweihundert, ja selbst noch vor hundert Jahren, so müßte sie hinausgelegt werden auf die Felder zwischen Leipzig und Connewitz, da wo 1863 das Turnfest, oder auf die Rennwiese, da wo 1884 das deutsche Bundesschießen abgehalten wurde. Dahin gehört sie heute — und hiervon ist auch der Zirkus mit seinem Stallduft nicht auszunehmen, dem zuliebe viermal im Jahre das Erdreich des Königsplatzes aufgewühlt und wieder zugewühlt wird —, dort mag sie aufsuchen, wer Lust und Zeit hat. Aber aus der Stadt sollte doch dieser klägliche und widerwärtige Rest einer längst vergangenen Zeit je eher, je lieber beseitigt werden.

Wir hoffen das Beste von der erfreulichen Entwicklung, die das ganze Stadtbild Leipzigs im Laufe des letzten Jahrzehnts auf der Bahn der Ordnung und Schönheit genommen hat und noch immer nimmt. Große Summen sind aufgewandt worden, um die lange vernachlässigten Straßenzüge der Stadt in einen anständigen Zustand zu setzen, neue Promenadenanlagen sind in Menge geschaffen, neue Baumreihen angepflanzt worden, die öffentlichen Denkmäler der Stadt erfreuen sich einer Pflege, die manche andre Stadt sich zum Muster nehmen könnte, zahlreiche stattliche Neubauten sind entstanden und haben häßliche oder unscheinbare Häuser aus alter Zeit verdrängt, und was das wichtigste ist, der Augustusplatz — der Stolz und die Freude Leipzigs — ist im Begriff, nach einer jahrzehntelangen Periode des Werdens jetzt vielleicht auf Jahrhunderte hinaus seine abschließende Gestalt zu erhalten: das ehemals so kahle, nüchterne Postgebäude hat nachträglich ein reicheres, vornehmeres Gewand bekommen, das städtische Museum hat einen großartigen Erweiterungsbau und gleichzeitig eine glänzende Umgestaltung seiner Fassade erfahren, im August, spätestens im September wird vor dem Museum ein prachtvoller Monumentalbrunnen zum erstenmale seine Wasser sprudeln lassen, und übers Jahr am Sedantage wird vielleicht, wenn es gelingt, die in der Platzfrage noch widerstreitenden Stimmen in letzter Stunde zu einigen, diesem Brunnen gegenüber, vor dem Theater, das Siegesdenkmal Leipzigs sich erheben, nächst dem auf dem Niederwalde wohl das herrlichste Siegesdenkmal ganz Deutschlands. Auf diesem Augustusplatze, dem Augustusplatze des Jahres 1887, zwölf Wochen lang im Jahre Meßbuden mit der ganzen daran hängenden unappetitlichen Wirtschaft, wie man sie eben jetzt wieder beobachten kann? Es ist undenkbar, ganz undenkbar.

Ein deutsches Lebensbild aus dem Zeitalter der französischen Revolution. Unter diesem Titel hat Adolf Wohlwill eine Biographie Georg Kerners veröffentlicht (Hamburg, Leop. Voß, 1886). Die eignen schriftstellerischen Versuche des am 7. April 1812 in Hamburg, fern von der geliebten schwäbischen Heimat, gestorbenen Arztes hätten sein Andenken bei der Nachwelt nicht bewahrt, aber Justinus Kerner, der Freund der Seherin von Prevorst und gastfreie Sänger von Weinsberg, hat durch sein berühmtes Bilderbuch aus seiner Knabenzeit dafür

gesorgt, auch das Bild seines weniger berühmten älteren Bruders in lebhafter Erinnerung zu erhalten. Auf Grundlage der Schilderung im Bilderbuche hat jüngst Wilhelm Lang im ersten seiner Hefte „Von und aus Schwaben“ (Stuttgart, 1885) „aus Georg Kerners Sturm- und Wanderjahren“ erzählt. Ihm wie andern scheint es jedoch entgangen zu sein, daß Justinus Kerner nicht eben immer als strenger Biograph, sondern als Dichter erzählt, der sich bei seiner Darstellung, ähnlich wie Goethe in Dichtung und Wahrheit, vielfach von künstlerischen Rücksichten leiten läßt. Wohlwill dagegen ist als vorsichtiger Kritiker an des Dichters Darstellung herangetreten und hat, gestützt auf zahlreiche Familienpapiere, Briefe und archivalische Mitteilungen, eine historisch getreue Darstellung von Georg Kerners Lebensgang gegeben. In einem umfangreichen Anhange teilt er Briefe und andres Material mit, welches die Grundlage seiner Biographie bildet.

Georg Kerner, eine grundehrliche, rein idealistische Natur, erscheint als ein typischer Vertreter der in Rousseaus Lehren aufgewachsenen, für Freiheit und Weltbürgertum begeisterten deutschen Jugend der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Gleich Schiller in der hohen Karlsschule aufgewachsen, deren Wesen er in einem auch für den Schiller-Biographen höchst wertvollen Fragmente zu charakterisiren sucht, begeisterte sich der Knabe und Jüngling eben unter dem despotischen Drucke für einen abstrakten Freiheitsbegriff, den er in der Folge, als er in Straßburg seine medizinischen Studien fortsetzen sollte, in der französischen Konstitution von 1789 verwirklicht glaubte. Gleich Forster und manchen andern zog es auch den jungen Kerner (geb. 1770) nach Paris. Er schloß sich der Gironde an und kämpfte an dem verhängnisvollen Augusttage für seinen konstitutionellen König. Trotz aller Erfahrungen glaubte er nach dem Sturze Robespierres und dann von neuem nach Bonapartes erstem Staatsstreiche an den Sieg seiner Freiheitsideen. Er leistete der französischen Regierung manche Dienste, begleitete dann Reinhard, den spätern Freund Goethes, als Sekretär auf seinen verschiednen Gesandtschaften in Norddeutschland, Italien, der Schweiz. Es war ihm aber unmöglich, gleich Reinhard sich zum Franzosen umzubilden. Er wünschte den Franzosen den Sieg über die Deutschen, nicht etwa aus Freundschaft für die Franzosen, sondern in der Hoffnung, daß eine im Gefolge dieser Siege in Deutschland ausbrechende revolutionäre Bewegung sein Freiheitsideal verwirklichen werde. Nicht die Franzosen, nur die Deutschen hielt er dazu fähig, wären die Deutschen erst frei, so würden sie die Lehrmeister ihrer Freiheit schon zurückweisen können. Es ist selbstverständlich, daß Kerner bei dieser Gesinnung nicht der Regierung des ersten Konsuls sich anschließen mochte. Schon während der ägyptischen Expedition hatte er den Enthusiasmus für Bonaparte nicht mehr geteilt. 1800 faßte er nach einer Unterredung mit dem ersten Konsul sein Urteil in die Worte zusammen: „Großer, von Europa und der Nachwelt besungener Held! Auch du bist worden nichts und wirst werden nichts, als ein Mensch, der nicht gethan hat, was er hätte thun können, und nicht geworden ist, was er der ganzen Welt hätte werden können.“ Ende 1801 verließ Kerner den französischen Dienst und begann, nachdem er in Kopenhagen seine medizinischen Kenntnisse von neuem befestigt hatte, in Hamburg eine ausgedehnte ärztliche Wirksamkeit zu entfalten. Nach der Schlacht von Jena suchte er seine alten Beziehungen zu französischen Machthabern zu Gunsten der Hansestädte zu verwerten. Stralsund verdankte wahrscheinlich nur seinem Eingreifen die Abwendung der Gefahr einer allgemeinen Plünderung. In kleinem Kreise und in seinem ärztlichen Berufe wirkte Kerner bis in seine letzten Tage mit aufopferndstem Eifer fort, allein im Innern fühlte er sich durch das Fehl-

ſchlagen ſeiner politiſchen Ideale gebrochen. Er erkannte ſeinen Irrtum, daß er von Frankreich Heil für ſein deutſches Vaterland gehofft hatte. Der Despotismus der kleinen deutſchen Fürſten, der ihn zum Anhänger der franzöſiſchen Revolution gemacht hatte, trieb gerade unter Napoleons Schutz ſeine üppigſten Blüten. Kerner glaubte nicht an den Beſtand dieſer Herrſchaft der Lüge; er feierte Schill als den neuen Götz von Berlichingen. Selbſt noch eine Wendung zum Beſſern zu erleben, verzweifelte er. Ein Jahr nach ſeinem Tode trat ſie ein.

Wir müſſen Georg Kerners Leben ein tragiſches nennen. Voll ſtarker, edler Abſichten, reinſten Willens, politiſchen Eifers, der aber reifer Einſicht gänzlich entbehrte, müſſen wir ihn als ein Opfer der verrotteten Verhältniſſe des alten Reiches beklagen, die keinen nationalen Sinn aufkommen ließen und gerade die Wohlmeinenden in falſche Bahnen treiben mußten. Und ſo verdient er es wohl, daß zur Belehrung und Mahnung ſein Leben und Schickſal einem unter glücklicheren Zeichen aufſtrebenden Geſchlechte in Erinnerung gebracht wird.

M. K.

Literatur.

Guitarrenklänge. Volks- und volkstümliche Lieder Spaniens. Ueberſetzungen, nebſt Anhang eigner Gedichte von Günther Walling. Leipzig, Friedrich, 1886.

Eine anmutige und unterhaltende Liederſammlung, die es verdient, ein warmes, empfehlendes Wort mit auf den Weg zu bekommen. Der Ueberſetzer hat mit vielem Takt und Geſchick aus den zahlreichen ſpaniſchen Liedern, welche im Volke, zumeiſt auch mit Muſik- und Tanzbegleitung, geſungen werden, diejenigen herausgeſucht, welche für das Land charakteriſtiſch ſind. Es ſind in weit überwiegender Anzahl vierzeilige Strophen, die ein Ganzes für ſich bilden: Empfindungsfragmente oder, noch häufiger, Epigramme, die ſehr lebhaft an die „Schnaderhüpfel“ unſrer Alpenbewohner erinnern, z. B.:

Wie der Matador den Stier
Mit dem Mantel lenkt beim Fechten,
Alſo lenkt die Frau den Mann
Mit dem Fächer in der Rechten.

Dieſe „Copla“ iſt aus der Abteilung der „Jocoſas“; die andern Abteilungen ſind die der „Amoroſas,“ „Triſtes,“ „Sentencioſas,“ „Religioſas,“ „Figuras,“ und man kann dieſe Liederchen nicht beſſer charakteriſiren, als es der Ueberſetzer in dem ſchönen Vorwort „Aus der Ferne“ gethan hat:

Der Geſtalten Reiz zwar fehlt,
Doch ein jedes iſt beſeelt
Von des Volkes Luſt und Schmerzen ...
Einige ſind leicht wie Luft,
Süß wie Südens Blumenduft,
Schmetterlinge hell und bunt
Flattern ſie von Mund zu Mund;
Andre treiben Scherz und Poſſen,
Gleichen kleinen Wurfgeſchoſſen,
Die die Haut wohl manchmal ritzen,
Aber mehr als treffen, blitzen;
Die, wie fernes Glockenläuten,
Sind gemacht für ſinn'ges Deuten,
Flüchtend aus der lauten Menge,
Hauchend leiſe Grabgeſänge.
Doch ob heiter oder trübe,
Ueberall ein Herz volle Liebe,
Ueberall ein Geiſt voll Klarheit
Und ein Wort voll ſchlichter Wahrheit.

Die Uebersetzung dieser Gedichte, unter denen sich auch viele größere befinden, auch eine, uns nicht gerade imponirende Hymne „an die Sonne," muß als vortrefflich bezeichnet werden; dann es bedurfte eines wahlverwandten Geistes, um die schwierige Form des schlagenden Witzes ebenso pointirt in deutscher Sprache wiederzugeben, und dies, muß man sagen, ist dem Autor meist gelungen. Auch seine eignen Dichtungen, die ganz im Geiste der fremden Poesie gehalten sind, schließen sich den Uebersetzungen würdig an: sie bringen „der Gestalten Reiz," welcher den Originalgedichten fehlt. Am Schlusse sind noch einige Notenblätter angehängt, welche die verbreitetsten Melodien enthalten, für den Liebhaber eine willkommene Beigabe.

Leidvoll und Freudvoll. Novellen von Ludwig Ziemssen. Zweite Auflage. Norden, Hinricus Fischer Nachfolger, 1886.

Jeder halbwegs Literaturkundige wird die Beobachtung gemacht haben, daß von sehr vielen Romanen und Novellen, welche seiner Frau oder seiner Tochter von dem diensteifrigen Leihbibliothekar mit wärmster Empfehlung in die Hände gespielt werden, in ernsten literarischen Blättern selten oder garnicht die Rede ist. Und es waren durchaus nicht Bücher, welche die Damen etwa nicht hätten lesen dürfen, auch haben die Damen sich schließlich garnicht übel über die Lektüre geäußert. Warum also die Gleichgiltigkeit der Kritik? Darum, weil die Kritik einen andern Standpunkt einnimmt als die lesedurstige Menge, darum ferner, weil es in der Literatur eine dem Handwerk in den bildenden Künsten ganz analoge, nur leider minder wertvolle Produktion giebt. Wie die Schaufenster unsrer Kaufleute mit allerlei Waaren angefüllt sind, die wirklich recht sauber gemacht sind und schweres Geld kosten und auch solches ihrem Erzeuger eintragen, den ernsten Kunstfreund aber, der in ihnen die nach alten Mustern hundert- und tausendmal wiederholte Schablone wiedererkennt, sehr kühl lassen, so ist es auch mit jener Unzahl von Werken in der Leihbibliothek. Man sollte neue Bücher dieser Art nur auch direkt dorthin senden, wohin sie gehören, und keinen Anspruch darauf erheben, von der ernsten Kritik gewürdigt zu werden. Seltsam, daß wir diese Bemerkung gerade bei den Novellen eines Mannes machen müssen, den wir in hie und da gesehenen kritischen Aufsätzen selbst als einen feinsinnigen Schriftsteller haben kennen lernen. Aber als Dichter gehört er zu den Schablonenarbeitern, nur daß wir ihm noch das Kompliment machen müssen, daß er diese Schablone mit besondrer Fachkenntnis behandelt. Man sieht es seinen Novellen von weitem an, daß sie für die belletristische Beilage eines Damenmodejournals geschrieben sind. Alle Ingredienzien der höhern Töchterschule, das ganze schöngeistige Parfüm der lieben Frauen, die sich neben dem Studium des neuesten Tailleschnittes noch poetisch unterhalten wollen, sind in diesen Novellen enthalten: ästhetisirende Reflexionen, Zitate aus allen möglichen und ziemlich weit entlegnen Dichtern, wobei noch etwas mit Gelehrsamkeit kokettirt wird, ein weiblicher Trotzkopf und ein biederer Mann im Mittelpunkt einer Handlung, die eine löbliche sittliche Tendenz verfolgt u. s. w. Das wird doch ein so geschmackvoller Kritiker wie Ziemssen selbst nicht im Ernste für Poesie gehalten wissen wollen?

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.

Grenzboten
22

Polentum und Deutſchtum in der Provinz Poſen.

Als der preußiſche Staat diejenigen Landesteile des ehemaligen Königreichs Polen erwarb, welche jetzt die Provinz Poſen bilden, ſo geſchah dies wahrlich nicht in der Erwartung, daß dieſer Erwerb für ihn ein ſonderlicher Zuwachs von Staatseinnahmen oder an materiellen und geiſtigen Hilfsmitteln bedeute; vielmehr erwarb man die polniſchen Landesteile in der vollen, klaren Erkenntnis der ſtrategiſchen Notwendigkeit, die beiden öſtlichen Flügel des Staatsgebietes, Preußen und Schleſien, durch jene Neuerwerbung räumlich zu verbinden.

Die preußiſche Staatsregierung war ſich bei der Übernahme jenes Landesteiles der bodenloſen wirtſchaftlichen Verwahrloſung desſelben und der ihr hieraus erwachſenden Kulturaufgaben wohl bewußt; die amtlichen Berichte der mit der Reorganiſation des ſogenannten Netzebruches und des jetzt zur Provinz Poſen gehörigen Teils von Südpreußen beauftragten Beamten liefern hierfür den urkundlichen Beweis.

Die Regierung übernahm aber die ihr geſtellte Aufgabe in der freudigen Hoffnung, daß es ihrer Verwaltung durch Gerechtigkeit, Sachlichkeit und Pflichttreue gelingen werde, nicht nur die neue Provinz den übrigen Staatsgebieten materiell ebenbürtig zu machen, ſondern auch die zuverläſſige Zuneigung der ihr durch Nationalität und Sprache fremden Unterthanen zu erwerben. Dieſe Hoffnung ſchien ſich auch bis zu den dreißiger Jahren dieſes Jahrhunderts zu erfüllen. Zahlreiche unternehmungsluſtige Landwirte, Gewerbetreibende und Handwerker ſtrömten aus den deutſchen Provinzen des Staates nach der Provinz Poſen. Das durch die innern Wirren der polniſchen Zeit auch wirtſchaftlich ſchwer heimgeſuchte Land blüte ſichtbar auf, und es geſtaltete ſich zwiſchen

Digitized by Google

den deutschen Einwanderern und den polnischen Einsassen ein durchaus freundliches Verhältnis; die neuen Unterthanen erkannten die Segnungen der preußischen Verwaltung dankbar und unverhohlen an. Eigentümlicherweise verschlechterte sich aber dieser Zustand allmählich in demselben Verhältnisse, in dem sich das Land und damit auch die polnische Gesellschaft durch die Thätigkeit der preußischen Verwaltung und die Intelligenz der deutschen Einwandrer erholte und hob. Es ging den adlichen polnischen Grundbesitzern ähnlich wie den Baustellenbesitzern großer, sich rapid entwickelnder Städte, die ihr vorstädtisches Land brach und wüst liegen lassen, ohne Saat und ohne Ernte, eines Tages indes durch Verkauf der wüsten Stellen als reiche Leute erstehen, weil eine umsichtige Verwaltung neue Straßen und Wege gebaut hat, und kluge, spekulative Nachbarn Fabriken und Häuser an ihren Grenzen errichtet haben.

Wie der unthätige Baustellenbesitzer, so wurde auch der materiell erschöpfte polnische Grundbesitz ohne eigne Anstrengung und Thätigkeit wohlhabend, ja reich, weil die Arbeit der Staatsbehörden und seiner deutschen Nachbarn den allgemeinen Bodenwert der Provinz hob. Mit dieser Verbesserung der materiellen Verhältnisse des polnischen Adels erwachte in ihm aber auch die schlummernde nationale Idee, seine wachsende Abneigung gegen die deutsche Verwaltung und deutsches Wesen ging hiermit Hand in Hand, er fing an, sich hermetisch abzuschließen gegen allen deutschen Verkehr; durch absolute Isolirung hoffte die polnische Gesellschaft die „nationale Idee" gegenüber dem zunehmenden Einflusse des Deutschtums zu retten.

In den Jahren 1846, 1848 und 1863 verdichteten sich die polnischen Hoffnungen zu revolutionären Thaten, die für das Polentum zunächst nur den einen Erfolg hatten, daß zahlreiche adliche Familien durch die enormen nationalen Opfer Haus und Hof verloren und in ihre Stelle neue deutsche Einwandrer einrückten. Die polnischen Erhebungen zogen thatsächlich eine Förderung des Deutschtums nach sich. Gleichzeitig beginnt aber auch von der verfehlten Erhebung des Jahres 1863 ab eine vollständige innere Wandlung der polnischen Gesellschaft; um die wirtschaftlichen Wunden zu heilen, legte sich dieselbe auf gesellschaftlichem Gebiete ein Maß der Beschränkung auf, welches von ihren bisherigen Lebensgewohnheiten aufs schärfste abstach. Man zog sich aus den europäischen Großstädten und den luxuriösen Bädern zurück, man wurde sparsam und häuslich contra naturam generis. Die polnischen Gutsbesitzer nahmen mit Vorliebe Deutsche als Wirtschaftsbeamte und Pächter, und wetteiferten mit ihren deutschen Nachbarn in der rationellen Bewirtschaftung ihres Besitzes, wobei ihnen zu statten kam, daß sie den genügsamen und im allgemeinen ausgezeichneten polnischen Arbeiter billiger zu gewinnen und besser auszunutzen wußten, als der ihnen innerlich fremd bleibende deutsche Gutsherr. Der Verkauf polnischer Güter wurde immer seltener, man klammerte sich an die Scholle an, um das Vaterland nicht morgenweise zu verlieren. Die starke deutsche Einwanderung,

welche bisher durch günstige Kaufgelegenheiten, namentlich von Waldgütern, angelockt worden war, wurde schwächer.

Angeregt durch den gewerblichen Aufschwung der zweiten Hälfte der sechziger Jahre richtete die politische Leitung des Polentums auch ihr Augenmerk auf die Entwicklung polnischer Industrie und polnischen Handels, es entstanden zahlreiche polnische Firmen, nicht nur in der Provinzialhauptstadt Posen, sondern auch in den übrigen Städten der Provinz; die Leiter derselben waren zum Teil Söhne verarmter Grundbesitzer. Je mehr sich Industrie und Handel in polnischen Händen entwickelte, desto mehr lösten sich auch die Geschäftsverbindungen des polnischen Publikums mit den deutschen Firmen. Es galt als nationale Pflicht, den polnischen Landsmann geschäftlich zu unterstützen; in letzter Zeit hat sich in Galizien sogar ein von den polnischen Zeitungen der Provinz Posen lebhaft empfohlener sogenannter Staszyc-Verein gebildet, dessen ausgesprochenes Ziel es ist, alle Lebensbedürfnisse nur bei Polen zu kaufen. Durch diese Unterstützung bildete sich in der That in auffallend kurzer Zeit ein leistungsfähiger polnischer Handelsstand aus. In gleichem Verhältnis erlitten die deutschen Firmen Schaden, angesehene deutsche Kaufleute und Gewerbetreibende, die ihre polnischen Geschäftsverbindungen sich erhalten wollten, gingen in ihrer Rücksicht soweit, auf die Ausübung ihres politischen Wahlrechts stillschweigend zu verzichten; die Listen der deutschen Wahlmänner pflegen deshalb noch jetzt vorzugsweise die Namen von Beamten aufzuweisen.

Dank der Hebung des polnischen Bauern- und Kleinbürgerstandes auf wirtschaftlichem Gebiete und Dank den verbesserten Schuleinrichtungen der preußischen Verwaltung stieg aber auch die Intelligenz und Wohlhabenheit dieser untern Klassen; es bildete sich aus ihnen, wieder unterstützt durch die gesamte polnische Gesellschaft, ein Handwerkerstand aus, der die deutschen Handwerker, die geschichtlich schon von polnischen Zeiten her den Arbeitsmarkt in den Städten beherrschten, allmählich zurückdrängten; es fiel hierbei die außerordentliche Handgeschicklichkeit ins Gewicht, die den Polen der niedern Stände eigen ist, und die sie zu hervorragenden Leistungen auf dem Gebiete des Handwerks befähigen würde, wenn sie im gleichen Maße sorgfältig, fleißig und zuverlässig wären. Mit der steigenden Wohlhabenheit und Intelligenz wurden jene Klassen aber auch für die polnische Idee allmählich gewonnen.

Endlich wandten sich die Mitglieder des verarmten Adels und des heraufgekommenen Bürger- und Bauernstandes, versehen mit den reichen Mitteln des „Vereins zur Unterstützung der lernenden Jugend," auch den wissenschaftlichen Berufszweigen zu; die zahlreiche Begründung höherer Unterrichtsanstalten durch den Staat leistete diesem Streben Vorschub. So bildeten sich polnische Anwälte, Ärzte und Techniker, welche ihre praktische Thätigkeit stets mit dem Monopol der polnischen Kundschaft begannen.

Aus den polnischen Kaufleuten und Gewerbetreibenden einerseits, den

polnischen Anwälten, Ärzten und Technikern anderseits erwuchs ein polnischer Mittelstand, der sich zwar die Freiheit gestattet, liberale Ideen gegenüber dem polnischen Adel und Klerus in der Presse und in öffentlichen Versammlungen platonisch zu vertreten, aber überall da, wo es gilt, Front zu machen gegen die preußische Staatsregierung und die deutsche Bevölkerung der Provinz, ein festes und zuverlässiges Zentrum zwischen den beiden Flügeln der polnischen Schlachtordnung, dem meist ultramontanen blau-weißen Adel und dem den Priestern der römisch-katholischen Kirche blind ergebnen polnischen Bauernstande bildet.

Diese so gegliederte polnische Gesellschaft, die sich erst allmählich entwickelt hat unter dem Schutze bürgerlicher Freiheit preußischer Gesetzgebung, ist noch fester zusammengeschweißt worden durch den vierzehnjährigen Kulturkampf, den der polnische Klerus von den ersten leisen Anfängen seines Entstehens an als polnisch-nationale Angelegenheit behandelte, und so zu einem Compelle auch für diejenigen Landsleute benutzte, die entweder der katholischen Kirche nicht angehören oder doch den ultramontanen Bestrebungen bisher entschieden feindlich gegenüberstanden. Die polnische Gesellschaft und die katholische Kirche, sie sind innerhalb der Provinz Posen eine solidarische Gemeinschaft geworden, eine Gemeinschaft von einer Assimilationskraft, die nicht nur die Reste des protestantischen polnischen Adels, durch Erschwerung des Konnubiums mit den römisch-katholischen Mitgliedern desselben, in den Schoß der katholischen Kirche zurückführt, sondern auch fortgesetzt katholische Einwandrer deutschesten Ursprungs dem Polonismus als neue eifrige Rekruten zuführt. Die Durchsicht amtlicher Namenstabellen ergiebt die traurige Gewißheit, daß in vielen Gegenden der Provinz die Mehrzahl derer, die sich im besten Glauben für Vollblutpolen halten, Nachkommen deutscher Einwandrer sind, wobei noch zahlreiche Polonisirungen, die nicht nur durch Anhängung einer polnischen Endsilbe oder polnische Schreibweise, sondern durch vollständige Übersetzung des Namens bewirkt worden sind, außer Rechnung bleiben müssen. Als Ursachen und Folgen endlich der fortschreitenden geistigen Belebung des Polentums entstanden eine Flut polnischer Zeitungen und Zeitschriften, Volksbibliotheken, wissenschaftliche und wirtschaftliche, Geselligkeits- und Vergnügungsvereine, deren Vereinstage als Volksfeste gefeiert werden, umherziehende polnische Bühnengesellschaften, eine national-polnische uniformirte Kapelle und als letzte Erscheinung auf diesem Gebiete sogar eine Art polnischer Studentenverein, der den Geist der Solidarität unter den akademischen Bürgern der ehemals polnischen Landesteile pflegen soll und kürzlich in Gnesen feierlich tagte, um den Dom des heiligen Adalbert zu besichtigen. Alle diese Vereinigungen sind rein polnisch und thatsächlich politisch; sie haben nur einen stillen, unausgesprochnen Zweck: Erhaltung der nationalen Erinnerungen und Vorbereitung der Auferstehung der alten polnischen Herrlichkeit, die sich der polnischen Phantasie immer verklärter zeigt, je mehr sie sich von ihrer trüben

geschichtlichen Wirklichkeit entfernt. Fortgesetzt unterstützt werden diese historischen Phantasien in Wort und Bild durch die polnische Presse und die polnische Kunst. Der Pole — und selbst der im bürgerlichen Leben nüchternste, klarste, scharfsinnigste — führt deshalb eine Art politischen Traumlebens, welches ihn verleitet, bei jedem Ereignis der europäischen Politik ein polnisches Interesse zu argwöhnen oder zu hoffen. In politischen Fragen denkt der Pole wie die Frauen nur mit dem Herzen und ist nie zu überzeugen. Selbst die Leichenfeierlichkeiten des polnischen Adels tragen den Charakter einer nationalen Versammlung, man feiert sie heute noch mit der weitläufigen, ernsten, vornehmen Pracht, wie dies etwa vor zweihundert Jahren bei den deutschen Adelsgeschlechtern Sitte war. Aus der ganzen Provinz, ja darüber hinaus, strömt der Adel zusammen in Begleitung eines zahlreichen Klerus; es ist absolute Pietätspflicht, zu erscheinen. In der Parochialkirche wird ein feierlicher, würdevoller Gottesdienst abgehalten, dessen Mittelpunkt die Leichenrede irgendeines hervorragenden ad hoc berufnen Kanzelredners bildet. Derselbe wird nie verabsäumen, auf das eingehendste das Thema zu behandeln: „Was hat der Verstorbne für das polnische Vaterland gethan? War er ein Patriot und würdig, seinen Nachkommen und dem jüngern Geschlecht als Vorbild auf dem Felde der nationalen Arbeit zu dienen?“ Dasselbe Thema pflegt dann von irgendeinem angesehenen Freunde des Verstorbnen noch ausführlicher am Grabe wiederholt zu werden. Es werden bei diesen Gelegenheiten Reden gehalten und häufig auch durch die Presse oder besondern Druck verbreitet, die nur zu lebhaft an die Rede des Antonius bei der Leiche Cäsars erinnern und die jedes polnische Herz in nationaler Erregung erzittern lassen.

Die ganze polnische Gesellschaft kennt sich untereinander, ist mit ihren gegenseitigen Angelegenheiten und persönlichen Verhältnissen genau vertraut, die Männer sind von der Schule her, die Frauen von den wenigen Klöstern, denen der polnische Adel seine Töchter zur Erziehung anzuvertrauen pflegt, mit einander befreundet. Trotz aller kleinen Eifersüchteleien und Feindschaften zwischen den einzelnen Familien, und namentlich zwischen dem höhern alten Magnatenadel und der petite noblesse, bildet der polnische Adel doch eine in sich fest geschlossene Korporation, die ein stets bereites, williges Werkzeug in der Hand ihrer Führer ist. In jedem Kreise pflegen einige angesehene Edelleute, die ihre Standesgenossen durch persönliche Thatkraft und Begabung überragen, die ausgesprochene und allgemein anerkannte Führerrolle zu spielen. Sie berufen die öffentlichen Versammlungen, leiten dieselben, sind die Hauptvertrauensmänner des Zentralwahlkomitees und treten in den Kreisversammlungen als Redner und Wortführer der polnischen Kreistagsmitglieder auf.

Das gesellschaftliche Verhältnis des polnischen Klerus innerhalb des polnischen Adels macht den Eindruck, als ob der niedere polnische Klerus, der fast ausnahmslos aus dem Bauern- oder Kleinbürgerstande hervorgeht, eine etwas

untergeordnete Behandlung erführe; trotzdem haben diese Bauern- und Handwerkersöhne im geistlichen Kleide einen hervorragenden Einfluß in den meisten polnischen Familien und pflegen selbst von denjenigen Edelleuten, die sich als entschiedne Gegner des Pfaffentums bezeichnen, wegen ihres Einflusses auf die polnische Arbeiterbevölkernng mit Vorsicht behandelt zu werden. Mancher polnische Magnat hat es schon zu seinem Schaden erfahren müssen, wie gefährlich es ist, mit dem Klerus in Konflikt zu geraten. Wie aber der Geistliche einerseits Vertrauensmann des Adels ist, so fühlt er sich anderseits als der unumschränkte Herr des Bauern, und je schärfer er diese Herrschaft ausübt, desto williger wird ihm gefolgt. Die Kanzel dient dazu, um die privatesten und persönlichsten Angelegenheiten des einzelnen Gemeindemitgliedes vor das Forum des geistlichen Strafgerichts zu ziehen; trotzdem findet sich nie ein Kläger und deshalb auch kein Richter für eine derartige Überschreitung der Kirchenzucht. Bemerkenswert ist die große Anzahl deutscher Namen innerhalb des polnischen Klerus, dessen Mitglieder sich selbst dann als Polen bezeichnen, wenn man ihrem mangelhaften Polnisch noch den frischen deutschen Ursprung anhört.

In den Militär- und Zivildienst tritt der gebildete Pole nur ausnahmsweise ein; es fehlt ihm hiernach die legitime Beteiligung an den Staatsgeschäften, die geeignet ist, den Ehrgeiz eines strebsamen und schaffenstüchtigen Mannes zu befriedigen. Alles was bei den Polen Ehrgeiz, Geist und Thatkraft besitzt, verwendet deshalb diese Gaben im Dienste der politischen Agitation durch Beeinflussung der Presse und Begründung und Leitung von Vereinen.

Die polnische Gesellschaft erfreut sich hierdurch auch einer Organisation, die überall da, wo es gilt, die polnische Sache zu vertreten, mit bewundernswerter Schnelligkeit und Zuverlässigkeit arbeitet. Wenn der Führer die Losung ausgegeben hat, kann er mit Sicherheit darauf rechnen, daß jedermann auf seinem Posten ist, und hätte er sich selbst mit letzter Kraftanstrengung vom Krankenbette aufraffen müssen. In das Wahllokal getragne kranke Wahlmänner sind keine seltene Erscheinung.

Welche eignen Kräfte kann nun die deutsche Gesellschaft der Provinz Posen diesem nach außen fest geschlossenen, von der nationalen Idee wie von einem Messiasgedanken erfüllten, von Presse und Klerus wie von einem Generalstabe geleiteten, durch einen „Rechtsschutzverein" in allen Beschwerdesachen öffentlichrechtlichen Charakters vertretenen und zu den höchsten materiellen Opfern allzeit bereiten Polentum gegenüberstellen?

Wenn wir von der deutschen Gesellschaft sprechen, so kommen folgende Kategorien in Betracht: die Offiziers- und Beamtenwelt, der deutsche Gutsbesitzer und Pächter, der deutsche Kaufmann und Handwerker und der deutsche Bauer.

Bei dem deutschen Offizier und Beamten ist zunächst ein Charakteristikum gegenüber den gleichen Ständen in andern Provinzen, daß man verhältnis-

mäßig selten ein Mitglied dieser Berufsklassen findet, welches aus der Provinz Posen selbst stammt, und deshalb an der Provinz hängt, sich in derselben heimatlich fühlt und für dieselbe trotz treuester und musterhaftester Pflichterfüllung ein wahres Herzensinteresse hat. Offiziere und Beamte, die nach der Provinz Posen versetzt werden, betrachten diese Versetzung fast ausnahmslos als eine Ungunst des Schicksals, selbst wenn sie aus dem reizlosesten kleinsten Orte Pommerns oder Schlesiens kommen, und leben während ihres Aufenthalts in der Provinz der steten Hoffnung, von der nächsten günstigen Welle wieder fortgespült zu werden. Nur diejenigen, die am Ende oder dem Gipfel ihrer Laufbahn angelangt sind, suchen sich mit den vorhandnen Zuständen zu versöhnen oder schweigen vorsichtig. Man findet in der deutschen Gesellschaft keine Posener, vielmehr rühmt sich jeder, Pommer, Märker, Schlesier u. s. w. zu sein, gesteht offen ein, daß seine Interessen und seine Wünsche außerhalb der Provinz liegen, und bezieht seine geistige Nahrung nach wie vor aus einer heimatlichen Zeitung. Die wenigen Offiziere und Beamten dagegen, die aus der Provinz Posen selbst stammen, pflegen diese unabänderliche Thatsache fast als eine unliebsame zu betrachten. Es liegt deshalb über der deutschen Gesellschaft der Provinz Posen, soweit sie sich aus amtlichen Kreisen zusammensetzt, ein Gefühl der Unruhe und der Unbehaglichkeit, welches selbst auf den niederdrückend wirken muß, der innerhalb der Provinz entschlossen ist, sein Rhodus zu finden und in der schwierigen Aufgabe, die hier jedem Vertreter der Staatsregierung gestellt ist, ein nobile officium erblickt. Unabhängige, gesellschaftlich frei dastehende Elemente, die aus eignem Antriebe ohne geschäftliche Zwecke ihren Aufenthalt in der Provinz gewählt haben und sozusagen den neutralen Vereinigungspunkt für die Gesellschaft bilden, fehlen vollständig, und so gewinnt die deutsche Geselligkeit einen offiziellen, fast schematischen Charakter, der freilich wenig geeignet ist, dieselbe einem lebenslustigen Berliner oder Rheinländer in einem besonders anziehenden Lichte erscheinen zu lassen. Weil aber die Faktoren der offiziellen Gesellschaft der Provinz Posen Land und Leuten meist zu fernstehen und sich ihr Leben in dem engsten Berufs- und Gesellschaftskreise abzuspielen pflegt, geht ihnen vielfach auch die volle Kenntnis der Gestalt des Bodens ab, auf dem sie im Dienste des preußischen Staates manövriren sollen. Der erste Eindruck pflegt in der Regel der des Erstaunens zu sein, daß Vorgänger, Kameraden und Kollegen es nicht verstehen, mit den liebenswürdigen, feingebildeten, ritterlichen, mit herzgewinnenden Umgangsformen ausgestatteten Polen einen bessern Verkehrsstandpunkt zu finden. Es erscheint den Neuankommenden kaum glaublich, daß diese verbindlichen Männer, die ihnen als Vertreter des Polentums entgegentreten, wirklich unversöhnliche, nicht zu gewinnende Gegner des preußischen Staats und der deutschen Bevölkerung sein sollten, daß es nicht möglich wäre, durch taktvolles Verfahren, verbunden mit ernster, sachlicher, gerechter Strenge, den angeblichen Widerstand zu überwinden.

Diese Frühlingsstimmung pflegt aber nur kurze Zeit zu dauern; sehr bald werden die Neulinge beeinflußt von der gegen das Polentum herrschenden allgemeinen Mißstimmung und gereizt durch einzelne zu ihrer Kenntnis gelangende polnische Ausschreitungen; das zuerst angedeutete harmlose Wohlwollen verliert sich und weicht einer zwar nicht immer auf eigner Prüfung und voller Würdigung der thatsächlichen Verhältnisse beruhenden, aber durch die gesamte politische Haltung des Polentums wohl erklärlichen und fortgesetzt geförderten allgemeinen Abneigung: man verletzt den politischen Gegner auch in berechtigten Gefühlen, man tadelt ihn oft zu laut und zu scharf, bekämpft ihn aber thatsächlich zu wenig.

Die schwierigen Verhältnisse eingehend zu studiren, Land und Leute kennen zu lernen, die Person der Gegner und ihre Mittel zu wägen und zu eignem Nutzen von ihnen zu lernen, in selbstloser Zusammenfassung aller der zu Gebote stehenden amtlichen Machtmittel den Interessen des Staates und damit der deutschen Sache zu dienen, die strengste Gerechtigkeit auf kommunalem Gebiete walten zu lassen, die preußische Staatsverwaltung von der glänzendsten und besten Seite zu repräsentiren und ihr durch positive Leistungen Achtung, Anerkennung und Einfluß selbst beim politischen Gegner zu erringen, statt Mißbehagen über kleine soziale Unannehmlichkeiten zu empfinden, doppelte Kraftanstrengungen zur Erfüllung der durch eine fremde Bevölkerung unendlich erschwerten staatlichen Aufgaben zu machen, das erscheint als Gewissenspflicht jedes Mannes, der kraft dienstlichen Auftrages nach den polnischen Landesteilen geschickt wird. Alle diejenigen Diener des preußischen Staates, welche ihre Aufgabe so aufgefaßt haben und noch so auffassen, können sich auch unzweifelhafter politischer Erfolge rühmen.

Es wird zwar durch die musterhafteste Verwaltung eines preußischen Beamten kein einziger Pole innerlich gewonnen, wohl aber das Feld der staatsfeindlichen Agitation eingeschränkt und, worauf es vor allem ankommt, das Wohlbefinden der deutschen Bevölkerung erhöht und damit ihre Seßhaftigkeit und ihr Heimatsgefühl gefördert werden.

Was würde das englische Volk mit seiner großartigen Kolonialpolitik erreicht haben, wenn seine Beamten in fernen Weltteilen an einem Nativismus litten, der ihnen das Leben nur in der heimischen Grafschaft lebenswert erscheinen ließe? Mit den oben geschilderten Zuständen — der geringen, weder durch provinzielle Abstammung noch durch besondre äußere Lebensannehmlichkeiten unterstützten Kohärenz zwischen dem Beamtentum und dem lokalen Gebiete seiner Wirksamkeit — hängt auch der ewige Wechsel desselben zusammen. Alle sechs Jahre verändert sich die Gesellschaft fast vollständig, und es kann sich in der Behandlung der polnischen Angelegenheiten keine feste Tradition bilden. Die einflußreichsten und konstantesten Beamten der Provinz sind unzweifelhaft die Landräte, in ihnen sieht die Bevölkerung die eigentlichen Repräsentanten der Staatsverwaltung, und die Erfolge derselben, die wirksame Aus-

führung der Gesetze, die wirtschaftliche Entwicklung des Landes hängen wesentlich davon ab, ob jene Beamten die rechten Männer an der rechten Stelle sind.

Die Aufgaben für den Landrat sind indes in der Provinz Posen so vielseitig und infolge der Verschiedenartigkeit der Sprache und Nationalität so schwierig, daß er dieselben nur erfüllen kann, wenn er seinen Kreis auch räumlich zu beherrschen vermag und ihm die Zeit zu einer intensiven Verwaltung desselben zur Verfügung steht. Die räumliche Größe der Kreise und der Umfang der Geschäfte in allen Zweigen der Staatsverwaltung, die sich in seinen Händen vereinigen, lassen den Landrat leider häufig zu wirklich produktiver Arbeit und zur Lösung selbständiger Aufgaben nicht kommen.

Die Zeit, in der deutsche Landwirte massenhaft aus den alten Provinzen, und namentlich aus Pommern, der Mark und Schlesien, nach der Provinz Posen einströmten, scheint abgelaufen zu sein, einerseits weil so günstige Käufe, wie sie bis in die sechziger Jahre in der Provinz Posen möglich waren und thatsächlich abgeschlossen worden sind, sich jetzt nicht mehr abschließen lassen, anderseits weil infolge des Rückganges des landwirtschaftlichen Gewerbes überhaupt geringe Neigung für den Kauf ländlichen Grundbesitzes vorhanden ist. Ein erheblicher Teil des Großgrundbesitzes der Provinz Posen befindet sich in forensischen Händen. Deutsche Fürsten und Magnaten, großstädtische Kapitalisten und Fabrikanten haben bedeutende Besitzungen in der Provinz erworben. Der germanisirende Einfluß, welchen diese Großgrundbesitzer üben, ist ein sehr verschiedenartiger, der überwiegende Teil derselben verwertet seinen Grundbesitz durch Verpachtung, und zwar an deutsche Pächter, und hält darauf, daß letztere nur mit deutschem Aufsichtspersonal wirtschaften, andre dagegen stehen derartigen Gesichtspunkten völlig fern, behandeln ihren Besitz lediglich als Geldanlage, treiben Selbstwirtschaft und zeigen das deutliche Bestreben, es nicht mit dem Ortsprobst und den hinter ihm stehenden polnischen Arbeitern zu verderben. Versuche, deutsche Arbeiter heranzuziehen, deutsche Schul- und Kirchensysteme zu begründen, und so die polnische Scholle nicht nur zu deutschem Besitze, sondern auch zu deutschem Lande zu machen, kommen leider nur vereinzelt vor, verdienen aber desto mehr die öffentliche Anerkennung; die großgrundbesitzenden regierenden deutschen Fürsten sind in dieser Richtung ausnahmslos mit gutem Beispiele vorangegangen.

Die in der Provinz seßhaften deutschen Großgrundbesitzer setzen sich aus den verschiedensten sozialen Sphären zusammen, von dem sächsischen Häusler, der mit dem Erlös seiner Stelle in der Magdeburger Börde ein Rittergut in der Provinz Posen erkauft hat, bis zu den Edelleuten der andern Provinzen, die sich hier ansiedelten, weil sie ihren heimischen Besitz nicht halten konnten, oder deren Erbteil nicht zureichte, um in der Heimat einen Großgrundbesitz zu erstehen. Ein erbangesessener deutscher Großgrundbesitz bildet die Ausnahme, und ebenso zählt die Provinz verhältnismäßig wenig selbstwirtschaftende land-

sässige Besitzer, die mit größern Kapitalien hierher kamen und sie hier anlegten, weil sie sich einen größern Gewinn davon versprachen als daheim. Ein großer Teil der deutschen Großgrundbesitzer, und zwar meist der wirtschaftlich tüchtigste, hat sich erst vom Wirtschaftsbeamten durch den Pächter hindurch zum selbständigen Besitzer aufgeschwungen.

Die Verschiedenheit der provinziellen Abstammung und der sozialen Bildungsstufe ist die eigentliche Ursache, daß sich in den meisten Kreisen der Provinz noch kein deutscher Besitzerstand herangebildet hat, der sich als Stand und Korporation fühlt. Vielfach fehlt es auch noch an Männern, welche die geistige Bildung und den sozialen Takt besitzen, um diese innerlich verschiedenartigen Elemente wenigstens auf öffentlichem und kommunalem Gebiete zu sammeln und so eine erwünschte Stütze für die preußische Verwaltung zu bilden. Ein Teil der deutschen Großgrundbesitzer hat leider nicht viel mehr Anhänglichkeit an die Provinz als die aus andern Provinzen dorthin versetzten deutschen Beamten; ihr Ziel ist günstiger Verkauf in den ältern Tagen und Rückkehr nach der alten Heimat. Viele derselben haben auch die Produktionsfähigkeit des erkauften Bodens und die Wirkung der eignen Intelligenz auf denselben überschätzt; der Ankauf zu großer Flächen mit zu kleinem Kapital und die fortgesetzte Sorge für den nächsten Zinstermin konsumirt sie vollständig. Nicht besser steht es mit einem Teile der Domänenpächter, die getrieben durch das Lizitationsverfahren einen Pacht zu zahlen haben, dessen Erwirtschaftung ihnen mit dem zur Verfügung stehenden Betriebskapital, besonders bei den gegenwärtig außergewöhnlich niedrigen Preisen der landwirtschaftlichen Erzeugnisse, unmöglich ist; eine chronische wirtschaftliche Krisis läßt sie deshalb kranken — bis zum Ende. Der eigentliche Zweck der Domänen, wirtschaftliche Mustergüter zu sein, und die Aufgabe der Domänenpächter, die Staatsverwaltung auf dem Gebiete des öffentlichen Lebens zu stützen und als Träger und Förderer des Deutschtums zu wirken, muß in solchen Fällen meist ziemlich ruhmlos verloren gehen.

Es fehlt in vielen Kreisen der Provinz Posen noch an einer deutschen Gentry, die imstande und gewillt wäre, im patriotischen Interesse der deutschen Verwaltung wirksam zur Seite zu stehen und so eine wichtige politische Rolle zu spielen. In denjenigen Kreisen, in welchen sich eine solche Gentry mit sozialem und politischem Standesgefühl bereits gebildet hat, sieht man auch die sichtbaren Erfolge ihres Schwergewichts und ihrer Wirksamkeit. Die Polen pflegen mit dieser deutschen Gentry sehr wohl zu rechnen, und hier gestaltet sich das Verhältnis des Deutschtums gegenüber den Polen sofort günstiger. Dort jedoch, wo der deutsche Grundbesitzerstand in sich noch zerklüftet ist, daß der deutsche Nachbar kaum den deutschen Nachbarn kennt, pflegt sich ein Pessimismus auf wirtschaftlichem und politischem Gebiete auszubilden, der zwar von den Organen der Staatsregierung alles verlangt, aber nicht den Mut und das Interesse hat, auf kommunalem und öffentlichem Gebiete irgend etwas zu leisten.

Der deutsche Bauernstand stammt zum Teil noch aus der Einwanderung vor der preußischen Besitzergreifung, zum Teil hat er sich aber erst zur sogenannten Flottwellschen Zeit angesiedelt. Dieser bäuerliche Besitz hat sich durch Aufkauf vonseiten deutscher und polnischer Großgrundbesitzer — ein Verfahren, was von den letztern stellenweise systematisch geübt worden ist — in den letzten Jahrzehnten unzweifelhaft vermindert; ein fernerer Bruchteil, und vielleicht ein größerer, als allgemein angenommen wird, ist auch auf dem Wege polnisch-katholischer Heiraten dem Deutschtum entfremdet worden. Wenn sich trotzdem die deutschen Bauern in ihrem jetzigen Stande, vielfach inmitten der polnischen Bevölkerung, in ihrer nationalen Eigentümlichkeit erhalten haben und an Religion und Sprache festhalten, so ist dies einerseits ein rühmliches Zeichen deutscher Zähigkeit, anderseits aber auch ein unzweifelhaftes Verdienst der alten preußischen Kirchen- und Schulverwaltung, die zwar langsam, aber doch stetig bis zum Beginne der siebziger Jahre das Deutschtum in evangelischen Kirchensystemen und rein deutschen konfessionell-evangelischen Schulen sammelte und isolirte.

Hätte man mit der Simultanisirung der ländlichen Volksschule und der Einzwängung evangelischer Kinder in polnisch-katholische Majoritäten schon in den dreißiger, statt den siebziger Jahren begonnen, so würde man heute in den national-gemischten Kreisen vergeblich nach einem deutschen Bauerndorfe suchen. Eine für andre Verhältnisse, und namentlich für große und mittelstädtische Schulzustände, gewiß richtige Theorie hat durch ihre falsche Anwendung auf die kleinen Städte und das platte Land zur empfindlichen Benachteiligung des Deutschtums geführt, ein geradezu verhängnisvoller Fehler des Systems Falk.

Der Handwerkerstand war in den polnischen Landesteilen fast ausschließlich deutsch, und zwar schon vor der preußischen Besitzergreifung; nur Schuhmacher und Schmiede pflegten Polen zu sein. Für eine Anzahl handwerksmäßiger Munipulationen hat deshalb auch die polnische Sprache gar keine selbständigen Bezeichnungen, sondern einfach die deutschen Ausdrücke polonisirt. Aber auch auf dieser bisherigen Domäne des Deutschtums zeigt sich leider ein Rückschritt. Aus dem polnischen Bauernstande und dem polnischen Kleinbürgertum hat sich durch den Schutz und die Begünstigung der gesamten polnischen Gesellschaft ein polnischer Handwerkerstand ausgebildet, dessen Spitzen bis in die Kreise der Großindustrie reichen und der selbst in der Provinzialhauptstadt, wo die Konsumtionsfähigkeit des deutschen Publikums groß genug wäre, einen leistungsfähigen deutschen Handwerkerstand zu erhalten, den letztern entschieden überholt hat; die polnischen Handwerker sammeln sich überdies fast in allen polnischen Städten in rein polnischen Handwerkervereinen, Gesangvereinen ꝛc., und halten geschäftlich fest zusammen.

Der Handelsstand war in den polnischen Landesteilen von jeher in den Händen der jüdischen Bevölkerung, und die deutschen Kaufleute pflegten in den meisten Städten in der Minderheit zu sein. Seit etwa fünfzehn Jahren haben

sich indes die Polen, wie bereits erwähnt, auch auf merkantilem Gebiete mit außerordentlichem Geschick festgesetzt.

Durch die neue Konkurrenz sind indes nicht nur die christlichen, sondern teilweise auch die jüdischen Kaufleute geschädigt worden, da es zahlreiche antisemitische deutsche Heißsporne giebt, die in auffallender Kurzsichtigkeit lieber mit dem Polen als mit dem Juden Geschäfte machen; außerdem erbittert es auch, daß die Juden in den kleinen Städten aus geschäftlichen Rücksichten vielfach polnisch stimmen und in den Mittelstädten und der Provinzialhauptstadt sich den Luxus fortschrittlicher Opposition gegen die Regierung gestatten, die ohnedies schon gegen den Polonismus genug zu kämpfen hat.

Mit welchem Eifer jedes von einem Polen begonnene Unternehmen polnischerseits unterstützt wird, zeigt sich auch darin, daß die polnische Presse die Niederlassung polnischer Handwerker oder Kaufleute in irgendeiner Stadt der Provinz in ihrem lokalen Teile mit einer besondern Empfehlung bekannt zu machen pflegt; in den deutschen Zeitungen pflegt man derartige Aufmerksamkeiten zu vermissen; freilich können letztere sich auch mit Recht beklagen, daß sie ihrerseits vom deutschen Publikum nicht genügend unterstützt werden und deshalb auch mit den namhaften Provinzialblättern andrer Provinzen nicht konkurriren können; sehr viele langjährige Einsassen der Provinz halten nicht einmal eine provinzielle Zeitung.

Bekümmerte sich das deutsche Publikum und die deutsche Presse eingehender um die eingewanderten Landsleute aus dem Handwerker- und Kaufmannsstande und ihr Leben und Treiben, so dürfte sich auch kaum die betrübende Erscheinung fortgesetzt wiederholen, daß Inhaber namhafter deutscher Firmen, welche beim Beginne ihrer geschäftlichen Laufbahn nicht ein Wort polnisch verstanden, sich im politischen und sozialen Leben als Vollblutpolen geriren. Es erscheint zwar sittlich entschieden bedenklich, die Politik auf den geschäftlichen Verkehr zu übertragen, aber im Interesse der Selbsterhaltung wird das deutsche Publikum Gegenmaßregeln ergreifen müssen.

Während wir so einen engen Zusammenschluß aller Stände der polnischen Gesellschaft, die gleiche Marschrichtung nach demselben Ziele und die stete Bereitwilligkeit sehen, für dieses Ziel finanzielle Opfer zu bringen, erscheint die deutsche Gesellschaft von einer bedenklichen Lauheit, meist nur den eigensten Interessen lebend, ohne Fühlung untereinander, zu materiellen Opfern für politische Zwecke schwer bereit, aber die Beseitigung aller Schwierigkeiten von der Staatsregierung und ihren Organen fordernd. Daß bei dieser Ungleichheit der Positionen das Polentum reißende Fortschritte macht, kann nicht überraschen, und es ist in der That die höchste Zeit, daß Regierung und Bevölkerung den Fuß von neuem einsetzen, das bereits erworbne Terrain zu halten und zu erweitern.

Der Polonismus ist keine provinzielle Frage der Provinz Posen mehr, vielmehr hat derselbe auf der Brücke des Kulturkampfes von Oberschlesien

längs der ganzen Ostgrenze der preußischen Monarchie bis nach Westpreußen und Ostpreußen hin seine Fahne erhoben und ist durch seine ultramontanen und fortschrittlichen Reserven zu einer drohenden Macht herangewachsen; es handelt sich nicht mehr um die frühere oder spätere Assimilation einer Provinz, sondern um die Sicherung unsers östlichen Staatsgebietes, aber die Provinz Posen ist der Schlüssel der polnischen Stellung. Will deshalb die königliche Staatsregierung gegen den Polonismus mit besondern Maßregeln vorgehen, so muß sie in der Provinz Posen anfangen. Statt aller mattherzigen und unaufrichtigen Verschleierungen durch die Parteien, welche den Willen bekunden, die preußische Staatsregierung zu unterstützen, wäre es würdiger, offen zu bekennen, wie dies Fürst Bismarck gethan hat, daß es sich in der That um einen großen politischen Kampf handelt, der auch von kirchlichen Gesichtspunkten leider nicht freizuhalten ist, solange religiöse und kirchliche Interessen der politischen Agitation als Vorspann dienen. Die polnische Gesellschaft führt gegen die preußische Staatsregierung seit dem Jahre 1830 auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens und teilweise auch in rein wirtschaftlichen und kommunalen Fragen einen unablässigen, durch unermüdliche finanzielle Opfer unterstützten Kampf; können deshalb die Polen davon überrascht sein, wenn die preußische Staatsregierung endlich zu dem Entschluß gedrängt wird, diesen unversöhnlichen Gegner politisch zu entwaffnen?

(Schluß folgt.)

Der Kampf der deutschen Nationalität
mit fremden Kulturen.

Von Franz Pfalz.

Das bedeutsamste Moment in der Geschichte der Deutschen ist das Aufdringen fremder Bildung und der Kampf gegen dasselbe für das Nationale, sagte Rudolf Dietsch im Jahre 1866 in seinem Lehrbuche der Geschichte bei Gelegenheit einer Aufzählung der Verdienste Karls des Großen um Wissenschaft und Kunst. Dieser Ausspruch berührt einen der schärfsten Gegensätze in der Entwicklung des deutschen Volkslebens und hat in unsrer, an gegensätzlichen Strömungen überreichen Zeit ein besondres Interesse. Auf den ersten Blick freilich könnte es scheinen, als wiederholte der gewissenhafte Geschichtschreiber nur die alte Klage von dem

deutschen Erbfehler, das Fremde dem Einheimischen vorzuziehen, allein wenn man näher zusieht, bemerkt man eine wichtige Unterscheidung. Nicht die aus freier Wahl hervorgegangne zeitweilige Hinneigung zu fremden Kulturen fordert den Widerstand der Nationalität heraus, sondern das aufgedrängte Fremde. So sind zu verschiednen Zeiten das Griechische, das Englische, das Italienische, ja selbst das Arabische und das Spanische Gegenstände der Nachahmung und des Studiums für die Deutschen geworden, aber zu der Besorgnis, daß durch sie das nationale Leben zerstört werden könnte, haben sie nicht Anlaß gegeben, man müßte denn eine vorübergehende Abwehr des Einflusses gewisser fremder Literaturen hierher rechnen. Nur gegen das Lateinische und Französische wehrte sich das Deutschtum immer von neuem aus dem innersten Kerne seines Wesens heraus, offenbar weil beides sich aufdrängte. Man könnte weiter mit demselben Rechte sagen, auch gegen das Slawische, allein dies würde eine selbständige und weitführende Untersuchung nötig machen; darum müßte es für sich behandelt werden und mag hier unerörtert bleiben. Es wird interessant genug sein, zu beobachten, wie sich das deutsche Volk und seine wissenschaftlichen oder auf andre Weise einflußreichen Vertreter gegen die Romanisirung zu schützen gesucht haben.

Man kann wohl kein Volk nennen, auch die Engländer einbegriffen, welches soviel Kolonisationsgeschick besäße oder besessen hätte wie die Römer. Jedes Land, das sie mit den Waffen erobern oder durch eine schlaue Politik ihrem Einflusse offenlegen konnten, machten sie in kurzer Zeit mit unerbittlicher Zähigkeit römisch. Überall fühlten sie sich daheim, wohin nur immer ihre Straßen führten, im rauhen Norden am Unterrhein, im heißen Süden bis zum Rande der Sahara, im überkultivirten Kleinasien und Syrien, im unwirtlichen, barbarischen Spanien. Mit einer Energie des Körpers und Geistes, die man in dem Lande der Myrten, Orangen und Granaten kaum erwartet, legten sie unter den widerspenstigen Völkern ihre Standlager an, und während die Soldaten Straßen mit Gußmauerwerk und Wasserleitungen herstellten, schlugen die Kaufleute ihre Waarenstände, die Handwerker ihre Werkstätten, die Prätoren und Quästoren ihre Gerichts- und Steuerstellen, die Präzeptoren ihre Schulen auf, und wehe dem Eingebornen, der sich nicht ohne weiteres in die neuen Gegenstände, die neuen Begriffe und die römische Sprache einlebte! Wenige Jahrzehnte gingen darüber hin, dann war das Land romanisirt wie Italien. Selbst als die Römer durch die sich häufenden Reichtümer und Genüsse so verweichlicht waren, daß sie nicht mehr im Heere dienen konnten, dauerte die zähe Lebensfähigkeit des alles überwuchernden Römertums fort. Die Despotie, welche mit dieser unerbittlichen Kolonisationstaktik verbunden war, drückte furchtbar auf die gesamte damalige Kulturwelt. Die römische Politik war der unverhüllte Egoismus einer Stadt und der darin herrschenden wenigen Geschlechter. Die Provinzen sowie die abhängigen Staaten mußten den Willen der Machthaber vollziehen, sonst griffen die Ruten und Beile ein. Und nicht genug, daß ein Provinziale oder Schutz-

verwandter die Anschauungen Roms zu den seinigen machte, er hatte auch seine Dienstbeflissenheit zu beweisen, indem er alles Nationale in seiner Heimat denunzirte oder auf Leben und Tod bekämpfte. Verloren war, wer es wagte, für die Selbständigkeit, die Eigenartigkeit und den Besitz seiner Volksgenossen einzutreten, er mußte das Verbrechen, seinen Überzeugungen gemäß zu leben, mit dem Tode durch Henkershand büßen, wenn er nicht in Gnaden nach Rom geschleppt und zu einem elenden Sklavenleben unter der Aufsicht der Gerichte verurteilt wurde, oder er mußte in der Wüste, in den Steppen Innerasiens, in den rauhen Schluchten des Scythenlandes Schutz suchen. So war es schon, als Flaminius, die Scipionen und Ämilius Paullus, der Sieger von Pydna, Griechenland, Kleinasien und Syrien knechteten. Während des Verfalles der Optimatenherrschaft hatte der Provinziale wenigstens die Genugthuung, einer der kämpfenden Parteien seine Dienste widmen zu können, und unter den Kaisern wurde doch der materielle Wohlstand der Provinzen etwas mehr berücksichtigt. Aber überall saß der römische Bürger mit seinem Selbstbewußtsein und seinen Ansprüchen mitten unter den armen, ihrer Nationalität beraubten Eingebornen. Es ist wahr, die damalige Kulturwelt verdiente es meistenteils, so behandelt zu werden. Die Griechen, die Orientalen waren tief in Sittenlosigkeit, Parteihader und Feigheit hinabgesunken, weder die halbwilden Iberer und Lusitanier in Spanien, noch die ruhelosen, in viele kleinen Stämme aufgelösten Gallier waren fähig, ein gesundes Staatsleben zu schaffen; auch fragt es sich, wie es in der Welt aussähe, wenn die Karthager gesiegt hätten. Aber was konnten die Römer in und mit der Kultur, die sie den unterjochten Völkern aufdrängten, als Ersatz für die verlorne Freiheit und Nationalität bieten? Ihr starres Recht, das für die römischen Bürger Privilegien, für alle andern Ruten und Beile hatte? Ihr geordnetes Heerwesen, das niemandem die Freiheit, immer nur die Knechtschaft brachte? Ihre Gewerbe, die sie durch Sklavenhände zum Fabrikbetriebe erhoben? Ihre starre und zugleich so hinterlistige Stadtpolitik? Wer für das Römertum schwärmt, mag darin etwas Eigenartiges und eine besondre Kraftentwicklung finden, die sittliche Größe muß er hinzudichten. Und in allem andern, was auch zur Kultur gehört, in Religion, Sitte, Wissenschaft und Kunst, waren sie unselbständiger als die meisten der unterjochten Völker. Ihre Religion war ein kaltes, äußerliches Zeremoniell, aus Brocken andrer Kulte zusammengewürfelt, ihre alten einfachen Sitten verfielen bald und in erschreckender Weise, ihre Wissenschaft, ihre Kunst war wenig mehr als eine unbeholfene Nachahmung des Griechischen. Man hört oft, die Römer hätten sich vom griechischen Geiste durchdringen lassen, und bekräftigt dies mit der landläufigen Sentenz: Der Sieger lernt vom Besiegten. So unumstößlich ist diese angebliche geschichtliche Thatsache nun doch nicht. Wohl eignet sich der Sieger etwas von der höhern Kultur des Besiegten an, aber nur so viel, als er braucht, um äußerlich damit zu prunken, er betrachtet die vollkommenere Lite-

ratur, die schönen Kunstwerke als Beutestücke, mit denen er sich schmückt; zu einer achtungsvollen Hingebung aber, zu einem ernsten Studium gelangt er wohl in den seltensten Fällen, denn als Sieger glaubt er den Besiegten übersehen zu können.

Man hat auch gesagt, daß das Christentum in dem großen Römerreiche das passendste Wirkungsgebiet gefunden habe, und hat die Vorsehung gepriesen, welche der letzten großen Offenbarung seit Jahrhunderten eine weltgeschichtliche Stätte bereitete. Aber was hindert uns dagegen einzuwenden, daß die schweren Christenverfolgungen im einheitlichen römischen Weltreiche stattfanden? Oder, wenn man uns belehrt, wie notwendig diese Verfolgungen zur Stärkung des Glaubens gewesen seien: daß die Erstarrung des Christentums durch endlose Wortstreitigkeiten und Begriffsspaltungen gerade aus dem Wesen der juristisch zugespitzten römischen Denkart hervorging, jene Erstarrung, welche dem Muhamedanismus den Acker bereitete, den Untergang des Christentums in Asien, Afrika, Spanien nach sich zog und vielleicht das ganze Abendland dem Islam preisgegeben hätte, wenn nicht der germanische Karl Martel bei Tours und Poitiers mit einer weltgeschichtlichen Rettungsthat dazwischengetreten wäre? Die Vorsehung würde auch ohne das Römerreich Mittel gefunden haben, dem Christentume zum Siege zu verhelfen. Alles, was geschieht, geschieht aus der innersten Notwendigkeit der Dinge und Verhältnisse, aber es möchte schwer zu beweisen sein, daß alles Notwendige auch sittlich gut und heilsam sei. Das Überwuchern des Römertums war eine Notwendigkeit, aber mehr ein notwendiges Übel als ein notwendiges Gut.

Als die Germanen mit den Römern in nähere Berührung kamen, empfanden sie eine bestimmte Abneigung, die fast an Ekel grenzte. Ihre unverfälschte Natur, der angeborne sittliche Instinkt eines begabten, sich aus sich selbst entwickelnden Volkes prallte zurück vor der schleichenden Hinterlist, der harten Selbstsucht, der weichlichen Sittenlosigkeit der Kulturmenschen. Barbarische Grausamkeit, Hader, Eifersucht und Rachsucht waren ihnen zwar nicht fremd, und gewiß giebt es nichts Verkehrteres als eine sittliche Verherrlichung der alten Germanen. Wer sich vorstellt, wie die Westgoten in Griechenland, die Vandalen in Afrika ganze Herden von Menschen, Männer, Weiber, Kinder, wie das Vieh zusammengekoppelt vor sich hertrieben, wer sich erinnert, daß die Sachsen noch zu Karls des Großen Zeit die Gefangnen ihren Göttern schlachteten, der wird keinen allzu großen Unterschied machen zwischen dem damaligen Kulturzustande der Germanen und dem der Hunnen, mit denen sie oft genug in denselben Reihen kämpften, und bei deren König Attila die deutschen Fürstensöhne eine Zeit lang die Kriegskunst erlernten. Aber Thatsache ist es, daß diese wilden und ungeschlachten Germanen vor der römischen Kultur, die sie seit Marius' Zeit zu beobachten Gelegenheit hatten, wie vor etwas Schlechtem zurückschreckten. Auch die Besonnensten unter ihnen mochten fühlen, daß sich aus ihren rohen

nationalen Anfängen heraus etwas Besseres gestalten lassen müsse. Armin, der tapfere Cheruskerfürst, war in Rom heimisch geworden, hatte dort das Bürgertum und die Ritterwürde erworben, und doch haftete ihm vom römischen Wesen nur soviel an, daß er die politische Hinterlist, die er in der Hauptstadt der Welt kennen gelernt, gegen die Römer selbst kehrte und die nordgermanischen Stämme zu einem wohlvorbereiteten Aufstande gegen die fremde Zwingherrschaft befähigte. Die Schlacht im Teutoburger Walde wird immer eine der größten Thaten in der deutschen Geschichte bleiben, sie errettete das Deutschtum vor dem sichern Untergange. Der Ostgotenkönig Theodorich der Große, der „Dietrich von Bern" der Sage, wurde als achtjähriges Kind von seinem Vater Theodemir als Geisel für den Frieden der Ostgoten mit den Oströmern nach Konstantinopel gesandt und am dortigen Kaiserhofe mit aller Sorgfalt erzogen. Aber geradezu wunderbar ist es, wie der junge Germane sich dagegen sträubte, romanisirt zu werden. Die Wissenschaften und Fertigkeiten, selbst die des Schreibens, verachtete er und übte seinen Leib im Gebrauche der Waffen, im Schwimmen und Reiten. Als er durch die Besiegung und Ermordung Odoakers König von Italien geworden war, verbot er seinen Goten die Teilnahme am römischen Schulunterrichte, obgleich er um der Römer willen die Schulen begünstigte und durch eine bessere Besoldung der Lehrer hob. Nicht als ob er eine Berührung mit den Römern gefürchtet hätte, er bediente sich römischer Ratgeber, behielt die Verfassung, die Verwaltung bei und ließ die Ämter den Römern, nur leise ordnend und weise mäßigend griff er in das Rechtswesen, das Steuerwesen, die öffentlichen Spiele ein, Gerechtigkeit, Menschlichkeit und Hebung des Wohlstandes zur Richtschnur nehmend, aber seine Goten suchte er vor der Verweichlichung, Entartung und Entnationalisirung zu bewahren, welche die römische Kultur mit sich führte. Die Römer haßten ihn, weniger aus Abneigung gegen die aufgedrängte fremde Herrschaft, als vielmehr weil sie in ihrem hohlen Dünkel die Weisheit seiner Regierung nicht erkennen wollten. Auch die langobardischen Könige, welche wenige Jahrzehnte nach dem Untergange der Ostgoten Italien beherrschten, verhielten sich abwehrend gegen die römische Kultur, bis die Königin Theudelinde, eine Prinzessin aus bairischem Stamme, die Verschmelzung der Nationalitäten anbahnte. Dies geschah hauptsächlich dadurch, daß sie der katholischen Kirche zum Siege über den Arianismus der Langobarden verhalf und den Hof römisch umgestaltete.

Bei der ungeheuern Zähigkeit des römischen Wesens kann es nicht auffallen, daß eine ganze Reihe germanischer Stämme im Kampfe mit der seit einem Jahrtausend geschulten Kriegsmacht und Diplomatie aufgerieben wurde, ehe nur der Eroberungs- und Kolonisationsdrang derselben zum Stehen gebracht werden konnte. Tiefes geschichtliches Dunkel deckt die Namen der Stämme, die an den Rhein- und Donaufestungen verbluteten; nur um die letzten, die in den südlichen Halbinseln zu Grunde gingen, um die Alanen, Rugier, Sueven,

Vandalen und Goten, woben Sage und Geschichte den Trauerflor. Ebensowenig ist es zu verwundern, daß viele Stämme, die sich in den Römergebieten ansiedelten, der Romanisirung verfielen, die Burgunder, die Langobarden, die Westgoten, die westlichen Franken. Dem Verfalle des Germanentums ging gewöhnlich ein widerlicher Zwischenzustand voraus. Mit der Gewaltthätigkeit und Empfänglichkeit der halbwilden Germanen mischte sich in Grauen erregender Weise die Schwelgerei, die Heimtücke und die Herrschsucht der Römer. Die Deutschen wurden räuberisch, mordlustig, erst die Könige, dann die Edeln, dann das Volk. Die Greuel in dem westfränkischen Hause der Merovinger, in den langobardischen und westgotischen Herrscherfamilien erinnern an die blutigen Intriguen des oströmischen Hofes in Konstantinopel. Erstaunlich ist nur, daß noch immer eine kompakte germanische Volksmasse übrig blieb, die das Römertum bewältigen und ihre Nationalität bewahren konnte. Diese Volksmasse ergänzte sich immer von neuem in Großgermanien, dem Heimatslande der Germanen, dem heutigen Deutschland.

Karl der Große beherrschte so ziemlich das ganze Ausbreitungsgebiet der Germanen, soweit es sich damals noch erstreckte; sein Szepter umfaßte die romanisirten und die nationalen Stämme, mit den romanisirten zugleich hatte er die ganze Masse der Römer, unter denen sie lebten und sich veränderten, seinem Reiche einverleibt. In ihm selbst spiegelte sich die Doppelstellung, die er einnahm, getreulich wieder. Den Römern gegenüber ist er der fleißige Schüler, immer lernend, im Sprechen, selbst mit ungelenker Hand im Schreiben sich übend. Lateinisch spricht er fließend, auch das Griechische versteht er wenigstens, ein gelehrter Römer, Petrus von Pisa, unterrichtet ihn in Rhetorik, Metrik und Grammatik. In seinem Gelehrtenkränzchen, der Akademie, spielt er den König David, und die auf Alkuins Rat an seinem Hofe gegründete Schule wurde die Pflanzstätte gelehrter Geistlichen, die Musterschule, der viele ähnliche Gründungen an den Bischofssitzen und in den Abteien nacheiferten. Als König und Kaiser war Karl Römer und Germane zugleich, aber mehr Germane als Römer, und Römer nur im bessern Sinne, als Hausvater blieb er, wie Gustav Freytag in seinen Bildern aus der deutschen Vergangenheit sagt, der „deutsche Bauer," der stolz darauf war, daß er Kleider tragen konnte, zu denen Frau und Töchter das Garn gesponnen und das Zeug gewebt hatten, der an der Bewirtschaftung seiner Güter regen Anteil nahm und gern mit Söhnen und Töchtern jagend im Walde umherstreifte, wenn er Erholung suchte. Freilich sein patriarchalisches Familienleben war stellenweise etwas erzväterlich angehaucht; mehr als eine Hagar hätte von seinem Hofe vertrieben werden können, und seine Töchter erfreuten sich einer fast mythologischen Selbständigkeit. Merkwürdig war sein Verhältnis zur Kirche. Diese hatte, seit der Arianismus unterlegen war, ein ganz römisches Gepräge. Nachdem den Römern die Waffen entfallen waren, blieb ihnen nur das Kolonisationstalent, das sie

nun freilich auf andre Weise verwenden mußten. Statt des Schwertes und des Rutenbündels nahmen sie das Kreuz und das Evangelienbuch, im geistlichen Gewande traten sie an die heidnischen Barbaren heran, die sich in den alten Grenzen des Römerreiches niedergelassen hatten, und wenn diese sich beugten vor der Majestät des christlichen Glaubens, dann beugten sie sich auch vor der römischen Kultur, denn ihre neuen geistlichen Herren nötigten ihnen die römische Sprache auf. Dann überschritten die geistlichen Eroberer die alten Grenzen, und wenn sie auch die Völker nicht mehr wie früher ohne weiteres romanisiren konnten, in der Kirche und in der Literatur setzte sich das Römertum trotz der Bibelübersetzung des Ulfilas fest. In Rom aber erhob sich auf den Trümmern des gestürzten weltlichen Kaisertums ein geistliches. Der christliche Pontifex Maximus, der Papst, beanspruchte die geistige Gewalt über die kultivirte Welt Bei diesen kirchlichen Eroberungen fanden die Römer treue Gehilfen in den Kelten und den Mischvölkern auf keltischem Grund und Boden. Die Iren, Angelsachsen und Gallier sandten eifrige, Rom unbedingt ergebene Missionare in die germanischen Länder, und von den Germanen erwartete Rom dieselbe Dienstbeflissenheit. So erhielt auch das Heiligste, was wir von den Römern bekamen, ein besonderes, römisches Gepräge.

Karl der Große war aufrichtig kirchlich gesinnt. Auch dies gehörte zu seinem echt germanischen Wesen. Überdies fühlte er sich in einer gewissen Abhängigkeit von Rom, denn sein Vater Pippin hatte sich auf einen päpstlichen Machtspruch gestützt, als er Childerich, den letzten Merovinger, in das Kloster schickte und sich zum Könige machte. Die karolingische Dynastie leitete ihr Thronrecht von der kirchlichen Sanktion ab. Karl war auch jederzeit bereit, dem Papste alle möglichen Gefälligkeiten zu erweisen. Er half ihm gegen die Langobarden, er sicherte seine Stellung in Rom, er unterwarf alle Kirchen und Klöster des fränkischen Reiches seiner geistlichen Autorität. Aber er war weit davon entfernt, sich selbst und seine kaiserliche Macht dem römischen Papste unterzuordnen. Indem er auf den Knieen liegend sich von Leo III. in der Peterskirche zu Rom die Kaiserkrone aufs Haupt setzen ließ, wollte er nicht als ein Geschöpf der päpstlichen Gnade wieder aufstehen, sondern als der wahre Herr des Abendlandes, an den der geistliche Verweser der heiligen Kaisermacht nur die verblichene Krone ausgeliefert hatte; nur auf seinem eignen Haupte, das wußte er, konnte der Glanz der imperatorischen Herrlichkeit wieder aufleben. Demgemäß betrachtete er sich als den Grundherrn Italiens, unter dessen Schutze auch das römische Gebiet und die ganze Pippinsche Schenkung stand. Kraft seiner königlichen und kaiserlichen Würde vergab er die höchsten Kirchenämter, selbst der Papst mußte sich seiner Oberhoheit unterordnen, kraft seiner Würde erließ er kirchliche Edikte und gab den Geistlichen Gesetze. So untersagte er den Bischöfen und Äbten das Halten von Jagdvögeln, Jagdhunden und Possenreißern, so mußte Paul Warnefried

aus den Abhandlungen, Predigten und Homilien der Kirchenväter ein Erbauungsbuch zusammenstellen, welches bei den Nachmittagsgottesdiensten benutzt werden sollte. Die Synoden der fränkischen Kirche durften unter seinem Schutze sogar den Lehrbegriff festsetzen und wahrten auf diese Weise bei aller Anerkennung des päpstlichen Primates ihre volle Selbständigkeit.

Unwandelbar blieb Karl trotz seiner schulgerechten Bewunderung des römischen Stils der echte Germane in seinem Denken und Fühlen. Soweit er es bei dem Völkergemische seines großen Reiches vermochte, schützte er die germanische Nationalität in Sprache, Recht und Sitte. Immer von neuem empfiehlt er deutsche Predigt und deutschen Unterricht, läßt die deutschen Volksrechte aufschreiben, läßt Paul Warnefrieds Homiliarium ins Deutsche übersetzen, trägt sich mit dem Plane zu einer deutschen Grammatik, sammelt alte deutsche Heldenlieder und besetzt die hohen Ämter, wenn es irgend angeht, mit Deutschen. Wäre Karl der Große nicht so fest und sicher in seinem germanischen Volksbewußtsein gewesen, es fragt sich, ob Ostfranken, unser heutiges Deutschland, vor der Romanisirung hätte bewahrt werden können. Während seiner langen Regierung erstarkte das Germanentum von dem Zentrum Mitteleuropas aus bis an die Sprachscheide jenseits des Rheines und der Donau so, daß die römische Kultur nie wieder mit dauerndem Erfolge über ihre Grenzen hinüberfluten konnte. Der Wurzelstock des karolingischen Herrscherhauses aber teilte sich im Vertrage zu Verdun (843) nach den Nationalitäten. Drei Stämme wuchsen empor, zwei romanische und ein germanischer, ein breiter Streifen am linken Rheinufer, Lothringen genannt, sollte ein Übergangsgebiet zwischen germanischem und romanischem Wesen bilden, wurde aber der Anlaß zu einem tausendjährigen Kampfe, denn beide, das Ostreich und das Westreich, rangen um den Besitz desselben. Hoffentlich hat, was der Vertrag zu Mersen (870) nicht vermochte, der Friede zu Versailles (1871) den Streit für immer geschlichtet.

Trotz der Trennung Deutschlands von dem romanischen Westen und Süden gaben die Römer ihre geistigen Eroberungszüge diesseit des Rheines nicht auf. In der kirchlichen Liturgie, in den Klöstern und in der gesamten, ganz und gar von den Geistlichen abhängigen Literatur herrschten sie nach wie vor, und das ward ihnen leicht, denn die deutsche Kirche war unauflöslich an Rom geknüpft. Im sächsischen Königshause fanden sie einen wertvollen Bundesgenossen.

Es war nicht die Schuld Heinrichs I., daß seine Nachkommen, die Ottonen, den Kampf der Nationalitäten, welchen die Karolinger mehr unbewußt als bewußt geführt hatten, aufgaben und dem römischen Wesen freiwillig das Übergewicht einräumten. Heinrich war ein grunddeutscher Mann. Mit Rom wollte er nichts zu thun haben, und die halbromanisirte Geistlichkeit durfte ihm die Krone nicht anrühren, er setzte sie sich selbst aufs Haupt. Da fing auch das Deutschtum an, sich geistig zu regen. Der Baum der politischen Sage stand bald in voller Blüte; Lieder aller Art, mit köstlichem Humor gewürzt, lebten im Volke. Sie

sind nicht auf uns gekommen, unter der Römersucht der Ottonen sind sie verwelkt, aber aus den uns überlieferten Sagen erkennt man, daß ein großer politischer Zug durch das ganze Volk ging. Man sang von Heinrichs Kampfe mit König Konrad, seinem Vorgänger, von der goldnen Kette, mit der er erwürgt werden sollte und deren Geheimnis ihm der Goldschmied verriet, von seinem mit Hand und Mund schlagfertigen Heerführer Thietmar, von Konrad Kurzbold, der die Äpfel und die Weiber nicht leiden konnte, und von vielem andern, worin sich das planmäßige, echt deutsche Handeln des großen Königs spiegelte.

Unter Otto dem Großen änderte sich dies. Die Empörungen seiner nächsten Verwandten, seine Vermählung mit der Italienerin Adelheid, seine Kaiserkrönung, die Vermählung seines Sohnes, des Erben seines Thrones, mit der griechischen Kaiserstochter Theophania, alles trug den Stempel des Ausländischen, des Römisch-Byzantinischen; nur die Ungarnschlacht auf dem Lechfelde war deutsch.

Die Frauen am Kaiserhofe schwärmten für lateinische und griechische Literatur, übertrugen diese Vorliebe auf die Klöster und Schulen und verschütteten die Anfänge der deutschen Literatur, die sich unter Heinrich und den Karolingern zu regen angefangen hatte. Es gab keinen Rhabanus Maurus mehr, der die deutsche Grammatik studirte, Roswitha besang den großen Otto in lateinischen Versen und dichtete lateinische Dramen, der St. Galler Mönch Ekkehard schrieb das Walthariuslied trotz des urdeutschen Sagenstoffes, den es behandelt, lateinisch. Der zweite Otto drängte die nationale Wirkung seines glorreichen Zuges nach Paris durch einen in jeder Beziehung unglücklichen Eroberungszug nach Unteritalien in den Hintergrund. Im leeren Ringen mit der Heimtücke der Sarazenen und Griechen vergeudete er viel deutsches Blut und sein eignes Leben. In Rom, im Vorhofe der Peterskirche, liegt er begraben. Der dritte Otto trieb es noch schlimmer. Bald spielte er den römischen Cäsaren auf dem Kapitol, umgeben mit allem südlichen Prunke, umdrängt von Römern und Sarazenen, bald den ägyptischen Einsiedler, der in asketischen Übungen das Heil seiner Seele suchte. Das war die Frucht der römisch-griechischen Erziehung, die ihm Mutter und Großmutter hatten angedeihen lassen. Nach Deutschland kam er nur, um das Grab Karls des Großen zu öffnen. Die Sage erzählt mit einem vorwurfsvollen Seitenblicke auf den romanisirten deutschen Kaiser, er habe den großen Karl im Grabgewölbe auf marmornem Stuhle sitzend gefunden, das Evangelienbuch und das Schwert auf dem Schoße, das Szepter in der Hand, die Krone auf dem Haupte, und sei vor dem strafenden Blicke des Toten auf den Stufen der Gruft zusammengesunken. Der kinderlose Heinrich der Heilige, der letzte der sächsischen Kaiser, war Gönner und geistiger Vasall der von Rom abhängigen Geistlichkeit, aber seine Kämpfe mit dem Böhmenkönige Boleslaw fielen doch mit den nationalen Interessen zusammen und sühnten einigermaßen die Irrfahrten seiner Vorgänger.

Wir dürfen an dieser Stelle nicht der Frage ausweichen, ob die römisch-griechische Bildung, welche die Frauen des sächsischen Königshauses mit so viel Eifer fördern halfen, wirklich der unentbehrliche Unterbau unsrer nationalen Geistesentwicklung war, wofür man sie so gern ausgiebt, oder wenigstens das Gradierwerk, durch welches die Seele des deutschen Geistes erst hindurchträufeln mußte, ehe sie geklärt in den Siedekessel unsers modern-christlichen Staates hineinfließen durfte, oder ob sie nicht vielmehr ein Stillstand in der glücklich begonnenen Gestaltung unsers Volkslebens war. Letzteres ist wahrscheinlicher als das erstere. Die deutsche Literatur hatte in dem Zeitraume von Karl dem Großen bis zu den Ottonen beträchtliche Fortschritte gemacht, Muspilli, Heliand, Otfrieds Christ, das Ludwigslied sind schon mehr als bloße Anfänge; unter den Ottonen verstummt die deutsche Zunge, wenn auch die deutsche Anschauungsweise fortdauert, Walther von Aquitanien, Ruodlieb, die Gedichte aus der Tiersage, alles ist lateinisch geschrieben. Dies ist zu bedauern, denn eine gewisse Anschauung der Dinge läßt sich nicht durch eine tote Sprache, sondern vollkommen nur durch die ihr gleichalterige, lebende Lautform der Gedanken ausdrücken. Und warum hätte sich die deutsche Nationalität nicht in der ihr natürlichen Denk- und Ausdrucksform zu immer höhern Kulturstufen emporarbeiten können? Wuchs nicht auch das Griechentum aus sich selbst heraus? Allerdings erhielt es den Anstoß von Ägypten, Phönizien und Kleinasien her. Aber nur den Anstoß, dann warf es die Windeln weg und ging den eignen Weg. So hätte sich das Deutschtum auch auf eigne Füße stellen können, nachdem es vom alten Rom aus und durch die ringsum wohnenden romanischen Völker zur höhern Kultur angeregt worden war. Statt dessen wurde es immer von neuem in die Wiege zurückgezwängt.

Unter den fränkischen Kaisern trat im politischen Leben eine Reaktion gegen die lateinischen Umtriebe ein, die deutsche Literatur verharrte in ihrer Erstarrung. Aber schon unter Konrad II. beginnt sich die nationale Sagendichtung wieder zu regen, seine Fehde mit dem Stiefsohne Ernst von Schwaben gab hierzu die Veranlassung. An sich war der Streit zwischen Vater und Sohn wenig erbaulich, aber die peinliche Lage, in welche die Mutter dadurch geriet, die Freundschaft Werners von Kyburg und der tragische Ausgang der Empörer waren Momente, die dem sinnigen Ernste der Volksdichtung zusagten. Die spätern Dichter, welche die Sage bearbeiteten, übertrugen den Gegenstand auf Otto den Großen und Adelheid, gleichsam um auch dieser unfruchtbaren Zeit zu Hilfe zu kommen. Heinrich III. war ein rechter Kaiser deutscher Nation, die Päpste setzte er ein und ab wie seine Beamten, aber er starb zu früh, um tiefgehende Wirkungen seiner Kraft zu hinterlassen. Heinrich IV., der Vielbedrängte und ewig Zähe, unterlag im Kampfe mit den Päpsten, obgleich er sich auf der Oberfläche der Herrschaft erhielt. Die gewaltige Konsequenz eines Gregor VII. erhob die Forderung, daß die geistliche Gewalt über der weltlichen, der Papst

über dem Kaiser stehen müsse, zu einem Grundgesetze der Kirche und riß die deutsche Geistlichkeit durch das Cölibat unerbittlich vom nationalen Leben los; sein hierarchisches Gebäude war, als er starb, mit eisernen Klammern an Rom und nur an Rom gekettet. Aber gleichzeitig war auch der Kampf entbrannt zwischen dem nationalen Königtum und dem fremdländischen Papsttum, zwischen Staat und Kirche, zwischen Volkstum und Hierarchie, zwischen Deutsch und Latein. Noch mehr, eine neue Macht, mit der fortan Papst und Kaiser rechnen mußten, erstand in dem Bürgertum. Die deutschen Städte am Rhein stellten ihre reichen Hilfsmittel dem bedrängten Kaiser bereitwillig zur Verfügung, als wenn sie damit sagen wollten, daß die Nationalität in ihnen fortan den energischsten Ausdruck finden würde. Die Gegensätze waren hervorgetreten, keine Macht der Erde konnte sie wieder zurückdrängen, sie sind stehen geblieben bis zum heutigen Tage, und der Bannfluch Gregors VII. traf weniger den Kaiser als vielmehr die römische Bildung in Deutschland.

Unter den Hohenstaufen brach das deutsche Geistesleben als ein mächtiger Strom der Wanderlust und Kampfesfreudigkeit aus der Tiefe des Volkes hervor. Welche Fülle von Epen und lyrischen Ergüssen, der Spruchdichtung nicht zu gedenken! Und merkwürdig, die Geistlichen gingen mit gutem Beispiel voran. Wie war das möglich? Die Kreuzzüge lösten den römischen Bann wenigstens für einige Zeit. Auf der Wanderschaft, unter den Abenteuern im Morgenlande kam ihr deutsch-nationales Gepräge wieder zum Vorschein. Sie rafften die alten Volkssagen auf, vom Herzog Ernst, vom König Rother, und verwebten damit die Abenteuer des Morgenlandes, freilich in der naiven, wunderlichen Fassung, welche diese in ihrer kindlichen Mönchsphantasie angenommen hatten. Wohl lief auch manches Gelehrte mit unter, wie die Alexandersage oder auch die französische Rolandsage, aber sie brachten alles, was ihren Kopf und ihr Herz erfüllte, in deutsche Reimpaare und erweckten so die deutsche Literatur zu neuem Leben. Kaum dreißig Jahre vergingen, dann nahmen ihnen die Ritter die Mühe, zu dichten, ab, und das war gut, denn der erste Rausch der Kreuzfahrten dauerte nicht lange; was geistlich war, mußte wieder unter das römische Joch schlüpfen. Das Rittertum! Es war ein französisches Produkt, auf deutschen Boden verpflanzt. Immer behielt es etwas Fremdländisches, in den zierlichen Kampfspielen sowohl als in dem gekünstelten Minnedienste, und etwas Kosmopolitisches, denn der Ritter hatte keine rechte Heimat. Auch die mittelalterliche Kunstdichtung entbehrt der nationalen Kraft und Sicherheit. Die Stoffe selbst, die Artus- und die Gralsage, waren ausländisch, die Verse waren gespickt mit französischen Brocken, der Minnegesang holte sich seine Jeremiaden über nicht erhörte Liebe, seine monotonen Winter- und Sommerbetrachtungen bei den Troubadours; aber das Volksepos mit den echt germanischen Sagenstoffen, das Volkslied und die Freidanksche Spruchdichtung brachen mächtig durch. Eine deutsche Literatur war geboren, wuchs lebenskräftig auf und konnte nicht wieder untergehen. Die

französische Courtoisie, mit der sie allerdings eingefaßt war, stand mit der ritterlichen Zeit so sehr im Einklange, daß sie kaum noch als etwas Fremdes erschien. Da schlich sich das Römertum in einer andern Form abermals in Deutschland ein: als Corpus juris, als Rechtsnorm.

Die Hohenstaufen haben die Herzen der Deutschen gewonnen durch ihre Ritterlichkeit und ihre Vorliebe für den Minnegesang, noch mehr, sie sind in ihren Kämpfen mit den Päpsten für die nationale Sache eingetreten, deshalb stellten sich die protestantische und die nationale Geschichtschreibung so gern auf ihre Seite. Allein man sollte nie vergessen, daß sie mit den Päpsten um Italien gekämpft und dem deutschen Volke mit der, wenn auch nur indirekten Einschleppung des römischen Rechtes einen schlechten Dienst erwiesen haben. Nicht weil das germanische Recht viel besser gewesen wäre als das römische, sondern weil jedes fremde Recht den Eigentümlichkeiten des Landes und Volkes, auf welche es übertragen wird, nicht Rechnung trägt, nicht Rechnung tragen kann. Und in welcher Gestalt kamen die römischen Rechtsbestimmungen auf uns? In der Auswahl, welche die despotische Willkür des Kaisers Justinian getroffen hatte, in der Gestalt des Codex Justinianeus mit seinen Pandekten, Institutionen, Konstitutionen und Novellen. Barbarossa war es, der in Oberitalien während seines Kampfes gegen die widerspenstigen Stadtrepubliken sich zuerst des Rates römischer Rechtsgelehrten aus Bologna bediente, um die Regalien (die Königs- und Kaiserrechte) festzustellen. Jeder Kaiser nach ihm, und wenn es nur die Kaiser gethan hätten, jeder weltliche und geistliche Machthaber, welchen Titel er auch immer führte, machte in der Folge das römische Recht zu seinem Hofrechte. Warum nicht? So erst wurde es ihnen möglich, sich mit einer Fülle von Majestät zu umgeben, die das deutsche Volksrecht nicht kannte und nie gewährt hätte, so erst konnten die feinen Unterschiede zwischen Freien und Dienstleuten, zwischen Hörigen und Leibeignen in dem Unterthanenbegriffe verschmolzen werden. Die starre römische Rechtsanschauung hatte anfangs große Härten im Gefolge, die erst allmählich in der neuern Zeit durch die wiederkehrende Sonne christlicher und volkstümlicher Innerlichkeit ausgeglichen wurden. In der Zeit, von der wir reden, ging man noch weiter. Gegen alle, Hoch und Niedrig, Arm und Reich, wurde im peinlichen Gerichte die Tortur verfügt, der in Rom nur die Sklaven unterworfen gewesen waren. Nur nach und nach hat sich das römische Recht in Deutschland festgesetzt, aber es hat sich festgesetzt, und durch Karls V. peinliche Gerichtsordnung hat es im Strafverfahren das Bürgerrecht erhalten. Wir wissen, mit welchem Ingrimm das deutsche Volk dem römischen Rechte gegenübertrat, wie es die römischen Doktoren, die, nachdem sie in Bologna studirt hatten, sich ihres deutschen Namens schämten, mit Stockprügeln verfolgte. Der Olearius in Goethes Götz von Berlichingen läßt uns heute noch und immer von neuem bedauern, daß es nichts geholfen hat. Der Zorn des Volkes war vergeblich. Die römischen Doktoren nisteten

sich an allen großen und kleinen Höfen ein, und am Ende mußten sie auch an den Stadtgerichten zugelassen werden. Die schrecklichsten Verwüstungen richtete im deutschen Volksleben die Tortur an. Sie wurde ein beliebtes und gewöhnliches Rechtsverfahren gegen Bürger und Bauern, und mit einer unedeln Hast bedienten sich die geistlichen Gerichte desselben, um die Ketzer zu überführen. Die alten Kapitularien der fränkischen Könige und Kaiser, sowie das durchaus römische kanonische Recht boten hierzu die Handhabe. So übertrug sich die schlechteste Seite der antiken Rechtsauffassung, die alle Menschenwürde mit Füßen tretende Sklavenwirtschaft, auf die christlich-abendländischen Staaten als etwas Allgemeingiltiges und Selbstverständliches. Man mag daraus ersehen, wie gefährlich es überhaupt ist, fremde, abgestorbene Kulturen auf die heimischen und gegenwärtigen Verhältnisse zu übertragen.

Auch nach einer andern Richtung hin zog das spätere Mittelalter aus der römisch-griechischen Kultur einen sehr zweifelhaften Gewinn. Während der Kreuzzüge entstand durch den Verkehr mit dem oströmischen Reiche und den Arabern im Abendlande die Scholastik; von England, Frankreich und Italien aus verbreitete sie sich auch über Deutschland. In der Vorliebe der Hohenstaufen für Italien fand sie eine wesentliche Unterstützung. Trotz Minnegesang und Rittertum verknöcherte das sonst so frische germanische Denken in den gelehrten Kreisen zu der lateinisch-byzantinischen Wortklauberei, und diese Mißgeburt der Philosophie wucherte fort bis zur Reformationszeit. Was ist der Streit der Nominalisten und Realisten andres als ein verunglückter Versuch, das subtile Begriffswesen der römisch-griechischen Philosophie auf das Christentum zu übertragen? Plato und Aristoteles, mit arabischen Grübeleien verbrämt, wurden, aber nicht zu ihrer Ehre, die Lehrmeister der latinisirten abendländischen Buchgelehrten. Wie wohlthätig berühren dagegen die freimütigen, vom gesunden Menschenverstande erzeugten Ausfälle Walthers von der Vogelweide und Freidanks gegen die Mißbräuche in Kirche und Staat! Man berufe sich nicht darauf, daß die Nachwehen des Römertums, römisches Recht und lateinische Scholastik, auch in den übrigen abendländischen Kulturstaaten angetroffen wurden, daß sie überhaupt ein Kennzeichen des Mittelalters und ein notwendiger Durchgangszustand zwischen der beschränkteren antiken und der universellen modernen Bildung seien. Wenn Franzosen, Spanier und Italiener an diesen Übeln litten, so konnten sie sich damit trösten, daß die römische Kultur bei ihnen eine notwendige Folge ihrer Abstammung war, aber was zwang die Germanen dazu, sich diese Last aufzubürden? Nichts andres als ihre Unselbständigkeit.

(Schluß folgt.)

Die naturaliſtiſche Schule in Deutſchland.

4.

Der däniſche Dichter Anderſen erzählt in einem ſeiner Märchen von einem Satansſpiegel, der vom Himmel herab in Trümmer und Splitter geſchlagen wird. Die Splitter ſtieben weit auf Erden umher, und wem einer ins Auge geflogen, der iſt verdammt, alle Dinge im ſchiefſten oder übelſten Lichte zu ſehen. Ein gutes Teil dieſer im Weltraume zerſtreuten Splitter muß neuerdings auf Deutſchland herabgefallen und in die Sehwerkzeuge der jungen naturaliſtiſchen Poeten geraten ſein. Mit dem Splitter im Auge verbindet ſich außerdem die angenehme Überzeugung, daß alle der peſſimiſtiſch-naturaliſtiſchen Schule nicht angehörigen, welche doch zu ſehen und darzuſtellen unternehmen, nicht nur Balken im Auge, ſondern auch Bretter vor dem Kopfe haben, alſo überhaupt garnicht mitreden dürfen. In einzelnen Fällen mag hinter all den großen Worten eben ſo wenig unerſchütterliche Überzeugung als wahrhaftes Talent ſtehen, in den meiſten haben wir es ganz ſicher mit dem Fanatismus zu thun, welcher ſeit lange keine andre Wahrheit und nun auch keine andre Natur kennt als die ſeine. Wenn Zola als ſein Ideal noch kürzlich wieder verkündete: „Ein einziges Werk, in welchem man verſucht, das ganze All darzuſtellen, die lebloſen Dinge, die Tiere und Menſchen, eine unermeßliche Arche Noah. Aber nicht nach der Vorſchrift der philoſophiſchen Lehrbücher, nicht nach der thörichten Rangordnung, in welcher unſer eitler Stolz ſich gefällt — nein, nach dem freien Strome des univerſellen Seins, eine Welt, in der wir ſelbſt nur ein Bruchteil ſind; wo der Hund, welcher über den Weg läuft, und ſelbſt der Stein auf der Straße uns vervollſtändigt und erklärt; das große All mit einem Worte, ohne hoch und niedrig, ohne ſchmutzig und rein, ſo wie es iſt und beſteht“ (Zola, L'œuvre), ſo wird er freilich keinen überzeugen, der die Darſtellung des Menſchen, und zwar des individuellen, aus der Maſſe herausgehobnen Menſchen, als die Hauptaufgabe der Dichtung anſieht. Doch wird ihm jeder zugeſtehen, daß der Geſichtspunkt wenigſtens ein großer, der Verſuch ein kühner iſt, und man wird ſich am Ende damit tröſten können, daß in der „unermeßlichen Arche Noah“ die edeln und ſchönen Erſcheinungen (wenn auch ohne alle Bevorzugung) neben den widrigen, kriechenden, häßlichen und giftigen ihren Platz finden müſſen. Anders ſteht es bei unſern deutſchen Naturaliſten. Sie ſehen einfach nichts, wollen nichts ſehen als jene Erſcheinungen des Maſſen- oder des Einzellebens, welche aus dem Schmutz aufgegriffen werden können, ſie wollen „das Laſter

zur Tugend machen," sie beweisen nicht, aber behaupten, daß es nur „Heuchelei" sei, einen Zoll über die Gemeinheit hinauszuragen. Der Dichter, wir wiederholen es, kann alles darstellen, alles, wofür er eine menschliche Mitempfindung (und auf Mitempfindung zielt bekanntlich die verpönte, als Lüge oder Heuchelei bezeichnete ästhetische Darstellung auch ab) zu erwecken vermag, nachschaffend zu beleben versuchen. Aber immer wird er sich gefallen lassen müssen, darnach gefragt zu werden, ob er den Erscheinungen ihren berechtigten Platz im Zusammenhange der Dinge und Handlungen angewiesen, ob er bis in den innersten Kern der Erscheinungen hinab- und hineingeblickt, ob er den ursprünglich reinen Antrieb der Darstellung rein erhalten oder ihn mit fremden, unreinen Antrieben gemischt hat. Und mit diesen in der Theorie der Naturalisten nicht bestrittenen Forderungen vergleiche man nun die Leistungen der Schule. Im vollen Widerstreite mit der menschlich und poetisch wahren Wiedergabe und Schätzung der Lebenserscheinungen und Stimmungen steht die grelle und freche Manier, zufällig aufgegriffne Scheußlichkeiten und Armseligkeiten als das Normale, das allein Wiederkehrende, das Typische der menschlichen Gesellschaft darzustellen. Von ernsthafter Beobachtung und tieferem Naturstudium ist dabei nirgends die Rede, der flachste Coulissenreißer pointirt nicht frecher, um Logik und Wahrheit unbekümmerter, als diese Vertreter der „Wirklichkeit," denen es lediglich um die Effekte der Verblüffung, um das Lob der „Originalität" zu thun ist. Weil sie der Prüderie wie dem berechtigtsten Schamgefühl, der Philisterei wie der echten Humanität, der oberflächlichsten Unterhaltungslust wie der wahrhaften Bildung zugleich ins Gesicht schlagen, kommen sie sich unsäglich tapfer und über jedes „Vorurteil" erhaben vor. Der Forderung, in den Kern der Erscheinungen hineinzublicken, entziehen sie sich mit der a priori gegebnen Versicherung, daß der Kern eben Fäulnis und Verwesung sei. Und der reine Antrieb der Darstellung erscheint bei den meisten so seltsam mit theatralischer Eitelkeit, mit politischer Tendenz, mit einer knabenhaften Renommirlust verknüpft, daß es in der That schwer ist, zu erkennen, ob ursprünglich ein solcher Antrieb vorhanden war oder nicht.

Am erträglichsten stellt sich der Naturalismus in einer kleinen Gruppe von Schriftstellern dar, welche keine Programme desselben erlassen, ohne besondre Ankündigungen und selbstgefällige Betonung ihrer Bedeutung ein Stück Leben in ihrem Sinne auffassen und wiedergeben, da es zur Totalität, zu dem großen Allwerk Zolas noch nicht an der Zeit sei. Sie erwerben damit wenigstens den Anspruch, daß ihre Erfindungen und Gestalten ruhig als Gegenwartsprodukte beurteilt werden, sie fordern den Vergleich mit den Meisterschöpfungen der Vergangenheit nicht heraus und zwingen zu keiner Verwahrung wider eine Zukunft, in der die Ideale dieser Darsteller die einzigen Ideale sein sollten. Hermann Heiberg, Max Kretzer und einige andre Schriftsteller, deren Versuche und Werke zum Teil schon in diesen Blättern besprochen worden sind,

haben wir bei der Charakteristik des streitenden Naturalismus zunächst beiseite zu lassen, es wird später zu erörtern sein, wie das Prinzip auf ihre Schöpfungskraft gewirkt und welche Richtung es ihrer Beobachtung gegeben hat. Auch hat es den Anschein, als ob diese Naturalisten zwar unter der Schule geduldet, aber der engsten Tafelrunde nicht zugezählt würden. Um Aufnahme in dieser zu finden, ist der vorangegangne Fehdebrief an die idealistische Lüge, die „honette Schurkerei" offenbar unerläßlich. Die „Jugend," welche sich auf den „Trümmern von Pompeji" breit niederzusetzen und poetisch auszuleben gedenkt, sieht mit verzeihlicher Ungeduld die Zeit bis zum großen Umsturz sich verlängern und kann im allgemeinen die Geduld nicht aufbringen, welche die obengenannten Schriftsteller in größern Kompositionen und verhältnismäßig sorgfältiger Detaillirung bewähren. Das eigentlich „geistig scharfzähnige Jungdeutschland," in dem „jedwede Maulkörberei verpönt ist" (Vorwort zum „Faschingsbrevier" von Johannes Bohne und Hermann Conradi) bethätigt sich vor allem in Vorreden und gewaltigen Ankündigungen, welche sich ausnehmen wie große tragische Masken auf einem Pygmäenleibe. Das Meister- und Musterstück in dieser Beziehung ist die Vorrede zu einem (im Verlagsmagazin von J. Schabelitz in Zürich, einer Verlagsbuchhandlung, welche den widrigsten Unflätereien neben den Auslassungen der Sozialdemokratie bereitwillig Unterkunft gewährt, gedruckten) Büchlein, das sich zwar ehrlich Brutalitäten nennt, aber noch zutreffender „Bestialitäten" heißen könnte. „Im Verhältnis zu dem, was ich in nächster Zeit noch zu schaffen gedenke, besitzen die vorliegenden Skizzen nur eine sehr untergeordnete Bedeutung," sagt der Verfasser Hermann Conradi. Dennoch verkündet er zu gleicher Zeit emphatisch: „Diese ersten Skizzen sind Versuche, Präludien zu Studien und Werken, in denen ein realistisches Kunstkönnen — ich wähle absichtlich diesen Ausdruck — sich mit Fragen und Symptomen des modernen Lebens befassen wird. Unser zeitgenössisches Leben bedeutet allerdings ein so buntes, sinnverwirrendes Durcheinander, daß sich einheitliche Kolossalgemälde nicht schaffen lassen. Da heißt es denn die Hauptströmungen gruppenweise zu konzentriren und drum und dran Typen und Charaktere, charakteristische Szenen und Zeitgebilde zu schildern. Und das alles mit dem Mute und der Kraft der Wahrheit. [Mut und Kraft der Wahrheit erscheint in sämtlichen Ankündigungen dieser Art gesperrt gedruckt.] Und nun nehme man unsre Zeit! Und nun stelle sich ein künstlerisch veranlagter (ver-!) Mensch in die Wirbel und Strudel der modernen Zeit, die offenkundigen Indizien nach eine Zeit der Zersetzung, der Vorbereitung, des Überganges ist. Das den Markt (!) allenthalben beherrschende soziale Moment wird sofort mit seinen Problemen und Konflikten an ihn herantreten. Nun heißt es dasselbe mit allen Chikanen (!) zu studiren. Und dann nach künstlerischen Gesetzen, ohne Voreingenommenheit, ohne Willkür, mit künstlerischer Einseitigkeit, zum Ausdruck zu bringen. Diese Einheit, Einheitlichkeit ist das wichtigste künstlerische Gesetz. Sie ist so stark zu betonen,

weil ſie natürlich, naturgemäß, naturbedingt iſt. Alles Natürliche hat aber die relativ größte Lebensfähigkeit, beſitzt immanente Dauerkräfte. Dieſe Einheitlichkeit wird aber zumeiſt durch eine vergeiſtigte Kombination aller das betreffende Motiv charakteriſirenden Weſenselemente gewonnen. Zu letzterm wird in ſehr vielen Fällen auch das ſexuelle Moment gehören. Dasſelbe aus Prüderie, aus ſanktionirter Anſtändigkeit nicht zu berückſichtigen, bedeutet alſo einfach ein Vergehen an natürlichen Kunſtgeſetzen."

Da muß man denn nun wieder mit Gretchen ſagen: „Wenn mans ſo hört, möchts leidlich ſcheinen, ſteht aber doch immer ſchief darum." Was in der Theorie „leidlich" ſcheint, wird in der Praxis unleidlich, denn es erweiſt ſich, daß für dieſe Schriftſteller das „ſexuelle Moment" nicht eines der „das Motiv charakteriſirenden Weſenselemente," ſondern ſchlechthin das einzige, das Ein und Alles iſt. Und in welcher Art gewinnt das ſexuelle Element in Herrn Conradis „Brutalitäten" Geſtalt! Es iſt einfach ein unwürdiges Spiel, in einer Vorrede ernſthafte Kunſtfragen ernſthaft aufzuwerfen, um dann in Nachtſtücken wie Vicisti Aphrodite, „In der Gewitternacht" und „Blut, eine Szene nach der Natur" die ekelerregendſten Widerwärtigkeiten breit auszumalen. Was iſt es für eine Phantaſie, die einen jämmerlichen Alltagsmenſchen dadurch aufbauſcht, daß ſie ihn in demſelben Augenblick, wo er ſeiner Geliebten abſchmeichelt, ſich mit ihm in ſein Bett zu legen, ſein „Ehrenwort" geben läßt, daß er ſie nicht berühren will, ſehr natürlicherweiſe dies Ehrenwort bricht und wahrſcheinlich brechen würde, wenn auch kein Gewitter hinzukäme, und dann an der Seite der Armen darüber meditirt, ob er gebrochnen Ehrenwortes halber einen Schuß Pulver an ſich wenden dürfe und müſſe! Welch eine Phantaſie iſt es, die in der letzten „Studie" des Buches den Helden zwiſchen eine Dirne, welche ſich in ſeinem Zimmer einniſtet und daſelbſt entkleidet, und zwiſchen das Sterbebett einer greiſen, armen Mutter ſtellt und beſagten Helden unter den denkbar widrigſten Umſtänden, ſtatt ſeiner Mutter den Todesſchweiß abzutrocknen und den letzten Kuß zu geben, ſich in die Arme der Dirne ſtürzen läßt. Es iſt einfach unmöglich, die ganze Brutalität oder vielmehr Beſtialität des Vorganges wiederzugeben; durch das verlogne Pathos, welches hineingemiſcht wird, ſteigert ſich die cyniſche Rohheit der Schilderung zum Unerträglichen.

Und hier iſt es, wo wir ſagen müſſen, daß ſich die Naturaliſten einer bewußten Heuchelei ſchuldig machen. Sie, die überall gegen die heuchleriſche Tugend der modernen Kultur proteſtiren, die ſich unabläſſig auf die „Wahrheit" berufen, heucheln, wenn ſie Bilder und Skizzen, welche ſich im Grund und Kern nur an die platte Gemeinheit wenden, durch eingeſtreute aphoriſtiſche Redensarten, durch angebliche Ausblicke auf Natur und Geſellſchaft zu idealiſiren verſuchen. Gewiß, es ſind noch zehnmal ſchmutzigere, frechere und unſerthalben auch ſtupidere Bücher gedruckt worden als dieſe Skizzen, und vom Marquis de Sade und ähnlichen Geiſtern können die Herren in Berlin noch viel lernen.

Aber wenigstens sind die zahllosen literarischen Produkte der gleichen Phantasierichtung früher ohne die Prätension, Weltbilder zu sein, aufgetreten, wenigstens haben sie sich von Haus aus an das entsprechende Liebhaberpublikum gewendet und weder begehrt, daß die Kritik sich mit ihnen befassen solle, noch anzudeuten gewagt, daß mit ihnen eine neue Periode der Literatur anhebe. Am allerwenigsten aber haben sie mit halbphilosophischen Kraftphrasen geprunkt, wie wir sie in den „Brutalitäten" finden. Zum Exempel: Held Erich steigt auf der Straße hinter Fräulein Lucie einher, zu der er sich mit dämonischer Gewalt „wie von den Geißelruten der Aphrodite gepeitscht" hingezogen fühlt. Da entdeckt er, daß die Dame einem andern Manne an die Brust sinkt. Wahnsinnige Verzweiflung packt ihn, „es ist ihm ganz egal, wohin er sich treiben läßt." Eine Straßendirne spricht ihn an. „Da hätten wir ja wieder so'n Exemplar — na, tröste dich, Liebchen, sie — verstehst du — sie — sie ist schließlich ebenso gemein wie du, und du so gemein wie ich — und keiner ist besser als wir — na, dann los — fahre zum Hades, scheinheilige Tugend! Wenn alles aus den Fugen ist, was scheert's mich? Ich habe keine Lust, den Messias zu spielen." Nach diesem Räuspern à la Moor geht der Held hin und thut, was er, was die ganze Reihe dieser Helden nicht lassen kann. In der letzten Skizze, mitten in die Schilderung von Elise, die im Hemde auf Arthurs Sofa liegt, und der sterbenden Mutter im Zimmer daneben, schmettert der Trompetenstoß: „Plötzlich traten allerlei Bilder, visionenartig auftauchende Erinnerungen, an ihn heran. Er kann ihnen nicht ausweichen, kann sie nicht von sich scheuchen, er ist ja nicht mehr Herr über sich — er ist ja einem gewaltigeren Etwas, einer rätselhaften Macht überantwortet. Das Jetzt und die jüngste und jüngere Vergangenheit sind wie tot, wie ausgelöscht. Die letzten Jahre seines eigentlichen seelischen Werdens und Wachsens, seiner Entwicklung zum Jüngling-Mann hin: diese Zeit mit ihren grandiosen Kontrasten, ihrer überschäumenden Glaubensinnigkeit, ihrem schrankenlosen Idealismus, ihrem brutal-nervigen, die Eingeweide der Seele zerwühlenden Skeptizismus, ihrem blassen, farblosen, ausgemergelten Indifferentismus gegen alles, was gestaltend, beeinflussend und bildend aus dem Makrokosmus in den individuellen Mikrokosmus hinüberströmt; diese Zeit mit ihrer stillen, gesättigten Blauveilchenliebe, ihrem träumerischen hellgrünen Maienglückszauber, aber auch mit ihren bacchanalischen Posen und Allüren, ihrem orgiastischen Sinnlichkeitstriebe, ihrer wahnwitzigen Verbissenheit in einen ästhetisch-bestialischen Frauenfleisch-Kultus; diese Zeit mit ihren sonnüberstrahlten Gipfelhöhen und lichtbaren Lebenstiefen, die ihm sonst in jeder Sekunde gegenwärtig war — als hätte er nie ihr wahnsinnig schönes Glück gefühlt, nie ihre Titanen- und Pygmäenschmerzen durchgekostet, so war sie seinem augenblicklichen Fühlen und Denken entschlüpft." Und das alles, um eine Szene voller Schamlosigkeit und mit einem raffinirten Gegensatz darzustellen, der in all seiner Scheußlichkeit einmal möglich sein mag, den aber niemand für typisch, niemand für irgend etwas andres

als für ausnehmend abscheulich halten wird. Wenn es nicht Heuchelei ist, da, wo man einfach auf brutale Effekte ausgeht, von einem heiligen Wahrheitsdrange zu reden, nicht Heuchelei, da, wo man die Eingebungen der schmutzigsten Phantasie in Szene setzt, von tiefern Studien zu fabeln und mit Makrokosmus und Mikrokosmus um sich zu werfen, nicht Heuchelei, da wo es sich um feuilletonistische Fechterstellungen handelt, die Absicht vorzugeben, die Tiefen des modernen Lebens zu ergründen und sich zu neuen Idealen durchzuringen, so hat Tartüffe niemals geheuchelt. Wem es Ernst um alle diese Dinge ist, der holt anders aus, der arbeitet, der konzentrirt seine Anschauung in etwas andern Gestalten als diese Erichs, Ottos und Arthurs, der stellt die Welt dar, nun wie Zola oder Dostojewski, wenns sein soll, als eine Hölle, aber nicht mit dieser armseligen Eintönigkeit von renommistischen Bummlern und Dirnen.

Der Heuchelei, welche die Pose des großen Weltschmerzes macht, um ein paar Nacktheiten besser zur Anschauung bringen zu können, gesellt sich eine Angewöhnung, die entweder auch nur Berechnung auf die Gedankenlosigkeit des modernen Lesepublikums ist oder einen Mangel an Unterscheidungsvermögen bekundet, welcher der naturalistischen Schule sehr verhängnisvoll werden muß. Die Wortführer nehmen die Miene an, als ob zwei grundverschiedne Dinge ein- und dasselbe wären, als ob die Freiheit, ohne welche eine große und innerlich machtvolle Kunst allerdings nicht gedacht werden kann, und die zügellose Willkür von fenstereinwerfenden und wändebesudelnden Gassenbuben garnicht unterschieden werden könnten. Sie agiren, wie schon eingangs hervorgehoben ward, mit den Sätzen, auf die auch wir uns berufen müssen. Sie verwechseln geflissentlich die Anschauung, welche der Literatur und der Dichtung zumal die Wirkungsfähigkeit der Reinheit, der innern Größe, der Schönheit und der seelischen Tiefe zuspricht und erhalten wissen will, mit jener konsistorialrätlich-schulmeisterlichen Befangenheit, welche die poetische Weltdarstellung kläglicherweise einschränken möchte und vor den Kühnheiten Shakespeares und Goethes erschrickt. Sie gehen von einem unbestreitbaren Vordersatz aus und schieben ihm plötzlich einen bedenklichen Nachsatz unter. Aus der Thatsache, daß nur Philister und Tröpfe an der keuschen Nacktheit echter Plastik oder an dem sinnlichen Reiz einzelner unsterblichen Dichtungen Anstoß nehmen, folgern die Herren im Handumdrehen, daß jeder, der sich mit Ekel von der gemeinen Lüsternheit abwendet, jeder, der einen Unterschied zwischen Rafaels Galatea und zwischen „pikanten" Bildern macht, wie sie in gewissen Kneipen zwischen Mitternacht und Morgen heimlich feilgeboten werden, ein Philister und Tropf sei. Diese Art der Verwechslung spielt in den kritischen Versuchen, den literarischen Satiren der Schule eine Hauptrolle, und es muß denn doch Gimpel genug geben, auf die sie Eindruck macht. Denn die unglaubliche Unsicherheit, mit welcher ein gewisser Teil der Kritik den Produktionen der Schule gegenübersteht, läßt sich nur auf diese Weise erklären.

Namentlich wird diese Unsicherheit der naturalistischen Lyrik gegenüber an den Tag gelegt. Die bloße Existenz einer solchen Lyrik steht im Widerspruche mit dem ganzen Prinzip, nach welchem überhaupt nur die Prosa ein Existenzrecht in der modernen Literatur hat, doch kann man sich mit dem Gedanken trösten, daß diese Lyrik eine jener Kinderkrankheiten sei, denen ja auch der tüchtigste Junge nicht völlig entgeht. Auch Henrik Ibsen, der einst eine Reihe der schönsten norwegischen Gedichte geschrieben, blickt heute auf dieselben als auf unreife Jugendregungen herab. Ob die deutschen Apostel der naturalistischen Weltliteratur diese Selbstverleugnung besitzen werden, wagen wir nicht vorauszusagen, einstweilen loben sie in ihren Versen sich selbst und einander zu viel, um große Hoffnungen darauf zu erwecken. Genau genommen müßte sich die naturalistische Lyrik, wenn sie wirklich nur „neue" Töne (was man denn so neu zu nennen beliebt) anschlagen will, große Einschränkungen auferlegen. Doch zeigen sich die meisten ihrer Vertreter nicht so grausam gegen die eigne Phantasie und die eignen Stimmungen. In dem Lyrischen Tagebuch von Karl Bleibtreu (Berlin, Steinitz und Fischer), in der Sammlung Aus tiefster Seele von Wilhelm Arent (mit einem Geleitswort von H. Conradi; Berlin, Kamlah) und in einigen andern Erzeugnissen finden sich genug Gedichte, und nebenbei sogar schöne Gedichte, welche der verachteten Poesie der „Wonnebrunzler, Feigenblättler" recht nahe verwandt sind. Dies beweist nur, daß die ursprüngliche Anlage der Dichter eine gute, ihre poetische Empfindung eine teilweise unverkünstelte, nicht überhitzte, übersteigerte war, daß neben der Trunkenheit pantheistischer Phrasen und revolutionärer Tiraden auch gesunde Leidenschaft, Herzenswärme, ehrlicher Anteil an Glück und Leid in ihnen vorhanden und wirksam sind. Wer leugnet das? Aber was beweist es für den Ton, in dem sich die Herren da gefallen, wo sie sich ganz eigentümlich, ganz groß dünken? Ohne geschmacklose Ausfälle wider die Dichter, die sich erkühnt haben, vor den Naturalisten zu singen (Ausfälle, welche nicht schlechter, aber wahrhaftig auch nicht besser sind als die Pöbelhaftigkeiten, mit denen vor fünfundvierzig Jahren die politischen Dichter gegen alle nichtpolitischen Lyriker zu Felde zogen), geht es natürlich nicht ab. Das im Conradi-Bohneschen Faschingsbrevier enthaltene Gedicht „An den guten Mond" drückt die freundliche Grundgesinnung der modernen Stürmer sehr drastisch aus:

Seh' ich nicht noch immer Pinsel
Stehn an Babyloniens Fluß?
Geht nicht immer noch ihr Gewinsel
Nach romantischem Zauberkuß?

Strahlt nicht immer noch dein „Frieden"
In ihr stilles Kämmerlein?
Flößt den Welt- und Lebensmüden
Impotente Sehnsucht ein?
Daß sie all der Henker hole!
Daß die Dilettantenbrut
Doch ersticke ihr Gejohle,
Doch ersöff'*) ihrer Verse Flut!

*) Soll vermutlich heißen „ersäufe."

Sollen deine Heergeſellen,
Schwindſuchtbleich und kummertoll,
Bei der Zeiten Frühlingsſchwellen
Winſeln in verwaſchnem Moll?
Freiheit iſt der Zeiten Sehnen!
Kraft und Streitruf ihr Begehr!
Und ſtatt Seufzern und ſtatt Thränen
Heiſchen ſie Zornmut, Brünn' und Speer.

Die romantiſchen Faſchingskappen,
Reißt ſie endlich euch vom Ohr!
All den Flitter, all die Lappen!
Seht zu eurem Ziel empor.
Streift von euren ſünd'gen Gliedern
Eurer Feigheit Flitterkram.
Und es glüh' in Neuliedern
Endlich eurer Sünden Scham.

Jedermann wird einräumen, daß dieſer lyriſche Ton dem Tenor der naturaliſtiſchen Proſavorreden völlig entſpricht, jedermann auch empfinden, daß er weder Mannichfaltigkeit geſtattet, noch beſondern Genuß zu geben verſpricht. Auch die pantheiſtiſchen und peſſimiſtiſchen Elemente in der naturaliſtiſchen Lyrik wollen neu ſein. Lieber Himmel, ſie ſind zum guten Teil nicht jünger als die indiſche Religionsphiloſophie und das Buch Hiob, und die Schüler Buddhas wie die Freunde Hiobs hatten vor den Jüngſtdeutſchen zwiſchen Oberbaum und Unterbaum allerhand voraus, was wir nicht beſonders zu betonen brauchen. Natürlich ſprechen wir den Lyrikern der neueſten Schule keineswegs das Recht ab, urewigen Stimmungen der Menſchenſeele, innern Erlebniſſen, die ſich fort und fort erneuen, nach ihrer Weiſe erneuten Ausdruck zu geben. Je ſubjektiv-wahrer die Empfindung, je ergreifender der Ausdruck iſt, umſo beſſer! Unleidlich allein dünkt uns das Gebahren, als ob dieſe jugendlichen und vielfach unreifen Dichter die erſten wären, welche den Schmerz über die Täuſchungen des Lebens oder die ergebne Fügung in den unabänderlichen Lauf der Dinge ſchön und weihevoll ausgeſprochen hätten. Die „Neuheit" in dieſen poetiſchen Ergüſſen erſtreckt ſich nicht über das einzelne anſchauliche und eindringliche Bild, die glückliche Wendung, den wohllautenden Vers hinaus, daneben läuft aber ſoviel gepreßte Reflexion, künſtliche übertriebne Rednerei, ja garſtiges Gewäſch mit unter, daß im Vergleich mit ihnen ſich die Anſprüche auf Unſterblichkeit ziemlich komiſch ausnehmen.

Die Kühnheiten oder Nacktheiten ihrer Erotik bilden weiterhin ein Hauptingrediens der naturaliſtiſchen Lyriker. Nach allem, was über die Novelliſtik auseinandergeſetzt iſt, darf es uns nicht Wunder nehmen, daß ſich auch hier die Sinnlichkeit ſelten mit der Anmut, ſondern meiſt mit brutaler Häßlichkeit paart. Groß Geſchrei iſt davon nicht zu machen, jeder beſingt, was er erlebt hat; ſchon die fahrenden Schüler bei Scheffel klagen:

Kleidung iſt dünne, Spreitung iſt roh,
Ach und die Minne? Im Heu und auf Stroh!

Nur ein Bedenken können wir nicht unterdrücken: ob die jüngſten Lyriker bei ihren Schönen, welche ſie dem Publikum unbefangen als Dirnen und womöglich als Dirnen der unterſten Gattung, zu malen lieben, ſonderliche Ehre einlegen werden. Meiſt wünſchen auch dieſe Damen in einer günſtigeren Beleuchtung zu

erſcheinen, als ihnen hier zu Teil wird. Dem Publikum gegenüber ſind die freien Liebesſchilderungen, wie ſie Herr Arendt und einige ſeiner Genoſſen zum Beſten geben, ja ohnehin nichts als Bravaden. Üppigkeiten, die ſo reizlos ſind, verführen nicht.

Ein letztes Moment tritt in der naturaliſtiſchen Lyrik als charakteriſtiſch hervor: die Neigung zu den Lehren und Hoffnungen der Sozialdemokratie. Sie erhebt ſich manchmal zu einer Art von prophetiſchem Pathos in einzelnen Dichtungen, wie das anonyme „Revolution“ in dem mehrfach erwähnten Faſchings-Album:

In meine Nächte brach ein heller Schein
Von einem letzten Hoffnungsſtrahl herein:
Aus Graus und Nacht und Weltenuntergang,
Aus Unheil, Mord und Laſterüberſchwang,
Aus eines Weltenſturzes Trümmerfall
Steigt leidgeboren auf den leeren Thron
Die neue Göttergeneration!
Jetzt kann ich, blutig Bildnis, dich ertragen
Und ſchaue dir ins Antlitz ohne Zagen:
So dröhne deines Tags Poſaunenhall!
So nahe denn! Wirſt gleich du mich nicht ſchonen:
Längſt ſtarb mein jugendthörichtes Verlangen;
Wenn meine Wünſche noch an etwas hangen,
So ſinds der Wahrheit heil'ge Märt'rerkronen.

Meiſt aber gefällt ſich dieſer Teil der naturaliſtiſchen Lyrik im giftigſten Hohne gegen alles, was unſre Kultur und unſer nationales Leben noch zuſammenhält, ſo Arno Holz, ſo Otto Ehrlich in „Mene Tekel, Harmloſe Reimereien eines Modernen“ (Zürich, Verlags-Magazin). Der letztere verkündet mit großem Wohlbehagen, daß Franzoſen und Slaven die „hündiſche Germanenſeele“ zertreten und ihre Tempel niederreißen werden. Hier, dünkt uns, hört die literariſche Kritik auf, die Brandmarkung und die Abwehr ſolcher Geſinnung verſetzt uns auf das Gebiet des politiſchen Kampfes. Als eine Mahnung mehr, daß wir nicht mehr in der elften, ſondern in der zwölften Stunde vor dem Kampfe leben, mag auch die ſozialdemokratiſche Gruppe der naturaliſtiſchen Lyriker nicht unbeachtet bleiben. Der poetiſche Wert dieſer Produkte iſt lächerlich gering, aber Bedeutung als Zeichen der Zeit läßt ſich ihnen nicht abſprechen; an der Nation iſt es, die frechen Prophezeiungen dieſer „Dichter,“ die ihre Sprache verunglimpfen, zu Schanden zu machen.

Gladstone in Not.

Wenn nicht alles trügt, ist Gladstone jetzt selbst überzeugt, daß er mit seinen irischen Plänen im Unterhause auf keine Mehrheit mehr zu hoffen hat, und denkt infolgedessen an Auflösung des letzteren und Berufung an die Meinung und den Willen des Volkes. Er hat, wie er jetzt einsehen muß, die Stärke des Widerwillens der englischen Liberalen gegen jede Zerreißung der Union mit Irland unterschätzt und zuviel auf die Anziehungskraft gegeben, die seine Projekte für die Partei darin hatten, daß sie das Haus der Gemeinen von der Anwesenheit der Homeruler befreien und den englischen Gutsbesitzern in Irland eine gute Abfindung für ihr Grundeigentum verschaffen sollten. Die Erörterung seines Gedankens in der Presse und im Parlamente muß ihm gezeigt haben, daß er sich eine viel schwierigere Aufgabe gestellt hat, als er anfangs meinte, und wenn er nunmehr wissen muß, daß eine zweite Lesung seiner beiden Gesetzentwürfe nur dann durchzusetzen sein würde, wenn er in letzter Stunde auf Chamberlains Forderung einginge und die irischen Parlamentsmitglieder in ihrer jetzigen Zahl für immer in St. Stephens belassen zu wollen erklärte, so kann er dieser Erkenntnis nicht wohl Folge geben, da dies ein gar zu starker Umschwung sein würde und er dabei schwerlich auf die Zustimmung Parnells und seiner Anhänger zu rechnen hätte. Er hat seine Vorschläge in erster Linie als Parteihaupt gemacht, und er bereitet sich jetzt auf die nahe Ablehnung der zweiten Lesung derselben in der Ueberzeugung vor, daß, gesetzt selbst den unwahrscheinlichen Fall, sie würden im Prinzip annähernd gut geheißen, neue und kräftigere Angriffe in der Kommission sie vollständig umgestalten würden, und daß die Session mit einem gänzlichen Zerfall der liberalen Partei endigen würde. Es scheint ihm daher nur der Ausweg einer Befragung der Wählerschaft des Landes übrig zu bleiben. Allerdings hätte diese Maßregel ihr Bedenkliches: die liberale Partei ist erschüttert, ihr Zusammenhalt gelockert, und „Abtrennung von Irland" wäre, wie geschickt man auch die Sache verhüllen möchte, gewiß keine glückverheißende Parole für eine Wahlkampagne. Zwar glaubt Gladstone ohne Zweifel, daß die Mehrheit der Wähler für ihn sei, und daß sein Ansehen, sein Eifer und seine Beredsamkeit ihn an der Spitze einer Majorität für die Abtrennung Irlands nach Westminster zurückführen und zum unbeschränkten Herrn der Lage machen würden. Indes könnte diese Hoffnung trügen, auch könnten gewisse Betrachtungen, welche den Weg einer Auflösung des ungefügigen Unterhauses widerraten, den Premierminister noch im letzten Augenblicke bestimmen, sich anders zu entschließen, vom Amte zurückzutreten und dann abzuwarten, welchen Lauf die Dinge daraufhin

nähmen. Sollte sich eine Mehrheit des Unterhauses gegen die zweite Lesung der irischen Bill Gladstones ergeben, so würde der natürliche Verlauf in einem neuen englischen Parlamente, das eine Menge wichtiger Geschäfte vor sich sähe, der sein, daß Lord Hartington, der Führer der erfolgreichen Bewegung unter den Liberalen, von der Königin berufen würde, ein neues Kabinet zu bilden, und daß er diesem Rufe Folge leistete. Gleichwohl könnte er zögern, und zwar aus guten Gründen. Es fragt sich sehr, ob die Anhänger Gladstones diesem Ministerium, obwohl es einen liberalen Charakter hätte, billige Unterstützung gewähren oder sich lieber mit den Homerulern zusammenthun würden, um es zu hemmen und zu bekämpfen. Es würde wünschenswert sein, dem neuen Kabinette die Gaben zu gewinnen, deren Besitz Lord Roseberry in der auswärtigen Politik an den Tag gelegt hat. Dasselbe gilt von der Bestätigung einiger andern Mitglieder der jetzigen Regierung. Aber von allen ist zu bezweifeln, daß sie zu haben sein würden. Die Konservativen würden dagegen nicht zaudern, Hartington ihren Beistand zu leihen, dafür birgt die ganze Haltung ihres Führers Salisbury während der jetzigen Krisis; aber die Aussichten Hartingtons auf ein erfolgreiches Regiment blieben trotzdem keine glänzenden. Eine andre Möglichkeit, die sich vielleicht verwirklichen würde, wenn Hartington sich endgiltig weigerte, die Erbschaft Gladstones anzutreten, ist ein konservatives Ministerium, gestützt auf das Versprechen der unionistischen Liberalen, ihm im großen und ganzen zur Seite zu stehen. Aber auch eine solche Regierung würde unaufhörlich in Gefahr schweben, wenn die separatistischen Liberalen, mit den Homerulern Hand in Hand gehend, sichs angelegen sein ließen, in Westminster und in Irland Störung und Verwirrung hervorzurufen. Überdies aber ist anzunehmen, daß Lord Salisbury, der hierbei als Premier zu denken wäre, wenigstens für einige Zeit genug von der falschen Stellung hat, in welche ihn die letzten Wahlen versetzten, und aus welcher er sich durch den bekannten Collingsschen Antrag gewiß weniger verdrängt als erlöst sah. So bleibt nur noch eine dritte Möglichkeit übrig: die Idee eines Koalitionsministeriums, gegen die man hie und da den ziemlich thörichten Einwand erhebt, England liebe keine Koalition, als ob nicht alles von ihrem Wesen und den Umständen abhinge, unter denen sie zustande kommt. Immerhin aber hat jene Behauptung einigen Sinn, wenn man daran denkt, daß die Parteien bei solchen Kompromissen in gewissem Maße gegenseitig ihren Meinungen entsagen, und innerhalb eines bestimmten Kreises von Fragen die Gesetzgebung in ihrem Gange unterbrochen wird. Vielleicht war es eine Ahnung von allen diesen Schwierigkeiten, wenn neulich der Vorschlag laut wurde: sollte Gladstones Home-Rule-Bill verworfen oder zurückgezogen werden, so könnte das Unterhaus sich einigen, dem Ministerium Gladstone in einem Votum sein Vertrauen auszusprechen, dem selbst Hartington sich vielleicht anschließen würde. Eine solche Auffassung der Lage und der Rat, irgendetwas für eine günstige Abstimmung zu thun und dann die Bill zu suspendiren, stammen aus dem Kreise politischer

Chimären, in welchem man eine Maßregel, durch welche die irischen Abgeordneten aus dem britischen Parlamente entfernt werden, als keine Trennung Irlands von England gelten läßt. Die große Anzahl und das entschlossene Auftreten der dissentirenden Liberalen in der letzten Versammlung dieses Flügels der Gladstonianer lassen die oben angeführten Schwierigkeiten als nicht unüberwindlich erscheinen. Gladstone selbst wird aus dieser Versammlung ersehen haben, daß seine Projekte im jetzigen Unterhause verloren sind, und sich nun zu einer leidenschaftlichen Berufung an das Volk rüsten. Er hat weder von einer Suspension der beiden irischen Gesetzentwürfe noch von einer Herbstsession viel zu hoffen, die nur Ausweichen und Zeitverlust bedeuten würden, da der Plan des Home-Rule doch nicht vor Volksversammlungen, sondern vor die verfassungskundigen Abgeordneten des Volkes gehört, wenn es sich um ein endgiltiges Urteil darüber handelt. Sollen die Wählerschaften aber darüber befragt werden, so muß man die Frage so einfach wie möglich fassen und nichts von Details hineinmischen. Sie sollte dann etwa folgendermaßen lauten: Sollen wir in Irland und anderwärts eine Selbstregierung einrichten, welche die Irländer und andre in den Stand setzt, ihre häuslichen Angelegenheiten unter dem ungeschmälerten Ansehen und Einflusse des Reichsparlamentes zu gestalten und zu verwalten? Oder sollen wir in Dublin eine dem britischen Parlamente gleichgestellte, mit ihm rivalisirende Gesetzgebung schaffen, die periodisch als Gegnerin des Reichssenats auftritt und zu allen Zeiten auf Unterdrückung und Beeinträchtigung des Nordens der Insel, der Bewohner von Ulster, ausgehen wird?

Dies weist uns auf eine weitere Verlegenheit Gladstones hin. Es scheint nicht mehr zweifelhaft zu sein, daß die Leute von Ulster sich gegen eine Herrschaft Parnells und seiner Partei auflehnen würden. Damit soll nicht behauptet werden, daß ein physischer Zusammenstoß zwischen den Protestanten im Norden und den Katholiken im Süden in naher Zukunft liegt. Die Befugnis zum Widerstande gegen ein Parteiregiment der Parnelliten wird sich allerdings dem Volke Ulsters nicht wohl abstreiten lassen, am wenigsten von Gladstone und den englischen Liberalen und Radikalen. Die Opposition gegen Parnell, so sagen die Wortführer derselben, würde Rebellion gegen die Königin sein, weil die neue irische Regierung durch eine von dieser sanktionirte Parlamentsakte geschaffen wäre. Das entscheidet indessen die Sache nicht. Ein Vertrag, welcher die Engländer und Holländer der Kapkolonie an Frankreich abträte, könnte von der Souveränin unterzeichnet und vom Parlamente gutgeheißen worden sein, ohne daß jene Kolonisten, wenn sie sich weigerten, den neuen französischen Herren zu gehorchen, Empörer gegen England und dessen Königin zu nennen sein würden. Wenn Parnell der Vizekönig oder Staatssekretär der Königin werden, wenn das britische Parlament die oberste Entscheidung über seine Maßregeln haben, wenn eine Berufung von seinen Entscheidungen an die Souveränin von England gesetzlich zulässig sein sollte, so würde ein Vorgehen gegen seine Autorität allerdings einer indirekten Auflehnung gegen die Königin gleichkommen. Das Wesentliche bei Gladstones

irischem Gesetzentwurfe ist die volle Unabhängigkeit seines Dubliner Parlaments in allen Dingen, die nicht ausdrücklich als verboten aufgeführt sind, und darunter befinden sich die Rechte Ulsters nicht. Das Reichsparlament würde auf nichts fußen können, wenn es sich als Vermittler oder Richter in einen Streit zwischen Parnell und seinen Unterthanen in Antrim, Armagh, Derry und Down mischen wollte. Deshalb würde der Widerstand von ihrer Seite sich nicht gegen die Königin Viktoria, sondern gegen die Macht richten, welche ihre Herrschaft aus Irland verdrängt hätte. Wenn man aber sagt, daß jeder Ungehorsam gegen eine gesetzlich bestehende Behörde moralisch unrecht ist, so gehört das mehr in die Theologie als in die Politik, und keine englische Partei hat bisher nach diesem Grundsatze gehandelt. Alle italienischen Herrscher vor dem Jahre 1859 waren gesetzlich auf ihre Throne gelangt, und trotzdem sympathisirte Gladstone von ganzem Herzen mit den Versuchen der italienischen Patrioten, sie zu stürzen, und ein andres Mitglied des gegenwärtigen Ministeriums war der vertraute Freund Mazzinis, der sein ganzes Leben darauf verwendete, Aufstände gegen diese Könige und Herzoge zu organisiren. Die Regierung der Vereinigten Staaten war gewiß so legitim als irgend eine andre auf Erden, und welcher Engländer hätte jemals einen Tadel über Stonewall Jackson und Robert Lee, ja über Jefferson Davis ausgesprochen? Die englischen Radikalen, welche es ganz in der Ordnung finden, daß irische Katholiken sich gegen die englische Herrschaft auflehnen, halten es für etwas schreckliches, wenn die Protestanten Ulsters von Widerstand gegen den Süden sprechen. Die Königin darf gelästert werden, aber es ist fast ein Sakrilegium, nicht hochachtungsvoll von Herrn Parnell zu reden. Die vier Millionen Katholiken, die in Irland leben, sollen befugt sein, nicht nur sich selbst zu regieren, sondern auch die $1\frac{1}{4}$ Millionen Protestanten zu beherrschen, welche aus vielen guten Gründen ihr Regiment verabscheuen und an dem englischen Mutterlande festhalten. Warum sollte Gladstone in dem Hasse gegen die englische Krone, dem er bei den irischen Bauern begegnet, etwas Natürliches, ja etwas Heiliges und Sympathie beanspruchendes erblicken, vor der Opposition der Männer von Ulster aber das Gegenteil von Achtung empfinden dürfen? Wenn die Weigerung derselben, Parnell als Gebieter anzuerkennen, schließlich zu bewaffneter Widersetzlichkeit würde, so wäre das eine Rebellion, die sich jedenfalls schwerer verurteilen ließe als irgend eine, von der die Geschichte berichtet. Erstens hat die Mehrheit des Reichsparlaments, obwohl es dem Gesetze nach die oberste Entscheidung hat, kein moralisches Recht, die Unterthanenpflicht so vieler Unterthanen der britischen Krone auf andre Personen zu übertragen: es kann sie von ihren Verbindlichkeiten lossprechen, sie aber nicht unter „fremde“ Herrschaft stellen — wir sagen „fremde,“ denn Gladstone hat uns erklärt, daß Irland und England gegen einander Ausland sein sollen. Als eine Parlamentsakte die Regierung Indiens der Ostindischen Gesellschaft entzog und der Königin übertrug, erklärten die englischen Soldaten der Gesellschaft, sie wären zum Dienste für die letztere ange-

worben, und ihre Verpflichtungen ließen sich nicht ohne weiteres für die Königin umschreiben, und sie waren nahe daran, zu meutern, als die Regierung auf die Bedingungen, die sie stellten, einging. Das Recht der Bevölkerung Ulsters (genauer Ost-Ulsters) ist aber viel stärker. Sie halten es in jeder Beziehung mit Großbritannien; denn sie sind durch Abstammung, Überlieferung und Glauben teils Engländer, teils Schotten, sie sind es auch mit ihrer Geriebenheit, ihrem Starrsinn, ihrem Gewerbfleiß und ihrem Gedeihen in Geschäftssachen, sie sind mit hundert Banden der Verwandtschaft, der Verschwägerung, des geschäftlichen Lebens und der Politik an das Vereinigte Königreich gefesselt und kennen zwischen sich und diesem keine andre Grenze als die See. Selbst wenn sie an Gladstones Traum von einem unter der Herrschaft von Bauern und Priestern glücklicher als bisher lebenden Irland als an eine Wahrscheinlichkeit glauben könnten, würden sie die Sache als Linsengericht für ihr Erstgeburtsrecht von sich weisen. Sie sind mit dem Volke im Osten des Georgskanals durch und durch verwachsen, ein Fleisch und Blut mit ihm. Sie haben mit mancherlei Leistungen, als Krieger und als Beamte, zu seiner Größe beigetragen. Und jetzt sollen sie von seiner Seite gerissen und von Fremden geknechtet werden, weil diese, größtenteils aus den ärmsten, elendesten und für den Fortschritt untauglichsten Bauern der Welt bestehend, ungestüm darnach schreien. Man denkt unwillkürlich dabei an Lear und seine Töchter. Cordelia wird verstoßen, und der alte König erklärt sich für Goneril und Regan und teilt sein Reich unter sie aus.

In der That, die Weigerung des östlichen Ulster, sich zur Unterwerfung unter den Willen Parnells zu bequemen, hat ein sehr ernstes Ansehen. Wir glauben nicht, daß sofort nach einer Verwirklichung der irischen Absichten Gladstones eine Schaar von Leuten aus Connaught und Munster gen Norden aufbrechen würde, um die sezessionistischen Grafschaften Ulsters für das neue Irland zu erobern. Mit einer militärischen Organisation des letztern wird es gute Weile haben. Die Bauern des Südens haben den nicht beneidenswerten Mut gehabt, einzelne Gutsherren meuchlerisch niederzustoßen und einsam wohnende Pächter zu boycottiren; daß sie zu Soldaten taugen, haben sie noch zu beweisen. Sie haben Überfälle bei Mondschein ausgeführt, aber noch niemals vor bewaffneter Gendarmerie standgehalten. Ulster zu bezwingen, ist mehr erforderlich als die Courage, die mit einer Schrotflinte hinter einer Hecke hervorschießt. Parnell würde schwerlich so bald eine Streitkraft zusammenbringen, welche hinreichte, um den sezessionistischen Grafschaften sein Joch aufzunötigen, bei ihnen seine Richter einzusetzen und von ihnen Steuern einzutreiben. Deshalb hat kein Liebhaber des Friedens, wenn man in Ulster daran denkt, sich zu bewaffnen, um für alle Fälle gerüstet zu sein, viel Ursache, sich zu ängstigen, daß parnellitische Bataillone versuchen werden, den Boyne zu überschreiten und dem trotzigen Grimm der strammen Presbyterianer des Nordens eine Schlacht anzubieten. Parnell wird kaum geneigt sein, gleich zu Anfang seiner Herrschaft ein Art Bürgerkrieg anzufachen, der Züge eines Glaubenskrieges zeigen würde. Er wird

schon aus letzterm Grunde Vorsicht für das bessere Teil der Tapferkeit halten. Er wird sich durch die Erinnerung an die Schreckensszenen von 1789 warnen lassen. Aber es sind andre Gefahren von dem Widerstande des Nordens zu fürchten. Die Irländer von der Partei Parnells kennen das Schicksal, das ihnen bevorstünde, wenn sie das Volk von Antrim, Armagh und Down mit den Waffen zwingen wollten, ihnen zu gehorchen. Belfast aber, sowie Lisburn und ein großer Teil von Derry besitzen eine starke Bevölkerung von katholischen Tagelöhnern und Fabrikarbeitern irischen Stammes, welche die Ansichten und Bestrebungen ihrer Glaubensgenossen und Stammverwandten im Süden meist teilen. Diese Bevölkerung würde sich bei einem Widerstande des Nordens gegen die Überantwortung desselben an den Süden schwerlich zu Gunsten des letztern zu offnem Aufstande entschließen. Aber die Fabriken und Speicher des Nordens würden durch diese Volkselemente gefährdet sein, die oft genug gesehen haben, was fenische Sendlinge aus Amerika gegen englisches Eigentum versucht und mitunter zustande gebracht haben. Das Dynamit, welches das Ministerium Gladstone neben der parlamentarischen Aktion der irischen Nationalisten eingeschüchtert und auf falsche Wege, zu gefährlicher Nachgiebigkeit getrieben hat, ließe sich für den neuen Verbündeten dieses Kabinets, gegen die protestantische Industrie Ulsters, verwenden. Auch solche Bedrohung wird den Entschluß des Nordens, sich der Parnellschen Regierung nicht zu fügen, schwerlich erschüttern. Aber sie fügt dem Bilde des zukünftigen Irlands einen neuen Zug hinzu. Dieses Bild ist nichts weniger als anmutig. Es widerholt das Schauspiel der Jahre kurz vor und kurz nach 1798 und dieses Jahres selbst mit seinen Seltenkämpfen, seinen Metzeleien und seinen Mordbrennereien, ein Schauspiel, welches durch Anwendung von Dynamitpatronen zur Vernichtung der Gegner noch verschönert wird.

Wenn es liberale Engländer giebt, welche dieser Katastrophe mit Gleichmut entgegensehen, weil irische Zwietracht sie als Nichtirländer nichts angeht, so ist dies ein Irrtum, selbst wenn man sich Irland als vollständig von England getrennt vorstellt. Irland nämlich würde unter dem neuen Regimente sehr wahrscheinlich das ärmste Land in Europa sein oder bald werden. Kein Kapitalist von gesundem Menschenverstande würde geneigt sein, der Dubliner Exekutive auch nur das kleinste Darlehen zu gewähren oder in einer unter deren Einfluß stehenden Industrie Geld anzulegen. Handel und Gewerbthätigkeit würden infolgedessen dahinsiechen und rasch von Kräften kommen, und diese kommerzielle Schwindsucht Irlands würde wiederum zur Folge haben, daß Tausende und Abertausende irischer Tagelöhner und Fabrikarbeiter nach England und Schottland auswandern würden. Schon jetzt drückt der Irländer, der mit geringer Nahrung, schlechter Wohnung und dürftiger Kleidung zufrieden ist, in Liverpool, in Glasgow, in London und andern Städten östlich vom Georgskanal, ja selbst in ländlichen Kreisen den Lohn des englischen Arbeiters in solchen Zweigen der Thätigkeit, die wenig Geschick verlangen, durch Ausbieten seiner Befähigung zu niedrigem Preise empfindlich herab. Infolge der Ausdehnung des Wahlrechts durch Gladstone werden jene englischen Arbeiter starken Einfluß auf die Zusammensetzung des neuen Unterhauses üben, wenn Gladstone das jetzige auflöst. Ob sie sich wohl klar gemacht haben, daß ein durch Bürgerkrieg und Flucht des Kapitals heruntergekommenes Irland ein Irland sein wird, das Tausende von Konkurrenten auf den englischen Arbeitsmarkt wirft, die ihre Löhne schmälern und ihnen den Brotkorb höher hängen? Man sollte meinen, daß sie das eher begriffen als viele andre Wahrheiten.

Camoëns.

Roman von Adolf Stern.

(Fortsetzung.)

Camoëns empfand aufrichtigen Schmerz um den Tod des greisen Helden, welcher ihm edle Teilnahme bewährt hatte; er hätte gern alle seine Gedanken bei der Erinnerung an Pachecos Ruhmesthaten festgehalten, aber umsonst kämpfte er gegen die Geister des verflossenen Abends. Wie er diesen Morgen nur halb bei der schlichten Bestattung Joanas gewesen war, so fühlte er auch jetzt, daß er ohne den rechten Anteil in dem endlosen glänzenden Zuge mitschritt. Vor ihm und über ihm rauschten umflorte Banner, doch ihr Wallen und Wehen führte seine Seele heute nicht in vergangne Tage zurück. Nicht was gewesen war, nur was kommen sollte, was die nächste Stunde bringen würde, befing ihn. Als er bei einer Wendung des Weges die Fidalgos an sich vorüberschreiten sah, Barreto und die Brüder Evora erkannte, als er wahrnahm, in welcher Trauer sie nach dem großen goldnen Kruzifix blickten, das den Wagen überragte, auf welchem der Sarg des Marschalls stand, da empfand er schmerzliche Scham, daß er, er mochte wollen oder nicht, eben den Tag herbeisehne, vor welchem diese edeln und ernsten Männer heute mehr als je zuvor bangten. Die Zeremonie näherte sich rasch ihrem Ende, die Hunderte, welche dem Trauerzuge gefolgt waren, drängten sich um die Kapelle, in welcher nur Dom Sebastian und seine Umgebung und die vornehmsten der Christusritter Raum fanden. Camoëns sah und vernahm nicht das mindeste von der feierlichen Übergabe, alles aber, was in den dichtgedrängten Reihen gesprochen ward, zwischen denen er verschwand, und was an sein Ohr drang, erfüllte ihn mit tiefem Widerwillen. Das flüsterte, zischelte, raunte von gleichgiltigen Dingen, von der Sorge um einen guten Abendtrunk für heute, vom Staube der Straße bis Lissabon, von den siebenhundert fremden Seeleuten und Knechten, die in den letzten Tagen für den

Dienſt des Königs geworben worden waren, von den koſtbaren Pferden, mit denen Dom Sebaſtian heute Morgen die Brüder Caſalinho — den Jägermeiſter wie den Admiral — beſchenkt hatte. Nirgends ein Wort, ein Laut, die verraten hätten, daß dieſen Leidtragenden der Tod des beſten Helden von Portugal ſonderlich zu Herzen gegangen wäre. Je mehr der Dichter ihrer nichtigen Gleichgiltigkeit inne ward, umſo brennender verlangte es ihn, beſſer zu ſein als ſie und wenigſtens dieſe Stunde mit ganzer Seele der Erinnerung an Antonio Pacheco zu leben. Und eben in dieſer Stunde gelang es ihm dennoch nicht, die dunkle Unruhe und Spannung zu beſiegen, welche ihn erfüllten und ſeinen Blick von Zeit zu Zeit über das ſchimmernde Gepränge von Menſchen, Waffen, Bannern, Wappenſchilden und Heroldſtäben hinirren ließ.

Camoëns atmete erſt freier, als ſich die geſchloſſenen Reihen löſten, die Maſſen, welche die Kapelle umſtanden hatten, rückwärts zu fluten begannen und der König mit ſeinem Gefolge zu Pferde ſtieg, um in ſeinen Palaſt zurückzukehren, nachdem er den Trauerwagen mit der Geleitsſchaar der Chriſtusritter an ſich hatte vorüberziehen laſſen. In dem wirren Getümmel, welches unmittelbar darauf entſtand, ſtrebte er ſich mit Barreto raſch wieder zuſammenzufinden. Und indem er nach dem Freunde umherblickte und mit Grüßen nach rechts und links den Menſchenſchwarm teilte, ſah er Barreto noch in der Nähe der Kapelle an den Stamm eines Ahornbaumes gelehnt, neben ihm einen jugendlichen Reiter, welcher bei Barreto zurückgeblieben war, als der König und ſein Gefolge vorüberbrauſten. Der herankommende Camoëns erkannte den jungen Herzog von Braganza, den Pagen des Königs, und hörte Senhor Manuel zu demſelben ſagen: Habe Dank, Fernan, und ſage deiner erlauchten Mutter, daß ich in einer Stunde zu ihren Befehlen bin. Ich würde Cintra nicht verlaſſen haben, ohne ihr aufzuwarten, doch da ſie mir die Ehre erweiſt, mich rufen zu laſſen, ſo komme ich noch dieſen Abend und darf nach deiner Botſchaft erwarten, ihr willkommen zu ſein.

Der Page grüßte und trieb ſein Pferd mit leichtem Schlage an, um den König und ſeine Begleiter einzuholen. Camoëns bemerkte, ſowie ſich Barreto zu ihm wandte, daß ſich in den Zügen des Freundes ein Schatten von Sorge dem Schatten der Trauer beigeſellt hatte. Manuel legte ſeinen Arm in den von Camoëns und ſagte: Kommt mit mir zu Otaz zurück! Ich hatte darauf gezählt, einen ruhigen, erinnerungsreichen Abend mit Euch zu verleben, doch es ſcheint, daß uns erſt in Almocegema ſo wohl werden ſoll. Die Herzogin von Braganza verlangt mich zu ſprechen — ich fürchte, ſie hat mir ein ſchwer bekümmertes Herz auszuſchütten. Wer wäre nicht bekümmert in dieſen Tagen?

Camoëns war es, als ob Barreto vermeide, ihn anzuſehen, er erwiederte daher nur: Ihr werdet erfahren, daß die Herzogin meine Sorgen um Esmah und Catarina Palmeirim teilt. Die Kunde von der Ermordung der kleinen Hirtin wird auch in den Palaſt gedrungen ſein; alle, welche an Esmahs Be-

freiung Anteil genommen haben, mögen auf der Hut sein. Wir aber sollten die schutzbedürftigen Frauen keine Stunde außer Augen lassen.

Wollt Ihr Euer Versprechen zurücknehmen, Luis, mit dem frühesten Morgen nach meinem Gute heimzukehren? fragte Barreto in bekümmertem Tone. Ich kann mir vorstellen, daß sich Euer Herz dagegen empört; doch wenn mein Rat Euch noch gilt, so geht gewiß nach Almocegema. Hier weht eine Luft, die keinem gedeihlich ist, geschweige denn Euch, Luis.

Jetzt hatte Manuel doch dem jüngern Freunde sein Gesicht ganz zugewendet, Camoëns konnte in demselben wieder einmal den Ausdruck warmer, selbstloser Teilnahme und ehrlichen Bangens erblicken. Überwältigt vom Augenblicke entgegnete er rasch: Wenn Ihr selbst, von der Herzogin zurückkehrend, noch der Meinung sein werdet, daß wir hier überflüssig sind, so bleibt es bei unsrer Abrede, ich halte schon morgen wieder unter König Diniz' Baum Siesta.

Er verschwieg, daß er noch immer insgeheim auf diesen Abend, auf ein Begebnis, ein Schicksal harre. Doch sah er deutlich, daß auf Barretos Lippen ein Wort lag, welches ungesprochen blieb, und erriet, daß der Freund vor eben der Stunde bange, auf welche er hoffte. Am liebsten hätte Barreto dem Dichter das Versprechen abgenommen, ihn ruhig in Otaz' Gehöft zu erwarten. Das feine Gefühl des wackern Fidalgo verbot ihm, seinem Wunsche und seiner Besorgnis Ausdruck zu geben. Barreto empfand, daß er seit gestern Abend gegen eine dunkle Macht in Camoëns' Seele rang, die nicht er, noch irgendein Freund, die nur der Dichter selbst besiegen konnte. Er scheute sich, den Widerspruch, den Camoëns noch in sich verschloß, voreilig herauszufordern. Langsam ging er darum neben dem in sich gekehrten Freunde zur Herberge zurück; indem beide von den Heldenthaten Dom Antonio Pachecos auf den malaiischen Inseln und in Malakka sprachen, verbargen sie vor einander, was jeden im Innersten bewegte.

Nur zögernd und immer wieder nach dem Freunde zurücksehend, welcher am Thore des Gehöftes stehen blieb, trat Manuel Barreto seinen Weg zum Palast empor an. Camoëns hatte leicht hingeworfen, daß er inzwischen einen Gang in die grüne Umgebung des Fleckens thun wolle. Wiederum überwand sich Senhor Manuel, eine Bitte, die ihm auf der Zunge lag, ungethan zu lassen. Er trennte sich mit einem kurzen: Auf glückliches Wiedersehen also! Camoëns sah ihm bewegt nach und gedachte des Traumes der verwichenen Nacht. Wenn heute noch etwas Entscheidendes geschehen sollte, so ward es Zeit: die Wolken über den Königsgärten und den fernern Bergzügen begannen sich abendlich zu färben, der West trug die erquicklichste Kühle vom Meere daher, das Getümmel der Scharen, welche von dem großen Trauergepränge zurückkehrten, verlor sich zwischen den Häusern oder auf den Wegen, die ins Land hinaus führten. An Camoëns, der still unter dem Thorbogen lehnte, gingen bereits einzelne Abendgäste der Herberge grüßend vorüber. Er durfte in jeder Minute erwarten, von

dem Steuermann-Wirt oder Barretos Hausmeister Joao angerufen zu werden. Um dem zu entgehen, trat er zunächst vom Thore hinweg und ging dann ziellos längs der Aloehecken und der Maulbeerpflanzungen hin, welche die kleinen Gärten der Bürger einschlossen. Er hätte so gern dem Schicksal einen Schritt entgegengethan, hätte versucht, Catarina Palmeirim zu sprechen, doch schien das vollends unmöglich, seit er Barreto bei der Herzogin von Braganza wußte. Auch wollte er sein Gelöbnis soweit halten, daß er den Palast selbst nicht betrat. Unruhig sinnend, unablässig vorwärts eilend, erinnerte er sich auf einmal jenes Teiles der Schloßgärten, nach denen er in der zweiten Nacht, welche er seit seiner Heimkehr aus Indien in Cintra verbracht, sehnsüchtig träumerisch hinübergeschaut hatte. Deutlich, mit allen Einzelheiten stand ein Bild von ehemals vor seinem Auge; wenn zwanzig Jahre hier nichts verändert hatten, so mußte es möglich sein, hinter der alten Kirche des heiligen Martin und ihren Priesterhäusern Eingang in jenen stillsten, einsamsten Teil der Gärten zu gewinnen, ohne den Hof des Schlosses zu betreten, ja ohne zum Schloß emporzusteigen. Auf der untersten Terrasse der Gärten, die sich unmittelbar über dem Städtchen erhob und von der man nach der Thalschlucht von Collares hinausblickte, lag die schattige, verborgene Stelle, welche in seiner Erinnerung geheiligt war. Wenn der lauschige grüne Platz und der Akaziengang, der zu ihm hinführte, noch vorhanden waren — sie wenigstens wollte er heute Abend wiedersehen, dagegen konnte auch Manuel nicht zürnen. Mit plötzlich erwachender Ortskenntnis schlug er sich zwischen Mauern, Gärten und Hecken zu der verwitterten Kirche hindurch, deren spitzer Turm über ein Gewirr von Hütten emporragte. Er fand sich bald auf Wegen, auf denen ihm — ganz wie vor Zeiten — nicht ein Mensch begegnete. Er entdeckte den Pfad und die ausgewaschnen steinernen Stufen, welche dicht hinter der Kirche bergauf führten, er sah, ganz wie er sie gekannt, die altersgraue Mauer des Königsgartens und die breiten, riesigen Laubkronen über der Mauer. Nur das Pförtchen, dessen er sich zu entsinnen meinte, vermochte er nicht mehr zu entdecken. War es im Laufe der Jahre vermauert worden oder nie vorhanden gewesen, hier war nirgends ein Eingang zu gewinnen. Nur einige Minuten indes verharrte er unschlüssig, dann schlug er sichern Fußes den schmalen Weg ein, welcher zwischen Mauer und Felsabsturz vorhanden war, sah prüfend am Gestein und zu dem über die Mauer gestreckten Geäst empor und hatte rasch, was er suchte. Ein paar hervortretende Zacken, ein mächtiger, abwärts gebogner Ast waren erspäht, sein Fuß betrat die Zacken, sein Arm faßte den Ast, er hob sich mit einem sichern Schwung auf die Mauer, an die sein Schwert klirrend anschlug, einen Augenblick später stand er hochatmend am Fuße des Baumes und im Garten des Palastes.

Es war ein Bosket, wie die königlichen Gärten deren wohl hundert aufwiesen, in dessen Schatten der Eindringling jetzt stand. In üppiger Fülle verschlang sich hier dunkles und lichtgrünes Laub, dichtgedrängte Büsche schlossen

die Boskets von der davorliegenden Terrasse beinahe völlig ab, zwischen die hochstämmigen Akazienreihen, welche die Rundungen mit einander verbanden, fiel kaum noch ein letzter Schein des Abendlichts. Der Boden war hier nicht mit glänzendem Kies überschüttet, Moose und Gräser hatten ungestört einen weichen, dichten Teppich wirken können, auf dem die Schritte unhörbar wurden. Alles, alles war hier wie vor zwei Jahrzehnten, nur dichteres Gezweig hemmte den Ausblick, nur schwärzlicher schien die dunkle Rinde der Bäume geworden. Camoëns vergaß in der That, während er den Akaziengang durchwandelte, zwischen den Büschen hervor und über die Terrasse hinwegblickte, die unruhige Erwartung, die ihn hierher getrieben hatte. Mit dem ersten Schritte zwischen die Magnoliensträuche, die vor ihm standen und hinter ihm zusammenschlugen, ward er ganz von der Erinnerung an längst vergangne Tage ergriffen. So hatten ihn die blütenschweren Zweige umrauscht und umhüllt, wenn er in seliger Verborgenheit auf Catarina Atayde geharrt hatte; von jener Terrasse, über deren bunte Steinfliesen heute wie damals der Abendsonnenstrahl zitterte, hatte sie sich unbemerkt aus dem Gefolge der Königin-Witwe verloren und war unter den Akazien erschienen, um ihm eine oder zwei Minuten des Glückes zu schenken. Unhörbar, wie damals, glitt sein Fuß über den Rasen, gleich linde, schmeichelnde Luft umhauchte ihn; dem Heute völlig entrückt, sah er zu den alten Bäumen empor und grüßte sie als verschwiegne Freunde unvergeßlicher Zeit. Was er seit Wochen nicht mehr vermocht hatte, an jene Catarina zu denken, deren verklärtes Bild vor der lockenden Schönheit, dem leuchtenden Augenglanze ihrer Tochter verblaßt war, in dieser Einsamkeit vermochte er es, und vermochte nichts andres. Glück und Leid jeder Stunde, welche er, vor seiner Einschiffung nach Indien, hier verlebt hatte, wachten auf, mit stiller Andacht, immer langsamer, ging er von Baum zu Baum und fühlte sich hier wunderbar gebannt. Es ward dämmeriger zwischen dem dichten Grün, während draußen die weite Thallandschaft im Glutlicht des sonnigen Septemberabends schwamm. Camoëns weilte so in vergangnen Stunden, daß er das Verrinnen der gegenwärtigen nicht spürte. In der Stimmung, die ihn hier überkam, erstarben die leidenschaftliche Unruhe, die Sehnsucht und das Bangen des Tages, selbst der geheime Wunsch, die lebende Catarina wiederzusehen. Die tiefe Stille des Ortes, die Erinnerung, welche ihn belebte, gaben ihm mit einemmale jene ernste und milde Fassung zurück, in welcher er bei der Heimkehr aus Indien an der vaterländischen Küste gelandet war. Er empfand, daß, wenn er jetzt Barreto neben sich hätte, er mit ihm zu einem neuen Einklang von Grund seiner Seele gelangen könne.

Nicht lange währte der Zauber dieser Stunde, nicht lange die ungestörte Einsamkeit, in der sich Camoëns auf einmal wieder Herr seines Schicksals, seiner Zukunft wähnte. Der Schall von Tritten auf den Steinplatten der Terrasse weckte ihn und ließ ihn zugleich tiefer in den Grund des Boskets

zurücktreten, in welchem er verweilte. Seine nächste Regung war, hier jeder Berührung mit Menschen auszuweichen. Nicht einmal darnach umschauen, wer herankomme, wollte er, und doch erkannte er, eben im Zurückweichen, den alten Miraflores, den Stallmeister der jungen Gräfin Palmeirim. Da er wußte, daß der alte Junker einen thörichten Haß gegen ihn hegte, schien es Camoëns unwürdig und komisch zugleich, gerade vor ihm das Feld zu räumen. Keine Minute später verließ Miraflores, nachdem er scharf umhergespäht, auch einen vergeblichen Blick in den halbdunkeln Akaziengang geworfen hatte, die Terrasse wieder, ganz, als ob er sich nur überzeugt hätte, daß niemand hier verweile. Mit dem Blute, das ihm zu Häupten schoß, wallte in Camoëns wieder auf, was er eben besiegt zu haben meinte. Wenn nicht alles trog, kam jetzt der Schicksalsaugenblick, den ihm sein Traum verheißen, den er seit dem Morgen unbewußt entgegengesehen hatte! Klopfenden Herzens, sein Auge zu äußerster Anstrengung zwingend, sah er nach dem höher liegenden Teile der Gärten empor, von dem sich einige schattige Wege hierher herabsenkten. Seine Spannung war bald genug erhöht statt gelöst, denn aus einem der Wege trat König Sebastian — unsichern Schrittes, wie es Camoëns vorkam — und lehnte sich in erwartender Haltung an das steinerne Geländer der Terrasse. Der König kehrte der prächtigen Aussicht den Rücken, Camoëns, der im Verborgnen stand, war es, als müßten die weitblickenden blauen Augen des jungen Herrschers ihn demnächst entdecken, so fest er sich auch an den dunkeln Stamm der Akazie schmiegte und so dicht ihn die Büsche umfingen. Er wußte ohne Besinnen, daß der König — hier im einsamsten Teile der Gärten — Catarina Palmeirim begegnen wolle. Mit einer Spannung, als könne sein nächster Herzschlag ihn töten, hielt Camoëns die Wege und den einsam harrenden König zugleich im Auge. Dom Sebastians Mienen erschienen verdüstert, leidvoll — wider Willen regte sich in Camoëns' Seele ein gewisses Mitleid für seinen jungen Fürsten — doch zugleich schoß es heiß durch seine Seele, ein unerklärbares Gemisch von Furcht, von zorniger Eifersucht, von Groll und wildem Trotz. So stand er und wartete mit dem König zugleich, nur Minuten, welche ihm dennoch fast endlos dünkten.

Und dort, dort herab kam langsam — ganz wie er es gewußt und gefürchtet — Catarina Palmeirim, im dunkeln Gewand, den schönen Kopf mit der schwarzen Mantille halb verhüllt, und doch eine lichte Erscheinung, deren Reiz den armen Lauscher wieder sinnberückend ergriff. König Sebastian trat der Nahenden mit sichtlich freudiger Bewegung entgegen, sein Gruß suchte umsonst der tiefen, ehrfurchtsvollen Verneigung des schönen Mädchens zu wehren, seine Stimme zitterte, als er sie ansprach: Ihr seid gekommen, Herrin, ich danke Euch im voraus tausendfach, daß Ihr mir diese Stunde gönnt.

Ich habe Eurer Majestät Befehl gehorchen können, entgegnete zögernd Catarina, weil meine mütterliche Freundin von Sorgen und Pflichten andrer Art in Anspruch genommen war. Ob ich hätte gehorchen sollen, mögt Ihr selber entscheiden, Herr!

Nennt Ihr einen Wunsch, eine Bitte Befehl, Donna Catarina? sagte der König errötend und mit schmerzlichem Ton. Dann befiehlt Euch auch der Pilger, dem Ihr einen Fagardo in seinen Muschelhut werft.

Wer das Recht hat, Gehorsam zu fordern, sollte vielleicht nicht bitten, Eure Majestät, versetzte die junge Gräfin. Was frommt es Euch, Herr, daß ich Euch gegen den Willen und Rat meiner treuen Pflegerin hier begegne?

So mögt Ihr auch fragen, was dem Eingekerkerten ein Lichtstrahl frommt! rief Dom Sebastian lauter und ungestümer. Soll ich Euch tausendmal wiederholen, was sie Euch und mir angethan haben, Catarina? Euch wiederum sagen, daß ich nicht tragen kann und will, was sie mir auferlegen! Die Bürde, welche sie Entsagung und Königspflicht nennen, schneidet mir ins Fleisch, ins Mark hinein, wolltet Ihr mich auch nicht vom kleinsten Teil für einen armen Augenblick entlasten?

Camoëns sah, daß Catarina vor den leidenschaftlich klagenden Worten, vielleicht vor den flammenden Blicken des Königs ihre Augen zu Boden senkte, und vernahm nur mit Mühe ihre leisere Erwiederung: Ihr irrt Euch, erhabner Herr! Die Bürde, an der Ihr wild rüttelt, wird schwerer. Ich vermag nicht mehr, als mein armes Gebet bewirken kann; warum wollt Ihr mir fort und fort das beschämende Gefühl meiner Ohnmacht erneuern? Wenn ich jemals thörichte Hoffnungen gehegt habe, so habe ich doch Eure Majestät mit der Klage um sie nicht gekränkt, die Entsagung, die Ihr, Herr, für Eure Pflicht hieltet, mußte mir dreifach für die meine gelten. Wozu erneuert Ihr Euch die bittere Erinnerung an einen Wunsch, dem die Erfüllung versagt bleiben muß? Wäre es nicht besser, Ihr gäbt mir Urlaub von Euerm königlichen Hofe und ließt mich in der Stille von Santa Eufemia für Euer Heil flehen?

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Deutscher Geschichtskalender für 1885. Sachlich geordnete Zusammenstellung der politisch wichtigsten Vorgänge im deutschen Reiche. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1886.

Unsre Zeit lebt so außerordentlich schnell, die Ereignisse drängen und schieben sich mit einer solchen Hast, daß sie schon nach wenigen Monaten vor unserm Gedächtnisse verschwimmen und wir einer Unterstützung desselben bedürfen, um die Einzelheiten, den ursächlichen Zusammenhang und die zeitliche Reihenfolge des Erlebten uns wieder klar zu machen. Wer sich daher mit unserm öffentlichen Leben beschäftigt, sei es als Parlamentarier, als Journalist oder in irgend einer sonstigen Stellung, ja wer auch nur mit Verständnis Zeitungen lesen und auf diesem Wege der Entwicklung unsers öffentlichen Lebens folgen will, bedarf eines Nachschlagewerkes, welches ihm die wichtigsten Ereignisse der letzten Zeit klar und übersichtlich wieder vor Augen führt. Man hat solche Zusammenstellungen bisher in verschiedner Weise versucht. Man gab sie in Form einer erzählenden Geschichte, wobei nur zu leicht eine den Wert der Arbeit beeinträchtigende politische Parteifärbung mit unterlief. Man gab ferner nur eine Zusammenstellung von Aktenstücken, welchen dann für den nicht vollkommen eingeweihten der verbindende Faden fehlte. Man gab endlich eine kurze, gedrängte chronologische Zusammenstellung, wobei dann Nichtzusammengehöriges nebeneinander stand, aber das im ursächlichen Zusammenhange stehende wegen zeitlicher Verschiedenheit der einzelnen Vorkommnisse von einander getrennt war und der Leser nur die Mühe hatte, sich das Zusammengehörige oft nicht ohne Anstrengung zusammensuchen, während Aktenstücke und Urkunden mit dieser Art Zusammenstellung meist unvereinbar waren und dadurch wieder eine empfindliche Lücke entstand. Allen diesen erwähnten Uebel-

ständen sucht das vorliegende Werk auszuweichen, indem es einmal eine Verbindung von Aktenstücken und Erzählung der Ereignisse bietet und anderseits vor allem den Stoff systematisch einteilt, in den einzelnen sich dadurch ergebenden Abschnitten aber alsdann die zeitliche Folge beibehält. Es ist deshalb vor allem die Zeitgeschichte Deutschlands von der des übrigen Europa abgelöst, und sie ist es, die der hier besprochene Geschichtskalender behandelt. Er bringt in getrennten Abschnitten die Verhandlungen des Reichstages und des preußischen Landtages unter Mitteilung der hauptsächlichsten Vorlagen, Anträge und Beschlüsse, der wichtigsten Reden vom Regierungstische und von den Bänken der Abgeordneten, teils in vollständigem Text, teils in ausführlichem, sinngemäßem Auszuge, indem gleichzeitig Ueberschrift und Datum der einzelnen auf Grund der Vereinbarung erlassenen Gesetze angegeben werden. Ferner bekommen wir eine Uebersicht über die Wahlbewegung im Herbste 1885 und deren Ergebnisse nach Parteien und nach Provinzen geordnet, über das Parteiwesen, die Programme der einzelnen Parteien und die Darlegung derselben durch die Parteihäupter, zum Teil recht ausführlich mitgeteilt, und über die kirchlichen Angelegenheiten, wobei der Abschnitt über die katholische Kirchenpolitik von besonderm Interesse ist. Hieran reiht sich eine eingehende Darlegung der Kolonialpolitik, nach den einzelnen Kolonien und Niederlassungen geordnet, ein Abschnitt über die wirtschaftlichen Fragen, über Hof und Militär und, nach den einzelnen Staaten geordnet, das Wichtigste aus den außerpreußischen Bundesstaaten, namentlich über die braunschweigische Erbfolgefrage. Eine nicht zu unterschätzende Beigabe bildet ein Anhang, der die im Jahre 1885 gefeierten hauptsächlichsten Gedenktage und nationalen Feste, die Ergebnisse der Volkszählung vom 1. Dezember 1885 und schließlich eine Anzahl gefallener Schlagwörter und bemerkenswerter Aussprüche hervorragender Personen, welche zum Teil schon als geflügelte Worte die Welt durchschwirren, bietet. Noch näher auf den Inhalt des Buches einzugehen, verbietet der Raum dieser Blätter; man kann aber getrost behaupten, daß niemand das Buch unbefriedigt aus der Hand legen wird, da man beim Durchlesen manches findet, was uns damals, als es geschah, entging, wovon wir den Zusammenhang erst jetzt aus der Zusammenstellung mit den dazu gehörigen Thatsachen und Aktenstücken verstehen. Eine genaue Inhaltsübersicht an der Spitze des Werkes giebt beim Gebrauche die Möglichkeit, alsbald alles zu finden, was man zur Unterrichtung über eine bestimmte Frage braucht, wie auch am Schlusse des Buches ein ausführliches Register befindlich ist; doch mag darauf aufmerksam gemacht werden, daß einzelne Hinweisungen von dem einen Abschnitt zum andern, z. B. von den einschlagenden Reichstagsverhandlungen auf die Abschnitte über die Kirchen- oder Kolonialpolitik, die wirtschaftlichen Fragen u. s. w. und umgekehrt im Text der einzelnen Abschnitte die Brauchbarkeit des Buches noch erhöhen würden. Aeußerst wohlthuend berührt die vollkommen objektive Haltung des Buches, welche allen Parteistandpunkten gleiche Gerechtigkeit widerfahren läßt und dadurch für alle Parteien annehmbar ist, gleichzeitig aber auch genügenden Ueberblick über sämtliche Parteien ermöglicht. Daß die äußere Ausstattung eine durchaus würdige ist, braucht wohl nicht besonders bemerkt zu werden. Möge das neue Unternehmen die Anerkennung finden, die es in hohem Grade verdient.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.

Grenzboten
23

Polentum und Deutſchtum in der Provinz Poſen.

(Schluß.)

Bei jeder ſtaatlichen Maßregel in der Provinz Poſen müſſen zwei Geſichtspunkte erwogen werden, die Stellung der katholiſchen Kirche und der konzentrirte Einfluß der polniſchen Agitation auf alle öffentlichen und privaten Angelegenheiten und auf jedes einzelne Individuum innerhalb der Provinz. Die katholiſche Kirche innerhalb der Provinz Poſen iſt für die Polen gleichzeitig die ſichtbare äußere Form der polniſchen Geſellſchaft, der Schutz aller polniſchen Intereſſen, die Stütze aller polniſchen Hoffnungen, ſolange nicht das polniſche Reich wieder erſtanden iſt. Daher auch die Betonung der Eigenſchaft des Erzbiſchofs von Poſen und Gneſen als Primas von Polen und interrex, daher die in das Volksbewußtſein übergegangene Verwechſelung und Identifizirung zwiſchen polniſch und katholiſch und deutſch und evangeliſch, daher der für einen Polen unfaßbare Gedanke, daß der Biſchof von Gneſen und Poſen kein Pole ſein könne, während doch die katholiſche Kirche ſonſt die Nationalität als etwas ganz nebenſächliches gegenüber der einigen großen allgemeinen Kirche betrachtet. Die evangeliſchen Polen ſieht man nur als verirrte Brüder an, die ſich früher oder ſpäter in den Schoß der heiligen Kirche zurückfinden werden, die katholiſchen Deutſchen beobachtet man auch vom kirchlichen Standpunkte aus mit leiſem Mißtrauen und erkennt ſie kaum als „vollgiltige“ Katholiken an.

Der zweite maßgebende Geſichtspunkt iſt der, daß kein Pole ſich dem Druck der nationalen Agitation entziehen kann, ſolange er ſich im Bereiche derſelben befindet. Hieraus folgt für die preußiſche Staatsverwaltung, daß ſie innerhalb der polniſchen Landesteile keinen Beamten anſtellen ſollte, und zwar auf allen Stufen der amtlichen Hierarchie, von dem auch nur die Möglichkeit vorliegt,

daß er dem Einfluß der polniſchen Kirche, wie wir ſie hier nennen wollen, direkt oder indirekt unterliegen könnte, und daß man ferner alle Diener des preußiſchen Staates in der Zivilverwaltung bis zum Unterbeamten herunter, ſowie die dem militäriſchen Dienſtzwange unterliegenden Staatsangehörigen, die innerhalb der polniſchen Landesteile dem fortgeſetzten Druck und den Verſuchungen der Agitation unterliegen, nach ſolchen Landesteilen verpflanzen muß, in denen ein derartiger Einfluß, auch auf kirchlichem Gebiete, vollkommen ausgeſchloſſen iſt.

Es tritt bei dieſen Beamten gewöhnlich eine Art Abſonderung und die Pflege von geſellſchaftlichen Verbindungen ein, die mindeſtens nicht im Intereſſe des preußiſchen Beamtentums und der deutſchen Geſellſchaft liegen; eine gewiſſe wohlwollende Behandlung, eine gewiſſe Rückſicht, die zwar nichts Verbotenes enthält, aber immerhin beſſer unterbliebe, iſt die weitere Folge; deutſche Elemente, aus denen ſich, wenn auch erſt in zweiter Generation, auf religiöſer Grundlage politiſche Konvertiten machen laſſen, ziehen die Polen mit aller ihnen zu Gebote ſtehenden perſönlichen Liebenswürdigkeit an ſich heran. Es iſt leider Thatſache, daß eine große Anzahl polniſcher Familien der niedern und mittlern Stände mit urdeutſchen Namen die unmittelbaren Nachkommen preußiſcher Unterbeamten ſind.

Daß keine Rekruten, die dem Einfluß der polniſchen Kirche unterliegen könnten, den poſenſchen Regimentern überwieſen werden ſollten, iſt bereits wiederholt in der Preſſe angedeutet worden. Dadurch, daß man von dieſem früher bewährten Verfahren abgegangen iſt, iſt doppelter Schade entſtanden. Die polniſchen Rekruten, die in poſenſchen Regimentern dienen, zum Teil in unmittelbarer Nähe ihres Aushebungsortes, bleiben in fortgeſetzter Verbindung mit ihrer polniſchen Familie, in ihrem Garniſonorte erfreuen ſie ſich nur polniſcher Bekanntſchaften, auch weiblicher, und lernen infolgedeſſen unendlich viel weniger Deutſch als früher, wo polniſche Rekruten nur in ganz deutſche Provinzen eingeſtellt wurden. Für dieſe Thatſache liegt der unwiderlegbare Beweis darin, daß die alten gedienten Leute des polniſchen Bauern- und Arbeiterſtandes noch gegenwärtig beſſer Deutſch verſtehen und ſprechen, als eben von der Truppe entlaſſene Reſerven. Dieſe ſchon vielfach beobachtete Erſcheinung iſt irrtümlich auf den früher angeblich beſſern deutſchen Schulunterricht geſchoben worden, hat aber thatſächlich ihren Grund in der verſchiednen frühern Garniſonirung der Leute. Polniſche Rekruten, die indes in deutſchen Garniſonen eingeſtellt wurden, knüpften dort häufig auch Verbindungen an, die ſie nach ihrer Entlaſſung in ihrem Garniſonorte oder deſſen Umgebung als Handwerker oder Arbeiter feſthielten und ſo dauernd dem Polentum entzogen.

Die gleichen Gründe, die für obige Änderungen im Verwaltungswege ſprechen, laſſen es aber auch entſchieden erwünſcht erſcheinen, alle diejenigen öffentlichen Anſtalten, welche von polniſchen Zöglingen beſucht werden, nur in rein deutſchen Kreiſen, wenn nicht gar außerhalb der Provinz zu begründen.

Bildungsanſtalten mit polniſchen Zöglingen, in deutſchen Städten mit polniſcher Umgegend errichtet, wirken auf dieſe deutſchen Städte entſchieden poloniſirend, weil aus der polniſchen Umgebung ſich ſofort nach Begründung der Anſtalt ein Zuzug polniſcher Familien entwickelt, die nicht nur die polniſchen Zöglinge als Penſionäre aufnehmen, ſondern auch in die intimſten geſellſchaftlichen Beziehungen mit denſelben zu treten pflegen. Gleichzeitig tritt gegenüber den Zöglingen deutſcher Nationalität eine vollſtändige itio in partes ein.

Und eine noch flagrantere Thatſache iſt die, daß ein wegen polniſcher Beſtrebungen nach einer deutſchen Anſtalt außerhalb der Provinz Poſen verſetzter Lehrer dieſer entfernten deutſchen Anſtalt einen großen Anhang polniſcher Schüler zugeführt und ſich damit an jener deutſchen Anſtalt inmitten einer deutſchen Stadt eine Art polniſcher Zirkel gebildet hat.

Bei den eigentümlich ſchwierigen Verhältniſſen der Provinz Poſen muß aber auch die Auswahl des Beamtentums aller Kategorien mit Bezug auf ihre politiſche Stellung, ihren ſozialen Takt, ihre geiſtige Begabung und ihre Befähigung, durch poſitive Leiſtungen der preußiſchen Verwaltung Anſehen und Einfluß zu erringen, mit höchſter Sorgfalt erfolgen. Wenn wir zunächſt von richterlichen Beamten ſprechen, ſo halten wir es für politiſch bedenklich, ſolchen Richtern leitende Stellungen innerhalb der Provinz Poſen anzuvertrauen, die ſich nach ihrer offen ausgeſprochenen und im öffentlichen Leben fortgeſetzt bethätigten politiſchen Überzeugung im ſchärfſten Gegenſatze zur Politik der königlichen Staatsregierung befinden und ſogar keinen Anſtand nehmen, für polniſch-ultramontane Anträge in Sachen der Unterrichtsſprache ihre Stimme abzugeben. Man mag ſonſt über die fortſchrittliche und ſezeſſioniſtiſche Richtung denken wie man will, in der Provinz Poſen iſt ſie bei Trägern öffentlicher Ämter entſchieden zu verurteilen, weil ſie durch ihre feindſelige Haltung gegenüber der Staatsregierung geeignet iſt, die Schwierigkeiten derſelben noch zu vermehren und hierdurch die Beſtrebungen der polniſchen Agitation mittelbar zu unterſtützen. Zu welcher bedenklichen Stellung dieſe politiſche Richtung einen königlichen Beamten in der Provinz Poſen führen kann, dafür liefern die offiziellen Äußerungen der Partei bei den letzten Polendebatten im Reichs- und Landtage den Beweis.

Noch größere Sorgfalt wird ſelbſtverſtändlich der Auswahl der höhern Verwaltungsbeamten zuzuwenden ſein. Man wähle dieſelben, wenn möglich, aus denjenigen Perſönlichkeiten, welche bereits in der Provinz Poſen Beziehungen haben, welchen ausreichende Perſonalkenntnis zur Seite ſteht, ſowie eine Kenntnis der politiſchen, adminiſtrativen und wirtſchaftlichen Verhältniſſe der Provinz, die ſie befähigt, ſofort am rechten Punkte einzuſetzen und nicht Experimente zu machen aus Erfahrungen heraus, die unter ganz andern Verhältniſſen und in andern Provinzen geſammelt ſind; deshalb möge man aber auch mit jeder Verpflanzung von Beamten innerhalb derſelben dienſtlichen Stellung recht vorſichtig ſein.

Besonders wichtig für die Aufgaben der Staatsregierung ist eine kräftige, die persönliche Einwirkung auf die Bevölkerung ermöglichende Verwaltung der Landräte. Man verringere deshalb den Umfang der Kreise derartig, daß der Landrat wirklich Lokalbeamter ist; jede Kreisstadt wird überdies durch ihren Beamtenapparat und ihre bessern Verkehrsverbindungen allmählich ein Krystallisationspunkt für die deutsche Ansiedlung.

Der Versuch, die Beamten der Provinz an dieselbe durch höhere Gehaltsbezüge zu fesseln, mag besser unterbleiben. Zunächst könnten hierdurch auch gleiche Ansprüche in andern Landesteilen hervorgerufen werden, die vielleicht dem Lokalbeamten noch weniger persönliche Annehmlichkeiten bieten; wir erinnern nur an einzelne Teile Ostpreußens und Oberschlesiens. Es erscheint aber auch aus sittlichen Gründen ausgeschlossen, einen preußischen Beamten durch erhöhte Gehaltsbezüge gegenüber den Beamten der gleichen Kategorie in andern Landesteilen an sein Amt fesseln zu wollen. Glaubt man in der That, durch äußere Mittel einen stabileren Beamtenstand für die Provinz zu gewinnen, so möchte es uns würdiger erscheinen, die Beamten, die sich durch taktvolle und erfolgreiche Verwaltung unter den schwierigen provinziellen Verhältnissen ausgezeichnet haben, mit schnellerer Beförderung und den mancherlei sonst der höchsten Staatsgewalt zur Verfügung stehenden Auszeichnungen zu belohnen.

Der Hauptschwerpunkt der Stärkung des Deutschtums in der Provinz liegt indes auf dem Gebiete von Kirche und Schule. Wenn man jetzt noch in der Provinz deutsche Bauerngemeinden auch in den polnischen Kreisen findet, so verdankt man dies, wie gesagt, der guten altpreußischen Verwaltung in dem Konsistorium der Provinz und den Regierungsschulabteilungen, die zwar langsam, aber stetig für die Ansammlung der Mittel sorgten, um das Deutschtum in evangelischen Pfarrsystemen und evangelischen Schulgemeinden zu sammeln.

Zu einer Pfarrgemeinde von dreihundert bis vierhundert Seelen gehören oft zehn und mehr Ortschaften, aber die zerstreut wohnenden deutschen Bauern dieser Gemeinden haben und behalten einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt für ihre Nationalität und ihren Glauben. Sie fühlen sich im Gegensatze zu dem Polentum als Deutsche und bleiben ihrer Nationalität erhalten.

Ganz ebenso liegt es mit der deutsch-evangelischen Schule. Wenngleich die evangelischen Schulkinder oft Entfernungen von einer halben Meile und weiter nach ihrem Schulorte zurückzulegen hatten, so bot doch die evangelische Konfessionsschule die Garantie, daß die deutschen Kinder in völliger Isolirung von dem Polentum heranwuchsen, daß damit in ihnen das Gefühl ihrer nationalen Sonderheit gepflegt wurde, daß sie einen geordneten konfessionellen Religionsunterricht genossen, und wenn auch vielleicht zuweilen mit geringen positiven Kenntnissen, wie sie die weiten Schulwege und die hiermit zusammenhängenden vielfachen Versäumnisse mit sich brachten, so doch als sichere Deutsche die Schule verließen. Durch den in den Simultanschulen nebenbei und infolge

äußerer Schwierigkeiten meist recht unregelmäßig erteilten konfessionellen Religionsunterricht wird keine ausreichende Gewähr geboten, daß die deutschen Kinder ihrer Nationalität und Konfession erhalten bleiben.

Leider ging man von jenen bewährten Verwaltungsgrundsätzen in falscher allgemeiner Anwendung eines für Mittel- und Großstädte richtigen schultechnischen Prinzips im Beginn der siebziger Jahre auf Veranlassung des Ministeriums Falk ab. Es wurden evangelische Schulzirkel gegen den Willen der Beteiligten aufgelöst und mit polnisch-katholischen Schulen zu einer Ortsschule verbunden; wenn hierdurch mehrklassige Schulen entstanden, erhielt der anzustellende evangelische Lehrer häufig die letzte Lehrerstelle. Diesen evangelischen Lehrern, meist jungen, unverheirateten Leuten, wurde ihre amtliche und wirtschaftliche Situation in überwiegend polnischen Gegenden sehr bald so unheimlich, daß der Inhaber der Stelle stetig wechselte und monatelange Vakanzen eintraten; die Unterrichtserfolge der evangelischen Schulstelle wurden hierdurch völlig illusorisch.

Hierzu kam, daß die staatlichen Kreisschulinspektoren nur die Aufsicht über die katholischen, aber nicht über die evangelischen Schulen erhielten. Diese berufsmäßig angestellten staatlichen Beamten suchten, soweit sie überhaupt ihren Aufgaben genügten, die katholischen Schulen technisch möglichst zu heben; sie regten die Teilung der überfüllten Schulzirkel an, wiesen auf die dringend notwendigen Neubauten hin, veranlaßten die Vermehrung der Unterrichtsmittel und sorgten auch in materieller Beziehung für das ihnen untergebene Lehrerpersonal. Die natürliche Folge hiervon war, daß sie ihr Interesse und die Mittel der Staatsregierung vorzugsweise der Entwicklung der polnisch-katholischen Schulen zuwandten, umsomehr, als man sich einer ganz unbegreiflichen Überschätzung der politischen Erfolge der Schule hingab. Man glaubte treuherzig, daß man in polnisch-katholischen Schulen, unter der Leitung polnisch-katholischer Lehrer, aus polnischen Kindern Freunde und Anhänger der preußischen Regierung erziehen könnte, daß es möglich sei, durch die Schulen die Jugend deutschem Wesen und deutscher Sitte zu gewinnen, und als Universalmittel hierfür betrachtete man den Unterricht in der deutschen Sprache. Man vergaß leider vollkommen, daß der polnisch-katholische Lehrerstand, der leider ebenfalls zahlreiche urdeutsche Namen aufweist, durch Religion, Familienverbindungen, Zeitungslektüre und durch den Einfluß des polnischen Grundherrn und des zwar formell, aber nicht thatsächlich ausgeschlossenen Geistlichen im Banne des Polonismus steht, und daß man durch häufig widerwillig erteilten schematischen Sprachunterricht kein Kindesherz gewinnen kann, auf welches sich in Kirche und Familie fortdauernde entgegengesetzte Einflüsse geltend machen. Gegenüber dieser äußern rein schultechnischen, gutgemeinten, aber übereifrigen Förderung des katholischen Schulwesens blieb die evangelische Schule im Rückstande. Die geistlichen Schulinspektoren, die ihr Amt als Ehrenamt versehen, die ihre zum Teil weit entfernten Schulen meist nur einmal im Jahre, bei der Osterprüfung, besuchen,

wurden durch die herrſchende Richtung nicht beſonders ermutigt, energiſch für die weitere Entwicklung der evangeliſchen Schule einzutreten. Überdies entbehrt erfahrungsmäßig faſt jede nebenamtliche Verwaltung friſcher und eingehender Förderung. Will die königliche Staatsregierung deshalb ernſtlich damit vorgehen, dem Deutſchtum in der Provinz ein feſtes Rückgrat zu geben, ſo mag ſie zunächſt an die bewährten Traditionen vor dem Jahre 1870 anknüpfen. Man möge kein Opfer ſcheuen, um evangeliſche Kirchen- und Schulſyſteme zu bilden, um ſo das zerſtreute Deutſchtum zu ſammeln. Man gebe den evangeliſchen Kirchengemeinden reichlichere Staatszuſchüſſe, die ihnen eine angemeſſene Dotirung der Pfarrſtellen ermöglichen. Die jahrelange Vakanz evangeliſcher Pfarreien in der Diaſpora iſt ein empfindlicher Schaden für das Deutſchtum. Das Leben eines inmitten des Polentums amtirenden Pfarrers iſt nicht nur entbehrungsreich, ſondern durch die erſchwerte Beſchaffung aller Lebensbedürfniſſe, durch die Schwierigkeiten der Kindererziehung auch koſtſpielig.

Es ſtehen ſchöne, freundliche Pfarrhäuſer und Kirchen, errichtet durch bedeutende Schulden der Gemeinde und die werkthätige Hilfe des Guſtav-Adolf-Vereins, leer und verwaiſt, weil kein junger Pfarrer den Mut hat, dort ſein Heim aufzuſchlagen, und findet ſich endlich ein wirklich tüchtiger Mann für eine derartige abgelegne, entbehrungsvolle Stellung, ſo iſt dies ſicher nur eine vorübergehende Erſcheinung; noch ehe er ſich recht einleben konnte mit der Gemeinde, um Einfluß zu gewinnen, zieht er fort nach einer andern Pfarre, wo die Pfründe reicher und das Leben leichter iſt. Der evangeliſch-deutſche Pfarrer vermag für das Deutſchtum und den Evangelismus in ſeiner Parochie ganz dieſelben Erfolge zu erreichen, welche zahlreiche, als Menſchen und Diener der Kirche höchſt achtungswerte katholiſche Geiſtliche für die Entwicklung der ihnen anvertrauten Parochien erringen. Aber zu dieſem Zwecke muß der evangeliſche Geiſtliche gegenüber der katholiſchen Kirche, die ſtillſchweigend, aber beſtändig in den Kreiſen der bäuerlichen und der Arbeiterbevölkerung Proſelyten macht, vor allem ſtabil, ſorgenfrei und berufsfreudig in der Seelſorge ſein. Hier kann der Staat durch reichlichere Ausſtattung mit materiellen Mitteln, und die kirchliche Aufſichtsbehörde durch Gewinnung tüchtiger, einer idealen Auffaſſung fähiger Kräfte eingreifen.

Wie unheilvoll für die deutſche Bevölkerung der Mangel an evangeliſch-deutſchen Schulen wirkt, und wie der Beſuch polniſch-katholiſcher Schulen der Poloniſirung Vorſchub leiſtet, lehrt die Erfahrung. Es giebt in polniſchen Kreiſen polniſche Dörfer mit einem ſtarken Bruchteil deutſcher bäuerlicher Wirte, welche aus Mangel an einer evangeliſchen Schule ſeit Jahrzehnten der nächſten polniſch-katholiſchen Schule zugewieſen ſind. Dieſe deutſch-evangeliſchen Leute ſprechen fertig polniſch, mangelhaft deutſch, und gehen einer nach dem andern im Wege polniſcher Heiraten zum Polentum über.

In den polniſchen Kreiſen längs der deutſchen Provinzen nimmt die Zahl

der deutschen Wirte trotz der Nachbarschaft einer geschlossenen deutschen Bevölkerung nicht zu, vermindert sich vielmehr stetig; ebenso kommt es kaum vor, daß sich aus der deutschen Grenzprovinz bäuerliche Wirte „im Polnischen" ansiedeln. Die einfache Ursache dieser Erscheinungen liegt in dem Mangel einer evangelischen Kirche und Schule, weil der deutsche Bauer sich weder hält noch hingeht, wo er beides nicht findet; ohne gleichzeitige kräftigere Förderung der evangelischen Kirche und Schule wäre deshalb auch jeder Kolonisirungsversuch eine Danaidenarbeit.

Von der innern Kolonisirung lassen sich nur Erfolge erwarten, wenn sie wirklich sachverständig geleitet wird. Hierzu gehört aber die genaueste Bekanntschaft mit Land und Leuten, namentlich in den polnischen Gegenden der Provinz, bis in die untersten Kreise, sowie eingehende Kenntnis der Verwaltungsverhältnisse auf dem platten Lande. Die innere Kolonisirung läßt sich nach drei Richtungen hin bewirken: 1. durch Erwerb großer polnischer Güter und Ausnutzung derselben im Wege der Gesamtverpachtung oder -Verwaltung; 2. durch Erwerb polnischer Güter und deren Parzellirung in bäuerliche Wirtschaften; 3. durch Erhaltung des gefährdeten deutschen Grundbesitzes, indem man demselben Staatsdarlehen zu niedrigstem Prozentsatz giebt.

Was zunächst den Erwerb polnischer Güter und deren Gesamtverpachtung betrifft, so verspricht diese Maßregel für die Germanisirung nur Erfolg, wenn Männer als Pächter auftreten, die bemittelt genug sind, um die Auswahl ihrer Arbeiter mit Sorgfalt treffen, möglichst nur deutsche Arbeiter heranziehen und sich auch den Anforderungen des öffentlichen Lebens in Kreis und Gemeinde widmen zu können.

Will man solche Kräfte gewinnen, so wird man auf das Lizitationsverfahren verzichten oder Regieverwaltung einführen müssen. Außerdem werden in geeigneten Fällen, statt der großen Gutskomplexe von 2—6000 Morgen, kleinere Gutsschlüssel von etwa 1200—1500 Morgen zu bilden sein, für die sich leichter zahlungsfähige Pächter zu finden pflegen.

Will man dagegen die angekauften Besitzungen durch Bildung bäuerlicher Wirtschaften verwerten, so wähle man nur den besten Boden mit ertragreichen, die Wirtschaftsführung erleichternden Wiesen, mit den günstigsten Verkehrsverhältnissen, teile ihn in Loose ein von 30—50 Morgen und lasse das Kaufgeld zu niedrigstem Prozentsatz und mit der Verpflichtung allmählicher Tilgung unter der Bedingung eintragen, daß sowohl beim Verkauf wie bei der Verpachtung nicht nur der Rückstand sofort fällig wird, sondern auch eine entsprechende Quote nachträglicher Zinsen gemäß der Differenz zwischen dem gewährten und dem landesüblichen Zinsfuß zu erstatten bleibt; für Erfüllung der letztern Bedingung ist eine Kautionshypothek einzutragen. Der Staat kann indes beim Wiederverkauf auf die Zahlung des Restkaufgeldes verzichten, die Kautionshypothek löschen und durch eine solche ersetzen lassen, welche den Zinsnachlässen für den neuen Besitzer entspricht.

Die Errichtung der Gebäude kann der Staat unter keinen Umſtänden ſelbſt übernehmen, da hierdurch ein bedeutender Koſtenaufwand entſtehen würde und der bäuerliche Wirt ſich ſeinen Hof weit billiger und ſeinen perſönlichen Zwecken entſprechender ſelbſt aufbauen wird. Wohl aber könnte das Bauholz aus den nächſten königlichen Forſten gegen einen ermäßigten Satz abgegeben werden. Sache der landwirtſchaftlichen Vereine in den deutſchen Provinzen wird es ſein, bäuerliche Landwirte ausfindig zu machen, welche imſtande und gewillt ſind, derartige Looſe zu übernehmen. Übrigens dürfte auch die Bevölkerung des Netzebruchs und des benachbarten Warthebruchs bei Landsberg, wo die tüchtige, allgemein geſuchte, in der Provinz durch ihre Wanderarbeit bekannte Arbeiterbevölkerung vielfach Erſparniſſe zurücklegt, zur Koloniſirung ſehr geeignete Elemente abgeben.

Selbſtverſtändlich würden derartige Koloniſirungen nur in den Kreiſen vorzunehmen ſein, in welchen nicht bereits die Mehrheit der Bevölkerung deutſch iſt. Der wirtſchaftliche Erfolg derartiger Koloniſirungen wird weſentlich davon abhängen, ob man die Feldmarken verſtändig ſeparirt, auf den Ausbau der nötigen Wege und die ſofortige Entwäſſerung des Landes mittelſt Drainagen Bedacht nimmt, und namentlich geſchloſſene Ortſchaften ſtatt der unglückſeligen zerſtreuten Hauländereien bildet, welche entſchieden zur moraliſchen Entwertung der bäuerlichen Wirte beitragen und die Regulirung von Kirch-, Schul-, Gemeinde- und Wegeverhältniſſen unendlich erſchweren. Die Hauländer in den Oſtprovinzen ſind eben keine weſtfäliſchen Bauern mit ihrer urkernigen moraliſchen Zuverläſſigkeit und wirtſchaftlichen Tüchtigkeit.

Ankauf von Gütern in überwiegend deutſchen Kreiſen kann zwar in konkreten Fällen nützlich ſein, hat aber keinen unmittelbaren politiſchen Zweck; die Kapitalien können in Kreiſen mit polniſcher oder zweifelhafter Kreistagsmajorität vorteilhafter angelegt werden.

Übrigens denke man ſich den Erwerb polniſcher Güter nicht zu leicht. Es kommen verhältnismäßig nur wenig derartige Güter zum Zwangsverkauf, und man kann ſie hierbei wie bei dem freiwilligen Ankauf immer nur preismäßig erwerben; andernfalls führt man dem Polentum pekuniäre Mittel zu, die von demſelben möglicherweiſe beim Auskauf deutſcher Güter wieder angelegt werden.

Jedenfalls iſt die Bildung deutſcher Bauerngemeinden ein unendlich wirkſameres Mittel zur Stärkung des Deutſchtums als die Einrichtung deutſcher Großgrundbeſitzer oder -Pächter, bei welchen der Erfolg der Maßregel als politiſche ſtets von der Perſönlichkeit des Mannes abhängt. Ein wieviel größeres Gewicht hat eine leiſtungsfähige deutſche Bauerngemeinde z. B. für Kirche und Schule, als eine auf gleich großer Fläche anſäſſiger Beſitzer oder Pächter! Der Ankauf von Beſitzungen wirtſchaftlich ſchwacher deutſcher Beſitzer wird ſtets nur ausnahmsweiſe erfolgen können, da bei einer Zwangsvollſtreckung immerhin die Wahrſcheinlichkeit vorliegt, daß nicht eine Pole Beſitznachfolger iſt. Will

man derartigen deutschen Besitzern helfen, soweit sie wirtschaftlich dessen würdig sind, so wäre es einfacher, ihnen billige Staatsdarlehen zu gewähren. Mancher tüchtige deutsche Landwirt, der sieben Prozent Bankzinsen zu zahlen hat, könnte hierdurch gerettet werden.

Man hat auch daran gedacht, etwas für die geistige Förderung des Deutschtums in der Provinz Posen zu thun, und zu diesem Zwecke in derselben eine Universität zu errichten, ein Provinzialmuseum zu begründen, sowie das deutsche Theater in Posen und einige Theater in den Mittelstädten der Provinz mit Geld zu unterstützen. Zunächst wird man allen diesen Aufwendungen gegenüber das Sprichwort anwenden können, daß „jedem das Hemd näher ist als der Rock." So lange es noch an evangelischen Parochien mangelt, da wo sie im Interesse des Deutschtums dringend notwendig sind, so lange ein Teil der vorhandnen Pfarren fortdauernd unbesetzt ist, weil bei den vorhandnen Gehaltsfestsetzungen sich kein Bewerber findet, so lange noch die evangelischen Schulgemeinden unter erdrückenden Schullasten leiden, sich teilweise mit lichtlosen, ungenügenden, feuchten Schulhäusern begnügen müssen und eine große Anzahl evangelischer Kinder in polnisch-katholischen Schulen der sichern Polonisirung entgegengehen, so lange würden Aufwendungen für Hochschulen und Kunstinstitute den Charakter von Luxusausgaben tragen, während es an des Lebens Nahrung und Notdurft fehlt. Den Gedanken der Errichtung einer Universität für die Provinz Posen, selbst wenn sie ihren Sitz in der sichern deutschen Stadt Bromberg erhalten sollte, halten wir für einen politisch unglücklichen, wenngleich auch jener durch veränderte Verkehrsverhältnisse angeblich geschädigten Stadt eine neue Lebensader zu gönnen wäre.

Ganz Deutschland leidet bereits an einer Überfülle studirter Leute, und der Staat hat wenig Veranlassung, dem unglücklichen Drängen nach den literarischen Berufszweigen weitern Vorschub zu leisten. Durch Begründung einer Universität für die Provinz Posen würde man gleichzeitig das Streben der polnischen Bewegung materiell erleichtern, durch Heranbildung von Rechtsanwälten, Ärzten und Technikern aus dem polnischen Kleinbürger- und Bauernstande die Schaar ihrer geistigen Führer zu verstärken. Trotz des Besuches deutscher Gymnasien und Hochschulen, trotz Erfüllung der Dienstpflicht in der Armee und trotz des selbstgewählten Berufes in der Zivilverwaltung bleibt innerhalb der Provinz Posen der Pole Pole, lebt als solcher und ist wie durch ein Naturgesetz mit seiner Phantasie und seinem Herzen an alles gekettet, was mit den nationalen Hoffnungen zusammenhängt. Nur Politiker, die möglicherweise die Provinz Posen nie betreten haben oder trotz ihres Aufenthalts in der Provinz die Zähigkeit und das Geschick der polnischen Propaganda nicht zu übersehen vermögen, können sich der Täuschung hingeben, daß die geistigen Ausstrahlungen eines Professorenkollegiums gegenüber dem Polonismus etwas für die deutsche Sache wirken könnten. Nicht die Universität

wird germaniſiren, ſondern die polniſchen Studenten mit ihrem Familienanhang, welcher ſich nach der Univerſität hinziehen wird, dürften poloniſiren. Für die deutſche Bevölkerung dagegen halten wir die Begründung einer Univerſität in der Provinz Poſen für völlig überflüſſig; von den meiſten Punkten der Provinz gelangt man ſchneller nach Breslau oder Berlin als nach Bromberg. Bromberg iſt auch nicht Straßburg mit der Nähe der Rheinlandſchaften und des Schwarzwaldes. Deutſche, welche die Mittel haben, ihre Söhne ſtudiren zu laſſen, werden ſelbſt bei beſcheidnen Anſprüchen das nahe Breslau und Berlin vorziehen. Will man dagegen durch gewiſſe Luxusaufwendungen dem preußiſchen Beamten das Leben in der Provinz angenehmer geſtalten, ſo wird man in erſter Reihe mit der Provinzialhauptſtadt beginnen müſſen, wo das Polentum in den letzten Jahrzehnten die ſichtbarſten Fortſchritte auch auf geiſtigem Gebiete gemacht hat. Das kleine, aber recht gute polniſche Theater, das Muſeum der Freunde der Wiſſenſchaften, die zahlreichen polniſchen Zeitungen und Zeitſchriften, die verhältnismäßig große Anzahl polniſcher Buchhandlungen, die Begründung einer nationalen polniſchen Muſikkapelle liefern hierfür den äußern Anhalt. Zunächſt müßte man das vorhandne deutſche Theater mit einer guten ſtändigen Truppe ausſtatten, die es auch den Provinzialen lohnend erſcheinen ließe, des Theaters wegen nach Poſen zu kommen. Man errichte ferner eine Kunſtſammlung und ſtatte dieſelbe mit guten Bildern und Gypsabgüſſen aus dem Überfluſſe der Berliner Kunſtinſtitute aus. Eine recht brauchbare Bibliothek beſitzt Poſen bereits in der Bücherſammlung des Grafen Raczyński. Vor allem aber müßte an einem zu Fuß erreichbaren Orte der Umgebung der Stadt nach Art andrer Großſtädte ein großer öffentlicher Park angelegt werden, da die dürftigen Glacis zur Zeit den einzigen Sommerſchatten ſpenden!

Soll es aber in der Provinz Poſen innerlich anders werden, ſo wird zunächſt das Deutſchtum einmal recht ernſtlich mit ſich ins Gericht gehen müſſen, ob es im öffentlichen und kommunalen Leben auch ſeine Aufgabe erfüllt hat und zu erfüllen bereit geweſen iſt; ob es dem Polentum gegenüber ſtets eine würdige, geſchloſſene Front gezeigt und in ſich ſelbſt die Zucht geübt hat, die notwendig iſt, um die Achtung ſelbſt des politiſchen Gegners zu erringen; ob die deutſche Bevölkerung, ſtatt nur Schutz und unerfüllbare Leiſtungen von der Regierung zu erwarten und eine überſcharfe Kritik an ihren Maßregeln zu üben, auch ſtets da die Organe der Staatsregierung geſtützt hat, wo es der politiſche Anſtand gebot. Glaubt das Deutſchtum dieſe Fragen mit einem ehrlichen Ja beantworten zu können, ſo bleibt demſelben jedenfalls noch immer die eine Aufgabe, ſich in den einzelnen Gemeinden und Kreiſen, ohne Unterſchied des politiſchen Bekenntniſſes und ohne ſpießbürgerlichen Kaſtengeiſt, feſter aneinander zu ſchließen. Möchten die Deutſchen von den Polen lernen, wie man Vereine praktiſch wirkſam macht, wie man durch opferfreudigen Zuſammenſchluß den Schwachen ſtützt und hält, die heimiſche Preſſe in ihrer Bedeutung fördert und durch zahl-

reiche, scheinbar nebensächliche Einzelbestrebungen dem einen Ziele, der „nationalen Stärkung" zustrebt; der tägliche Geschäftsverkehr bietet hierzu fortgesetzte Gelegenheit. Vor allem würde es durch ein derartiges selbstthätiges, mit der Presse in Fühlung stehendes Vorgehen des Deutschtums gelingen, zu verhindern, daß fortgesetzt urdeutsche Handwerker und Geschäftsleute mit Rücksicht auf ihre polnische Kundschaft ins polnische Lager übergehen und fanatischere, rücksichtslosere Vorkämpfer des Polentums werden als die National-Polen selbst, denen die geschichtliche Vergangenheit ihres Volkes entschuldigend zur Seite steht und die selbst im politischen Kampfe die persönlich liebenswürdigen Eigenschaften ihres Charakters nicht immer ganz zu verleugnen pflegen.

Möchten endlich alle gebildeten Deutschen der Provinz statt der persönlichen und finanziellen Zersplitterung in zahllose, meist dahinsiechende Vereine einen großen Verein gründen: „zur Förderung vaterländischer Kultur." Man erweist dem Deutschtum keinen Dienst, wenn man das für seine Nationalität kämpfende Polentum schmäht; nur wer selber allezeit auf der Bresche steht, wer es für schimpflich hält, seine politischen und kommunalen Pflichten bei Wahlen und allen öffentlichen Angelegenheiten aus Bequemlichkeit zu versäumen, der hat wirklich das Recht, in dem tiefgehenden Kampfe der beiden Nationalitäten mit gutem Gewissen mitzusprechen. Lächerlich, wenn nicht verächtlich ist es, den Gegner fortgesetzt zu schmähen, weil er für seine Nationalität kämpft, während man die eignen nationalen Pflichten aufs schwerste verletzt. Schließt sich das Deutschtum allmählich so zusammen — und an hervorragenden geistigen Leitern einer derartigen Bewegung ist in der Provinz kein Mangel —, dann werden auch die Opfer, welche die Staatsregierung im Interesse der deutschen Sache zu bringen bereit ist, dauernde Frucht tragen können.

Eine pessimistische, innerlich unzufriedene, stets mit einem Auge nach der angeblich glücklicheren Heimat schauende Bevölkerung kann durch kein Opfer der Staatsregierung auf die Dauer gerettet werden. Die Provinz Posen ist ein Land, so dankbar für ernste Arbeit, wie irgend eine andre Provinz des Staates. Die deutsche Bevölkerung ist zum größten Teil freiwillig dahin gegangen, um dort ihren Herd zu bauen. Zahlreiche deutsche Familien haben Existenz und Wohlstand hier gefunden, und es ist endlich Zeit, daß dies die deutschen Einsassen dankbar anerkennen und in der Provinz Posen ihre dauernde Heimat erblicken. Eine ernste Aufgabe der preußischen Beamten ist es, das Bewußtsein für diese Aufgaben in der Bevölkerung wachzurufen und durch eignes Beispiel ihr dauerndes Interesse für den Landesteil zu bekunden, in den sie durch ihres Königs Vertrauen berufen sind.

Für die Staatsregierung und die Bevölkerung gilt aber in der Provinz Posen ganz besonders die alte politische Wahrheit, daß man den Gegner am wirksamsten bekämpft, wenn man den Freund stärkt. Man erschöpfe deshalb seine Kraft nicht länger in wirkungslosen Repressivmaßregeln, sondern gehe mit klar

ausgesprochenem Ziele schöpferisch vor! An geeigneten Vorschlägen aus der Provinz heraus hat es in dieser Beziehung schon seither nicht gefehlt.

Der Kampf zwischen Polentum und Deutschtum ist für die Polen ein wirtschaftlicher und politischer, da sie mit ihrer fortschreitenden wirtschaftlichen Entwicklung auch fortgesetzt neue Anhänger für ihre Partei und damit auch allmählich der polnischen Nationalität neue Bürger erwerben. Für das Deutschtum als solches ist der Kampf eigentlich nur ein wirtschaftlicher, da die Germanisirung polnischer Staatsangehörigen innerhalb der polnischen Landesteile ausgeschlossen ist. Es ist deshalb eine richtige Taktik der preußischen Staatsregierung, ihre Machtmittel vorzugsweise auf wirtschaftlichem Gebiete zu verstärken, ein Verfahren, gegen welches auch der sittenstrengste Politiker, wenn er nur eine Spur von Stammesinteresse für seine deutschen Brüder in den Ostmarken hat, einen sittlichen Einwand nicht erheben kann. Hoffen wir, daß es der preußischen Staatsregierung gelingen werde, für die Lösung der großen politischen Aufgabe Männer zu finden, die mit weitem Blick, mit Takt, mit nachhaltiger, ruhiger Willenskraft, mit voller Kenntnis der wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse des Landes, mit aufrichtigem, allem persönlichen Beifallsbedürfnis fernstehendem sachverständigem Eifer und mit geistiger und körperlicher Frische ihr vielseitiges Amt zu führen imstande sind. Nur Männer, die nicht bloß vom grünen Tisch verfügen, sondern auch befähigt sind, draußen auf der Scholle zu prüfen und anzuordnen, die bereits den Beweis geliefert haben, daß sie imstande sind, aufzubauen und zu schaffen, werden wirtschaftliche und damit politische Erfolge erreichen.

Dem Polentum kann man nur zurufen: Tu l'as voulu! Sein patriotischer Eifer war größer als seine staatsmännische Einsicht. Den endlosen systematischen Angriffen der polnischen Agitation gegenüber konnte der Staat nicht länger Gewehr bei Fuß stehen — er ist zum Kampfe gedrängt worden. Weise Staatsmänner — und vielleicht erwachen allmählich solche unter den Polen — pflegen sich in solchen Fällen in „haltbare" Positionen zurückzuziehen oder abzurüsten.

Die Polen selbst werden schon in kürzester Zeit einsehen, daß ihnen mit dem beabsichtigten Ankauf polnischer Güter zunächst ein enormer wirtschaftlicher Vorteil geboten ist, und es lediglich von ihnen selbst abhängen wird, ob hieraus eine Schädigung ihrer berechtigten nationalen Interessen erwächst. Zunächst wird die königliche Staatsregierung nur von denjenigen Besitzern kaufen und kaufen können, welche sich in ihrem Besitz nicht mehr zu halten vermögen. Wenn aber solche Besitzer vom Staate ausgekauft werden, so liegt dies im dringendsten Interesse desjenigen Teiles der polnischen Gesellschaft, welcher noch wirtschaftlich lebensfähig ist, denn selbst die opferfreudigste Hingebung jener festfundirten Kreise des Polentums wird auf die Länge nicht imstande sein, die finanziell gesunkenen Landsleute zu halten; letztere werden dagegen durch rechtzeitigen Verkauf in vielen Fällen in die Lage gesetzt sein, sich unter bescheideneren und

wirtschaftlich gesünderen Verhältnissen eine neue Existenz zu gründen. Die Befürchtung der polnischen Kreise dagegen, daß auch wirtschaftlich gut situirte polnische Grundbesitzer von der preußischen Staatsregierung durch hohe Angebote zum Verkauf verleitet werden würden, ist völlig unbegründet, da die Staatsregierung wohl zu klug sein dürfte, unter der gegenwärtigen landwirtschaftlichen Misere durch hohe Kaufpreise polnischen Grundbesitzern die Mittel in die Hand zu geben, schlecht situirte deutsche Besitzer billig auszukaufen. Jede nervöse Überhastung in dieser Beziehung, welche die Vernachlässigung von Jahrzehnten unter dem Drucke der öffentlichen Meinung in ungestümem politischem Ehrgeiz einholen wollte, würde zu einem vollständigen Mißerfolge der ganzen Maßregel führen. Ehrliche Benutzung des einzelnen günstigen Falles auf Grund genauer Ortskenntnisse und nicht programmmäßige büreaukratische Arbeit kann allein Erfolge erzielen, welche sich sittlich, wirtschaftlich und politisch vor dem Lande rechtfertigen lassen.

Der Kampf der deutschen Nationalität
mit fremden Kulturen.

Von Franz Pfalz.

(Schluß.)

Im fünfzehnten Jahrhundert riefen die abendländischen Gelehrten gegen die erstarrte lateinische Kultur das unverfälschte Griechentum zu Hilfe. Es hieße aller feinern Bildung Hohn sprechen, wenn man das Verdienst der ältern Humanisten, der italienischen sowohl als der deutschen, herabsetzen wollte. Den armen, durch die mumienhafte lateinische Kultur in sich zusammengepreßten Abendländern ging die Philosophie erst bei dem Studium der griechischen Meisterwerke auf. Die Deutschen waren in ihrer Verkümmerung ebensowenig wie die Franzosen, Spanier und Italiener imstande, aus sich heraus zu hohen Idealen eines rein menschlichen Daseins zu gelangen. Aus Dogmenstreit, Hierarchie und Lehnswesen, aus bürgerlicher und bäurischer Knechtschaft, aus Armut und Rohheit mußten sie durch die hohe Naivität eines naturwüchsigen, mit künstlerischem und philosophischem Genie ausgestatteten Volkes herausgerissen werden, wenn sie überhaupt wieder zu der Anschauung eines menschenwürdigen Daseins gelangen wollten.

Es läßt sich nicht leugnen, daß die ersten großen deutschen Humanisten, Reuchlin, Agricola, Erasmus, den Anstoß zu der nationalen Befreiungsthat gegeben haben, die man mit dem Namen der deutschen Reformation bezeichnet. Sie war nicht eine Auflehnung gegen Religion, im Gegenteil eine Vertiefung des religiösen Sinnes, so recht dem Grundzuge des deutschen Wesens gemäß, auch nicht eine Auflehnung gegen den Zwang der Kirche, denn alle Formen der kirchlichen Gemeinschaft wurden sofort wiederhergestellt, sondern recht eigentlich eine Auflehnung gegen die geistige Fremdherrschaft, und damit reiht sie sich als dritter großer Sieg an die Schlachten im Teutoburger Walde und bei Tours und Poitiers. Luther war sich wohl bewußt, daß die Humanisten ihm den Boden bereitet hatten, darum empfahl er auch den künftigen Theologen, wie den regierenden Ständen überhaupt, das Studium der Sprachen, besonders des Griechischen und Hebräischen. Er hatte dabei in erster Linie das Lesen der heiligen Schrift in den Ursprachen vor Augen, die humanistischen Studien sollten in den Dienst der religiösen Forschung treten. Darum hauptsächlich nannte er die Sprachen „das Schwert des Geistes." An das Volk im großen und ganzen, an ein Aufnötigen fremder Kulturen, an eine Ertötung des nationalen Geistes dachte er nicht im entferntesten. Seine Bibelübersetzung ist dafür der sprechendste Beweis. Er wollte durch und durch Deutscher sein: die Sprache des Volkes zu reden war sein Stolz, sein lebenslanges Studium, und die deutsche Predigt wurde der Mittelpunkt des Gottesdienstes, welchen er einrichtete. In der That ist es der Aufschwung des Volkstümlichen, was die Reformationszeit auszeichnet, die Sprache des Volkes ist die herrschende. Geistliche, Dichter, Staatsmänner müssen bürgerlich reden, sonst werden sie nicht verstanden. Selbst ein Mann wie Herzog Heinrich von Braunschweig, der gelehrte, strenge Jurist, der fürstliche Selbstherrscher, redet in seinen Dramen mit dem Volke in dessen Sprache.

Soweit hatte sich die Herbeiziehung der griechischen Hilfe vortrefflich bewährt. Hätten die Gelehrten die Schätze der antiken Kultur, die lateinischen ebenso wie die griechischen, in ihre Verwahrung genommen und sie durch gute Übersetzungen nach dem Muster der lutherischen Bibel auch weiteren Kreisen zugänglich gemacht, wie segensreich hätte es auf die gesamte Volksbildung wirken müssen! Melanchthon hatte ja schon angefangen, Äschines, Lucian, Plutarch zu übersetzen.

Allein es war, als ob ein feindliches Verhängnis auf der nationalen Entwicklung der Deutschen läge, mit der lutherischen Lehre zugleich erstarrten die humanistischen Studien schon um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts zu dogmatischen Formen und Formeln. Die Gymnasien wurden ganz andre, als die ersten Humanisten, als die Reformatoren sie sich gedacht haben mögen. Sie wurden Pflanzschulen des Lateinischen, Griechischen und Hebräischen, weniger um des Inhaltes der Klassiker als um der sprachlichen Form willen,

und machten außerdem den Anspruch, allgemeine Bildungsanstalten zu sein. Da sie das Latein im weitesten Umfange des Wissens und Könnens beibehielten und Griechisch und Hebräisch mit nicht geringerer Gründlichkeit betrieben, so drängten sich nun statt einer zwei (oder drei) fremde Kulturen dem Volke auf. Was die humanistischen Rektoren Eobanus Hesse in Nürnberg, Michael Neander zu Ilfeld am Harz, Hieronymus Wolf in Augsburg, Trotzendorf in Goldberg, Sturm in Straßburg aus den armen deutschen Jungen machen wollten, ist erschrecklich. Vom sechsten Jahre an Latein, vom neunten an Griechisch, und Deutschsprechen ein Kriminalvergehen der Schulordnung! Und wozu? Damit der Berg eine Maus gebäre! In den meisten Gymnasien gelangte man über Cicero und Äsop nicht hinaus, die großen Klassiker wurden den Schülern kaum dem Namen nach bekannt. Vor der Reformation hatte man in den Klosterschulen zwanzig- und dreißigjährige Schüler getroffen, die nicht über die Anfänge im Latein hinausgekommen waren, weil sie den Unterricht nicht regelmäßig besuchten. Jetzt fing man in frühester Jugend an und bestrafte mit Schlägen und Fasten die Kleinen, die in den Lauten ihrer Muttersprache stammelten, um dem deutschen Volke zwei fremde Kulturen einzuimpfen, aber viel weiter brachte man es auch nicht. Die deutsche Volksnatur sträubte sich gegen diese Auspeitschung des Nationalen. An Bemühungen, jeden, der nur irgend auf Bildung Anspruch machte, zu lateinisiren und zu gräzisiren, fehlte es nicht. Die akademischen Gymnasien, denen von Rechtswegen allein die Pflege der alten Sprache obgelegen hätte, waren nur ein kleiner Teil der auf den fremdsprachlichen Unterricht gegründeten Schulen, die Fürsten- oder Klosterschulen hatten Latein und Griechisch, die Stadtschulen nur Latein. Kaum daß sich die niedere Volksschule und die Mädchenschule davon frei erhalten konnte! Was die übereifrigen Rektoren in den untern Bildungsschichten betrieben, die Ausrottung des Lebendigen und Angebornen zu Gunsten toter Kulturen, das übten ihre Meister, die Universitätsprofessoren, im großen. Sie sprachen lateinisch, selbst griechisch, sie schrieben einander — lateinische Briefe, sie dichteten — lateinische Verse, sie übersetzten ihren ehrlichen deutschen Namen — ins Lateinische oder Griechische, wie schon Celtes (Pickel), Agricola (Hausmann), Melanchthon (Schwarzert) es gethan hatten. Deutsch — pfui! Deutsch war gemein, deutsche Dichtung ihnen ein Greuel, der poetische Schuster Hans Sachs diente ihnen nur als Zielscheibe des Spottes. Da versteinerte die deutsche Predigt zu dürrem Dogmenwesen, da flutete der trübe Strom der Fremdwörter in die Rechts- und Kanzleisprache herein, da verstummte die deutsche Poesie bis auf das einsam klagende Volkslied. Ein Wunder, daß das deutsche Wesen überhaupt noch zusammenhielt!

Gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts schon sah man sich ernstlich nach einem Retter in der Not um, natürlich wieder nach einer fremden Kultur, die befreiend wirken sollte. Diesmal war es das Französische.

Erinnern wir uns, daß schon im Mittelalter die Ritter ihre Vorbilder

in Frankreich suchten, daß schon damals französische Sprache und französischer feiner Anstand (courtoisie) als Merkmal der Bildung galt. Jetzt knüpften zunächst die kalvinistischen Höfe, Kurpfalz, Anhalt, einen innigern Verkehr mit Frankreich an. In der Verwirrung des dreißigjährigen Krieges, als die wilde fremdländische Soldateska mit dem Wohlstande zugleich alles geistige Leben der deutschen Nation mit Füßen trat, als die Kirchen und Schulen leer standen, suchten einige wenige Fürstenhäuser an dem französischen Wesen einen Halt und einen Trost. Daß diese Zuflucht bei Frankreich sich in der That mit dem Interesse für das Nationale verflocht, sieht man deutlich an dem Palmenorden oder der Fruchtbringenden Gesellschaft. Das Haupt dieser auf die Reinigung und Förderung der deutschen Sprache gerichteten Gesellschaft war in der ersten und besten Zeit derselben, während des großen Krieges, Ludwig von Anhalt-Köthen. Es ist freilich, einige sprachwissenschaftliche Werke abgerechnet, nicht viel dabei herausgekommen, aber gleichzeitig ging aus den gelehrten humanistischen Kreisen die deutsche Kunstdichtung hervor, als deren Vater Martin Opitz von Boberfeld gilt. Opitz und seine Schule, die erste schlesische, wurden durch die Vorgänge in der französischen Literatur zu der Rück- und Einkehr in das Nationale hingelenkt. Pierre Ronsards Versuche, die humanistischen Studien für die Weiterbildung der französischen Sprache zu verwenden, begeisterten Opitz zu gleichen Bestrebungen im vaterländischen Interesse. In Paris schaute er das Erwachen der französischen Dichtkunst in nächster Nähe an.

Nach dem dreißigjährigen Kriege stürzte sich das heruntergekommene Deutschland ganz in die Arme Frankreichs. Die französische Sprache wurde die Sprache der Gebildeten, die französische Literatur blieb ein Jahrhundert lang fast die einzige Geistesnahrung der Deutschen. In den vornehmen Familien wurde den Kleinen das Deutschsprechen um des Französischen willen verboten, wie die alten Rektoren es um des Lateinsprechens willen untersagt hatten. Staunend stand das Volk, welches einen Armin und Luther zu den Seinen zählte, vor den klassischen Dichtern Ludwigs XIV., die Fürsten wetteiferten, den großen König wenigstens in Kleidung, Dienerschaft, Gärten und Palästen nachzuäffen. Selbst Preußens Friedrich II., der die Heere Ludwigs XV. schlug, saß noch zu den Füßen Voltaires und schrieb seine Werke in französischer Sprache. Welche Seltsamkeiten müßte man aufzählen, um diese Zeit nur einigermaßen genügend zu schildern! Kein Wunder, daß uns die Franzosen verachteten, uns allen Geist, allen Geschmack absprachen, uns ein Volk von Narren und Dummköpfen schalten! Freilich waren uns die Franzosen überlegen, freilich war ihre Literatur der unsern weit voraus, denn der unselige Krieg hatte uns nicht bloß aufgehalten, sondern zurückgeworfen, aber Bewundern, Sichhingeben ist nicht Wetteifer und Weiterstreben.

Schon zu Gottscheds Zeiten fing man an, sich der Abhängigkeit von den Franzosen ernstlich zu schämen. Bodmer veröffentlichte die vernichtenden Urteile

der französischen Kritiker in deutscher Übersetzung. Gottsched selbst, so tief er in die französischen Muster verstrickt war, machte Voltaire keinen Besuch, als dieser durch Leipzig reiste. Der Kampf gegen die geistige Übermacht der Franzosen entbrannte bald darauf in der heftigsten Weise. Klopstock schlug mit der Keule Arnims auf die Wälschen ein, Wieland suchte es ihnen an Eleganz des Ausdruckes gleich zu thun, Lessing rückte mit Sophokles und Shakespeare im Bunde gegen Voltaire vor. Endlich, 1773, trat der junge Goethe in die Schranken und stellte wie mit Zauberkraft die deutsche Dichtkunst auf eigne Füße. Es war wirklich ein Kampf des Nationalen gegen das Fremde, wenn auch nichteingeborne Größen, die Griechen und die Engländer, als Hilfstruppen im Hintergrunde standen. Klopstock, Voß, Lessing waren im Treibhause des Lampenlichtes und der alten Klassiker aufgewachsen, aber sie waren kerndeutsche Naturen, die aus ihren lateinischen und griechischen Studien keine Voreingenommenheit dafür mitbrachten. Klopstock bürgerte den Hexameter in der deutschen Dichtung ein und schmolz die deutsche Sprache im Hochofen der griechischen Syntax um, aber dem handwerksmäßigen Gebrauche der griechischen und römischen Mythologie kündigte er im altgermanischen Gewande der Bardendichtung den Krieg an, Voß lehrte den Homer deutsch reden und schuf Theokrit mit der deutschen Idylle aus dem Felde, Lessing, obgleich er sich nie ganz aus den Windeln seiner Gymnasialstudien losmachen konnte, war der Held, welcher das anmaßende hohle Gelehrtentum der buchstabengläubigen Zeit zertrümmerte. Wie bedeutend diese Vorkämpfer des nationalen Bewußtseins aber auch auf ihre Zeit einwirkten, das französische Wesen rotteten sie noch keineswegs aus. Von dem Hofe und dem Hofadel war es ausgegangen, an den Höfen und in den adlichen Kreisen hatte es sich festgesetzt, hier galt es als die Legitimation aller höhern Bildung, und da man nur in Hof- und Adelskreisen mit allen Einzelheiten der französischen Anschauungsweise vertraut sein konnte, so wurde ganz unmerklich hinter dem Adel der schwarze Strich gezogen, jenseits dessen man eine höhere Bildung nicht gelten lassen wollte. Die Gelehrten, die höhern Staatsdiener, die Theologen, Mediziner, Literaten und Gymnasiallehrer gehörten nur der subtropischen Zone an, wenn sie sich nicht in den Adelskreisen eine Art Schutzverwandtschaft zu erwerben wußten. Ein wesentliches Merkmal dieser französischen Adelsbildung war der Witz, d. h. die trockne Verstandesschärfe, der nichts heilig ist, was nicht einen augenblicklichen, sinnlich wahrnehmbaren Vorteil verspricht. Es war ein nackter Realismus, der sich in einer frivolen Bekrittelung der kirchlichen und staatlichen Verhältnisse gefiel und daneben eine vornehme Verachtung aller Tugendideale zur Schau trug. Da es in Kirche, Staat und sozialem Leben außerordentlich viel Mittelalterliches, Verbrauchtes und Hemmendes gab, so fehlte es dem vornehmen Spotte nicht an Stoff; die adlichen Aufklärer dachten aber nicht daran, in diesen Dingen eine Wandlung und Besserung zu schaffen, sondern sie fanden ihr Behagen nur darin,

sich für ihre Person über die alten Schranken hinwegzusetzen. Hinter ihren Vorbildern, dem französischen Adel, blieben die Deutschen glücklicherweise weit zurück. Jene spielten mit Eiden, verhandelten mit Giftmischerinnen, betrachteten jede moralische Niederträchtigkeit als noble Passion, schafften durch die lettres de cachet ihre Gegner in die Bastille und kokettirten daneben mit dem amerikanischen Freiheitshelden Benjamin Franklin; diese beschränkten sich in der Hauptsache doch darauf, in ihren Zirkeln über witzige Einfälle zu lachen.

Was Klopstocks sentimentale Tugendschwärmerei und Lessings gediegene Kritik nicht erreicht hatten, das gelang der französischen Revolution, sie fegte zugleich mit der Pariser Adelswirtschaft die frivole Pariser Bildung aus Europa hinweg. In Deutschland vollzogen die Originalgenies der Sturm- und Drangperiode den Sprung aus den französirten Salons auf die derbe heimische Erde. Als der Blutgeruch und der Pulverdampf der französischen Revolution sich verzogen hatten, erkannte man deutlich die veränderte Richtung, welche die Kulturströmung in Europa eingeschlagen hatte. An die Stelle des sarkastischen Utilismus war die wissenschaftliche Forschung und der Idealismus des Reinmenschlichen getreten. Die Männer der Wissenschaft und die Girondisten, Bailly und Madame Roland, zeichneten das neue Strombett vor, die astronomischen Globen und das griechische Kostüm waren die ersten Fahrzeuge auf der rasch anschwellenden Flut. Heute noch lassen wir uns von diesen Wogen treiben, aber wir sind schon weit unten in der Niederung und können den zurückgelegten Weg beurteilen. Der wissenschaftliche Zug ist hauptsächlich den exakten Forschungen zu Gute gekommen und hat in dieser Beziehung seine Schuldigkeit gethan. Geschichte, Geographie, Naturkunde haben sich zu Riesenbäumen mit unendlichem Astwerk entwickelt und tragen Früchte, deren voller Wert wohl erst in späterer Zeit wird gewürdigt werden können. Freilich ist damit auch das Vielwissen, die encyklopädische Bildung, das Konversationslexikon Mode geworden und schadet besonders in der Jugenderziehung mehr als Degen, Reifrock und Haarbeutel im vorigen Jahrhundert. Die Menschenrechte haben im Neuhumanismus ihren salonfähigen Ausdruck gefunden.

Der Neuhumanismus ist die Wiederbelebung der altklassischen Studien auf den Universitäten und Gymnasien. Während des dreißigjährigen Krieges und der darauf folgenden Perückenperiode waren die philologischen Studien ziemlich verfallen. Die lateinischen Stadtschulen führten ein erbärmliches Dasein in Schlendrian und Langerweile, von den Gymnasien waren es nur noch die alten Fürsten- und Klosterschulen, in denen in althergebrachter Weise, fast ohne Zuthun der Lehrer, sich die begabteren Schüler durch die alten Klassiker hindurchwürgten, Klopstock und Lessing hatten auf Fürstenschulen ihre Vorbildung erhalten. Aber schon als Lessing die Universität bezog, um die Mitte des Jahrhunderts, regte sich ein neuer Geist in der Philologie, ein Geist, der mit dem Kampfe gegen die französische Suprematie Fühlung hatte. Gegen die

Despotie der einen fremden Kultur rief man eine andre fremde Kultur zu Hilfe; es war eben das alte Lied. Ernesti und Christ in Leipzig, Heyne in Göttingen drangen darauf, die hohle Silbenstecherei durch das Eingehen auf den Inhalt und den Geist der alten Schriftsteller zu beschränken. F. A. Wolf in Halle regenerirte gegen Ende des Jahrhunderts das Gymnasium nach denselben Grundsätzen, indem er besondres Gewicht auf das Griechische legte. Durch die französische Revolution erhielt der Neuhumanismus den rechten Schwung, war er doch auch gegen die frivole Nützlichkeitsphilosophie der französischen Adelsbildung gerichtet. Zug um Zug ließ er sich von den revolutionären Prinzipien treiben, ohne es einzugestehen. Die Revolution hatte die Menschenrechte auf ihre Fahne geschrieben, die Humanisten priesen das glückselige Griechenland, in dem Schönheit und Weisheit ein Leben im Stande der Natur verklärten, die Revolution schob das Christentum beiseite, weil es durch die äußere Werkheiligkeit und die Heuchelei der lasterhaften Hofleute entweiht worden war, die Neuhumanisten setzten ihren Stolz darein, ächte alte Heiden zu sein, beglückwünschten einander in ihren Briefen, daß sie nichts mit kirchlichen Dingen zu thun hätten, und meinten, vor dem theologischen Studium müßte eigentlich polizeilich gewarnt werden.*) Die jetzigen Altphilologen hören es nicht gern, wenn man sie daran erinnert, sie sind geheilt von der jugendlichen Schwärmerei ihrer geistigen Altvordern, ja man könnte sagen, wenn es nicht paradox klänge: je kirchlicher und konservativer die Zeitrichtung ist, desto mehr ist der gymnasiale Bildungsgang bevorzugt. Diese Bekehrung hat das preußische Ministerium Altenstein unter spezieller Bethätigung des Justizministers Mühler und des Geheimen Rates Johannes Schulze zustande gebracht, nicht zu vergessen unter dem stillen Segen der Hegelschen Philosophie. Wenn man Varnhagen von Ense glauben darf, so ging es im letzten Jahrzehnte der Regierung Friedrich Wilhelms III. streng büreaukratisch in Preußen zu. Damals nahm das Ministerium Altenstein, ohne die ausgesprochene Absicht wohl, aber seiner ganzen Richtung gemäß, den etwas kecken Neuhumanismus unter Schloß und Riegel. Zuerst wurde die schon früher angebahnte staatliche Kontrole der Lehrpläne aufs strengste durchgeführt. Nicht die Lehrziele überhaupt, auch die Ziele der einzelnen Klassen erhielten eine ganz bestimmte, von der höchsten Schulbehörde vorgeschriebene Gestalt, selbst die Methode und die Lehrbücher bedurften der Bestätigung. Die staatliche Kontrole verkörperte sich in strengen Jahres- und Reifeprüfungen, die von Mitgliedern der Aufsichtsbehörde geleitet wurden. Die auf solche Weise verstaatlichten Gymnasien erhielten dafür die ausschließliche Berechtigung, daß ihren in der Schlußprüfung für reif erklärten Schülern der Zugang zum Universitätsstudium offenstehen sollte. 1834 war das große Werk vollendet, und seitdem geht der Neuhumanismus in dem sichern Gleise

*) S. Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichtes, S. 593.

des verantwortlichen und mühsamen Beamtenlebens. Der fremden Kultur ist also eine bestimmte Stelle im Bereiche der Volksbildung angewiesen. Über diese Stelle läßt sich freilich noch streiten.

Wie wir nun einmal sind und wie sich die gesamte Kultur des Abendlandes im Laufe von Jahrtausenden gestaltet hat, ist ohne eine genauere Kenntnis des antiken Lebens und der antiken Literatur nicht wohl auszukommen. Aber eine andre große Frage ist die, ob die gründliche Erlernung der alten Sprachen nicht den Gelehrten von Beruf vorbehalten bleiben und der Universität oder besondern akademischen Gymnasien zugewiesen werden sollte, damit die mehr praktischen Berufskreise, auch die künftigen Mediziner und die Juristen, schon im Gymnasium ernstlicher zu den modernen Bildungsmitteln, wie sie sich z. B. in den Realgymnasien finden, herangezogen werden könnten. Die wissenschaftliche Pädagogik und die Anforderungen des Lebens sind die Faktoren, von welchen die Lösung dieser brennenden Frage abhängt, bei der regen Teilnahme, welche die Regierungen dem höhern Schulwesen entgegenbringen, ist zu erwarten, daß die praktische Regelung sogleich eintreten wird, sobald nur die Sache theoretisch entschieden ist. Dabei werden freilich noch manche Vorurteile zu überwinden sein. Das Gymnasium wirkt ungestört und unbestritten segensreich nur als Vorbildungsanstalt für den künftigen Fachgelehrten. Sobald es für die Praxis vorbereiten soll, reicht es nicht mehr aus oder muß sich übermäßig mit modernem Bildungsmaterial belasten. Man wird sich also wohl dazu verstehen müssen, von den alten Sprachen nur so viel in die Jugenderziehung aufzunehmen, als zum Verständnis wissenschaftlicher Untersuchungen unbedingt notwendig ist, das übrige aber der Universität zu überlassen. In eine noch größere Bedrängnis kommt das Gymnasium, wenn es eine ganz allgemeine Bildungsanstalt sein will. Den künftigen Fabrikanten, Kaufleuten und Landwirten kann es nichts bieten als eine unfruchtbare Wissensmasse, die erst wieder verlernt werden muß, ehe der junge Mann sich seinem Berufe nähern kann. Alles Deklamiren der Philologen gegen das Nützlichkeitsprinzip, alles Anpreisen der Idealität und des formalen Bildungswertes, der den toten Sprachen innewohnen soll, wird gegen die Gewalt der Thatsachen nichts ausrichten. Verharrt man wie bisher auf dem einseitigen philologischen Standpunkte des Gymnasiums, so werden allmählich die modernen Wissenschaften, deutsche Literatur, neuere Sprachen, Naturkunde in vollem Umfange das Bollwerk der toten Sprachen in den gymnasialen Lehrplänen selbst sprengen. Die Überbürdungsfrage ist schon der Anfang hierzu. Denn die Klagen über allzugroße geistige Anstrengung der Jugend sind mit ihrer Spitze gegen das Gymnasium gekehrt. Zu allen Zeiten treten sie hervor, in denen die humanistische Bildung in den Schulen mehr als billig betont wurde, nicht lange nach der Reformation, um die Mitte dieses Jahrhunderts und jetzt wieder. Auch sie sind ein Auflehnen des Volksgeistes gegen die fremde Kultur.

Nicht nur auf die Schule, auch auf die Literatur hat der Neuhumanismus einen großen Einfluß ausgeübt. Die Weimarer Klassizität ist von ihr durchdrungen. Wieland, Herder, Goethe, Schiller und ihre Freunde, wie Wilhelm von Humboldt, wurden von der neuhumanistischen Verherrlichung der Griechen stark beeinflußt. Bei Goethe und Schiller ist dies umso merkwürdiger, als Goethe erst spät das Griechische erlernte und ernsten philologischen Studien überhaupt nicht hold war, Schiller aber, von kärglichen Anfängen auf der Karlsschule abgesehen, dieser Sprache nie mächtig wurde. Es war also der Inhalt der griechischen Klassiker, wie er in Übersetzungen vorlag, der Reiz der griechischen Kunstwerke, vielleicht auch ein ideales Gesamtbild vom griechischen Leben, was unsre großen Dichter anzog. Man ersieht daraus, daß Übersetzungen nicht weniger stark wirken als Originale, sobald die rechte Empfänglichkeit vorhanden ist. Ein beachtenswerter Wink für Pädagogen! Man ersieht daraus ferner, daß Kunst und Philosophie allein den höhern Inhalt des griechischen Lebens ausmachen; die politische Geschichte ist häßlich entstellt durch Verräterei und Bosheit selbst in den hervorragendsten Partien der Perserkriege, das soziale Leben aber ist wie das aller alten Kulturvölker durch die Sklaverei gebrandmarkt und schon darum nichts weniger als mustergiltig. Die griechische Philosophie und Kunst hat unsrer klassischen Dichtung teilweise wenigstens eine gewisse Färbung gegeben. Goethe ging nach seiner Rückkehr aus Italien so sehr in der Vergötterung der Griechen auf, daß er seinen nächsten Freunden unverständlich wurde. Die griechische Walpurgisnacht, die er innerlich durchlebte, hat er im zweiten Teile des Faust abgesetzt. Im Epimenides, dem griechisch-allegorischen Festspiele nach dem großen Freiheitskriege, bekennt er naiv, daß er während der Erhebung seines Volkes gegen die Fremdherrschaft geschlafen habe:

Epimenides: Doch schäm' ich mich der Ruhestunden,
Mit euch zu leiden war Gewinn.
Denn für den Schmerz, den ihr empfunden,
Seid ihr auch größer als ich bin.

Schiller erging sich zu derselben Zeit, als Goethe zu den Füßen des Homer und des Sophokles saß, in schwungvollen Hymnen zu Ehren der Götter Griechenlands und der mythologischen Kulturentwicklung, und noch in einer viel spätern Zeit lenkte er in die griechische Schicksalstragödie ein. Unsre großen Dichter haben unter dem Einflusse der Griechen ohne Zweifel viel Schönes geschaffen, das Schönste dann, wann es ihnen gelang, die Griechen auf ihrem eignen Gebiete zu besiegen, wie Goethe in der Iphigenie. Anderseits aber ist durch diese neuhumanistische Überverherrlichung des griechischen Lebens auch viel Kränkliches, Mattes und Fremdes in die deutsche Literatur eingedrungen. Man denke an die gespreizten allegorischen Gedichte Herders, an die Romane Wielands, an die Braut von Messina und an den zweiten Teil des Faust. Unsre Knaben und Mädchen müssen Schillers Ring des Polykrates auswendig lernen, nachdem der Lehrer

mit wahrer Andacht den Sinn erklärt hat, und welchen Sinn? Hat denn die ganze Idee vom Neide der Götter für uns noch einen Sinn?

Der Neuhumanismus hat unleugbar große Verdienſte gehabt. Schon daß er das Hauptgewicht auf die griechiſche Literatur legte, nicht auf die römiſche, und den Inhalt der Meiſterwerke zu erſchließen ſuchte, nicht an der Form kleben blieb, iſt ein Verdienſt. Freilich hätte nach Voſſens Vorgang ungleich mehr Fleiß auf gute Überſetzungen verwandt werden können, ja der Wert der Überſetzungen für den Schulunterricht iſt über dem handwerksmäßigen Betriebe der Grammatik faſt ganz überſehen worden. Auch darin beſteht ſein Verdienſt, daß er die Grenzen der ſogenannten höhern Bildung erweiterte, indem er dem literariſch geſchulten Teile des Bürgerſtandes Eingang in den geweihten Bezirk erwarb. Ein großer Vorwurf aber iſt den eigentlichen Stockphilologen und Gräkomanen nicht zu erſparen, ein Vorwurf, welcher in der Regel die Zeloten der fremden Kultur trifft, der einer Unduldſamkeit, die an Dünkel grenzt. Wo das Latein und Griechiſch aufhört, hört für ſie die höhere Bildung auf. Einen andern Bildungsweg giebt es nach ihrer Anſicht nicht. Jeder naturwüchſige, durchaus nationale Menſch gehört zur Plebs. Die Altmeiſter der neuhumaniſtiſchen Richtung waren in dieſer Beziehung geradezu abſcheulich. Man höre nur Wilhelm von Humboldt: „In jeder Kataſtrophe des Lebens, ja im Momente des Todes würden einige Verſe des Homer, und wenn ſie aus dem Schiffskatalogus wären, (!) mir mehr das Gefühl des Überſchwankens in die Gottheit geben als irgend etwas andres von einem andern Volke.“ Oder Hölderlin, wie er im Hyperion die Deutſchen ſchildert: „Barbaren von Alters her, durch Fleiß und Wiſſenſchaft und ſelbſt durch Religion barbariſcher geworden, tief unfähig jedes göttlichen Gefühls, verdorben bis ins Mark zum Glücke der heiligen Grazien.“*)

Ihr anmaßenden Narren! Wodurch war denn die deutſche Nation ſo arm, ſo geiſtig elend, ſo nichtsvermögend und roh geworden? Doch wohl nur dadurch, daß ſie immer und immer wieder in fremde Kulturen hineingequetſcht worden war. Daß wir noch Deutſche ſind, iſt das Verdienſt der Kaufleute, Handwerker und Bauern, nicht das der durch fremde Sprachen gebildeten mit und ohne Adelstitel. Wäre es nach deren Neigung und Studium gegangen, ſo hätte die deutſche Nation es nicht vermocht, ihre Eigentümlichkeiten zu bewahren, ſie wäre romaniſirt oder franzöſirt worden. Die untern Volksſchichten hüteten das Nationale in Sprache und Sitte, aber eben darum ſchritt die Kultur ſo langſam vorwärts. Wäre es der deutſchen Nation vergönnt geweſen, mehr aus ſich ſelbſt herauszuwachſen, hätten ſich die fremden Kulturen nicht wie ein Alp auf ſie gelegt, der gute Hölderlin würde nicht ſo bitter zu klagen gehabt haben.

*) F. Paulſen, Geſchichte des gelehrten Unterrichtes, S. 522.

Man könnte sagen, der spezifisch nationale Standpunkt sei ein sehr beschränkter; je weiter der Blick, desto größer der Geist. Gewiß! Aber die Voraussetzung, daß das moderne Geistesleben nur auf dem Boden der antiken Kultur recht gedeihen könne, ist ein noch viel beschränkterer Standpunkt. Die Neuhumanisten meinten Kosmopoliten zu sein, waren aber in der That die ärgsten Partikularisten, die es geben kann.

Der Kampf gegen die griechisch-romanische Kultur ist der Hauptsache nach beendet. Mit leichtem Flügelschlage wird der deutsche Aar den letzten fremden Staub abschütteln. Schon seit den Freiheitskriegen ist das Nationale wesentlich im Vorteile. 1848, 1866, 1870 sind Knotenpunkte des siegreichen Vordringens, die Sänger der Freiheitskriege, die schwäbische Dichterschule, die Dichter der Gegenwart sind die Mittelglieder. Es ist anzunehmen, daß der alte Streit nicht wieder beginnen wird. Das Nationalitätsprinzip kommt mehr und mehr zur Geltung, das Fremde wird ausgestoßen. Wo sich noch Sprachinseln in großen Volksgebieten vorfinden, da müssen sie sich dem Ganzen anschließen, oder sie werden bezwungen; wo sich verschiedne Nationalitäten die Wage halten, da entbrennt der Wettstreit.

Die meisten Völker Europas haben einen Kampf mit fremden Kulturen zu bestehen gehabt, keins aber hat ihn so tief im innersten Geistesleben durchgeführt wie das deutsche. Darum empfindet es nun auch doppelt das Hochgefühl des nationalen Bewußtseins.

Die religiöse Malerei der Gegenwart.

1.

Wereschagin und die Berliner Jubiläumsausstellung.

Die Thatsache, daß seit fünfzehn Jahren deutsche, österreichisch-ungarische und slawische Künstler bestrebt sind, den Gestalten der christlichen Legende oder der biblischen Überlieferung eine neue, der realistisch-naturalistischen Kunstanschauung unsrer Tage entsprechende Erscheinungsform zu geben, läßt sich eher zu Gunsten als zum Nachteile unsrer als materialistisch verrufenen Zeit auslegen. Daß unsre Kunst sich eine geraume Weile von den höchsten idealen Zielen abgewendet hatte, war nicht ein Zeichen geistiger Verarmung und Verflachung, sondern nur eine von den Folgen der Opposition gegen eine erschöpfte Kunstrichtung, welche die reli-

giöse Malerei gewissermaßen in Erbpacht genommen hatte und jede andre Auffassung als die ihrige mit tyrannischer Gewalt unterdrückte. Nachdem ihre Vertreter einer nach dem andern ins Grab gesunken, ist dieses Gebiet wieder frei geworden, und aller Orten regen sich die Geister, nicht um neuen Most in alte Schläuche zu füllen, sondern um ebenso radikal mit der Tradition zu brechen, wie es ihre Vorläufer auf dem Felde der historischen Forschung, die Mitglieder der Tübinger Schule, Strauß und Renan gethan hatten.

Die Wege, auf denen die Malerei zu einer realistischen Behandlung religiöser Motive gelangt ist, sind verschiedenartige, zum Teil gänzlich neue, zum Teil aber auch solche, welche nur Jahrhunderte lang verschüttet gewesen waren. Die Wahrnehmung, daß die Sitten, die Lebensweise, die Trachten und das Hausgerät der heutigen Araber, der Bewohner von Nordafrika, Syrien, Palästina und Kleinasien sich aus uralten Zeiten in fast unverfälschter Ursprünglichkeit bis auf die Gegenwart erhalten haben, ist fast zu gleicher Zeit von zwei Franzosen, von Eugen Delacroix und Horace Vernet, gemacht worden. Beide haben aber nicht die äußersten Konsequenzen aus ihrer Wahrnehmung gezogen. Delacroix war zu sehr Idealist, zu sehr Dichter der Farbe und der Stimmung, zu sehr Dramatiker, um seine Zeit an der peinlichen Nachbildung ethnographischer Details, archäologischen Kleinkrams zu verlieren. Vernet war eine viel zu oberflächliche Natur, um sich lange mit der Lösung eines Problems abzuquälen, auch wenn er es im Anfange mit größter Leidenschaft erfaßt hatte. Aber das Beispiel dieser beiden berühmten Männer war doch so mächtig, daß ein großer Teil der französischen Schule die konventionelle Behandlung religiöser Stoffe in der Art von Ingres und Hippolyte Flandrin aufgab und die Farbenpracht des gegenwärtigen Orients in die biblischen Darstellungen hineinspielen ließ. Die Franzosen eigneten sich dabei vorzugsweise das romantische Element des Orients an und umgaben namentlich den Mittelpunkt jener Darstellungen, die Gestalt Jesu Christi, mit jenem Scheine dichterischer Verklärung, welche ihr Ernest Renan übrig gelassen, nachdem er sie der göttlichen Herkunft beraubt hatte.

Ein beträchtlicher Schritt weiter auf diesem Wege historischer Rückbildung wurde sodann durch deutsche Künstler gethan. Wir wollen dabei auf eine Arbeit von Menzel, der im Jahre 1851 den zwölfjährigen Jesus im Tempel unter den Schriftgelehrten in historisch-realistischer Auffassung, zum allgemeinen Entsetzen der meisten seiner Zeitgenossen, darstellte, nicht näher eingehen, weil diese Arbeit vereinzelt geblieben ist und, soweit sich erkennen läßt, auch keinen Einfluß auf andre geübt hat. Von größerer Bedeutung ist erst das Vorgehen des Düsseldorfers Eduard von Gebhardt geworden, welcher seit der Mitte der sechziger Jahre das damals noch große und folgenschwere Wagnis unternahm, an dem abstrakten Idealismus der cornelianischen Schule Kritik zu üben. Er knüpfte da an, wo die nationale Entwicklung der germanischen Kunst einen Bruch erlitten hatte, an die Kunst des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, und stellte die

Figuren der heiligen Geschichte, die Hauptpersonen wie das zuschauende, den Chorus bildende Volk so dar, wie es die Schüler der van Eyck, Dürer und Holbein gethan hatten. Diese neue Auffassung wirkte zunächst überraschend, und da sie zugleich mit einer nicht geringen koloristischen Leistungsfähigkeit verbunden war, auch bis zu einem gewissen Grade überzeugend. Auf die Dauer war diese Auffassung jedoch nicht haltbar, da ihr die Keime der weitern Entwicklung fehlten. Was bei den alten Meistern der Ausfluß gläubiger Naivität, der Wiederschein des sie umgebenden unmittelbaren Lebens war, das mußte sich bei dem modernen Maler als das Erzeugnis der Reflexion, das Ergebnis von Galeriestudien darstellen. Jene alten Künstler hatten die biblischen Szenen so wiedergegeben, daß sie die Lokalitäten, Landschaft wie Innenräume, die Trachten, die Geräte, die Waffen mit der Gewissenhaftigkeit des seine Schwingen zu erstem Fluge regenden Realismus den Mustern ihrer Zeit, dem, was sie täglich vor Augen hatten, getreulich nachbildeten. Nur der Heiland und die ihm zunächst stehenden Personen, insbesondre die Madonna und die Apostel, erschienen in einem antikisirenden Idealkostüm, welches durch spätchristliche, namentlich byzantinische Arbeiten, wie Elfenbeinreliefs, Miniaturen u. dergl. m., dem Abendlande überliefert worden war. Dazu gesellten sich dann orientalische Züge, und schon im fünfzehnten Jahrhundert haben die in nordischen Städten ansässigen Juden mit ihrer ausländischen Tracht den Künstlern als Modelle gedient. Es ist bekannt, daß die holländischen Maler des siebzehnten Jahrhunderts die Juden ihrer Zeit, die damals, namentlich in Amsterdam, zu Reichtum und Ansehen gekommen waren, ohne weiteres den Personen der heiligen Geschichte substituirten. Daneben wirkte in noch verstärktem Maße der Orient, dessen köstliche Produkte an Stoffen, Teppichen und Schmucksachen holländische Schiffe in großen Massen auf den Amsterdamer Markt brachten. Es kam nicht selten vor, daß sich wohlhabende Leute mit solchen Stoffen nach orientalischer Art bekleideten und sich auch wohl in diesen phantastischen Kostümen malen ließen. Von Rembrandt giebt es zahlreiche Bildnisse und Radirungen dieser Art, welche irrtümlich als Juden, Jüdinnen und „Judenbräute" bezeichnet werden. Die Künstler fühlten also schon um jene Zeit instinktiv heraus, was in unserm Jahrhundert erst das Ergebnis längern Studiums gewesen ist, daß nämlich bei dem konservativen Charakter der Orientalen Tracht und Sitte durch Jahrhunderte bewahrt worden sind, und daß sich die orientalische Tracht der neuern Zeit nicht viel von derjenigen unterscheidet, die zu Christi Zeiten üblich gewesen. Damit sind wir auf die von Rembrandt zuerst in größerm Umfange betriebene Handhabung des biblischen Apparats gekommen, welche zu unsrer Zeit, wie wir später sehen werden, mit dem ganzen Aufwande ethnologischer und historischer Gelehrsamkeit ausgebildet worden ist.

Wir haben aber noch eine andre Seite an der Auffassung religiöser Motive durch die Maler des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts zu betrachten.

Indem Eduard von Gebhardt von ihnen den äußern Habitus seiner Gestalten entlehnte, zwängte er seine moderne Anschauungsweise in einen gekünstelten altertümlichen Stil zurück, der schließlich in archäologische Spielerei ausartete. Mit gleichem Recht hätte er sich Paul Veronese zum Muster nehmen können, der die vornehmen Venezianer seiner Zeit zur Hochzeit von Cana und zum Gastmahl bei Levi und Simon einlud. Indessen zog er aus dem Anschlusse an die alten Meister einen positiven Gewinn, welcher durch ihn zum Gemeingut der reformirten religiösen Malerei der Gegenwart geworden ist. Während die Italiener ihrem Naturell gemäß die Gestalten der christlichen Legende am liebsten von ihrer heitern und anmutigen Seite auffaßten und demnach gern die Madonna und die heilige Familie in einer lieblichen Landschaft darstellten, wurden die nordischen Maler durch die tiefere Innerlichkeit ihres Gefühls auf eine ernstere Auffassung der biblischen Erzählung hingewiesen. Das Leiden Christi und insbesondre die Kreuzigung wurde der bevorzugte Gegenstand ihrer künstlerischen Darstellung. Die Malerei wurde ihnen Glaubenssache. Alle Figuren wurden zu Trägern seelischer Stimmungen, die sich in ihren Angesichtern ausprägten. Das Leiden des Herrn spiegelte sich in seiner Gemeinde wieder, als deren Mitglieder alle gläubigen Christen aus der Umgebung des Malers herangezogen wurden. Durch diese Art der Behandlung kam in die religiösen Gemälde der Niederländer ein Zug von Wahrheit und unmittelbarem Leben hinein, der so ergreifend wirkt, daß man über die Unzulänglichkeit der äußern Mittel, über die Naivität der Darstellung hinwegsieht. Nur diesen einen Zug hätte Eduard von Gebhardt von den Niederländern annehmen und im übrigen nach voller Unabhängigkeit von ihren beschränkten Typen, ihrer unbeholfenen Ausdrucksweise streben sollen. Anfangs schien es, als wäre seine Absicht wirklich auf dieses Ziel gerichtet gewesen. Sein „Abendmahl“ in der Berliner Nationalgalerie zeigt eine völlige Freiheit und Selbständigkeit, von welcher man eine gesunde Weiterentwicklung der religiösen Malerei im Einklang mit den veränderten Glaubenssätzen und Religionsanschauungen der Gegenwart erwarten durfte. Es ist nicht recht verständlich, weshalb Eduard von Gebhardt diese Erwartung nicht erfüllt hat, sondern in seine frühere Abhängigkeit, in seine archaisirenden Launen zurückgefallen ist. Immerhin ist eines der Samenkörner, die er gestreut hat, aufgegangen: Natur, Wahrheit und Charakter sind an die Stelle der Konvention und der gehaltlosen Idealisirung getreten.

Mit dem Worte „Wahrheit“ fiel aber auch sogleich der Zankapfel unter diejenigen, welche dem neuen Banner zu folgen entschlossen waren. Was ist Wahrheit? so fragte ein jeder mit Pilatus, und jeder suchte die Wahrheit auf eigne Hand. In erster Linie kommen hier zwei Versuche in Betracht welche auf der Münchner Ausstellung von 1879 an die Öffentlichkeit traten und die entgegengesetzten Pole der neuen Richtung bezeichneten. Max Liebermann, ein unter dem Einfluß Munkacsys und der französischen Naturalisten gebildeter,

aus Berlin gebürtiger Maler, glaubte das Charakteristische nach der Seite des Häßlichen ausbeuten zu müssen und führte unter dem Titel „Der zwölfjährige Jesusknabe im Tempel" einen verschmitzten, rothaarigen Judenjungen unsrer Tage vor, welcher durch vorwitzige Fragen und altkluge Antworten einige im Kleiderhandel ergraute Greise aufs Glatteis führt. Diese naturalistische Grimasse fand so geringen Beifall, daß ihr Urheber keine Fortsetzung folgen ließ. Wir waren damals für diesen Grad von Cynismus noch nicht reif und sind es zum Glück auch bis heute nicht geworden. Allgemeine Anerkennung wurde dagegen der Behandlung desselben Gegenstandes durch den Münchner Ernst Zimmermann zu Teil, welcher die neu gefundene, geschichtliche Wahrheit mit den Schönheitsbegriffen der Zeit zu vereinigen suchte. Er ging von der Ansicht aus, daß zunächst das ästhetische Bedürfnis befriedigt werden müßte, nachdem das Dogma von der idealen Göttlichkeit Christi in der Überzeugung der Gebildeten einen derben Stoß erlitten. Damit kam er ungefähr auf den Standpunkt von Strauß, der in dem Kultus der Poesie, der Musik und anderer Künste einen Ersatz für die obsolet gewordenen Andachtsübungen empfahl. Doch besaß er in der Kraft der Darstellung, die dem schwächlichen Strauß bekanntlich fehlte, und in dem Glanz und der Tiefe seines Kolorits Mittel, vorwärts zu kommen. Sein Jesusknabe im Tempel enthielt bereits den Quell aller Poesie, die Begeisterung und die Absicht, die Wahrheit zu sagen, ohne zu verletzen oder gar an die Karikatur zu streifen. Das Schönheitsgefühl der Gebildeten, welche sich mit den Ergebnissen der unerbittlichen historischen Forschung vertraut gemacht haben, kann durch solche Schildereien nicht mehr verletzt werden, umsoweniger, als Zimmermann an seinen Grundsätzen festgehalten hat. Die Berliner Jubiläumsausstellung, welche uns das neueste Material zu unsern Beobachtungen bietet, enthält ein Bild von seiner Hand, das nur eine weitere Entwicklung seines vorher erwähnten Gemäldes darstellt. Drei galiläische Fischer sind nach Beendigung ihres Tagewerks zu Christo, der sich am Ufer niedergelassen hat, herangetreten, um die Heilswahrheit aus seinem Munde zu vernehmen. Das Bild hat vier Hauptfiguren, welche so weit sichtbar sind, daß nur die Kniee und der obere Teil der Unterschenkel erscheinen. Es ist also ein Konversationsstück nach dem Vorbilde der Venezianer; und an sie erinnert auch der warme Gesamtton, der noch durch die Abendstimmung besonders bedingt wird. Wir sehen heute an diesem Beispiele, wie schnell sich Streben nach Wahrheit und realistische Formengebung zu einer Art von Idealismus im Sinne der Gegenwart geläutert hat. Weniger glücklich in der Farbe, auch härter in der Formenbehandlung ist ein ebenfalls auf der Jubiläumsausstellung befindliches Gemälde von C. A. Geiger in München: Christus und Judas Ischarioth, eine poetische Phantasie. In der Abenddämmerung ist der Verräter dem Heilande begegnet, wie es scheint, der ruhelos umhergetriebene Geist dem Verklärten. Judas sucht mit inbrünstiger Geberde die Verzeihung des Verratenen zu erflehen

Aber Christus wehrt dem Verworfenen mit strenger, abweisender Bewegung der Hände. Wenn dieses Gemälde auch keinen andern Vorzug besäße als den einer bedeutsamen und energievollen Charakteristik, so müßte man doch dem Schöpfer desselben das Zeugnis einer gewissen Erfindungskraft ausstellen. Daß es den modernen Vertretern der religiösen Malerei so außerordentlich schwer geworden ist, neben den klassischen Meistern Raum zu gewinnen, liegt zum Teil auch an der Beschränkung des Darstellungskreises. Schon frühzeitig hatte sich eine bestimmte Szenenreihe ausgebildet, an welcher Jahrhunderte lang unverbrüchlich festgehalten wurde, ohne daß es ein Künstler gewagt hätte, die Reihe zu erweitern oder ein neues Glied in die Kette einzuschalten. Erst seitdem der moderne Realismus seine Unabhängigkeit von der Überlieferung proklamirt hat, sind auch die Schranken gefallen, welche das religiöse Stoffgebiet bisher eingeengt hatten. Die evangelische Geschichte bietet trotz ihrer Bearbeitung durch tausend und abertausend Künstler immer noch Motive genug, welche den Vorzug der Neuheit besitzen. So hat z. B. Hermann Prell, ein Schüler von Gussow, den Moment dargestellt, wo an Judas Ischarioth die Versucher herantreten, die ihn zum Verrat an seinen Herrn und Meister verleiten wollen. Die Sonne ist bereits zur Hälfte hinter einem Hügel hinabgetaucht, von dessen Abhange drei Personen in Naturgröße herabschreiten. Sie sind so stark in den Vordergrund getreten, daß die untere Seite des Bildrahmens ihre Beine unterhalb der Kniee durchschneidet. Judas greift gesenkten Hauptes mit der Linken nachdenklich in den Bart, während die Rechte den Strick umklammert, der ihm als Leibgurt dient. Noch hat der Kampf, der in seinem Innern tobt, sein besseres Selbst nicht überwunden, noch leiht er den Verführern nur ein halbes Ohr. Der eine von ihnen, ein weißbärtiger, kahlköpfiger Jude mit scharfgeschnittenen, geierartigen Zügen, berührt mit den ausgestreckten Fingern der Rechten den Ärmel seines Gewandes, als wüßte er, daß es nur noch eines kleinen Anstoßes bedürfe, um den Schwankenden seinen Wünschen gefügig zu machen. Der andre, in reicher orientalischer Tracht, bietet ihm in der ausgestreckten flachen Rechten die glänzenden Silberlinge. Daumen und Zeigefinger der linken Hand stecken in der Geldtasche, um nötigenfalls das Angebot zu vergrößern. Mit richtigem Takt hat der Künstler jeden Stich ins Komische oder Karikirte vermieden. Die Abenddämmerung, welche sich über die Landschaft breitet, verleiht der Szene jene ernste, düstere Stimmung, die für den schwarzen Handel bezeichnend ist. Dabei sind die Köpfe mit großer Energie charakterisirt, aber innerhalb einer durch und durch realistischen Auffassung, die sich hier bis zur Größe des historischen Stils erhebt.

In der Fähigkeit, neue Motive für biblische Gemälde zu finden, hat es bis jetzt der Russe Wassili Wereschagin am weitesten gebracht, dessen ambulante Bildergalerie sich gegenwärtig in Berlin befindet. Uns interessirt hier nur die eine Hälfte derselben, seine Studien an den heiligen Stätten in Palästina und

Syrien und die darauf begründeten Kompositionen. Die andre Hälfte besteht, was wir beiläufig bemerken wollen, aus Variationen von früher behandelten Themen. Es sind Ansichten von merkwürdigen Baudenkmälern in Delhi und Agra, Innenperspektiven von Moscheen und Palästen, Himalayalandschaften, durchweg mit großer Virtuosität, aber auch ohne Empfindung und ohne Seele gemalt. Ein verständiger Photograph und ein geschickter Kolorist würden am Ende ein Gleiches zu stande bringen. Die große That, mit welcher Wereschagin in seiner zweiten Wanderausstellung paradirt, ist ein Cyklus von Gemälden aus der evangelischen Geschichte. Wenngleich Wereschagins ganzes Auftreten, das Massenaufgebot seiner Werke und die sonderbare Inszenirung derselben, kein günstiges Vorurteil für ihn erwecken, so ist mir doch aus Gesprächen mit ihm klar geworden, daß er kein Charlatan, sondern der Fanatiker seiner Überzeugung ist. In Glaubenssachen, oder richtiger gesagt in Sachen der historischen Kritik und der reinen Vernunft besitzt der unter den Einflüssen der französischen Schule und des Pariser Lebens gebildete Künstler die Naivität eines Stockrussen. Er hält nicht nur an dem Dogma fest, daß die unter der Bezeichnung „Neues Testament" vereinigten Schriften in jedem Worte, nicht etwa symbolisch, sondern buchstäblich genommen, unbedingte Glaubwürdigkeit verdienen, sondern er mißt dieselbe Zuverlässigkeit auch der aus diesen Schriften erwachsenen Tradition bei. Es ist bekannt, daß sich im Laufe der Jahrhunderte unter den Gläubigen und Ungläubigen im heiligen Lande eine vollständige Topographie der Bibel ausgebildet hat, welche natürlich vor der historischen und archäologischen Kritik nicht besteht, nichtsdestoweniger aber als unanfechtbar gilt. Wereschagin gehört zu den Gläubigen, welche mit unerschütterlichem Mute auf die Worte der Fremdenführer schwören. Er hat alle Stätten, mit welchen die Sage eine geschichtliche Beziehung verknüpft hat, aufgesucht und ihre Physiognomie in Ölskizzen festgehalten. Was Delacroix und Horace Vernet von den Trachten, Geräten und Gewohnheiten behaupteten, wendete der kapriziöse Russe auf die Landschaft und die Architektur an. Ohne sich um die wissenschaftliche Begründung willkürlicher oder unsicherer Ortstaufen zu kümmern, folgerte er aus dieser unbewiesenen Prämisse, daß sich die Lokalitäten des heiligen Landes im Laufe von zwei Jahrtausenden so wenig verändert haben, daß heute daselbst aufgenommene Naturporträts als Hintergründe für die Szenen aus dem Leben Christi einen gewissermaßen urkundlichen Wert beanspruchen dürfen. In einigen Punkten wird man Wereschagin Recht geben können, z. B. wenn er Christi Predigt auf dem See Genezareth oder seine Weissagung am Ufer desselben (Wehe dir, Chorazin! wehe dir, Bethsaida!) darstellt. Diese Lokalität ist historisch gesichert. Was soll man aber dazu sagen, daß er auch die Stelle des Jordan, wo Christus getauft worden ist, den Brunnen, an welchem er mit der Samariterin gesprochen, den Berg der Versuchung durch den Teufel und das Haus zu Nazareth, in welchem der Zimmermann Joseph mit seiner Frau Maria und

seiner zahlreichen Familie gewohnt, mit photographischer Treue porträtirt hat? Bis zu welchem Grade Wereschagins Glaubensseligkeit geht, mag eine Stelle über das Grabmal Abrahams zeigen, welche wir wörtlich den von ihm verfaßten Kataloge entnehmen. „Dieses Grabmal, sagt er, befindet sich in Hebron, einer der ältesten Städte. Hier wurde Abraham von den drei Wanderern besucht, die ihm die Geburt eines Sohnes wie den Untergang Sodoms und Gomorrhas verkündeten. Außer Sarah, welche hier starb, sind Abraham, Isaak und dessen Frau Rebekka hier bestattet. Hierher wurde auch aus Ägypten die einbalsamirte Leiche Jakobs gebracht. (Höchstwahrscheinlich ist die Mumie noch vorhanden.) Diese Stätte, welche unzweifelhaft die echten Gräber enthält, ist seit undenkbaren Zeiten Gegenstand frommer Verehrung der Juden und Muhammedaner." Ein solcher Vertrauensmut geht noch über den „Vater der Geschichte" Herodot hinaus, welcher sich von ägyptischen Priestern und Tempeldienern die abenteuerlichsten Märchen aufbinden ließ. Auch Wereschagins Autoritäten gehören solchen Kreisen von Vertrauensmännern an. So sagt er z. B. in Bezug auf die Höhle, in welcher Abraham bestattet sein soll: „Der Rabbiner Benjamin, der im zwölften Jahrhundert lebte, behauptet, dort die Gräber der Patriarchen gesehen zu haben."

Es war nur die letzte Konsequenz einer derartigen Geschichtsanschauung, daß Wereschagin auf den Gedanken kam, die „heilige Familie" in jenem Hause zu Nazareth so vorzuführen, wie sie sich nach den „historischen Quellen" zur Zeit ihrer höchsten Kopfzahl präsentirte. Dadurch, daß man in Wien und Pest an einer so rationalistischen und ordinären Auffassung von Personen, die einem großen Bruchteile der Erdbevölkerung zu Gegenständen der Verehrung geworden sind, Ärgernis genommen hat, ist dieses an und für sich sehr unbedeutende Genrebild zu einer unverdienten Berühmtheit gelangt. Wir blicken in den Hof eines orientalischen Hauses, in welchem ein alter Zimmermann mit seinem Gehilfen arbeitet. Ein paar Jungen wälzen sich auf dem Erdboden umher. Im Hintergrunde stillt die Hausfrau ein Kind, und im Vordergrunde links sitzt vor einer Mauer ein junger Mann mit langen roten Haaren und in weißem Gewande, welcher in einer Schriftrolle liest. Wenn übereifrige Geistliche nicht die Unvorsichtigkeit begangen hätten, durch leidenschaftliche Angriffe die Entrüstung der großen Masse wachzurufen, würde die seltsame Laune des Künstlers nur der Gegenstand einer rein ästhetischen Diskussion geblieben sein. In Berlin, dessen Bevölkerung freilich eine fast ausschließlich protestantische oder in religiösen Sachen indifferente ist, wurde diese Grenze auch nicht überschritten, und nichts war überflüssiger als der Versuch eines protestantischen Geistlichen, Wereschagins Annahme, daß Joseph und Maria nach der Geburt Christi noch andre Familienfreuden erlebt, durch eine Broschüre zu bekräftigen. Ein gläubiger Christ, der Bildung und Vorurteilslosigkeit besitzt, wird durch die Erhärtung dieser Thatsache in seinem Glauben weder erschüttert, noch in seinen Gefühlen verletzt

werden. Religionen ſind niemals durch Maler begründet worden und werden nach den bisherigen Erfahrungen auch nicht durch Maler umgeſtürzt werden. Bei der Beurteilung von künſtleriſchen Schöpfungen, welche an religiöſen Dogmen oder an hergebrachten Religionsanſchauungen rütteln wollen, wird ſtets auch die Frage in Betracht kommen müſſen, ob der rein künſtleriſche Wert dem Aufwande der Kritik oder der zerſetzenden Tendenz entſpricht, und wenn wir dieſe Frage vor den bibliſchen Gemälden Wereſchagins aufwerfen, kommen wir zu dem Ergebnis, daß die maleriſche und im allgemeinen künſtleriſche Beſchaffenheit derſelben nur in Bezug auf die Wiedergabe der landſchaftlichen Szenerie Achtung verdient. Die Figuren erheben ſich nicht viel über den Wert von Staffage, und es iſt anzunehmen, daß dieſe Abſchweifung des ruſſiſchen Malers nach einem Gebiet, auf welchem ſeine eigentliche Begabung nicht heimiſch iſt, nur eine kurze Epiſode in ſeinem Schaffen bilden wird. Auf den Entwicklungsgang der religiöſen Malerei wird ſie wahrſcheinlich keinen Einfluß gewinnen. Dieſe hat bereits einen andern Weg eingeſchlagen, auf welchem uns unſre Leſer in einem zweiten Artikel begleiten mögen.

Berlin. Adolf Roſenberg.

Lutherſpiele in Erfurt und Jena.

In heißen Sommertagen, wo die meiſten Provinztheater geſchloſſen ſind und ſelbſt die großen Hofbühnen den üblichen Hitzeferien mit einiger Ungeduld entgegenſehen, verſammeln außergewöhnliche theatraliſche Aufführungen an einer Reihe von Abenden ein zahlreiches, zum guten Teil von außen herbeigeſtrömtes Publikum in dem anſpruchsloſen Theater der alten Stadt Erfurt. Im Sonnenſchein liegen die vielwinkligen Straßen und Plätze, die zahlreichen Kirchen vom Dom Beatae Mariae virginis bis zur Reglerkirche, welche hochragende Zeugen dafür ſind, um wieviel bedeutender, volkreicher, lebensvoller die Stadt einſt geweſen iſt als heute (wo ſie doch ſchon ſeit einem halben Jahrhundert wieder einen bemerkenswerten Aufſchwung genommen hat,) und die vielen altertümlichen Häuſer entſprechen der Stimmung, in welcher man nach dem Theater wandelt. Nichts geringeres ſoll es zu ſchauen und zu hören geben als ein Lutherdrama, dargeſtellt von Bürgern der Lutherſtadt, in der ſich die Erinnerung an den Reformator, welcher hier das Studentenwams mit der Auguſtinerkutte vertauſchte, immer friſch und wirkſam erhalten hat, unterſtützt von den Kirchenchören der

Erfurter evangelischen Hauptkirchen, ein geistlich-weltliches Schauspiel eigentümlicher Art. Freilich wird keiner, der zugereist ist, den Wunsch unterdrücken, daß die Stadt selbst etwas mehr von der als „Festspiel" im großen Sinn und Stil gedachten Aufführung verraten möchte, mehr als die großen, gelben Anschlagezettel, die an runden Säulen und Straßenecken prangen. Über die Hauptstraße des Anger und in allen Nebenstraßen wogt das Treiben des Alltags, die zum Lutherspiel gekommenen Gäste sind auf den ersten Blick aus der Menge der Geschäftigen so wenig heraus zu erkennen, als die echten Erker und Simse des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts aus den zahlreichen hübschen und vortrefflichen Nachbildungen, die uns überall entgegenschauen. Das Erfurter Theater liegt etwas versteckt, wenigstens nicht im Mittelpunkte der Stadt, und so gelangen die Zuzügler beinahe bis an den Garten hinan, in dem sich das Gebäude erhebt, ehe sie mit den hellen Scharen derer zusammentreffen, die gleich ihnen selbst das eigenartige Spiel zu schauen begehren, welches an einer Reihe von Tagen zwischen sechs und acht Uhr des Abends in Szene gesetzt wird. Hier merkt man nun augenblicklich, daß es keine Vorstellung der neuesten Operette oder des jüngsten Moserschen Schwankes ist, welche Anziehungskraft übt; man merkt es an Haltung und Art des Publikums, das sich vor dem schlichten Hause und in den Gängen desselben auf und ab bewegt, merkt es an der Abwesenheit jener Sommertheaterhabitués, welche ständige Logeninhaber sind, daß es sich hier um etwas Ungewöhnlicheres und Ernsteres handelt. Nicht eine besondre Spannung, eine hochgradige Aufregung, aber eine lebendige Teilnahme, eine gewisse Sammlung sprechen aus den Mienen der Versammelten; wir mögen uns vorstellen, daß in besserer Bühnenzeit als der gegenwärtigen die Aufführung eines neuen Dramas, dem ein gewisser literarischer Ruf vorangegangen war, ein ähnliches Publikum in ähnlicher Stimmung vereint hat. Unter den Schau- und Hörlustigen, die „mit hohen Augenbraunen" vor dem Gerüst des Erfurter Lutherspiels sitzen, befindet sich offenbar ein guter Teil jenes tüchtigen und empfänglichen Publikums, das aus unsern stehenden Theatern einfach verdrängt ist und bei einem „Spiel" so außergewöhnlicher Art seine Rechnung besser zu finden erwartet als an den landesüblichen Theaterabenden, wären sie auch als „Klassikervorstellungen mit ermäßigten Preisen" angezeigt.

Das Erfurter Lutherspiel ist nur einer von zahlreichen Versuchen, welche in jüngster Zeit und offenbar unter der Nachwirkung der in aller Welt bekannt gewordnen und von aller Welt besuchten Oberammergauer Spiele gemacht worden sind, das Volks- und Bürgerschauspiel vergangner Jahrhunderte neu zu beleben. Die Dichtung von Hans Herrig, welche ihm zu Grunde liegt, ist ursprünglich nicht für die Aufführung im Erfurter Theater, sondern für eine Vorführung in Worms (irren wir nicht, in der Kirche) bei Gelegenheit der Säkularfeier von Luthers Geburt im Jahre 1883 geschrieben. Um die gleiche Zeit entstand das Lutherspiel von Otto Devrient, zu dessen Aufführung eine

besondre Gesellschaft in der Universitätsstadt Jena zusammentrat, das im Frühjahr und Sommer 1884 mehrfach wiederholt ward und, wie die Zeitungen berichten, im nächsten Jahre abermals eine Reihe von Aufführungen erleben soll. Die Festspiele, welche in Hameln und in Rotenburg an der Tauber veranstaltet wurden, scheinen nach allem, was wir darüber vernommen, mehr unter den Begriff der historischen Festzüge zu fallen; immerhin sind sie, soweit sie als Schauspiele gelten und wirken wollen, in bürgerlichen Kreisen geplant und ins Werk gesetzt worden. Auch diese Anläufe können als Zeichen der Zeit gelten. Daß sich mitten in der wachsenden Gleichgiltigkeit gegen ernstere dramatische Vorführungen, in dem peinlichen Verfall, bei dem das Schauspiel mehr und mehr in das Sensationsdrama und den Schwank aufgeht und die poetische Gestaltung des Lebens völlig zu ersterben scheint, in Dilettantenkreisen ein Trieb regt, poetische Werke zur Aufführung zu bringen, welche das stehende Theater von vornherein verschmäht, darf sicher nicht als gleichgiltig und zufällig angesehen werden. Wie bei so vielen Erscheinungen unsrer Zeit muß freilich die erste Frage lauten: Sind diese außerhalb des Bühnenrahmens, mit besondern Mitteln und Kräften, bei besondern Anlässen ins Werk gesetzten Aufführungen Symptome der Krankheit oder der Gesundung, sind sie Schmarotzerpflanzen oder neue Triebe am Baume der Kunst? Nicht schnellfertig und leichtfertig darf hier Bejahung und Verneinung folgen — die glücklichen und die bedenklichen Momente dieser neuen Bürgerschauspiele müssen wohl gegen einander abgewogen werden. Daß die unruhige Vergnügungs- und Zerstreuungssucht, die Eitelkeit und Prunklust, die in so großen Lebenskreisen herrschend sind, die Sehnsucht, eine „Rolle zu spielen," im weitesten Sinne ihren bedenklichen Anteil an den neuen Bürgerschauspielen haben, darüber täuscht sich wohl nur, wer gern getäuscht sein will. Doch schließt diese Thatsache die erfreuliche Gewißheit nicht aus, daß dem Zustandekommen und Gelingen der in Rede stehenden Aufführungen auch bessere Motive zu Grunde liegen, und daß sich bessere Aussichten an sie knüpfen, als man von gewissen Seiten zugestehen will. Denn es liegt in der Natur der Dinge, daß in allen Fällen die Aufführungen durch eine bürgerliche Genossenschaft sich an einen ernsten Stoff, eine über das Gewöhnliche hinausgehende Absicht anlehnen müssen. Der einfache Wunsch, sich von der platten und mit allem Recht in Verruf gekommenen Liebhaberbühnenwirtschaft zu unterscheiden, die Notwendigkeit, diese neue Art der Schauspiele gegenüber den stehenden Bühnen zu rechtfertigen und auf alle Fälle etwas darzubieten, was die Bühnen nicht geben wollen oder können, zwingen Veranstalter und Teilnehmer der wiederauflebenden Bürgerspiele, sich mit poetisch-ernsten Werken zu verbünden, die wenigstens dem Vorsatz nach ungewöhnliche Vorbereitungen erfordern und auf ungewöhnliche Wirkungen zielen.

Daß der ernsteste Vorsatz hier noch keineswegs das Gelingen verbürgt, daß auch der poetische Dilettantismus wähnen und versuchen kann, etwas zu schaffen, was nach einer bestimmten Richtung hin über die Kräfte und Möglich-

keiten selbst des bestgeleiteten Theaters hinausgeht, ohne daß es darum auch nur halb das wert ist, was ein tüchtiges Schauspiel gewöhnlicher Gattung gelten soll und muß, bedarf keiner ausdrücklichen Versicherung. Auch liegt die Gefahr nahe, daß Dichtungen von untergeordneter Bedeutung lediglich durch die ungewöhnliche Weise, mit der sie in Szene gesetzt sind, vorübergehend zur Überschätzung gelangen. Das alles aber schließt nicht aus, daß sich, eine gewisse Begünstigung der Umstände und die Mitwirkung wirklicher, ausgiebiger Talente vorausgesetzt, aus Aufführungen wie den in Erfurt und Jena veranstalteten, gute Resultate ergeben können und der Sinn für das poetisch Wahre und Große in ähnlicher Weise gestärkt werden kann, wie durch die großen Oratorienaufführungen (deren künstlerisches Gelingen gleichfalls von der Mitwirkung der „Dilettanten" abhängt) der Sinn für gute und ernste Musik unzweifelhaft gefördert worden ist. Die Notwendigkeit so außergewöhnlicher Aufführungen wird sich nur unter besondern Umständen ergeben, und vor einer Überflutung mit Bürgerschauspielen sind wir ja wohl geschützt. Ohne Anknüpfung an einen durchaus populären Stoff, an eine Gestalt, die in der Volksphantasie lebt, ohne Verbindung mit einem noch waltenden und wirksamen historischen Lokalinteresse würden Vorstellungen wie die Lutherspiele schwerlich zu stande kommen oder Teilnahme finden.

Gehen wir von der Besonderheit der beiden Lutherspiele aus, die wir jüngst in Erfurt und vor zwei Jahren in Jena vorführen sahen, so bieten hauptsächlich solche dramatische Dichtungen, in denen ein starkes episches Element vorhanden ist und die zu ihrer theatralischen Verkörperung eine ungewöhnliche Menge von Darstellern bedürfen, die Möglichkeit des Gelingens und eine dankbare Aufgabe für eine große Vereinigung von Darstellern aus bürgerlichen Kreisen. In dieser Beziehung erneuern sich die Voraussetzungen der deutschen Schul- und Bürgerkomödien des sechzehnten Jahrhunderts, welche bekanntlich starke epische Elemente enthielten und sich in Bezug auf die Zahl der mitwirkenden Personen keinen Zwang auferlegten. Damit ist aber wiederum ausgesprochen, daß es für die Entstehung und glückliche Durchführung so ungewöhnlicher Schauspiele besondrer Anlässe bedarf, Anlässe, welche diesen Schauspielen von vornherein den Charakter des subjektiv Willkürlichen, der Spekulation und der Teilnahme daran den Charakter der bloßen Neugier nehmen. Wie man auch über das Gelingen des Worms-Erfurter Spiels im einzelnen denken möge, im ganzen läßt sich nicht in Abrede stellen, daß ihre Aufführung auf dem Boden der Lutherstädte Worms und Erfurt als natürliches Wachstum erscheint. Auch Darstellungen in Wittenberg, Eisleben oder Eisenach, in Augsburg oder Koburg würden unter gleich günstigen Voraussetzungen erfolgen. Die Verpflanzung einer solchen Aufführung hingegen in den Saal der Philharmonie zu Berlin würde ein Experiment sein, dem sich ein eigentliches Gelingen schwerlich prophezeien ließe. Und auf alle Fälle, wenn es selbst in Erfurt und Jena trotz voller

Häuser nicht gelungen scheint, die Aufführungen auch nur vorübergehend in den Mittelpunkt des Interesses zu rücken, wie verloren und zufällig würden sie sich in der Reichshauptstadt ausnehmen!

Doch vor allen Betrachtungen sind wir den Bericht über die Eindrücke des Erfurter Lutherspiels selbst schuldig. Die Bühne, auf welcher Herrigs Dichtung in Szene geht, erinnert in gewisser Weise an das, was uns über die altenglische Bühne berichtet wird. Ein Podium von großer Breite und geringer Tiefe ist mit dem Zuschauerraum durch eine herabführende Treppe verbunden. Als einzige Dekoration oder vielmehr als Hintergrund zu den Bildern des Spiels selbst dient ein mächtiger dunkler Vorhang, der sich in solchen Szenen, welche in geschlossenem Raum vorgehen, zu einer geschickt angeordneten Nische faltet. Ehrenhold und Rathsherr, deren Unterredung uns eingangs über die Besonderheit des Spiels ins Klare setzen, bilden eine Art idealer Zuschauerschaft, nehmen auf Sitzen am Fuße der obenerwähnten Treppe Platz und treten von Zeit zu Zeit wieder auf das Podium, um durch ihr Gespräch die Pausen zwischen den einzelnen Teilen des Gedichts zu füllen und, ganz in der Weise des alten Prologus, zu berichten, was nicht dargestellt werden kann und soll. Denn das „kirchliche Festspiel," wie Hans Herrig seine Dichtung bezeichnet, verzichtet nicht nur auf den dramatischen Aufbau, die dramatische Spannung und Steigerung im engern Sinne, sondern auch auf eine große Anzahl von Momenten aus Luthers Leben, welche sehr wohl dargestellt werden könnten, aber das Spiel in eine dramatische Biographie verwandeln würden. Herrig greift ganz folgerichtig alle diejenigen Momente von Luthers Wesen und Entwicklung heraus, welche vorzugsweise im protestantischen Volksbewußtsein leben, er führt die grimmen innern Kämpfe des jungen Mönches, den Anschlag der Thesen, die Verbrennung der Bannbulle, den Reichstag zu Worms, die Bibelübersetzung auf der Wartburg, das unerschrockene Auftreten des Reformators gegen Bilderstürmer und aufrührerische Bauern, das Hausleben Luthers an der Seite seiner Käthe, im Kreise seiner Kinder, seiner Freunde vor; das sind in der That die Hauptzüge, mit denen Luthers Gestalt im Gedächtnis von Tausenden steht, und das Bestreben Herrigs ging dahin, diese Hauptzüge in schlichter Treue, mit Kraft und Innigkeit zu erfassen, sie durch eine liebevolle Ausführung ganz lebendig und wirksam zu machen. Auf diesem Wege ist freilich kein Drama, kein Schauspiel im engern Sinne entstanden, immerhin aber eine Dichtung, deren einzelne Bilder doch wie dramatische Szenen wirken und die vor allem dadurch ausgezeichnet ist, daß sie sich nicht auf die Wirksamkeit der gangbaren Phrase verläßt, sondern in die Seele ihres Helden hinabzusteigen sucht und die innern Kämpfe, die Überzeugungen Luthers oft in glücklichster, kernig bildlicher Weise zum Ausdruck bringt. In diesem Betracht sind die minder bewegten Szenen des Spiels: die Unterredungen Luthers mit Staupitz im Augustinerkloster, die Szenen auf der Wartburg vielleicht die ergreifendsten und wirksamsten. Natürlich verläuft

bei dieser seiner Eigentümlichkeit das Herrigsche Spiel rasch genug, die Erfurter Aufführung nahm mit den die Darstellung begleitenden oder vielmehr unterbrechenden zehn Chorälen genau zwei Stunden in Anspruch.

Die Darstellung verdiente unter den einmal angenommenen Voraussetzungen volles Lob, sie war durchaus würdig und ernst gehalten, eine ersichtliche Wechselwirkung fand zwischen der Stimmung der Darstellenden und der Stimmung des Publikums statt. Charakteristisch ist und bleibt es freilich, daß diese neuen Bürgerschauspiele sowohl in Jena als in Erfurt nur unter der entscheidenden Mitwirkung eines Berufsschauspielers stattfinden konnten; in Erfurt spielte der frühere Schauspieldirektor in Straßburg Alexander Heßler, in Jena Dr. Otto Devrient, der Verfasser des Jenenser Lutherspiels, die Titelrolle, und das Bedenken, daß sich an diese Aufführungen eine neue Art von Virtuosentum anhängen und anhaften möge, ist daher nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen. Doch erachten wir aus den schon oben angedeuteten Gründen die Gefahr für nicht allzugroß, die betreffenden Schauspiele können eben nur in der festen Verbindung mit lokalem Geiste gedeihen, und ein fahrender Komödiant, der auf der Basis einer „guten Maske" als Wallenstein, Karl XII. oder Napoleon sich die bürgerlichen Mitspieler in irgendeiner beliebigen Stadt suchen wollte, dürfte unerfreuliche Erfahrungen machen. Sonach ist also die Mitwirkung von Berufsschauspielern in gewissen Hauptrollen kaum anders anzusehen, als die Übernahme von Solopartien bei großen Oratorienaufführungen durch künstlerisch geschulte Sänger. Sie sprengen den gezognen Rahmen des Unternehmens nicht, sie fügen sich in denselben ein.

Von überwiegender Wichtigkeit aber erscheint die Frage, ob die Inszenirung ohne Dekorationen, die bloße Andeutung von Massenwirkungen, mit einem Wort, das Wiederaufleben einer nur symbolischen Darstellung großer Momente der Handlung in der That glücklich ist und nicht allzusehr ein archaistisches Gepräge trägt. Es ist immer mißlich, hinter die Kunstmittel und hinter die Gewöhnungen der eignen Zeit, soweit dieselben nicht gerade unkünstlerisch, zweckgefährdend und verwerflich sind, zurückzugehen. Auch läßt sich — das erwies die Erfurter Lutherspieldarstellung klar genug — eine rein symbolische Vorführung nicht durchsetzen. Das Bürgerspiel des sechzehnten Jahrhunderts hat sicher mit viel geringern äußern Hilfsmitteln gewirtschaftet, aber die Berufsschauspieler der gleichen Zeit, die „englischen Komödianten," werden eben auch keinen größern besessen haben. Bei diesem neuesten Spiel ist in Kostümen, kleinen Requisiten aller Art schon viel zu viel von dem modernen Ausstattungsrealismus Gebrauch gemacht, um das plötzliche Innehalten an einem bestimmten Punkte nicht wie einen unbehaglichen Ruck und einen innern Widerspruch dazu zu empfinden. Die Szene, in der Luther die Verbrennung der Bannbulle beschließt und bespricht, ist viel zu bewegt, um nicht das Verlangen nach dem wirklichen Vorgang der Handlung zu wecken. Die Andeutung des Wormser Reichstages

durch einige wenige Gestalten wirkt nahezu komisch, jedenfalls dürftig und drückend, das lebendige Auftreten einer großen Schaar von bilderstürmerischen Bürgern und wildgewordnen Bauern ist schon ein Eingehen auf die Massendarstellung und Massenbewegung, der einesteils Herrigs Festspiel und andernteils die Erfurter Darstellung desselben so ängstlich ausweichen. Hier ist ein Schwanken im künstlerischen Prinzip unverkennbar und hier der einzige Punkt, in welchem wir dem Lutherspiel von Jena einen gewissen Vorzug zusprechen möchten. Beim Vergleich des poetischen Gehalts der beiden in Erfurt und Jena benutzten Dichtungen steht die Herrigsche sehr viel höher als die Devrientsche, die lyrische Unmittelbarkeit, die subjektive Wahrheit der erstgenannten Dichtung wird ihres Eindrucks nicht verfehlen und, wie schon gesagt, in einzelnen, besonders gehobnen Teilen des Festspiels die tiefste, über den bloßen theatralischen Effekt hinausreichende Wirkung hinterlassen. Sie ist frei von jenem rein schauspielerischen Pathos, welches in gewissen Szenen des Jenenser Lutherspiels bei Lektüre und Darstellung fast verletzend hervortrat.

Anders hingegen steht es um die Darstellung. Daß das Bürgerschauspiel in Jena auf die einmal geltenden und gewohnten Hilfsmittel der theatralischen Vorführung, auf Dekoration, auf die den Bühnenrahmen füllende Massenmitwirkung nicht verzichtet, sichert ihm den Charakter oder vielmehr den Schein der Naivität und Unmittelbarkeit, verhilft den großen Szenen desselben (namentlich der Reichstagsszene) zu einem mächtigen Gesamteindruck, rückt das Ganze nicht in das Licht des künstlerischen Experiments. Es mag sein, daß die Anlage der Herrigschen Dichtung aus der Bezeichnung und der ursprünglichen Bestimmung als „kirchliches" Festspiel hervorgegangen war; das würde aber nur beweisen, wie schwierig es ist, eine Form zu schaffen oder neu zu beleben, welche dem künstlerischen und geistigen Bewußtsein der Gegenwart einmal fremd geworden ist. Wir sind der Meinung, daß ein Bürgerschauspiel, welches die Vorzüge beider Lutherspiele, des Worms-Erfurtischen und des Jenensischen, vereinigte, das Rechte sein müßte. Als allgemeines Ergebnis aber dünkt uns unzweifelhaft, daß, je stärker, unbedingter Dichtungen und Darstellungen dieser besondern Art vom Geiste des heutigen „realen" Theaters abweichen müssen, umso rätlicher die denkbar geringste Abweichung von der Darstellungspraxis und den äußern Hilfsmitteln des Theaters (sinnloser Prunk und Ausstattungsblödsinn verbieten sich ja von selbst!) sein dürfte. Über das mögliche Wachstum der Keime, welche uns in den Lutherspielen begegnen, wird sich erst urteilen lassen, wenn einige mehr derselben vorhanden sind, wenn sich herausgestellt haben wird, ob wirklich ein allgemeineres Bedürfnis oder die bloße Gunst zufälliger lokaler Umstände sie gezeitigt hat. Einstweilen ist es Lob genug, daß sie zu ernstem Nachdenken und ernster Besprechung überhaupt Anlaß geben, jedenfalls ist es mehr, als sich von der Masse der theatralischen Tageserscheinungen sagen läßt.

Frankreich und die Orleans.

Wieder einmal sieht es aus, als ob das Damoklesschwert, welches über den Häuptern der Prinzen schwebt, die von den monarchischen Parteien Frankreichs als Erben der Republik betrachtet werden, sich demnächst senken würde. Ohne Bild gesprochen, schon seit einigen Wochen dringt die „öffentliche Meinung," d. h. die Presse der opportunistischen und der roten Republikaner, wieder lebhaft auf die Verbannung dieser Mitglieder der früher herrschenden Dynastien. Die betreffenden Persönlichkeiten sind zunächst die Herren vom Hause Orleans: der Graf von Paris, der Herzog von Orleans, der Prinz Ferdinand von Orleans, der Herzog von Chartres und seine beiden Söhne, der Herzog von Nemours, der Herzog von Alençon und sein Sohn, der Prinz von Joinville und die Herzöge von Penthièvre und von Aumale, dann Prinz Napoleon Bonaparte nebst seinen beiden Söhnen, den Prinzen Victor und Louis Napoleon, sowie Prinz Roland Bonaparte. Die Gefahr einer Ausweisung richtet sich diesmal in erster Reihe gegen die Fürstlichkeiten aus dem Hause Orleans, welche in der That einigen Anlaß gegeben haben, daß der Argwohn der Republikaner wieder erwachte. In den Salons des Hotels Galliera, der Wohnung des Grafen von Paris, fand am 15. Mai eine große royalistische Kundgebung statt, indem die Prinzessin Amélie, die älteste Tochter eines Enkels Ludwig Philipps, vor ihrer Abreise nach Lissabon, wo sie seitdem mit dem Herzoge von Braganza, dem Thronfolger des Königs von Portugal, vermählt worden ist, die „Huldigungen" der aristokratischen Kreise von Paris entgegennahm, die ihren Vater als rechtmäßigen König der Franzosen ansehen. Der Empfang der vielen Hunderte, die bei dieser Gelegenheit erschienen, entsprach ganz der Etikette, die in der Zeit der Restauration herrschte, und es schien, als ob der Hof Karls des Zehnten wieder aufgelebt wäre. Der orleanistische Figaro feierte „die Tochter Frankreichs, die den heimatlichen Boden verläßt, um dereinst über ein Nachbarvolk zu herrschen," und meinte, jetzt sei das Morgenrot der Auferstehung für das französische Königtum emporgestiegen. Das war eine starke Unvorsichtigkeit, ein vorschneller Jubel und eine Herausforderung der Republikaner, die in ihren Blättern ohne Verzug den Handschuh aufnahmen und die Regierung mit allem Ernste aufforderten, Maßregeln gegen die Prinzen zu ergreifen. Besonders energisch gingen die Radikalen vom Voltaire und der Lanterne vor, aber auch die opportunistische Presse verlangte ein kräftiges Handeln. Beide Parteien hatten indes dabei Nebenzwecke egoistischer Natur vor Augen, die sie einander vorwarfen. Die Radikalen wollten sich den Ruhm nicht entgehen

laſſen, immer die erſten zu ſein, wenn es gälte, die Republik vor Gegnern zu verteidigen, und über die Opportuniſten berichtete die Lanterne — wie es ſcheint, nicht ganz ohne Grund —, lange Zeit habe die Regierung nichts von einer Verſchwörung der Orleaniſten ſehen wollen, nach der Hofſpielerei vom 15. Mai jedoch und nach der Sprache, welche die monarchiſch-klerikalen Organe ſeitdem führten, ſei nicht mehr daran zu zweifeln, daß der Graf von Paris in der Rolle eines Thronprätendenten auftrete. Infolge deſſen hätten die Opportuniſten ſich entſchloſſen, die Regierung in der Kammer über die Sache zu interpelliren. Sie verfolgten damit zwei Abſichten: Hebung ihres geſunkenen Anſehens und einen Schlag gegen Freycinet, der ſich wiederholt der Ausweiſung der Prinzen widerſetzt habe, und der dies auch jetzt thun und darüber fallen werde. Damit befänden ſie ſich indes im Irrtum, denn der Premierminiſter wolle die Interpellation nicht abwarten, ſondern ihr zuvorkommen, im Miniſterrate ein Dekret, welches ſofortige Ausweiſung wenigſtens einiger Prinzen verfüge, vorlegen und daraufhin ein Vertrauensvotum von der Kammer erwarten.

Bis jetzt ſpielte das Stück mehr auf dem Gebiete der Preſſe, die viel auf den Anſchein giebt und zu übertreiben und aufzubauſchen liebt. Zunächſt machten die monarchiſtiſchen Blätter aus dem 15. Mai wohl mehr, als er ſein ſollte. Wie ſie oft päpſtlicher als der Papſt ſind, ſo waren ſie jetzt wohl royaliſtiſcher als ihr König in spe. Sie benutzten ein Familienereignis, zu dem der Graf von Paris freilich das ganze diplomatiſche Korps eingeladen hatte, dazu, urbi et orbi zu verkünden, daß jener nur auf eine paſſende Gelegenheit warte, der Republik ein Ende zu machen, und ſtellten den Empfang im Hotel Galliera als eine Heerſchau desſelben über ſeine Getreuen dar. Jedes Wort der Ehrerbietigkeit und Anhänglichkeit gegenüber dem Prinzen glaubten ſie mit einer Bedrohung und Schmähung der Republik begleiten zu dürfen. Eine monarchiſche Regierung, die ſich bei ähnlichen Angriffen von einer republikaniſchen Partei nicht rührte, würde leicht für zu ſchwach dazu gehalten werden, und ſo darf man ſich eben nicht wundern, wenn das Verlangen laut wurde, die orleaniſtiſchen Prinzen, für welche jene Preſſe das Wort führte, zu verbannen und dadurch unſchädlich zu machen, daß man ihr ſehr bedeutendes Vermögen, welches nach der Behauptung des Miniſters des Innern Allain-Targé bei den letzten Wahlen nicht ohne Einfluß geweſen wäre, mit Beſchlag belegte. Die republikaniſche Preſſe war, wie geſagt, in dieſer Richtung thätig, und man konnte mit Beſtimmtheit annehmen, die gleichgeſinnten Parteigruppen in der Kammer würden desgleichen thun. Freycinet aber, ſo durfte man ſich weiter ſagen, iſt ſicher noch nicht ſo weit, um an ein Ausweiſungsdekret zu denken, und noch weniger würde Grévy leicht ja dazu ſagen, wenn man rückſichtslos gegen die Prinzen verfahren wollte. Es iſt ſogar noch zweifelhaft, ob die Regierung ſich zu unverzüglicher Ausweiſung des Grafen von Paris entſchließen wird. Sie wird vielmehr wahrſcheinlich nur bei der Volksvertretung bean-

tragen, sie für künftige Fälle zu einer ähnlichen Maßregelung zu bevollmächtigen, die aber einen allgemeinern Charakter tragen und alle Prinzen einschließen würde. Die Art und Weise, wie die Demonstration vom 15. Mai in Szene gesetzt und dann von der monarchischen Presse dargestellt wurde, bleibt, was man auch sage, eine Unklugheit, die sich rächen wird. Die Regierung aber wird dem Bestreben der Heißsporne nach Möglichkeit die Spitze umzubiegen und zunächst Zeit zu gewinnen suchen, indem sie die Kammern mit praktischen Fragen beschäftigt. Die Freunde der Orleans, die großen Finanzmänner, werden das ihrige thun, den Ministern diese Ableitung der Republikaner von der heikeln Angelegenheit zu erleichtern, und so werden Gewaltschritte vermutlich wie früher vertagt werden. Schon nach den letzten Deputirtenwahlen waren die Opportunisten, die ihre Verluste nicht ihrer Politik in Tonking, sondern dem großen Portemonnaie des Hauses Orleans zuschrieben, sehr geneigt, die unbequemen Prinzen über die Grenze zu schicken, aber Grévy versagte seine Einwilligung dazu, vielleicht weil er doktrinären Abscheu vor Ausnahmemaßregeln empfand, vielleicht weil er mit den Prinzen nicht zugleich das monarchische Prinzip ausweisen zu können glaubte, vielleicht auch, weil er die im Grunde weder durch Intelligenz noch durch Energie sich auszeichnenden, also persönlich unbedeutenden Kronprätendenten weniger fürchtete als gewisse Präsidentschaftsprätendenten, und weil er jene im Stillen als eine Art Gegengewicht gegen diese letztern erhalten zu sehen wünschte. Als später der Monarchist Lanjuinais bei der Wahlprüfung in der Kammer sich den unüberlegten Zwischenruf entschlüpfen ließ: „Wenn wir Frankreich von der Republik befreit haben," gab er damit Anlaß zu neuen Verbannungsabsichten, die auch in Gestalt von Anträgen vor die Abgeordneten traten, die Freycinet aber dadurch beseitigte, daß er die Erklärung abgab, er betrachte die Ausweisung der Prätendenten als ein Recht der Regierung und sei im Falle einer Gefahr Mann genug dazu, dieses Recht rücksichtslos zur Anwendung zu bringen. Jetzt provozirten die Monarchisten die Republikaner von neuem, aber wenn die Entrüstung der letztern über das Hotel Galliera und dessen dreiste Freunde anfangs sehr groß war, so hat sich der erste Sturm der republikanischen Presse in diesem Augenblicke schon gelegt, und die meisten Blätter raten zu kaltblütigem und maßvollem Verfahren. Nur der Zorn der radikalen Blätter wütet noch weiter, und Rochefforts Intransigeant greift auch den Präsidenten der Republik in seiner gewohnten Sprache an. „Man muß gestehen — sagt der rote Marquis — daß dieser alte Schwachkopf Grévy ganz besonders viel Unglück hat, wenn er einmal sein gewöhnliches Schweigen unterbricht, welches bei ihm im allgemeinen von Armut an Gedanken herrührt. Er fördert dann nur dummes Zeug zu Tage. Wie sollte man von ihm erwarten, er werde die Prinzen zum Lande hinausjagen, deren Thronbesteigung er soeben gefeiert hat?" Dergleichen wüstes Gerede wird jetzt kaum noch wirken, wenigstens nicht auf die Regierung und die Kammer. Eher wird man Jules

Simon glauben, der mit seinem Erscheinen bei der Cour im Hotel Galliera soviel Aufsehen erregte und der die Sache jetzt zu entschuldigen versucht. Er berichtet: „Es waren dort gewiß mehr Bonapartisten als Orleanisten. Übrigens habe ich zwar bisweilen mit dem Grafen von Paris, nie dagegen mit dem Herzoge von Aumale über Politik gesprochen. Aber ich glaube nicht, daß die Orleanisten auch nur entfernt Aussicht haben, zur Macht zu gelangen. Sollte eine Revolution die gegenwärtige Regierung stürzen, so werden jene nach meiner Ansicht keinen Vorteil davon haben. Als ich diese Meinung einmal gegen den Grafen von Paris aussprach, fragte er mich, warum die Bonapartisten bessere Aussichten haben sollten als er, und ich antwortete: Weil sie weniger gutmütig sind.“ Gleichviel, was daran ist, die Flut der Entrüstung des republikanischen Frankreichs über den großen Sonnabend des monarchischen ist im Rückgange begriffen, und der Ausweisungsgedanke ist erheblich verblaßt. Freycinet und Grévy werden allen ihren Einfluß aufbieten, um hinsichtlich der Ausführung der Maßregel freie Hand zu behalten und möglichst maßvoll verfahren zu können. Eine sofortige Ausweisung wird nicht stattfinden. Freycinet meint im Einvernehmen mit seinen Amtsgenossen, die Bahn der Gesetzgebung sei hier dem Vorgehen mit einem Dekrete vorzuziehen, welches letztere sich auf das Recht der Regierung, die Staatspolizei zu üben, stützen könnte. Man wird also in der Kammer einen Gesetzentwurf einbringen, der wahrscheinlich im wesentlichen eine Wiederholung der Bestimmungen des Rivetschen Amendements zu dem Duchéschen Antrage sein wird, welcher im März d. J. verworfen wurde. Duché wollte obligatorische und unverzügliche Ausweisung, Rivet dagegen erkannte die Befugnis der Regierung, die Staatspolizei zu üben, ausdrücklich an und stellte es ihrem Ermessen anheim, die Mitglieder der ehemaligen französischen Herrscherfamilien auszuweisen, wenn deren Anwesenheit die öffentliche Ruhe gefährden sollte. Eine Strafbestimmung vervollständigte diese Anordnung. Dieselbe lautete dahin, die Ausgewiesenen könnten, wenn sie ohne Erlaubnis der Regierung nach Frankreich zurückkehren sollten, von dem Zuchtpolizeigerichte zu Gefängnisstrafen verurteilt werden. Einen ähnlichen Gesetzentwurf wird die Regierung jetzt der Kammer zur Genehmigung vorlegen und wahrscheinlich dessen Dringlichkeit betonen, um die parlamentarische Behandlung abzukürzen und rascher das Votum des Senats verlangen zu können. —

Diese Erwartungen sind nach den neuesten Nachrichten aus Paris in allen wesentlichen Punkten eingetroffen, nur ist die Regierung etwas energischer aufgetreten, als anfangs angenommen wurde. Der Ministerrat hat in Betreff der Prinzen einen Gesetzentwurf festgestellt, der aus zwei Artikeln besteht. Der erste ermächtigt den Minister des Innern, den Mitgliedern der Familien, welche früher in Frankreich geherrscht haben, den Aufenthalt auf dem Gebiete des letztern zu untersagen; der zweite bestimmt die Strafen, auf welche das Zuchtpolizeigericht zu erkennen hat, wenn das Verbot des Verweilens in Frankreich

von den Betreffenden übertreten worden ist. Die höchste Strafe der Art beträgt fünf Jahre Gefängnis. Der Gesetzentwurf ist am 27. Mai in der Deputirtenkammer eingebracht und die Dringlichkeit desselben beantragt worden. Nachdem der Justizminister Demole die Paragraphen desselben verlesen, gab er einige Erläuterungen dazu, in welchen er daran erinnerte, daß die Republik die gegen die Prinzen gerichteten Gesetze abgeschafft habe und deshalb wohl zu der Erwartung berechtigt gewesen sei, die Prinzen würden die Institutionen des Staates achten. Diese Erwartung sei indessen getäuscht worden, denn die Prinzen hätten jede Gelegenheit benutzt, um die Republik zu erschüttern. Daher halte die Regierung den Zeitpunkt für gekommen, diesem Zustande der Dinge ein Ende zu machen. Nachdem die Mehrheit der Kammer hierauf die vom Minister beantragte Dringlichkeit für die Beratung der Vorlage angenommen hatte und der Gesetzentwurf an die Büreaus verwiesen worden war, stellte der Abgeordnete Basly den Antrag, die Güter der Familien, welche früher im Lande geherrscht, der französischen Nation zurückzuerstatten und damit eine Altersversorgungskasse zu dotiren, ein Antrag, in Betreff dessen die Kammer ebenfalls die Dringlichkeit beschloß.

Das alles richtet sich formell zwar gegen alle, thatsächlich aber besonders gegen die orleanistischen Prinzen. Der Empfang im Hotel Galliera erinnerte das französische Volk daran, daß es noch immer in seiner Mitte eine königliche Familie hat, obwohl dieselbe nicht mehr regiert, und so hätte das Familienfest auch dann einen politischen Zug gehabt, wenn der Graf von Paris nicht die Diplomaten dazu eingeladen und die monarchistische Presse bei Besprechung desselben nicht den Mund zu voll genommen hätte. Dazu kommt, daß die Aussichten des Hauses Orleans auf den französischen Thron allerdings gegenwärtig nichts weniger als glänzend, aber im allgemeinen nicht so schlecht sind, wie Jules Simon behauptet. Er hat sich im voraus selbst widerlegt, wenn er, der Republikaner, an jenem Empfangsabende im Hotel des Grafen von Paris erschien, und warum thaten so viele Imperialisten desgleichen? Der Enkel Ludwig Philipps mag noch so unbedeutend sein und sich noch so still verhalten, die Welt kann doch nicht vergessen, daß er jetzt der einzige Vertreter des Rechts der Bourbonen, der Legitimität ist. Das französische Königtum hat ferner in ihm einen Repräsentanten, der nicht wie der frühere „Roy" in offen erklärtem Gegensatze gegen die modernen Ideen in Staat und Kirche denkt und empfindet. Der Graf von Paris würde, falls er einmal den Thron bestiege, keine Befürchtungen wegen einer feudalen Reaktion hervorrufen. Er hat gelernt und vergessen, und er gilt für liberal gesinnt. Er würde sich nicht schlechter zu einem konstitutionellen Herrscher eignen als die Könige von Italien und Belgien und als der Prinz von Wales. Ferner spricht für ihn der Umstand, daß er in Frankreich unter allen Vertretern des monarchistischen Gedankens der einzige annehmbare ist, denn die Bonapartisten haben nur solche Kandidaten auf ihrer Liste, die durch ihren Charakter ungefähr das Gegenteil von Achtung einflößen.

Es kann deshalb nicht sehr auffallen, daß sich am 15. Mai auch Bonapartisten im Salon der Gräfin von Paris einfanden, und daß selbst laue und spekulative Republikaner sich dahin verirrten. Das Cäsarentum hat unter den Franzosen viel an Kredit eingebüßt, wenn es sich um Vertrauen in seine Verfassungstreue handelt; man erinnert sich an den 18. Brumaire und an den 2. Dezember. Das Gespenst der Kommune spukt noch immer und ängstigt die Kapitalistenwelt und ihre großen Finanziers orientalischen und andern Geblütes, welche die Republik im Verein mit Advokaten und Professoren direkt und indirekt regieren und fruktifizieren. Das kann einmal unerträglich für die Herren werden, und wenn dann ein General ihnen den radikalen Drachen totgeschlagen hat und (wie Cavaignac) nicht selbst Lust fühlt, mit dem Szepter zu hantiren, wenn man dann in Frankreich eine geborne Fürstlichkeit braucht, damit die Gesellschaft gerettet bleibe, so wird Frankreich in Gestalt des Grafen von Paris für dieses Bedürfnis einen respektabeln Herrn mittlern Alters auf Lager haben, der durch seine Frau, seine Töchter, seine Brüder und Schwestern mit fast allen regierenden Fürstenhäusern Europas verwandt ist.

Ohne sich auf den akademischen Streit über die beste Regierungsform einzulassen, darf man es als ein Mißgeschick für Frankreich bezeichnen, daß seine Revolutionen den Franzosen von heute dem Leben und den Überlieferungen der Vergangenheit seines Landes entfremdet haben. Deutschland, Österreich, England, Italien und Spanien erfreuen sich parlamentarischer Einrichtungen und persönlicher Freiheiten unter dem Schutze fürstlicher Familien, die mit ihren alten, ruhmvollen Erinnerungen verknüpft und doch mit dem modernen Fortschritte versöhnt sind. Auf dem Banner des deutschen Reiches, auf dem des Königreiches Italien, die beide Verfassungsstaaten sind, befinden sich die Embleme ihrer Dynastien, dort der Adler der Hohenzollern, hier das Kreuz von Savoyen. Ehe dagegen die Franzosen ihre jetzige politische Stellung gewinnen konnten, mußten sie die verschiednen Formen der Monarchie verwerfen, welche durch die Bourbonen, das Haus Orleans und die Bonapartes repräsentirt waren. Ihre Rechte haben die Trümmer von drei Dynastien zur Grundlage, und man kann nicht sagen, daß hierbei die Schuld allein das Volk treffe. Karl der Zehnte wurde vertrieben, weil er sich zum unbeschränkten Herrscher machen wollte, Ludwig Philipp, weil er mäßigen Reformen widerstrebte. Napoleon der Erste und der Dritte verloren den Thron in Kriegen, die sie ohne Not heraufbeschworen hatten. Niemals hat ein französischer Herrscher streng verfassungsmäßig regiert, und wenn bei der Art der Franzosen auch ein solches Regiment, ein solches Kompromiß vielleicht mißlungen wäre, die Schuld also auch das Volk träfe, so ist das Ergebnis doch ein Unheil für Frankreich. Die Republik ist nicht bloß eine auf ungewissen Wahlen ruhende Schöpfung, sondern ein Widerspruch gegen die alten Überlieferungen des Landes, an denen ein großer Teil des Volkes festhält. Da Königtum und Kirche so lange im Bunde mit

einander wirkten, sieht die Partei, die jetzt obenauf ist, die Religion als antirepublikanisch an und führt Krieg mit den Priestern, auch wo sie dem Staate nicht zu schaden suchen. Die Republik macht sich damit zahlreiche Feinde, unter denen die vom weiblichen Geschlechte nicht die ungefährlichsten sind, weil sie nicht wählen und nicht in der Kammer reden und stimmen dürfen. Und während die Republikaner die Kirche verfolgen, werden sie selbst von einem wilden Sozialismus in ihrer Herrschaft bedroht, diesem unterirdischen Feuer, das in Decazeville bereits seine Natur zeigte und das, wenn es einmal in stärkerer Flamme zu Tage bricht, gewiß vor opportunistischen Ministern nicht mehr Respekt haben wird als diese vor Prinzen und Bischöfen. Diese letztere Gefahr wird wie in andern Ländern so auch in Frankreich alle Parteien einander nähern, denen an einer festen Ordnung gelegen sein muß.

Patriotische Franzosen, die von der Wiedererlangung Elsaß-Lothringens träumen, könnten sich zu dem Orleanismus hingezogen fühlen, weil er Aussichten auf ein Bündnis mit auswärtigen Mächten eröffnen würde, wenn er gekrönt wäre. Nach der Natur der Dinge bietet eine französische Republik einer fremden Monarchie nicht die Sicherheit, die ein monarchisch regiertes Frankreich gewähren würde. Welcher Souverän könnte geneigt sein, sich mit Ministern über ein Bündnis zu verabreden, die morgen von einer Kammermehrheit gestürzt werden können? Selbst ein französischer Präsident lebt als solcher nur bis zur nächsten Wahl, allergünstigstenfalls sieben Jahre. Der deutsche Kanzler erkannte dies: er sah voraus, daß eine Republik die Mehrheit der Franzosen in innern Angelegenheiten befriedigen, ihre auswärtige Politik aber zur Vereinzelung und Ohnmacht verurteilen würde. Die fünfzehn Jahre seit 1871 haben ihm Recht gegeben: Frankreich ist nicht wieder zu seiner frühern gebietenden Stellung in Europa gelangt. Es nimmt seinen Platz neben den übrigen Mächten ein, übt aber kein Übergewicht mehr und hat nicht einmal so viel Einfluß, um eine Gruppe um sich zu bilden. Es hat mit seiner griechischen Politik sein Ansehen nicht wiederhergestellt, es ist in Ägypten und Tonking matt gesetzt worden. Chauvinistische Gemüter mit Erinnerungen an den „großen Monarchen," an Napoleons Eroberungen und sein „Parterre von Königen," an des kleinern Neffen Einfluß und Schiedsrichterschaft mag das wurmen, aber wir sehen nicht ein, daß die Schwäche der auswärtigen Politik Frankreichs im Interesse Europas oder auch nur im rechtverstandnen Interesse Frankreichs zu beklagen sei. Der Ehrgeiz und die Anmaßung Ludwigs des Vierzehnten und der beiden Kaiser aus dem Hause Bonaparte brachten unsern Nachbarn schließlich nichts als Unheil und überschwemmten die übrige Welt mit Blut und Staatsschulden. Eine Republik, die Frieden zu halten genötigt ist, versöhnt mit sich die Steuerzahler in Frankreich und außerhalb. Von dieser Seite des Bildes wird also der Graf von Paris nicht zur Erhebung auf den Thron empfohlen.

Camoëns.

Roman von Adolf Stern.

(Fortsetzung.)

Ueber König Sebastians Züge ging ein Wetterleuchten grollenden Unmuts. Er hatte auf die ergebungsvolle Miene Catarinas, von der sich Camoëns in seinem grünen Versteck tief ergriffen fühlte, nicht geachtet, und sagte jetzt mit vorwurfsvollem, beinahe rauhem Ton: Euch scheint leicht zu fallen, Herrin, was mir noch immer unmöglich dünkt. Ich leide Qualen um Euch, und Ihr, Ihr habt Lust, mir das Almosen Euers Anblicks zu versagen.

Aus Catarinas Augen glänzte ein Schein, der den König die seinen niederschlagen ließ. Halb war es ein Aufblitzen schmerzlicher Entrüstung, halb ein Strahl alles verzeihender Milde und Liebe. Das Mädchen trat einige Schritte von dem jungen Fürsten zurück und erwiederte zitternd: Herr, es ist der Verlassenen teuerstes Gut, zu wissen, daß ihr König um ihretwillen Schmerzen leidet! Doch dieser einzige Schatz läßt sich nicht mehren, noch mindern! Eure Majestät muß glauben, daß ich ihn heilig bewahren werde, so lange ich lebe.

Camoëns vernahm jede Silbe ihrer Worte, sah die hervorbrechenden Thränen, und mußte sich gewaltsam zusammennehmen, um seinen innern Anteil nicht durch eine ungestüme Bewegung zu verraten. Der König rang sichtlich nach einer Antwort, er faßte, ohne daß sie ihm im Augenblicke zu widerstehen vermochte, beide Hände Catarinas und küßte sie wiederholt, um ihr Abbitte zu leisten.

Donna Catarina, sagte er mit flehendem Ton, vergebt mir und versprecht mir nur eines, daß Ihr meinen Hof nicht verlassen, mir nicht die Hoffnung nehmen wollt, Euch von Zeit zu Zeit zu sehen und ein Wort von Euch zu hören. Ihr wißt nicht, daß es wieder schaurig öde um mich ist, wie um einen Lebendigbegrabenen, der nur das Echo seiner eignen Worte hört!

Herr, ich darf Euch nicht versprechen, Euch hier wieder zu begegnen! versetzte Catarina, ihre Hände der Umklammerung des erregten Königs entwindend. Es ist ein Unrecht gegen Eure Majestät, vielleicht ein Frevel gegen das Land, daß ich heute Euerm Rufe gefolgt bin! Dann nahm sie, trotz der Thränen in ihren Augen, wahr, daß der König sich nicht länger beherrsche, und floh mit einer flehenden, abwehrenden Geberde nach dem Laubthor zurück, aus dem sie vorhin hervorgetreten war und unter dessen Zweigen sie laut nach Miraflores rief. Dom Sebastian hatte sich, noch ehe sie enteilte, mit überwallender Leidenschaft auf die Kniee vor ihr geworfen, hinter der Fliehenden drein klangen die Rufe: Catarina! Geliebte! und als der König inne ward, daß er sie nicht zurückzurufen vermochte, schlug er in wildschmerzlicher Bewegung beide Hände vor sein Gesicht und sprang dann empor, heftig am Geländer der Terrasse rüttelnd. Über den Leib des Lauschers ging ein Schauer; Camoëns fühlte, daß der König, wenn er jetzt des Unberufenen ansichtig würde, das Schwert ziehen und ihn niederstoßen müßte; er wußte auch, so sehr er seinem jungen Herrscher grollte, daß er die eigne Waffe gegen denselben nicht erheben werde. Und doch war es nicht das, was ihn jetzt beklommener atmen ließ und ihm schwer auf dem Herzen lag. Der junge König hatte sich rasch wieder gefaßt, in der Haltung, die ihm sonst eigentümlich war, schritt er noch einmal die Steinplatten der Terrasse auf und ab und trat dann den Rückweg zum obern Teil der Gärten und zu seinem Palaste an. Camoëns verharrte noch einige Minuten nach dem Weggange des Königs lautlos, regungslos, als fürchte er, daß das Rascheln der zurückschlagenden Zweige den Verschwindenden zurückrufen könne. Erst als er völlig gewiß war, daß er in der grünen Stille wiederum so allein sei wie vor dem Erscheinen des Königs und der Gräfin Palmeirim, verließ er seinen Zufluchtsort und schritt durch den Akaziengang, der jetzt nächtig dunkel vor ihm lag, jener Stelle der Mauer wieder zu, über die er sich vorher geschwungen hatte. Sein Traum von Catarina Atayde samt dem Frieden, den er aus holder Erinnerung gesogen, waren dahin! Jetzt war alles spannende, drängende, sorgenvolle Gegenwart — jeder Laut, den Catarina Palmeirim und der König getauscht hatten, lebte in seinem Gedächtnis, jede Miene der beiden in seiner Seele. Fray Tellez hatte Recht, tausendmal Recht; wenn der König blieb, so vermochte das schöne Mädchen seinem Schmerze und seinen Bitten nicht lange mehr zu widerstehen. Camoëns sah zwischen den Kronen der Akazien nach dem Nachthimmel empor, an dem einzelne Sterne aufblitzten. Über die Terrasse kam aus dem tiefer liegenden Thale ein letzter warmer Abendhauch, Camoëns bot ihm seine Stirn, ohne wohlthätig berührt zu werden. Hinter dieser Stirn brauste und klopfte es fiebrisch, das Wort: Er muß hinweg! trat nicht wie gestern auf seine Lippen, aber er vernahm nur das eine, vernahm es tausendstimmig. Was auch Barreto und das eigne Gewissen sagen mochten, jetzt war es entschieden, daß er alles, was sein war, Kraft, Leben und Ehre einsetzen

mußte, Catarina gegen die drängende Leidenschaft des Königs beizustehen! Wild und unklar wogten Bilder dessen, was geschehen solle und könne, in Camoëns' Seele; gewiß war, daß er dem Könige so rasch als möglich sein Gedicht zu Füßen legen und in dem Gedicht zu ihm sprechen müsse, wie ihm jetzt, nur wie ihm jetzt ums Herz war. Die letzte Stunde hatte ihn gestählt, wenn es sein mußte, sogar zum Kampfe mit Barreto.

Wie er langsam und noch mehr als einmal nach dem Bosket zurücklauschend, aus dem er herkam, sich der Mauer und den an ihr stehenden Bäumen näherte, ergriff ihn noch einmal die Stimmung, welche ihn bei seinen Eintritt hier erfaßt hatte. Das Bild der verklärten Catarina trat neben das der lebendigen, ihm war es, als befehle ihm zu dieser Stunde Catarina Atayde ihr Kind und rufe ihn auf, um ihretwillen alles sonst in der Welt zu vergessen und zu opfern! Er beugte sein Haupt wie vor einer sichtbaren Gestalt, vor einem wirklich gehörten unwiderstehlichen Gebot, und mit festerem Entschluß, aber auch mit schwererem Herzen, als er gekommen war, verließ er die Königsgärten auf dem gleichen Wege.

Neuntes Kapitel.

Drei Tage nach der feierlichen Bestattung Dom Antonio Pachecos, des Ordensmarschalls, saß am Spätnachmittage Camoëns im Hofe von Almocegema in der Nähe des prachtvollen Brunnens, der nächst der Platane des Königs Diniz als die größte Merkwürdigkeit des alten Maurenschlosses galt. Die zierlichen spitzbogigen Arkaden, die im Viereck den Hof umschlossen, von schlanken Säulen getragen, von üppigem Grün umrankt, öffneten sich überall nach dem großen Brunnenbecken, aus dem eine silbern glänzende Wassersäule emporstieg; aus den Mäulern von zwölf Delphinen rauschten starke Wasserstrahlen scheinbar auf das Marmorpflaster des Hofes herab und verschwanden im Boden, um den Brunnen wieder neu zu speisen, alles atmete Kühle und friedliche Abgeschlossenheit. Camoëns, der sich mit seiner Handschrift und allerhand Schreibgerät in der Halle westlich vom Brunnen niedergelassen hatte, aus der er mit wenigen Schritten zu seinen eignen Gemächern gelangen konnte, hätte hier in Farben und Düften schwelgen können. Jenseits der rauschenden, sprühenden Wasser erhob sich eine Gruppe von schlanken, dichtverwachsenen Büschen, an der zu allen Jahreszeiten Blüten prangten. Doch obschon er seit einer Stunde nach den Strahlen und den scharlachroten Kelchen der Granatbüsche hinblickte, welche dort aus dem Grün leuchteten, so war seine Seele doch weit von dem Brunnen und den Büschen; ein harter, innerer Kampf, quälende Unschlüssigkeit malte sich in den Zügen des Mannes, seit er vorhin die eifrig und dennoch umsonst gehandhabte Feder hatte sinken lassen.

So entschlossen, so fest war er gewesen an jenem Abend, als er schweigsam und in sich gekehrt aus den Königsgärten von Cintra nach Otaz' Herberge zurückgekommen war und Manuel Barreto unruhig und sorgenvoll seiner harrend gefunden hatte. Schweigsam und in sich gekehrt war er in den Stunden geblieben, die er mit seinem Gastfreunde noch verbracht, er hatte gespannt dem Berichte gelauscht, den ihm Manuel von den Klagen der Herzogin über des Königs Wankelmut, von ihrer Besorgnis um Esmah gegeben. Seinerseits aber hatte er eine Frage Barretos erwartet, was ihm widerfahren sei, und die Frage war nicht gethan worden, obschon Barreto das bleiche Aussehen, die stumme Verschlossenheit seines Genossen wahrlich nicht entgangen sein konnte. Ohne dem Freunde sein Herz zu öffnen, hatte er am Morgen nach jenem Abend sich zur Rückkehr nach Almocegema im Geleite Joaos angeschickt. Erst in dem Augenblicke seines Wegrittes, als er Barreto vom Pferde herab die Hand reichte, trieb es ihn zu sagen: Findet guten Empfang beim König Manuel und gute Statt für Euer Wort! Wißt auch, daß ich den König und Gräfin Catarina gestern erblickt und gehört habe. Ich sah sie — zu Euch sei's gesagt — auf meinem Abendgange, im untern Schloßgarten, gesprochen habe ich natürlich nicht zu ihnen und meine Gegenwart haben sie nicht bemerkt. Die erlauchte Herzogin irrt sich, wenn sie wähnt, der König habe auf Liebe und Liebesglück verzichtet und befehle ihre Pflegetochter dem Himmel. Ich weiß, daß es anders und schlimmer ist. Für meinen Teil kann ich nur einen Wunsch noch hegen, daß Dom Sebastian nicht lange mehr Gelegenheit habe, ein schutzloses Herz zu bedrängen! Glaubt mir, daß es keinen andern Weg giebt, die schöne Catarina vor dem Schlimmsten zu bewahren, als daß der König dahin zieht, wohin ihn der Geist treibt. Für heute wünsche ich Euch einen guten Tag, Manuel, und werde Eurer Ankunft in Almocegema still harren.

Grüßt mir mein Haus und findet Frieden unter seinem Dache! entgegnete der Fidalgo mit großem Ernste. Wenn Ihr über des Königs Begegnung mit Catarina Palmeirim nachsinnt, so vergeßt nicht, daß Donna Catarina vielleicht als ein glückliches Schicksal erscheint, was Ihr das Schlimmste heißt. Täuscht Euch nicht selbst, Luis! Und nun Gott befohlen, ich komme, sobald meine Pflicht hier erfüllt ist.

Die kurze Unterredung hatte auf dem ganzen Ritte bis Almocegema in Camoëns' Seele nachgeklungen. Aber sein Wille war durch dieselbe nicht erschüttert worden, mit düsterm Ernst, aber ohne Schwanken hatte er alle poetischen Huldigungen, welche zur Zueignung der Lusiaden an König Sebastian begonnen worden waren, vernichtet und in der Stille, die ihn umfing, eine Reihe neuer Oktaven niedergeschrieben. Sie flossen ihm nicht frei, nicht strömend wie sonst in die Feder; doch er ließ nicht ab, an ihnen zu schmieden und zu feilen. Die Morgen auf dem grünen Walle unter der großen Platane, die Nachmittage angesichts des kühlen Brunnens galten der Arbeit,

während deren er sich unablässig das Bild Catarinas heraufbeschwor, wie sie den König bittend abzuwehren gesucht hatte und vor ihm entflohen war. Er hatte bei jeder Strophe, die er vollendete, empfunden, daß sie seinem Gastfreunde das Herz schwer machen werde, und ihm selbst war es wahrlich nicht leicht gewesen. Doch er hatte sich wieder und wieder zugerufen, daß es eine eherne Pflicht zu erfüllen gelte, und bei sich beschlossen, daß er alsbald nach Barretos Heimkunft das gastliche Haus verlassen und nach Lissabon gehen wolle, wo er den beschleunigten Druck seiner großen Schöpfung zu überwachen gedachte.

Und nun saß er doch wieder unschlüssig, von heißen Zweifeln bedrängt, unter den maurischen Hallen, an dem kühlsten, erquicklichsten Platze. Heute in aller Frühe war ihm ein kurzer Brief Barretos zu König Diniz' Baum gebracht worden, welcher um Entschuldigung für Manuels längeres Ausbleiben bat und zugleich verhieß, daß der Schreiber vor Ablauf des Tages in seinem Hause eintreffen werde. Während der Dichter den kurzen Zeilen nachsann und aus den flüchtigen Buchstaben des Briefes zu erraten trachtete, ob Barreto seinen Zweck beim Könige erreicht habe oder nicht, war sein Auge plötzlich auf ein Schauspiel gelenkt worden, welches auf der öden Strandfläche vor sich ging, die sich zwischen Almocegema und dem Ufer des Meeres hinzog. Die Mittagssonne brannte heiß auf den weitgedehnten sandigen und steinigen Dünen, die große Flut rollte eintönig wie sonst gegen die Sandhügel und die Schilfgestrüppe, welche man vom Walle des alten Maurenschlosses aus übersah. Da mit einemmale ward die Einsamkeit der endlosen Fläche belebt, auf dem Wege, der von dem alten Strandturm Calhao de Corvo hierher führte, zeigten sich Reiter, auf der Flut schaukelte eine Anzahl von Flachbooten mit bewaffneter Mannschaft, welche von jenem Turm daher gekommen sein mußten und hier zu landen strebten. Nur einige Minuten hatte Camoëns gewähnt, daß eine Gefahr im Anzuge sein könne, bald genug hatte er in dem Reiter, der mit wenigen kriegerisch gerüsteten Begleitern am Strande auf- und abjagte und gegen das Meer hin den Booten mit heftig befehlenden Geberden winkte, niemand geringeres erkannt als seinen jungen Herrscher. Gefesselt von dem wunderlichen Vorgange hatte er im Zuschauen Sinn und Zusammenhang desselben begriffen. Die von ungeschickten Ruderern gelenkten Boote erreichten nur teilweise die trockne Düne, die größere Zahl von ihnen blieben zwischen den schilfbewachsenen Lachen der Außendüne stecken. Als jedoch die in den Fahrzeugen stehenden Bewaffneten zögerten, auf der Stelle herauszuspringen und durch Wasser und Schilf die Strandhügel zu gewinnen, galoppirte Dom Sebastian in leidenschaftlicher Erregung am Ufer hin und wieder und schien entschlossen, sein Pferd und sich selbst in die Flut zu werfen. Seine wiederholten Befehle zwangen endlich die jungen Mannschaften, ihr Zögern aufzugeben; etwa eine Viertelstunde, nachdem Camoëns das erste kriegerische Getümmel vernommen

hatte, lagen die Boote verlassen, von wenigen Männern bewacht, am Strande. Landeinwärts aber, von dichter Staubwolke umhüllt, bewegten sich im gewaltsamen Lauf die vier oder fünfhundert Gerüsteten, welche der König über die heiße, öde Dünenfläche mehr mit sich fortriß, als daß er sie führte. Bis zu dem grünen Wall, von welchem Camoëns, sich weit vorbeugend, das merkwürdige Schauspiel mit ansah, schallten die wilden Zornrufe, die leidenschaftlich gegebnen Befehle des jungen Fürsten, Herr Luis konnte deutlich wahrnehmen, daß der König sich selbst so wenig schonte als die Leute, die er über die unwegsame Ebne, durch den heißesten Sonnenbrand dem Kirchturm von Sarrazola zukeuchen ließ. Das letzte, was Camoëns unterschied, war, daß das überangestrengte Roß Sebastians unter seinem Reiter zusammenbrach, der König sich, ohne einen Augenblick zu zögern, zu Fuß an die Spitze seiner Schaar setzte, während ein paar Reitknechte bei dem gestürzten Tiere zurückblieben. Camoëns wußte jetzt, daß er eine jener Übungen geschaut habe, von denen ihm schon Bartolomeo Otaz und darnach Joao, Barretos Hausmeister, soviel erzählt hatten. Der junge Herrscher hatte einige hundert Bürgerssöhne seiner Hauptstadt zu einer Schaar vereinigt, mit der er die härtesten Anstrengungen und Entbehrungen teilte, um sie und sich für die Landung und den Feldzug in Marokko vorzubereiten.

Ob er wollen mochte oder nicht, Camoëns hatte die erschreckende Dürftigkeit der Mittel, der Rüstung selbst, in diesem Schauspiel erkennen, hatte über das Geschaute nachdenken und sich an so vieles erinnern müssen, was er früher von seinem Gastfreunde vernommen hatte. Über den Tag der Abfahrt des Königs von Lissabon zum erstenmale hinausdenkend, hatte auch er plötzlich jene dunkle Besorgnis, jenes Bangen verspürt, von denen er den Freund befangen sah, so oft der Pläne Dom Sebastians gedacht wurde. Umsonst hatte Camoëns sich auch jetzt wieder zugerufen: Der König muß hinweg! und das Bild Catarinas heraufbeschworen. Mit unwiderstehlicher Gewalt war heute das Bewußtsein über ihn gekommen, daß der König nicht allein gehe; scheu und mit verdüstertem Sinn hatte er sich wieder zu seiner Handschrift zurückgewendet und mit den Versen gerungen, die er begonnen hatte. Was er sich fest vorgesetzt hatte, dünkte ihm mit einemmale wieder unmöglich, ein Frevel, die Herausforderung eines ungeheuern Schicksals — und das gleichmäßige Plätschern des Brunnens vor ihm weckte den kriegerisch stolzen Klang in seinen Worten nicht wieder, mit dem er den König emporzurufen und hinwegzuscheuchen gedacht hatte!

(Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Der Gesetzentwurf betreffend die unter Ausschluß der Oeffentlichkeit stattfindenden Gerichtsverhandlungen. Dem Reichstage ist in den letzten Tagen ein Gesetzentwurf zugegangen, welcher bezweckt, die als mangelhaft befundenen Bestimmungen der §§ 174—176 des Gerichtsverfassungsgesetzes über den Ausschluß der Oeffentlichkeit bei Gerichtsverhandlungen einer Revision zu unterziehen und durch einige weitere Bestimmungen zu ergänzen. Nach dem jetzigen Rechtszustande kann der Vorsitzende auch nach erfolgtem Ausschluß der Oeffentlichkeit einzelnen Personen den Zutritt zu den Verhandlungen gestatten; keine der bei der Verhandlung zugegen gewesenen Personen, mit Ausnahme der dabei mitwirkenden Beamten, ist zur Geheimhaltung verpflichtet; und endlich muß das gesamte Urteil einschließlich des Thatbestandes und der Urteilsgründe in öffentlicher Sitzung verkündigt werden. Wird durch dies letztere allein schon der wichtigste Inhalt der Verhandlungen der Oeffentlichkeit preisgegeben, so ist es auch nur natürlich, daß die bei der Verhandlung beteiligten Personen, wie Zeugen, Sachverständige, Parteien, die notwendige Begleitung jugendlicher oder gebrechlicher Personen, von der interessanten Verhandlung an Dritte Mitteilung machen; werden aber durch den Vorsitzenden noch andre Personen zugelassen, was meistens mit den Vertretern der Presse der Fall zu sein pflegt, so ergeht es diesen nicht anders, die Vertreter der Presse müssen sogar geradezu die Verpflichtung zur Mitteilung des Inhalts der Verhandlungen in ihren Blättern fühlen; aus welchem Grunde wäre ihnen denn sonst gerade die Erlaubnis zur Beiwohnung bei den Verhandlungen zu Teil geworden! Daß solche Zulassungen unbeteiligter Personen zu den nichtöffentlichen Verhandlungen vielfach in mehr als reichem Maße geschehen sind und daß die von diesen Personen gemachten Mitteilungen die Ausschließung der Oeffentlichkeit ganz illusorisch machen, weiß jeder, der sich einigermaßen um diese Angelegenheiten gekümmert hat. Infolge aller dieser Umstände war es nun zweckmäßig, eine Revision der einschlagenden Bestimmungen des Gerichtsverfassungsgesetzes zu versuchen, und man wird dem vorgelegten Gesetzentwurf im allgemeinen nur vollständig zustimmen können.

Vor allen Dingen kann nach dem Entwurf der Vorsitzende niemandem mehr gestatten, bei einer geheimen Verhandlung zugegen zu sein, der dabei nicht in irgend einer Weise als Partei, Zeuge, Sachverständiger, notwendiger Begleiter einer jugendlichen oder gebrechlichen Person, als Sicherheitsbeamter u. dergl. beteiligt ist. Selbstverständlich wird aber durch den Ausschluß der Oeffentlichkeit das aus der Dienstaufsicht fließende Recht, Gerichtsverhandlungen beizuwohnen, nicht berührt. Sämtlichen zugelassenen Personen kann durch den Vorsitzenden die Geheimhaltung des Inhaltes bestimmter Teile der Verhandlung besonders zur Pflicht gemacht werden, sofern von dem Bekanntwerden desselben eine Gefährdung der Staatssicherheit zu befürchten ist. Endlich aber soll nicht mehr das gesamte Urteil, sondern nur die Urteilsformel öffentlich verkündet werden. Diese Umbildung der §§ 174—176 des Gerichtsverfassungsgesetzes allein würde aber nicht genügen, um den eben erwähnten Uebelständen abzuhelfen, es würde immer ein unvollständiges Gesetz vorliegen. Deshalb hat der Entwurf noch in die Materie

des Strafgesetzbuches und des Preßgesetzes eingegriffen. Eine Geldstrafe bis zu eintausend Mark oder eine Haft- oder Gefängnisstrafe bis zu sechs Monaten wird zunächst den Personen angedroht, welche den Verhandlungen beiwohnten und die ihnen auferlegte Pflicht der Geheimhaltung durch unbefugte Mitteilung verletzten. Als eine „unbefugte" Mitteilung wird es natürlich nicht gelten, wenn eine der Personen, welche der Verhandlung beiwohnten, später über deren Inhalt als Zeuge vernommen wird. Da man nun die Verpflichtung zur Geheimhaltung der menschlichen Natur gemäß nicht zu weit ausdehnen darf, so ist sie, wie bereits angegeben, nur auf den Inhalt solcher Teile der Verhandlungen beschränkt, dessen Bekanntmachung eine Gefährdung der Staatssicherheit, z. B. in Landesverratsprozessen, befürchten läßt. Es giebt aber auch eine Menge Verhandlungen, deren Inhalt zwar nicht staatsgefährlich, aber oft so anstößig ist, wie z. B. bei Verhandlung von Sittlichkeitsverbrechen, daß dessen Veröffentlichung mindestens ebenso nachteilig für die gute Sitte oder die Beteiligten ist, als wenn die ganze Verhandlung öffentlich stattgefunden hätte. Aus diesem Grunde hat der Entwurf ferner unter der gleichen Strafe wie für den Bruch der auferlegten Geheimhaltung das Verbot aufgenommen, über Gerichtsverhandlungen, welche unter Ausschluß der Oeffentlichkeit stattgefunden haben, Berichte durch die Presse zu veröffentlichen. Die wissenschaftliche Bearbeitung einer solchen Verhandlung soll damit nicht ausgeschlossen sein, da eine solche von einem Berichte über die Verhandlung wesentlich verschieden ist. Verboten sind nur die in den Tagesblättern üblichen, häufig nur im Interesse der Befriedigung der Neugier erfolgenden und deshalb meist pikant abgefaßten Darstellungen der Verhandlungen, welche wissenschaftlich meist ohne jeden Wert sind.

Wie der Entwurf, welcher übrigens einem in Elsaß-Lothringen bereits giltigen Gesetze (vom 18. Juli 1828) entspricht, sich möglichst genau den schon giltigen Gesetzen anzupassen sucht, erhellt daraus, daß er die angedrohten Strafen den Bestimmungen des Preßgesetzes über vorzeitige Bekanntmachung der Anklageschrift oder sonstiger amtlichen Schriftstücke eines Strafprozesses anpaßt.

Muß man sich nach dem Dargestellten mit dem, was der Entwurf giebt, nur einverstanden erklären, so ist doch der Wunsch nicht zu unterdrücken, daß der Entwurf um noch eine Bestimmung vermehrt werde. Nicht nur die Mitteilung des Inhalts anstößiger Prozeßverhandlungen überhaupt bringt Schaden; einen sehr bedeutenden Nachteil für die Rechtsprechung enthält es auch, wenn, noch ehe das Urteil gefällt ist, die Zeitungen in möglichst ausführlichen Artikeln den Inhalt der bisherigen Verhandlungen wiedergeben. Unwillkürlich nimmt bei jeder bedeutenden Gerichtsverhandlung die öffentliche Meinung für oder gegen den Angeklagten Partei; je nach dieser Parteinahme werden die Mitteilungen über die Verhandlungen gefärbt oder mit Anmerkungen versehen. Daß solche parteilich, wenn auch unabsichtlich gefärbte Artikel durchaus geeignet sind, auf das Urteil von Geschwornen oder Schöffen einen Einfluß auszuüben, wird niemand bezweifeln, aber auch für die gelehrten Richter hat es etwas bedenkliches, mindestens jedoch, auch bei der größten Unabhängigkeit von der öffentlichen Meinung, etwas unbequemes, wenn der Stoff, über welchen sie erst noch zu urteilen haben, bereits in allen Blättern und in Folge davon auf allen Bierbänken erörtert und ihnen dabei vorgehalten wird, wie sie nach dem Urteil der öffentlichen Meinung ihr Urteil abzugeben haben. Es würde deshalb entweder ein weiterer Artikel unserm Entwurfe beizufügen sein, welcher alle Mitteilungen noch nicht abgeurteilter Verhandlungen in Anschluß an § 17 des Reichspreßgesetzes untersagt; noch besser wäre der

betreffende Artikel des Entwurfes derart zu fassen, daß er die neuen Verbote über Veröffentlichungen des Inhalts von Strafverhandlungen mit den bereits in § 17 des Preßgesetzes ausgesprochenen in einen einzigen Paragraphen zusammenschmilzt. Dieser Artikel (III) würde darnach lauten: „Der § 17 des Gesetzes über die Presse vom 7. Mai 1874 (Reichsgesetzblatt S. 65) erhält folgende Fassung: Ueber Gerichtsverhandlungen, welche unter Ausschluß der Oeffentlichkeit stattgefunden haben, dürfen Berichte durch die Presse überhaupt nicht veröffentlicht werden. Die Anklageschrift, andre amtliche Schriftstücke oder Berichte über die Verhandlungen eines nicht mit Ausschluß der Oeffentlichkeit verhandelten Strafprozesses dürfen durch die Presse nicht eher veröffentlicht werden, als bis das Verfahren sein Ende erreicht hat.“ Daß darnach auch die Ueberschrift des Gesetzes eine entsprechende Aenderung erleiden müßte, ist selbstverständlich.

Neueste Musikalienausstattung. Vor kurzem sind zwei neue Liederhefte von Johannes Brahms erschienen, op. 96 und 97, mit deren Ausstattung der Verleger, N. Simrock in Berlin, augenscheinlich etwas besondres hat bieten, vielleicht sogar in unsrer Musikalienausstattung einen großen Fortschritt hat inauguriren wollen. Sowohl das Titelblatt wie der Umschlag zeigen in beiden Heften bildliche Darstellungen, die durch Steindruck nach Federzeichnungen hergestellt sind. Diese Bilder aber sind das Seltsamste, was man sich denken kann. Auf dem einen Umschlage erblickt man in der obern Hälfte einen dicken Baumstamm und am Fuße desselben einen Schlafenden, zu dem links an einer Wand (?) ein altes, dürres, langnasiges Weib herabrutscht. Die untere Hälfte des Blattes ist durch nichts als einen großen schwarzen Klex ausgefüllt. Auf dem andern Umschlage soll wohl ein mit Bäumen bewachsener Felsenabhang dargestellt sein; wenigstens stehen die Bäume übereinander. Unten im Grunde aber liegt am Wasser eine nackte weibliche Gestalt, der rings um den Kopf, auch über das Gesicht, das Haar wüst herabhängt, und mit der sich ein schwarzes Ungetüm, soviel man erkennen kann, mit Bocksbeinen versehen (also ein Satyr?), zu schaffen macht. Von ähnlicher Beschaffenheit sind die Titelblätter. Auf dem einen sieht man das Meer, darin einen Zug von Delphinen, auf deren vorderstem ein nackter Kerl reitet, der den linken Arm emporreckt wie ein Regimentstambour seinen Stab und sich nach den Delphinen kommandirend umblickt. Im Hintergrunde ein Felsen mit einer Burg. In der Mitte des Blattes ist eine Tafel für den Titel ausgespart, bei der man nicht recht dahinterkommt, ob sie als aufgerollter Papierbogen oder als Marmorplatte zu denken ist; darüber ragt eine dunkle Masse empor, einem großen Vogelkopfe oder dem Kopfe eines borstigen Rüsseltieres (Wildschwein?) ähnlich. Auf dem andern Titelblatte ist eine Eis- oder Schneefläche dargestellt, in der Ferne wieder ein Felsen. Im Vordergrunde schreitet breitbeinig ein Ritter, der ein Frauenzimmer aufgehuckt hat; hinter ihm wird ein Pferdekopf sichtbar. Rechts im Hintergrunde stehen in einer Pfütze drei andre Ritter, die mit Schild und gezognem Schwert dem Frauenträger aufzulauern scheinen. Alle diese Darstellungen sind, wie schon aus unsrer Beschreibung hervorgeht, in der rohesten und flüchtigsten Weise skizzirt, sodaß man meist nur mit Mühe und nach längerm Raten erkennt, was dargestellt sein soll, in einigen Stücken gänzlich unklar darüber bleibt. Verquickt sind die Bilder mit ebenso roh gezeichneten Randornamenten, die wohl romanisch oder irisch sein sollen, und mit scheußlich verzerrten Buchstabenformen.

Wir haben wiederholt in größern Kreisen, wo die Lieder gesungen wurden, die seltsam ausgestatteten Hefte von Hand zu Hand gehen sehen, und stets haben

sie das größte Befremden erregt. Man fragte: Soll das etwa genial sein? Oder soll es ein schlechter Witz sein? Hat der Zeichner dieser Blätter den Verleger zum Besten gehabt? Oder will der Verleger das Publikum zum Besten haben? Schließlich kam man jedoch immer zu der Meinung, daß diese Darstellungen wohl von einem jungen Künstler herrühren möchten, der an Größenwahn leide und dabei ein recht impotenter Geselle sei, der sich vielleicht in Böcklin vergafft habe und nun Böcklin noch zu übertrumpfen suche, daß aber der Verleger diese Blätter offenbar für etwas Hochgeniales gehalten und dem Publikum damit einen großartigen Fortschritt in der Musikalienausstattung zu bieten geglaubt habe. Für die letztere Ansicht, daß der Verleger der Düpirte sei und der Häßlichkeit dieser Umschläge gänzlich urteils- und ahnungslos gegenüberstehe, spricht deutlich die Rückseite derselben, auf der verschiedne Simrocksche Verlagsartikel mit einer typographischen Geschmacklosigkeit vorgeführt sind, die man 1886 und nachdem soviel von Hebung des Buchgewerbes deklamirt worden ist, kaum noch für möglich halten sollte. Jedes Straßenplakat wird heutzutage anständiger gesetzt, als diese aus Dutzenden von Setzerkästen zusammengelesenen, mit einer Menge von hinzeigenden Händen (☞) geschmückten Anpreisungen. Wer imstande ist, auf ein und demselben Bogen auf der Vorderseite jene vermeintlich genialen Klexereien, auf der Rückseite diese garstigen Straßenplakate drucken zu lassen, beweist schon dadurch, daß er von typographischem Geschmack keine Ahnung hat, also selber der Angeführte sein muß.

Einer thut uns aufrichtig leid bei der Sache: Johannes Brahms. Welche reifen und süßen Früchte haben sich hier in die widrigsten, abgeschmacktesten Hüllen stecken lassen müssen! Fernerstehende erheben gegen Brahms den Vorwurf, daß seine Musik unnatürlich, gequält, grüblerisch sei. Nun ja, mit seiner Sprache muß man sich erst vertraut machen. Ist dies aber einmal geschehen, dann erschließt sich jedes neue Werk von ihm verhältnismäßig leicht. In den vorliegenden beiden Liederheften sind wieder herzig einfache Sachen; wer sein „Wiegenlied“ kennt oder das „Vergebliche Ständchen“ oder den „Jäger,“ wird finden, daß Lieder wie „Dort in den Weiden,“ „Komm bald“ und „Trennung“ in op. 97 ganz auf demselben Wege liegen wie jene: auf dem Wege von der Kunst zur Natur. Mit auserlesen vornehmen künstlerischen Ausdrucksmitteln wird hier doch schließlich die denkbar einfachste Wirkung erreicht, wenn nur Sänger und Spieler alles beherrschen und mit voller Freiheit wiedergeben. An einem Liede wie die „Nachtigall“ befremdet wohl anfangs der Versuch, an die elementaren Klänge des Vogelgesanges zu erinnern: aber bald befreundet man sich auch damit; „halte dein Ohr dran, dann höreſt du was!“ Die Perle in beiden Heften ist wohl „Wir wandelten“ in op. 96. Die ganze Seligkeit eines schweigsam dahingehenden, kein Geständnis wagenden Paares kann nicht köstlicher geschildert werden, als wie es hier in dem süßmelodischen zweistimmigen Kanon in Des geschehen ist. Und wie entzückend läuten die „goldnen Glöckchen“ dazwischen, mit denen der Liebende die unausgesprochnen Gedanken in seinem Haupte vergleicht! „So wundersüß, so wunderlieblich ist in der Welt kein andrer Hall!“

Hoffentlich entschließt sich der Verleger, bei einer neuen Auflage der Lieder die garstigen Umschläge und Titelblätter zu beseitigen. Er ist sehr schlecht dabei beraten gewesen. Möge er, wenn er den ernstlichen Willen hat, unsre Musikalienausstattung zu reformiren, ein andermal bessere Ratgeber suchen und finden.

Das Hutten- und Sickingen-Denkmal. Die Angelegenheit des Denkmals für Hutten und Sickingen auf der Ebernburg an der Nahe ist seit unsrer

ersten Mitteilung rüstig fortgeschritten. Das Komitee, das in Kreuznach sich gebildet und überall im Reiche Teilnahme gefunden hatte, behandelte mit besondrer Vorsicht die Frage, ob der Entwurf des Denkmals, der von dem verstorbnen Bildhauer Karl Cauer vorhanden war, definitiv anzunehmen oder eine Konkurrenz auszuschreiben sei. Es wurde eine Art Mittelweg eingeschlagen. Treffliche Meister wie Bendemann, Albert Wolf und Otto in Rom wurden gebeten um ihr Urteil und ihre Kritik. Und da alle den vorhandnen Entwurf sehr anerkannten und in dem, was sie anders wünschten, so gleichartig sich aussprachen, so wurde bald beschlossen, Herr Albert Wolf möge selbst in Verbindung mit den Söhnen des Künstlers Cauer das Modell dahin vollenden, daß die Figur Huttens ihre lebhafte Aktion etwas mäßige. Das ist denn geschehen, und die Generalversammlung war nunmehr einig, den Freunden des nationalen Unternehmens dieses schöne Modell endgiltig vorzuschlagen, ebenso wurde über den herrlich gelegnen Platz, die Wahl des Sockels, die Ausführung in Bronze u. a. eine Einigung erzielt und so ein großer Schritt vorwärts gethan.

In die weitere Sorge um Beschaffung der Mittel zu dem Denkmal griff nun wirksam ein neues Komitee ein, das sich dem Kreuznacher an die Seite stellte. In Berlin selbst, in unsern parlamentarischen Körperschaften, traten Mitglieder des Komitees, Abgeordnete unsrer heimischen Kreise, Geheimrat Dr. Gneist, Dr. von Cuny, Landrat Knebel und ihre Freunde, Männer aus allen Parteien, zu einem neuen Komitee zusammen, das sich, gestützt auf die Reichshauptstadt, zum Ziele gesetzt hat, die Mittel zusammenzubringen, die neunzig- bis hunderttausend Mark, die das Denkmal erfordern wird. Die Vorbereitungen sind getroffen, um eine kräftige Aktion auch durch die Presse zu beginnen. Unser ehrwürdiger Kaiser, durch eine Art Zufall von der Absicht des Vereins in Kenntnis gesetzt, hat sich Bericht erstatten lassen und zur Belebung der Idee ein namhaftes Geschenk dem Vorsitzenden Herrn Landrat Agrikola zugehen lassen. Eine Sammlung für die Angelegenheit hat bisher nur in Kreuznach und dessen nächster Umgebung stattgefunden, und der Betrag (5000 Mark) zeigt wenigstens, daß wir die Hoffnungen auf Gelingen des Ganzen, wie sie das Komitee hegt, gerechtfertigt finden. Ueber die weitern Schritte ist die Verabredung getroffen, daß das Kreuznacher Komitee hauptsächlich in der Rheinprovinz und in Süddeutschland für die Sache wirken will, während das Berliner große Komitee in weitern Kreisen dem Unternehmen die Sympathie zuwenden soll. Der Entwurf selbst wird inzwischen in den illustrirten Blättern mehrfach abgebildet zu sehen sein.

Literatur.

Franz von Sickingens Fehde gegen Trier und ein Gutachten Claudius Cantiuncula's über die Rechtsansprüche der Sickingenschen Erben. Von Dr. F. P. Bremer, Professor an der Kaiser-Wilhelms-Universität Straßburg. Straßburg, J. H. Ed. Heitz, 1885.

Diese Schrift giebt eine genaue Darstellung von Sickingens Fehde gegen Trier und namentlich zum erstenmale eine befriedigende Schilderung der den Sickingenschen Streitigkeiten zu Grunde liegenden Rechtsverhältnisse. Bremer knüpft an ein Gutachten des Metzer Rechtsgelehrten Claudius Cantiuncula (Chansonet) an, welches wahrscheinlich aus den Jahren 1524 bis 1526 stammt und augenscheinlich im Interesse des jüngsten von Sickingens Söhnen niedergeschrieben ist. Nach Franz von

Sickingens Tode teilten die Gegner seine Besitzungen, Sickingens Kinder hatten „weder Heller noch Pfennig," denn auch die beiden ältern Söhne wurden von den drei fürstlichen Gegnern wegen Teilnahme an der Fehde als „des heiligen Reiches Friedbrecher" angesehen. Cantiuncula prüft nun die Rechtsansprüche der Kinder Sickingens, welche von der Entscheidung der Vorfrage, ob Sickingen rechtsgiltig in die Reichsacht gekommen war, abhängig waren. Er kommt — in seinem übrigens nicht vollendeten Gutachten, welches Bremer im Anhang veröffentlicht — zu dem Ergebnis, daß Sickingen in die Reichsacht vom Nürnberger Reichsregiment erklärt war, ohne daß er vorgeladen oder gehört worden war, er war nicht durch irgendeinen richterlichen Spruch wegen eines Verbrechens verurteilt worden und namentlich nicht wegen eines solchen, welches zum Nachteil der Kinder die Vermögenseinziehung begründete. Sickingens Charakterbild, wie es bei Ulmann vorliegt, wird durch Bremers Schrift in wesentlichen Stücken zum Bessern gewendet.

Kleine Erzählungen und Kriegsbilder von Graf Leo N. Tolstoi. Aus dem Russischen übersetzt von Paul Wilh. Graff. Berlin, Wilhelmi, 1886.

Wir glauben nicht, daß man mit der Auswahl der hier übersetzten Stücke den Geschmack des deutschen Publikums getroffen haben wird. Es sind Sittenbilder aus dem russischen Leben der letzten drei Generationen, in denen sich allerdings die große Begabung des berühmten Romandichters keinen Augenblick verleugnet; die Bilder sind von merkwürdiger Anschaulichkeit und überzeugender Lebenswahrheit. Aber die Sitten sind denn doch zu russisch roh, als daß sie uns auch nur durch die satirische Beleuchtung erträglich gemacht werden könnten. In der ersten Erzählung „Zwei Husaren" werden in Vater und Sohn, in ihren Charakteren und Handlungen die Typen zweier Generationen gegenübergestellt. Der Vater, ein Zeitgenosse Puschkins, also der zwanziger Jahre, ist ein gefürchteter Raufbold, ein Mann von übersprudelnder Lebenskraft, von urwüchsiger Grazie und Schönheit, ein glänzender Tänzer des Salons, grenzenlos leichtsinnig, aber ebenso großmütig, hat etwas von einem Byronschen Helden, erobert die Frauen im Sturm, die ihm wie die Mücken die Flamme umflattern, indem sie gern sich in die Gefahr stürzen; natürlich fällt er in einem seiner zahlreichen Duelle. Der Sohn, ein Zeitgenosse der vierziger Jahre, ist weit weniger launenhaft, weit weniger leichtsinnig, ist berechnend, aber auch ungroßmütig, will im Kartenspiel Geld gewinnen, hat in jungen Jahren schon Karriere gemacht, ist aber auch weit weniger hinreißend und versteht es nicht mehr, die Weiber zu erobern. Des Dichters Sympathie gilt der ältern Generation, weil sie unverfälscht russisch war und keinen Verkehr mit dem Westen hatte. Die „Erzählung des Markörs" giebt ein Sittenbild aus dem modernen Petersburger Leben, zeigt, wie ein junger Landedelmann, im großstädtischen Klubleben verführt, zum Spieler wird und sein Vermögen durchbringt. Auch hier ist die Form virtuos, der Inhalt unsympathisch. Die „Kriegsbilder" endlich geben Schilderungen der Zustände Sebastopols zur Zeit seiner Beschießung durch die Franzosen 1854, Schilderungen von erschütternder Kraft, von einer merkwürdigen Lebendigkeit, und hier bricht endlich auch die Poesie Tolstois durch, die sich im Elend der Menschheit als eine mitleidsvolle und gottesfürchtige Muse offenbart. Aber zur Erheiterung dienen diese Kriegsbilder gerade auch nicht.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.

Grenzboten
24

Rußlands Finanzen und die Entwertung ſeiner Valuta.

Von Ludwig von Hirſchfeld.

Rußland gehört zu denjenigen Staaten, welche wie Öſterreich und Italien von der Laſt älterer Verpflichtungen erdrückt werden. Seit dem Beginn dieſes Jahrhunderts, d. h. von dem Zeitpunkte an, wo überhaupt eine geordnete Verwaltung im ſtaatlichen Finanzweſen auftritt, befindet es ſich auf der abſchüſſigen Bahn des chroniſchen Defizits und iſt, um den Anforderungen der Amortiſation und Verzinſung ſeines Schuldbeſtandes zu genügen, häufig genötigt geweſen, die Hilfe des Auslandes in Anſpruch zu nehmen. Da eine Kontrole über die Verwendung der Staatsgelder durch eine Volksvertretung niemals beſtand, der erſte amtliche Finanzausweis über den Staatshaushalt aber erſt im Jahre 1862 erſchien, ſo ſchwebt über der älteren Finanzgeſchichte ein gewiſſes myſtiſches Dunkel. Einzelne Epochen in der wirtſchaftlichen Entwicklung laſſen ſich indeſſen immerhin herausheben. Die bedeutſamſten Ereigniſſe, welche dieſelben abgrenzen, ſind die Reform von 1839, welche die Silberwährung periodiſch wiederherſtellte, der Krimkrieg, die Aufhebung der Leibeigenſchaft mit den ſich daran ſchließenden wirtſchaftlichen Umgeſtaltungen und der letzte ruſſiſch-türkiſche Feldzug. Der Krimkrieg wird allgemein als die eigentliche Urſache der finanziellen Zerrüttung angeſehen. Er forderte ungeheure Geldopfer und führte zur militäriſchen Niederlage. Dennoch war die Rückwirkung desſelben durchaus verſchieden von den Nachwehen, welche die Kriege von 1859, 1866 und 1870/71 für die unterliegenden Staaten zur Folge hatten. Der Krimkrieg führte zu keinem Gebietsverluſt, das Kriegstheater beſchränkte ſich auf einen geringen Raum, eine fremde Okkupation oder Verheerung einzelner Provinzen fand nicht

Digitized by Google

statt, auch hatte der Abschluß des Friedens keine Kontributionen und Steuererhöhungen im Gefolge. Der mittelbare wirtschaftliche Nachteil bestand also eigentlich nur in einer von den innern Landesteilen kaum empfundenen Handelssperre, der Entziehung von Arbeitskräften und — der Vermehrung des Papiergeldes. Insofern aber der Krimkrieg die Haltlosigkeit vieler veralteten Zustände dargelegt und die Notwendigkeit umfassender Reformen bewiesen hatte, wurde er zum Wendepunkte in der Finanzleitung des Reiches. Verhängnisvoll für die nun beginnende Epoche finanztechnischer Versuche war aber das von Kaiser Alexander II. unternommene bürgerliche Reformwerk. Das bekannte Diktum: La Russie se recueille wurde von dem friedliebenden Zaren zwar ernst genommen, aber die innern Umwälzungen und der Mangel eines geschulten, zuverlässigen Beamtentums wirkten störend ein auf die Finanzoperationen der Regierung. Erst Anfang der siebziger Jahre trat eine relative Besserung im Staatshaushalt ein. Der Aufschwung des wirtschaftlichen und Verkehrslebens, den der Eisenbahnbau veranlaßt hatte, hätte zur Sanirung der Finanzlage führen können, wenn nicht 1877 der russisch-türkische Krieg die Schuldenlast des Landes wieder außerordentlich vermehrt und die Regierung unter der Einwirkung einer akuten Geldklemme auf die Bahn der Auskunftsmittel gedrängt hätte, welche ihrerseits dem Staatsschatz neue drückende Verpflichtungen aufbürdeten. Aus Anlaß dieser letzten militärischen Aktion hat Rußland, und zwar teils zum Zwecke der Mobilmachung, teils als Folge der Kriegskosten, in den Jahren 1876 bis 1881 nachstehende Anleihen kontrahirt:

1876: Inländische Anleihe von 100 Mill. Rubel zu 92 Prozent,
1877: Erstes Orient-Anlehen von 200 Mill. Rubel zu 90 Prozent,
1877: Ausländisches Anlehen von 15 Mill. Pfd. Sterl. zu 74 Prozent,
1878: Zweites Orient-Anlehen von 300 Mill. Rubel zu 93 Prozent,
1879: Drittes Orient-Anlehen von 300 Mill. Rubel zu 92½ Prozent,
1881: Inländische Anleihe von 100 Mill. Rubel zu 92¼ Prozent.

Die großen Lasten, welche die Kriegführung der Staatskasse aufwälzte, und die Vermehrung des Papiergeldes hatten naturgemäß eine starke Depression der Valuta zur Folge. Nachdem der Papierrubel (nach den Notirungen der Berliner Börse) im Jahre 1876 zeitweise noch einen Wert von 83 Prozent der metallischen Währung gehabt hatte, sank er infolge des Krieges im März 1878 bis auf 58,75 und hat sich auch in den letzten Friedensjahren nicht über den Durchschnittskurs von 62—64 Prozent zu erheben vermocht. In den letzten Jahren ist indessen unter der Mitwirkung ausländischen Kapitals eine Art von Stillstand in der rückläufigen Bewegung des Wechselkurses erzielt worden, und neuerdings erfreut sich Rußland eines ungewöhnlichen Kredits, der den Kurs seiner Staatspapiere in die Höhe getrieben und selbst den Gedanken an eine Zinsreduktion derselben wachgerufen hat. Trotz dieser günstigen Konstellation hält aber die Entwertung des Papierrubels an. Diese Erscheinung

bietet den Anhaltspunkt für die nachstehende Untersuchung, in welcher zunächst die Gründe der Valutendepression, sodann deren Einwirkung auf den Kredit und Handel Rußlands und schließlich die Mittel zur Erreichung des Parikurses erörtert werden sollen.

1.

Die Jahre 1824—28 waren die einzigen, in denen eine Verminderung der Staatsschuld von etwa 10 Mill. Rubel eintrat; von 1829 an, wo der Bestand auf 373,6 Mill. Silberrubel angegeben wurde, wuchs die Schuldenlast in raschem Fortschritte und hatte nach zehn Jahren bereits die Höhe von 530,8 Mill. Silberrubeln erreicht. Mit dem Jahre 1839 begann eine neue Epoche im russischen Finanzwesen, indem der Silberrubel wieder als einzige Münzeinheit anerkannt und das Agio auf Papier verboten wurde. Bis dahin hatte die Regierung, um die Nachfrage nach Papiergeld zu unterstützen, den Assignaten, welche im Betrage von ungefähr 170 Mill. den Tauschverkehr vermittelten, bei Zahlungen an die Kronkassen besondre Vorzüge vor der klingenden Münze zugestanden. Nach dem inzwischen durch den Grafen Kankrin aufgestellten neuen Geldsysteme wurde aber der Silberrubel zum einzigen gesetzlichen Zahlungsmittel erhoben, den Assignaten dagegen die Rolle eines reinen Geldsurrogats zugewiesen.

Um nun dem Bedürfnis nach papiernen Wertzeichen in umfassenderer Weise entsprechen zu können, errichtete man gleichzeitig die sogenannte „Depositenkasse," welche gegen Münze und Barren Depositenbillets ausgab, die jederzeit wieder gegen klingende Münze ausgetauscht werden konnten. Es waren dies reine Bankscheine, da jedes Billet, Rubel für Rubel, fundirt war. Dadurch hörte das Agio thatsächlich auf, und dieser Zustand würde sich erhalten haben, wenn sich die Regierung, gedrängt durch ein augenblickliches Geldbedürfnis, nicht bereits nach drei Jahren zur Ausgabe eines unfundirten Papiergeldes veranlaßt gesehen hätte. Es sind dies die „Kreditbillets," welche seitdem eine so große und verderbliche Rolle im russischen Finanzwesen gespielt haben. Der Keim zu einer abnormen Entwicklung lag von vornherein in der Doppelnatur des neuen Papiergeldes. Während die eigentliche Banknote ein unverzinstes Papier ohne Zwangskurs, die Assignate ein unverzinstes einlösbares Papier mit Zwangskurs darstellt, erscheint das Kreditbillet gleich anfangs als Gemisch beider Arten. Von jener hat es die Fundirung auf den Kredit von Privatinstituten — denn das sind doch dem Wesen nach die Reichskreditbanken —, von dieser die gesetzliche Geltung. Durch die gleichzeitige Eigenschaft der Einlösbarkeit und des Zwangskurses mußte daher das neue Geldsurrogat aus der ursprünglich beabsichtigten Form eines „uneigentlichen" Papiergeldes notwendigerweise mit dem Tage in die Kategorie des „eigentlichen" Papiergeldes übertreten, wo das Papiergeldbedürfnis des Verkehrs überschritten war und die Einlösbarkeit aufhörte. Dieser Zeitpunkt trat erst vierzehn Jahre später (1856) ein. Die Thätigkeit des Finanzministeriums wurde für die nächste Zeit fast ausschließlich durch

die Umgestaltung des Papiergeldsystems in Anspruch genommen, da man die alten Assignaten allmählich ganz aus dem Verkehre drängen und durch Kreditbillets ersetzen wollte. Bei dem Mangel eines genügenden Baarfonds für ein „einlösbares" Papiergeld, das sofort im Betrage von 170 Mill. ausgegeben werden mußte, und bei dem gleichzeitigen Mangel aller Erfahrung darüber, welcher Metallwert wohl zur Aufrechterhaltung der Einlösbarkeit ausreichen dürfte, war es offenbar unmöglich, diese Operation in kurzer Zeit auszuführen. Der völlige Umtausch der Assignaten, welche, im Nominalwerte von 595 Mill. Rubeln, nach dem für sie festgesetzten Kurse etwa 170 Mill. Rubel Silber betrugen, hat denn auch sieben Jahre in Anspruch genommen: vom 1. Juli 1841 an, wo der kaiserliche Erlaß die Einführung des neuen Papiergeldes anordnete, bis zum 1. Januar 1848 als letztem Termin. Zu dieser Zeit entsprachen die „Reichskreditbillete" genau den anfangs an sie gestellten Anforderungen: sie lauteten auf Silberrubel, waren einlösbar und besaßen einen so vollständigen Zwangskurs zum Nominalwerte, daß nicht nur jedes Agio und Disagio verboten, sondern auch — da jede Zahlungsverpflichtung im Inlande nur auf Silberrubel lautete, aber daneben doch mit Kreditbilleten berichtigt werden durfte — eine Unterscheidung der letztern von der Münze in praxi völlig ausgeschlossen war.

Das neue Papiergeld war mit dem gesamten Staatseigentum garantirt und seine Einlösbarkeit durch einen Baarfonds im Betrage eines Sechsteils der emittirten Summe sichergestellt. Dieses Deckungsverhältnis war empirisch als ausreichend befunden worden. Der Umtausch gegen Münze konnte bei der Umwechslungskasse in St. Petersburg ohne Beschränkung der Summe, in Moskau bei der dortigen Filiale bis zum Betrage von 3000 Rubeln und in allen Kreisrenteien bis zur Höhe von 100 Rubeln für jeden, der es verlangte, vollzogen werden.

Ein verhängnisvoller Fehler lag indessen in der Zwitterhaftigkeit des Papiergeldes selbst und in dem innern Widerspruch zwischen den parallel laufenden Bestimmungen des Zwangskurses und der Einlösbarkeit. Indem die Kreditbillete nämlich als Münze angenommen werden mußten, mithin als gesetzliches Zahlmittel fungirten, wurden sie, da jede auf Geld lautende Verbindlichkeit mit ihrer Hilfe gelöst werden konnte, Objekt der Verträge, erschienen also zugleich als Wertträger und als Wertmaß. Anderseits lauteten sie aber — und dies entspricht dem Charakter der Einlösbarkeit — auf einen bestimmten Betrag Münze. In dieser Verweisung auf einen außerhalb liegenden Wert lehnten sie implicite jeden eignen selbständigen Wert wie auch die Funktion als Wertmaß von sich ab. So lange nun die Einlösbarkeit aufrecht erhalten wurde, mußte das derselben widersprechende staatliche Gebot des Zwangskurses bedeutungslos bleiben; das Papiergeld konnte daher nicht als Wertmaß fungiren, das heißt nicht als wirkliches Geld erscheinen. Mit dem Augenblicke aber, wo die Einlösbarkeit aufhörte und der Zwangskurs in seine Rechte

trat, sank auch der Wert, und die Eigenschaft als Wertträger verlor sich von selbst. Die Sicherheit der Einlösung war nun überhaupt von vornherein gefährdet. Die Sechstel-Deckung, welche in den vierziger Jahren allenfalls genügt haben mochte, konnte immer nur für gewöhnliche Zeitläufte ausreichen und mußte sich jedesmal im entscheidenden Augenblicke als ungenügend erweisen.

Auch war vorauszusehen, daß bei der ersten Gelegenheit, wo ein plötzliches Bedürfnis nach Geld eintreten würde, die Regierung der Versuchung zur weitern Fabrikation dieses fiktiven Geldes nicht widerstehen werde. Schon in den Jahren 1849 und 1853 fand auf Grund kaiserlicher Erlasse eine jeweilige Vermehrung der Kreditbillete um 20 bez. 40 Mill. statt. Der somit auf etwa 240 Mill. Rubel Silber gestiegene Betrag erhielt sich in dieser Höhe bis zum Jahre 1855 und entsprach damals dem Bedürfnis wie dem vorhandnen Umwechslungsfonds noch in ziemlich gesunder Weise.

Gleichzeitig aber war in dem Jahrzehnt von 1838 bis 1848 die eigentliche Staatsschuld um mehr als 190 Millionen gewachsen, und dieses Wachstum nahm in den letzten vier Friedensjahren noch größere Ausdehnung an. Dem Namen nach lautete der Schuldbetrag zu Ende 1852 auf 888 Millionen Silberrubel; doch fehlte dabei noch das Kapital, welches bei den Kreditbanken aufgenommen war und etwa 15 Millionen betrug, sodaß die Gesamtsumme — Terminschuld, unkündbare, verzinsliche und unverzinsliche — nicht weniger als 903 Millionen ausmachte.

Mit solchen Finanzverhältnissen trat Rußland an den Krimkrieg heran. Während seiner Vorbereitung und Einleitung stieg in dem einzigen Finanzjahre 1853 bis 1854 die Gesamtschuld um weitere 150 Millionen. Am 1. Januar 1854 ward die Summe der umlaufenden Kreditbillets auf 333 Millionen angegeben, und wenige Wochen darauf erfolgte das Ausfuhrverbot für russische Goldmünzen. Diese veraltete und von der Staatsökonomie längst als unzweckmäßig verworfene Maßregel vermochte natürlich das Übel nicht zu heben, sondern trug nur dazu bei, die Beurteilung der eigentlichen Sachlage zu trüben. Derartige negative Auskunftsmittel (wie Ausfuhr- und Agioverbote), die auf keiner vernünftigen Grundlage ruhen, pflegen gewöhnlich das Metall nur aus dem Verkehr in geheime Verstecke zu treiben oder führen zur heimlichen Übertretung der Gesetze, welche sich der Kontrole entzieht und also niemals zu einem klaren Begriff von dem wirklichen Stand des metallischen Nivellements gelangen läßt. Mit dem Beginne des Jahres 1855 hörte nun die Möglichkeit auf, die umlaufende Masse der aufnotirten Wertzeichen auch nur ungefähr zu überblicken, denn der Ukas vom 10. Januar ermächtigte den Finanzminister, „alle außerordentlichen Kriegskosten" durch zeitweilige Emissionen von Kreditbillets zu decken. Von diesem Augenblicke an fand also die Papierausgabe grundsätzlich ihre alleinige Begrenzung in dem befriedigten Bedürfnisse des Staates; die einzige Verpflichtung, welche dieser übernahm, war das Versprechen, das jetzt ausgegebene

Papier „drei Jahre nach Abschluß des Friedens, und womöglich noch früher“ allmählich wieder einziehen zu wollen.

Der Abschluß einer Anleihe war erst möglich, als die Aussichten auf Frieden an Wahrscheinlichkeit gewonnen hatten. Bis dahin hatte man sich ausschließlich mit der Vermehrung der Billets geholfen, deren Gesamtsumme am 1. Januar 1856 etwa 509 Mill. betrug. Bisher hatte der Kurs keine nennenswerten Schwankungen erlitten; in manchen Landesteilen war sogar Papier gesucht, allein wenigstens der gesetzlich bestimmte sechste Teil mußte in klingender Münze deponirt sein, wenn bei dem immer mehr ersichtlichen Verschwinden der Münze zu allen Kriegsnöten nicht noch die Entwertung des Papiergeldes hinzutreten sollte. Nachdem auf den ausländischen Märkten die lockendsten Versuche fruchtlos geblieben waren, gelang es der Regierung endlich, mit dem Hause Stieglitz eine Anleihe von 50 Millionen abzuschließen. Allein auch das mit dieser Finanzoperation teuer erkaufte Geld floß nur zum geringen Teil in den Umwechslungsfonds und wurde von den dringenderen laufenden Ansprüchen aufgesogen.

In dem Maße wie die Flut der papiernen Wertzeichen stieg und der Metallstock des Landes abnahm, näherte sich der Zeitpunkt, wo die Einlösbarkeit der Billets illusorisch und die Haltung des Parikurses unmöglich sein mußte. An der Berliner Börse werden die Rubelkurse erst seit 1875 amtlich verzeichnet. (Für den Wechselkurs vor dieser Zeit muß die Londoner Notiz zu Rate gezogen werden. Dieselbe drückt den Wert des Rubels in Pence aus. Vor dem Krimkriege war der Kurs 38 bis 39; 1854 fiel er auf 33,5, erhob sich 1855 auf 36,5, stand 1856 zeitweise wieder auf 39, schwankte in den nächsten Jahren bis 1864 zwischen 38 und 34 und erreichte seinen tiefsten Stand während der beiden Kriegsjahre 1866 und 1870 mit 26 und 28,50. Auch nachher, bis 1875, hielt sich der Kurs auf dem niedrigen Stande zwischen 31 und 34 Pence.) Das Mißverhältnis zwischen dem Papier- und Metallvorrat wurde noch gesteigert durch die infolge des Krieges eingetretene Entwertung des Grundbesitzes. Die Kreditschuld des Staates ist nämlich auf die bei den Banken verpfändeten Immobilien gegründet, und zwar vorzugsweise auf den Privatgrundbesitz. Davon bildet wiederum den größten Teil das adliche Grundeigentum, dessen Gesamtwert man unmittelbar vor dem Kriege auf etwas über 1300 Millionen Silberrubel schätzte und das etwa zur Hälfte bei den Reichskreditanstalten verpfändet war. Einschließlich der übrigen Pfandobjekte im Werte von ungefähr 50 Millionen hatte diese hypothekarische Sicherheit bisher eine materielle Fundirung der Kreditbillets mit etwa 700 Millionen ergeben. Nachdem nun der Krieg mehr als zwei Prozent der Gesamtbevölkerung und mehr als zehn Prozent der lebenskräftigsten Altersklassen zu den Waffen gerufen hatte, nachdem der Grundbesitz verödet, der Bestand der Leibeigenen dezimirt und die Bodenkultur verwahrlost war, konnte von einem entsprechenden Werte der Fundirung

nicht mehr die Rede sein. Unter gewöhnlichen Verhältnissen hätte freilich die Rückkehr des Friedens den Wert dieses Substrats wieder heben können, allein die gleichzeitig begonnenen Reformen und namentlich die bevorstehende Bauernemanzipation brachten — wenigstens für die nächsten Jahre — die entgegengesetzte Wirkung hervor. Die gesamte Pfandmasse, obgleich mit 700 Millionen eingetragen, hatte doch in der Geschäftswelt jetzt nur den positiven Wert von höchstens 350 Millionen. Die Banken verfuhren natürlich unter dem Eindruck dieser Entwertung, forderten große Hypothekenobjekte für vergleichsweise geringe Darlehen und hemmten so auch ihrerseits den Wiederaufschwung der Agrarproduktion. Als nun mit Beginn des Jahres 1858 die Umlaufsmasse der Kreditbillets in der Höhe von 735 297 000 Silberrubeln schließlich ihren damaligen Gipfelpunkt erreicht hatte, die Gesamtschuld des Landes auf 1520 Millionen gestiegen war und die Regierung endlich energische Maßregeln zur Beseitigung des finanziellen Notstandes, namentlich zur Verringerung der Papiergeldmasse ergriff, hatte die Entwertung der letztern sich bereits deutlich herausgestellt und das Mißtrauen gegen das Reichspapiergeld sich so tief eingefressen, daß auf Silber 20 bis 25 Prozent und selbst auf Kupfer 2 bis 4 Prozent Aufgeld gezahlt wurde. Nur das erschöpfte und bankerottgewöhnte Österreich hat ähnliche Schwankungen der Valuta aufzuweisen. In Rußland war die dadurch veranlaßte Unsicherheit, ganz abgesehen von der unmittelbaren Werteinbuße, die sich auf etwa 130 Millionen berechnen ließ, noch umso empfindlicher, als sie in die Zeit der Reformen und eines teilweise ungesunden Unternehmungsgeistes fiel, also in eine Zeit, die mehr als je des baaren Geldes bedurfte, und nun die Landesmünze in Masse dem Auslande zuströmen sah.

Von diesem Augenblicke an wurde die Metallnot zum Krebsschaden, welcher lange jedem Versuche einer Konsolidirung der Geldverhältnisse im Wege stand.

2.

Das Verschwinden des russischen Metallgeldes hat man auf verschiedne Ursachen zurückzuführen versucht, vorzugsweise auf die Rückwirkung einer ungünstigen Handelsbilanz, auf die Zinszahlung des Staates an auswärtige Rentenbesitzer und teilweise sogar auf den Reiseaufwand reicher Russen.

Was zunächst die Handelsbilanz anlangt, so hat die Ausfuhr, nach ihrem für den internationalen Verkehr maßgebenden Metallgeldpreis berechnet, in den zehn Jahren seit dem Ende des Krimkrieges wenig zugenommen, nämlich durchschnittlich vier Prozent. Allein sie hat doch überhaupt zugenommen; die Handelsbilanz stellte sich also für Rußland günstig. Es müßte demnach selbst nach Ansicht derer, welche eine stete Deckung der Bilanz durch Münze annehmen, in diesem Zeitraume ein erheblicher Betrag an Edelmetall dem Lande zugeführt worden sein. Allein der Wechselkurs ist keineswegs dem Einflusse der Handelsbilanz ausschließlich unterworfen, sondern hängt vielmehr gleichzeitig

von einer Reihe andrer Ursachen, wie z. B. von Anleihen, internationalen Zahlungen und derartigen nichtmerkantilen Operationen wesentlich ab. Außerdem hält die Entwertung des Papiergeldes keineswegs gleichen Schritt mit dessen Abnahme an Kaufkraft, sondern eilt der letztern meistens voraus. Daher konnten russische Produkte nicht so rasch in ihrem in Papierrubeln bezahlten Preise steigen, als die Billete im Kurs entwertet wurden. Diese Artikel erschienen vielmehr, in Münze berechnet, als im Preise gesunken, ein Umstand, der bei manchen vom Auslande bezognen Waaren als Exportprämie wirken mußte.

Wenn aber auch das Ergebnis der Handelsbilanz nicht allein bestimmend war für den Ab- und Zufluß des Goldes, so bleibt es anderseits doch unbestreitbar, daß die Entwertung der Valuta in derselben teilweise ihren Grund hatte. Noch sicherer ist, daß das einzig zuverlässige Mittel, den Kurs des Papierrubels wieder zu heben, auf diesem Gebiete internationalen Güteraustausches liegt und ein regelmäßiger Überschuß des Exports über den Import Rußland den Metallvorrat wieder zuführen kann, dessen es zur Einziehung des im Übermaß ausgegebnen Papiergeldes bedarf.

Nicht minder haltlos erscheint die zweite Erklärung, welche den finanziellen Notstand auf die jährlichen auswärtigen Rentenzahlungen zurückzuführen versucht. Diese Zahlungen haben thatsächlich den russischen Staatshaushalt nicht erschüttert. Denn die zahlreichen Anleihen, welche in den letzten zwei Jahrzehnten abgeschlossen wurden, boten stets die Mittel zur Zinszahlung an auswärtige Gläubiger. Die konsolidirte Schuld ist zwar gewachsen. Dies bewirkt aber an sich nicht ein Sinken des Papierkurses. In Frankreich z. B. hat sich derselbe auch bei den größten Ansprüchen an den öffentlichen Kredit erhalten. Übrigens läßt es sich in der russischen Finanzgeschichte nachweisen, daß der Rubelkurs gerade dann am stärksten sank, wenn die Mittel zur Zinszahlung in genügender Weise vorhanden waren. In den sechs Jahren z. B. von 1856 bis 1862 betrug die Rente der auswärtigen Staatsschuld, nach dem Durchschnittskurse vom 1. Januar 1859 berechnet, nebst einem Prozent zur Tilgung der Terminschuld jährlich 14 943 182 Rubel, was für die betreffenden sechs Jahre eine Gesamtausgabe von etwa 90 Mill. ergeben würde. In dem gleichen Zeitraume aber bezog die Staatskasse auf dem Wege auswärtiger Anleihen die Summe von 15 Mill. Pf. Sterl. oder ungefähr 100 Mill. Rubel. Es stellt sich sonach, wenn wir die Rente dieser Anleihen und deren jährliche Tilgungsquote zusammen auf 10 Mill. Rubel Silber anschlagen, eine vollständige Bilanz zwischen den vom Auslande geliehenen Beträgen und den dorthin abgeführten Rentenzahlungen heraus. Erweitern wir aber diese Berechnung nur um einige Monate nach beiden Seiten hin, so würden noch die Anleihen vom 26. November 1856 und vom 14. April 1862, welche der Staatskasse etwa 121 Mill. zuführten, unter die Rubrik der Metalleinfuhr fallen, und sich also nach Abzug der Zinsen für jene vier Monate ein Mehrbetrag der Einfuhr um mindestens

115 Mill. ergeben. Anders verhält es sich mit den Zahlungsverbindlichkeiten russischer Aktien- und Industriegesellschaften, mit den Zinszahlungen für Gemeindeanleihen u. s. w. Hier läßt uns aber die Statistik des Edelmetallverkehrs im Stich, die in Rußland in Folge der gelegentlichen Ausfuhr- und Einfuhrverbote noch ganz besonders unzureichend erscheinen muß. Es ist allerdings nicht unwahrscheinlich, daß während der politischen Krisen der letzten dreißig Jahre mancher ältere russische Papierbesitz des Auslandes realisirt worden ist, zumal da das Sinken russischer Fonds nicht zum Festhalten ermunterte. Dagegen steht anderseits zweifellos fest, daß die gerade in diese Zeit fallende Entwicklung des Eisenbahnwesens ungeheure Kapitalien des Auslandes anzog. Jedenfalls ist nicht anzunehmen, daß die Abrechnung der internationalen Zahlungsbilanz für Rußland so ungünstig gewesen sei, daß sich hieraus ein Ausströmen des Edelmetalls ableiten ließe.

Dasselbe gilt auch, wenigstens in der Form und mit dem Gewicht, wie sie bei verschiednen Publizisten aufgetreten ist, von der Behauptung, daß durch den Reiseaufwand reicher Russen alljährlich eine beträchtliche Summe der Landesmünze ihren Weg ins Ausland finde. Nach einer wohl ums Zehnfache zu hoch gegriffnen Schätzung sollen, wie u. a. Göschen in seiner Theorie of the foreign exchange angiebt, in jedem Jahre 200 000 Russen sich im Auslande befinden, und da jeder durchschnittlich 1000 Rubel ausgebe, ein jährlicher Abfluß von 200 Mill. Rubel stattfinden. Angenommen, diese Zahlen seien richtig, so kann doch nicht behauptet werden, daß die Russen erst seit dem Krimkriege, d. h. seit dem Beginn des Kursrückganges, auf Reisen gingen, und zugegeben selbst, daß die Zahl der Reisenden sich nach der Aufhebung des Paßzwanges und mit der Entwicklung des Eisenbahnverkehrs beträchtlich vermehrt habe, so kommen doch gerade diese Verkehrserleichterungen den unbemitteltern Volksklassen zu Gute. Es hätte also auch schon in früherer Zeit ein viel geringerer Betrag als der oben angegebne hingereicht, um in wenig Jahren den gesamten russischen Baarfonds aufzusaugen, wenn ein derartiges Ausschleppen der Landesmünze überhaupt möglich wäre. Denn abgesehen von jenen ganz willkürlich gegriffnen Zahlenverhältnissen, ist der dieser Aufstellung zu Grunde liegende Gedanke ein durchaus falscher. Was die Russen im Auslande verzehren, ist nicht das Geld, sondern das Kapital des Landes. Der Wechsel, den der Reisende auf St. Petersburg zieht, kann seine Deckung ebensowohl durch andre Werte als durch russische Münze finden, und beeinflußt die gesamte Handelsbilanz nicht mehr als die riesigen Champagnerankäufe, die alljährlich von dort aus in Frankreich erfolgen. Was es aber mit der Handelsbilanz auf sich hat, haben wir bereits oben erörtert. Sie ist gleichsam der Barometer des wirtschaftlichen Lebens, und der günstige Wechselkurs ist nur eine von den Folgen, nicht aber Bedingung oder gar Ursache einer guten Finanzlage. Der letztere findet seinen richtigsten Ausdruck nur in dem Grade der einheimischen Produktion und der Verkehrsbeziehungen

zum Auslande. Auch ist die Handelsbilanz doch immer nur ein Teil „der stets schwankenden Vermögensbilanz verschiedner Länder"; und wenn eine anhaltende Zahlungsverpflichtung eines Staates gegen das gesamte Ausland besteht, so handelt es sich zunächst darum, welche im Inlande erzeugten oder erworbnen Werte jener Staat zuerst veräußern und abgeben will. In dieser Hinsicht besteht zwischen Fonds, Geldsorten, Waaren und umlaufender Münze eine leicht ersichtliche Stufenfolge, sowohl betreffs ihrer Bedeutung als Wertgegenstand für die Nation, wie auch betreffs der diesen Werten innewohnenden Neigung, auszuwandern oder im Lande zu verbleiben. Das umlaufende Metallgeld aber ist nach dieser Abstufung das bedeutungs- und wertvollste Vermögensobjekt eines Landes. Ehe ein Staat also sich seiner Zirkulationsmittel entkleidet, wird er zur Ausgleichung der Handelsbilanz weit eher zu einer Waaren- und Kapitalveräußerung schreiten und schließlich nur im äußersten Falle seine Geldsorten angreifen. Freilich wird eine solche erzwungene Veräußerung ein Sinken des Preises der Landesprodukte zur Folge haben; es könnte demnach scheinen, als sei die Bezahlung mit Münze, ungeachtet ihrer Gebundenheit an das Inland, dennoch vorteilhafter wegen ihres unveränderlichen Wertverhältnisses zum Auslande. Allein ein Abfluß des Metallgeldes würde ebenfalls ein Steigen des Geldwertes und mithin eine Preiserniedrigung aller andern Vermögensobjekte zur Folge haben. Jedes Streben also, mit Münze im Auslande Zahlung zu leisten, um die Veräußerung anderweitiger Werte unter dem Preise zu vermeiden, würde sich immer erfolglos erweisen, da gerade durch dieses Streben der Preis aller übrigen Werte entsprechend sinken muß. Ein solcher Grad der Verarmung aber, der bei gänzlichem Mangel sonstiger veräußerlichen Vermögensobjekte den Staat zwänge, sich seines Metallvorrats zu entledigen, ist bei der Entwicklung des heutigen Kreditlebens nicht denkbar. Vielmehr lehrt die Finanzgeschichte aller europäischen Staaten, daß für gewöhnlich die Handelsbilanz durch Waaren- und Kapitalsübertragungen ausgeglichen wird, daß Geldsorten nur bei plötzlich auftretenden Forderungen (Kontributionen, Getreideankäufen infolge von Mißernten ꝛc.) angegriffen werden, während ein Abfluß umlaufenden baaren Geldes in den allerseltensten Fällen und selbst dann nur vorübergehend eintritt. In letzterer Hinsicht ist die Abwicklung der französischen Kontributionszahlung in den Jahren 1871—73 ein neuer charakteristischer Beweis, daß die Landesmünze stets nach der Heimat zurückstrebt und selbst nach massenhafter Auswanderung binnen kurzem durch Waaren und auswärtige Rentenforderungen eingetauscht wird.

Die drei verschiedenartigen Erklärungen, welche man für das Verschwinden der russischen Münze zu finden geglaubt hat, entbehren also teils jedes sachlichen Halts, teils beruhen sie auf einer mangelhaften Unterscheidung zwischen den Begriffen Geld und Kapital. Die erwähnten Vorgänge können wohl zeitweilige Schwankungen der Valuta hervorrufen, vermögen aber nicht eine so nachhaltige Wirkung auszuüben.

3.

Die Entwertung des russischen Papiers findet ihre genügende Erklärung in der Krankhaftigkeit des dortigen Geldsystems. Sie ist auch nicht die Folge der Auswanderung des Metallgeldes, sondern die Ursache desselben. In dieser Hinsicht besteht ein bemerkenswerter, im Publikum oft nicht hinreichend beachteter Unterschied zwischen Papiergeld und Banknote. Die Vermehrung des Notenumlaufs ist die Wirkung der Preissteigerung und der dadurch vergrößerten Nachfrage nach Umlaufsmitteln; die Vermehrung des Staatspapiergeldes aber ist die Ursache dieses Vorganges. Die Notenausgabe führt daher auch das Metallgeld zum größten Teile in die Baarbestände der Banken und nur, soweit es als Deckung nicht gebraucht wird, ins Ausland; das uneinlösbare Papiergeld aber drängt die Münze direkt über die Grenze. Obwohl nun die Kreditbillets in ihrer leidigen Zwitterhaftigkeit auch den Charakter der Banknoten festhielten, traten doch mit der zunehmenden Erhöhung der Umlaufsziffer mehr und mehr die Nachteile des „eigentlichen" Papiergeldes hervor. Aus dieser Doppelnatur, nicht aus der Vermehrung an sich, entsprang der finanzielle Notstand. Denn in Frankreich hat im Jahre 1871 das Mißverhältnis zwischen Notenumlauf und Metallvorrat ganz ähnliche Ausdehnungen angenommen, ohne den Wert der Note zu beeinträchtigen.

Daß die Grenzlinie des Papiergeldbedürfnisses im Laufe der Zeit überschritten war, ist zweifellos, diese Linie aber genau festzustellen und einen Maximalsatz für die Emission anzugeben, mochte in Rußland schwieriger sein als in andern Ländern. Bei der ungeheuern Ausdehnung des Reiches und der durch die ungenügenden Verkehrsmittel bewirkten Langsamkeit der Umsätze konnte die Summe der Umlaufszeichen eine ziemlich hohe Ziffer erreichen, ehe ein gesundes Maß überschritten war. Man hat früher angenommen, daß Rußland unter normalen Verhältnissen etwa 300 Millionen Kreditbillete ausgeben könnte. Heutzutage bei den verbesserten Verkehrsverhältnissen des Reiches könnte diese Ziffer bei sonst gesunder Finanzlage wesentlich höher sein. In Frankreich z. B. zirkulirten im Jahre 1859 — während der russische Finanzausweis den Papiergeldumlauf mit 644 Millionen angab — in gemünztem Gelde und Banknoten 4600 Millionen Franks = 1150 Millionen Rubel Silber, d. h. bei einer Bevölkerung von 36 Millionen Einwohnern etwa 32 Rubel auf den Kopf. Nach diesem Verhältnis hätte damals Rußland für seine 66 Millionen Einwohner etwa 2080 Millionen Rubel, also das Dreifache des wirklichen Betrages, im Umlauf haben können, wenn die Entwicklung der Verkehrsmittel und der Kultur überhaupt in beiden Ländern die gleiche wäre. Es ist aber, selbst wenn man dem bestehenden Unterschiede und vor allem der geringern Produktion Rußlands Rechnung trägt, noch keineswegs erwiesen, daß das damals bestehende Verhältnis des umlaufenden Papiergeldes zur Bevölkerung von etwa 10 Rubel für den Kopf die Entwertung der Valuta herbeigeführt

habe; ja es ist bekannt und gleichzeitig bezeichnend für die damaligen Kreditverhältnisse Rußlands, daß im Jahre 1856, bald nach dem Friedensschlusse, in den Provinzen Papier gegen Silber, selbst mit einem Agio von einem Prozent, gesucht war. Mag nun damals die Menge der Umlaufszeichen mit der Ziffer von 300 Millionen oder selbst von 5—600 Millionen dem Verkehrsbedürfnis entsprochen haben, so ist doch anderseits soviel gewiß, daß das zwischen Papier und dem Metallvorrat des Landes zu erhaltende Verhältnis längst überschritten war und daß von dem Augenblick an, wo die Einlösbarkeit unmöglich wurde, die Entwertung des Papiergeldes unvermeidlich eintreten mußte. Diese aber ihrerseits hatte das Verschwinden der Münze zur Folge. Denn durch den Zwangskurs der entwerteten Kreditbillets war es natürlich unmöglich, die Münze ihrem bessern Werte nach zu verwenden, indem sie eben nur zum Nominalwert des gesunkenen Papiers ausgegeben werden durfte. Dadurch wurde dieselbe zunächst aus dem Umlauf verdrängt und vom Publikum in Erwartung günstigerer Konjunkturen in Geldsorten angesammelt, später aber, als diese Konjunkturen nicht eintraten, in größern Beträgen gegen ausländische Fonds umgetauscht. Es vollzog sich also im Verlauf der Jahre langsam und allmählich ein Prozeß, der auf dem uralten Erfahrungssatze wurzelt, daß das verfügbare Kapital sich wohl zeitweise und namentlich in kleinen Bruchteilen der geschäftlichen Aktion entziehen kann, aber doch schließlich bei ungestörtem internationalen Verkehr immer wieder auf den Markt zurückstrebt, und zwar dorthin, wo es seine günstigste Verwertung findet. So war denn in Rußland der Zwangskurs in Verbindung mit der Uneinlösbarkeit die eigentliche Veranlassung des Verschwindens der Münze, und die Regierung hätte vor allem diese beiden Ursachen oder wenigstens deren Zusammentreffen beseitigen müssen, wenn sie die Münze wieder als thatsächlich kursirendes Geld einbürgern wollte.

Auf die nachteiligen Folgen der Papiergeldwirtschaft überhaupt brauche ich hier nicht einzugehen. Die Erscheinungen, welche in Rußland dabei zu Tage traten, waren im großen und ganzen dieselben, welche die Finanzgeschichte Österreichs, Italiens und Nordamerikas in den gleichen Lagen aufweist: Steigen der Waarenpreise und des Arbeitslohnes, Stocken des Kredits und zeitweilige Abnahme der Produktion. Die nachteiligen Wirkungen aber gewannen hier noch an Stärke, weil sie in die Zeit sozialer Reformen, d. h. in eine Übergangsperiode fielen, die fast auf allen Gebieten vorübergehende Verstimmung und Stockung hervorrief.

So war namentlich nach der Bauernemanzipation der Mangel an umlaufendem Geld, den das Verschwinden der Münze und die Entwertung des Papiergeldes zur Folge hatten, außerordentlich fühlbar. Durch die Freilassung der Leibeignen waren mit einem Tage an drei Millionen selbständiger Wirtschaften hergestellt. Jede dieser Haushaltungen brauchte durchschnittlich doch mindestens fünfzig Rubel an ständigem baaren Betriebskapital. Ebenso be-

durfte von nun an jeder Gutsbeſitzer, dem bisher die nötige Feldarbeit ohne Geldentſchädigung geleiſtet worden war, einer Vermehrung ſeines Betriebsfonds zur Auszahlung des Arbeitslohnes. Da nun ohne Geld kein Kapital flüſſig gemacht werden und auch keine Arbeitskraft in Thätigkeit geſetzt werden kann, ſo mußte der Geldmangel eine Verkümmerung der wirtſchaftlichen Entwicklung zur Folge haben.

Der auf „Obrok“ entlaſſene Arbeiter wurde ſich naturgemäß der vermehrten Nachfrage nach ſeiner Thätigkeit bewußt und ſtellte höhere Bedingungen, die Leibherren ihrerſeits ſteigerten ihre Anforderungen, um die Übergangsperiode, welche ihnen noch zur freien Verfügung über das Menſchenkapital gelaſſen war, nach Möglichkeit auszunutzen und gewiſſermaßen die bevorſtehenden Vermögensverluſte zu eskomptiren. Es wuchſen alſo die Koſten der Produktion, und die Verteuerung des Lebens des Konſumenten kam dem Produzenten nicht einmal weſentlich zu Gute. Unter ſolchen Verhältniſſen verminderte ſich natürlich der kaum begonnene Aufſchwung des Außenhandels. Die durch den Steuerzuſchlag von fünf Prozent zu den Ein- und Ausfuhrwaaren gehemmte Spekulationsthätigkeit ſtürzte ſich mit erneuter Heftigkeit auf allerlei Aktienunternehmungen, von denen doch wiederum der größere Teil einen wirklichen Gewinn erſt für die Zeit in Ausſicht ſtellen konnte, wo die mit den bisherigen Reformen angebahnten Lebensordnungen wirklich eingetreten ſein würden. Der Bahnbau bot der Unternehmungsluſt den weiteſten Spielraum. Dennoch blieben viele Linien lange Zeit unrentabel, weil es an dem notwendigen Ausbau der Verkehrswege fehlte. Rußland hat diejenige Stufe des Verkehrsweſens, welche bei uns durch den Chauſſeebau gekennzeichnet wird, überſprungen. Die Eiſenbahnen ſind dort bis heute noch lediglich Verbindungslinien volkreicher Städte, aber nicht imſtande, den Verkehr des durchſchnittenen Terrains in ausgiebiger Weiſe an ſich zu ziehen.

(Schluß folgt.)

Die Wohnungsnot der ärmern Klaſſen
in deutſchen Großſtädten.

Unter dem obigen Titel hat der Verein für Sozialpolitik begonnen, eine Anzahl Gutachten und Berichte herauszugeben, welche das ſoziale Leiden der Wohnungsnot in unſern Großſtädten und die Mittel zur Abhilfe dagegen darſtellen und erörtern. Wir finden in dem vorliegenden erſten Bande anſchauliche Schilderungen der Verhältniſſe von Hamburg, Frankfurt a. M. und Straßburg. In einem aus-

führlichern Aufsatze werden ferner die Zustände in England, namentlich in London, uns vorgeführt. Mehrere gutachtliche und statistisches Material gebende Aufsätze schließen sich an. Eingeleitet ist das Buch durch einen Aufsatz des Oberbürgermeisters Dr. Miquel in Frankfurt, worin dieser Vorschläge für die Abhilfe macht. Er verlangt ein Reichsgesetz, welches einerseits die rechtlichen Verhältnisse des Mietsvertrages anders regele, anderseits dem Wohnen in ungesunden Wohnungen direkt entgegentrete. Die Vorschläge Miquels schließen sich am nächsten einer Erörterung des Dr. Flesch über die Frankfurter Verhältnisse an. Letzterer gründet die „Wohnungsnot," deren Vorhandensein er bejaht, teils auf die ungesunde Beschaffenheit vieler Wohnungen, teils auf die zu geringe Zahl und den zu hohen Preis der für die geringern Stände vorhandnen Wohnungen. Auf Grund der Eindrücke, die wir aus diesen Darstellungen gewonnen und die ja auch durch manche aus andern Städten vorliegende Erfahrungen sich ergänzen, wollen wir innerhalb des in diesen Blättern gebotenen Raumes die Frage der Wohnungsnot zu besprechen suchen.

Diese Frage gehört erst dem letzten Menschenalter an. Seit dem Jahre 1861 hat sich die Bevölkerung unsrer Großstädte fast durchweg verdoppelt, mitunter mehr als verdoppelt. Die nächstliegende Frage dürfte nun die sein: Sind denn im Verlauf der letzten Zeiten die für die geringern Stände zu Gebote stehenden Wohnungen an sich schlechter geworden? Das ist sicherlich nicht der Fall. Zur Aufnahme der sich vermehrenden Bevölkerung sind in den Großstädten zahlreiche Neubauten entstanden. Ganze Stadtviertel sind aus der Erde gewachsen. Die neuen Häuser haben freilich fast durchweg nur bessere Wohnungen gebracht und sind daher in erster Linie nur den bessern Ständen zu Gute gekommen. Dadurch sind aber die bessern Wohnungen in den ältern Stadtteilen frei geworden, und in diese haben sich die geringern Stände hineingeschoben. Wer auf einen längern Zeitraum zurückblickt, kann ganz deutlich erkennen, daß die Wohnungen, welche früher von den besten Ständen eingenommen wurden, jetzt nur noch von mittlern Ständen bewohnt werden; und so geht es fort bis unten hin. Denken wir uns (natürlich ganz willkürlich) die Bewohner einer Stadt nach ihren sich abstufenden Wohnungsverhältnissen in sechs Gruppen geteilt, die wir mit a, b, c, d, e, f bezeichnen wollen, so würde in unsern modern erweiterten Städten die Sache sich etwa so stellen. Die Gruppen a, b, c haben die Wohnungen in den neuen Stadtteilen bezogen. Die Gruppe d wohnt jetzt in den Wohnungen der alten Stadtteile, welche früher die Gruppen a und b inne hatten; die Gruppe e in den frühern Wohnungen der Gruppen c und d. Nur Gruppe f ist noch in den alten schlechten Wohnungen sitzen geblieben, die früher von den Gruppen e und f zusammen benutzt wurden. Unter diesen schlechtesten Wohnungen mögen ja manche durch Baufälligkeit der Häuser ꝛc. noch schlechter geworden sein. Es sind aber auch manche der allerschlechtesten aus früherer Zeit seitdem von der Erde verschwunden; ganz abgesehen davon, daß in manchen Städten durch Anlegung

von Bahnhöfen, neuen Straßen ꝛc. stark unter dieser Art von Wohnungen aufgeräumt ist. Im allgemeinen sind also unsre Wohnungen, auch die von geringern Ständen inne gehabten, nicht schlechter, sondern besser geworden. Und wenn uns bei Beschreibung der trostlosen Zustände vieler alten Häuser in unsern Städten leicht ein Grauen erfaßt, so liegt der Grund vor allem darin, daß wir überhaupt empfindlicher auf diesem Gebiete geworden sind und daß wir unwillkürlich diese Zustände vergleichen mit dem übertriebenen Luxus, mit welchem heutzutage die Häuser der Reichen vielfach eingerichtet sind. Einen relativen Trost für die schlechte Beschaffenheit vieler Häuser in unsern ältern Stadtvierteln können wir auch darin finden, daß in den weit reichern Ländern England und Frankreich die Zustände nicht besser sind. Die uns vorliegenden Schilderungen aus London geben ein recht trauriges Bild, und die Beschreibung der alten Häuser in Straßburg (die doch noch aus französischer Zeit herrühren) lautet wahrhaft grauenhaft.

Sind nun auch für die ärmern Klassen viele bessere Wohnungen frei geworden, so kommen diese ihnen freilich doch nicht vollständig zu Gute. Der Mietzins für solche Wohnungen ist nirgends geringer geworden. Und da das Einkommen der ärmern Klassen nicht entsprechend gestiegen ist, so müssen sie sich, um diese bessern Wohnungen zu benutzen, vielfach mit umso engern Räumen behelfen. Dazu kommt, daß im Verhältnis zu dem enormen Zudrang die Neubauten doch keinen genügenden Wohnraum für die zuziehenden geringern Leute geöffnet haben. Die nächste Folge davon ist, daß wegen des übermäßigen Begehrs nach geringern Wohnungen diese überaus teuer werden. Und dies hat dann die weitere Folge, daß diese Art Wohnungen meist überfüllt sind. Wohnungen, die früher von einer Familie bewohnt wurden, werden jetzt für mehrere Familien geteilt. Eine Arbeiterfamilie, die früher zwei oder drei Zimmer inne hatte, muß sich jetzt mit einem oder zwei Zimmern begnügen. Und endlich führt die Not vielfach das für Wohlbehagen, Sittlichkeit und Gesundheit so verderbliche Verhältnis herbei, daß die Mieter einer Wohnung die von ihnen selbst benutzten Räume, vielleicht das einzige Zimmer, das sie inne haben, noch mit Fremden, die sie bei sich aufnehmen oder denen sie wenigstens für die Nacht eine Schlafstelle vermieten, teilen. Neben dem allen kann es vorkommen, daß bessere Wohnungen noch immer leer stehen, was aber den armen Leuten nichts hilft, da sie solche nicht bezahlen können.

In diesem Sinne läßt sich also in der That von einer in den Großstädten herrschenden Wohnungsnot reden. Es ist unleugbar, daß dort in den ärmlichsten Wohnungen eine große Summe Elends aufgespeichert liegt.

Fragen wir nun, woraus diese Zustände hervorgegangen sind, so ist die Antwort sehr einfach. Sie sind die Folge der Freizügigkeit in Verbindung mit dem beschränkten Maße von Wohlhabenheit, welches unserm Volke eigen ist. Daß im allgemeinen das Maß der Wohlhabenheit eines Volkes auch in den

Wohnungsverhältnissen seinen Ausdruck findet, liegt in der Natur der Sache. Wären wir noch einmal so reich, so könnten wir auch bessere Wohnungen haben. Die Verhältnisse würden aber in den Großstädten doch nicht so schlimm geworden sein, wenn nicht die Freizügigkeit hinzugekommen wäre. Wir sind weit entfernt, diese etwa bekämpfen zu wollen. Wir halten sie im Prinzip für notwendig und auch für wohlthätig. Aber der aus ihr hervorgegangene Zudrang nach den großen Städten, der einerseits das platte Land entvölkert, anderseits den in der Stadt wohnenden das Leben immer schwerer macht, ist die schlimme Kehrseite der Sache.

Prüfen wir nun, ob und welche Mittel denkbar seien, um den Leiden der Wohnungsnot abzuhelfen. Wir werden bei dieser Prüfung vorzugsweise die von Dr. Miquel gemachten Vorschläge ins Auge fassen.

Es wird zunächst vorgeschlagen, das Recht des Mietvertrages teilweise umzugestalten. Höchst tadelnd spricht sich Miquel (und auch Dr. Flesch) darüber aus, daß die Gerichte neuerdings dem Vermieter gestatten, wegen rückständigen Mietzinses beim Abzug des Mieters selbst die unentbehrlichsten Mobilien des letztern, welche der gerichtlichen Pfändung entzogen sind, zurückzuhalten. Dadurch werde der arme Mann ganz nackt auf die Straße gesetzt, und in der Regel sei die Armenverwaltung genötigt, jene Mobilien beim Vermieter für ihn auszulösen. Wir teilen vollkommen die Mißbilligung dieser gerichtlichen Praxis. Es verhält sich mit dieser Lehre folgendermaßen. In einem Erkenntnis von 1871 hatte das Oberappellationsgericht zu Berlin ausgesprochen, daß diejenigen Mobilien, welche gesetzlich der Pfändung entzogen seien, wegen des hierin sich aussprechenden öffentlichen Interesses auch nicht dem Rückbehaltungsrecht des Vermieters unterworfen werden könnten. Die höhere Weisheit des Reichsgerichts — freilich nur eines Strafsenats desselben — hat aber diesen Grundsatz mißbilligt, und daraus erklärt sich wohl jene neuere Gerichtspraxis.*) Ein Gesetz, welches in dieser Beziehung Abhilfe brächte, wäre gewiß wünschenswert. Außerdem könnte man vielleicht eine Anordnung dahin treffen, daß durch Mietverträge der Arbeiter nicht über eine gewisse Zeit hinaus gebunden werden kann. Viel würde damit freilich nicht erreicht werden.

Andre Abänderungen in dem Rechte des Mietvertrages zu treffen, halten wir für bedenklich. Es mag ja sein, daß öfters Vermieter ihre Verpflichtungen gegen die Mieter gröblich hintansetzen. Aber die Sache ist schwer kontrolirbar. Und welche über das bestehende Recht hinausgehenden Mittel der Abhilfe lassen sich dafür denken? Namentlich können wir dem von Miquel angeregten Gedanken, die Ausbedingung eines übermäßigen Mietzinses nach Analogie des Geldwuchers zu behandeln, nicht beistimmen. Das Wuchergesetz von 1880 war

*) Die sich gegenüberstehenden Entscheidungen sind mitgeteilt in Fenner und Mecke, Zivilrechtliche Entscheidungen, Bd. 3 S. 31, und Entscheidungen des Reichsgerichts in Strafsachen, Bd. 4 S. 201.

bei der großen Unbestimmtheit des von ihm aufgestellten Wucherbegriffes von vornherein nicht unbedenklich; und über seinen Wert ist wohl das letzte Wort noch nicht gesprochen worden. Aber bei diesem Gesetze bilden doch noch Kapital und Zins in ihrer mathematischen Bestimmtheit feste Anhaltspunkte der Vergleichung von Leistung und Gegenleistung. Wer aber vermöchte den Wert einer Wohnung mit allen ihren Annehmlichkeiten und Unannehmlichkeiten dergestalt sicher abzuschätzen, daß er einen dafür bedungenen Mietzins als „Wucher" bezeichnen könnte? Wir halten das ohne die Gefahr höchster Willkür für unmöglich.

Noch weit tiefer greifend ist der von Miquel angeregte Gedanke, daß man direkt durch die Gesetzgebung dem Wohnen in ungesunden Wohnungen entgegentreten könne. Seine in dieser Richtung gemachten Vorschläge knüpfen sich an diejenigen Einrichtungen und Maßnahmen, welche auf diesem Gebiete bereits in praktischer Übung sind.

In den meisten größern Städten bestehen Bauordnungen, welche für die Herstellung von Neubauten Vorschriften auch vom gesundheitspolizeilichen Standpunkte geben. Bestehenden Häusern gegenüber hat dagegen die Polizei bisher nur in gewissen äußersten Notfällen zu Eingriffen sich für berechtigt gehalten. Sie ordnet also z. B. an, daß Häuser, die unmittelbar den Einsturz drohen, von den Bewohnern verlassen werden müssen und niedergerissen werden. Sie befiehlt die Beseitigung verpestender Einrichtungen, zumal bei drohenden Seuchen. Nun wird die Frage angeregt, ob man nicht noch weiter gehen und überhaupt die Verwendung gesundheitsschädlicher Gebäude zu Wohnungszwecken polizeilich verbieten solle? Miquel hält ein solches Verbietungssystem, wenn durch ein wohlgeordnetes Verfahren seine richtige Anwendung gesichert werde, für durchführbar, und zwar ohne Entschädigung der Eigentümer. Uns scheint die Sache doch sehr bedenklich. Was kann nicht alles für gesundheitsschädlich gelten! Und wie vielfach wechseln die Ansichten darüber! Vielleicht hat die Einrichtung eines Hauses, als es gebaut wurde, niemand für gesundheitsschädlich gehalten. Soll nun jetzt das Haus dem Eigentümer gleichsam unter den Händen weggenommen werden, weil eine „Sanitätskommission" die Gesundheitsschädlichkeit ausspricht? Wir haben die Überzeugung, daß dieses ganze Verfahren, wenn es wirklich angeordnet werden sollte, entweder tot bleiben oder den Vorwurf der größten Willkür und Ungerechtigkeit sich zuziehen würde. Eher ließe sich schon hören, was Miquel weiter vorschlägt, daß den Gemeinden ein Enteignungsrecht zur Wegräumung ungesund gebauter Wohnhäuser zustehen solle. Es fragt sich nur, ob die Gemeinde die Mittel hätte, um solche Enteignungen zu bezahlen. Am leichtesten würde ein solches Enteignungsrecht noch zu üben sein, wenn in engen, ungesunden Straßen, so oft ein Haus wegen Baufälligkeit ꝛc. niedergerissen würde, die Gemeinde ein Stück des freigelegten Baugrundes erwürbe, um so nach und nach Licht und Luft für die Straße zu gewinnen.

Eine andre schon jetzt vielfach geübte Vorsorge der Gesundheitspolizei besteht darin, daß für Herbergen und Logirhäuser Vorschriften gegeben sind, welche das Maß bestimmen, innerhalb dessen die Räume, namentlich die Schlafräume, belegt werden dürfen. Solche Vorschriften lassen sich vollkommen rechtfertigen und sind auch, da solche Häuser der ständigen polizeilichen Aufsicht unterliegen, wohl zu handhaben. Nun glaubt Miquel, man könne noch weiter gehen und ähnliche Vorschriften auch für alle Privatwohnungen geben, dergestalt, daß jedem Insassen ein geringstes Maß von Luftraum gewährt werden müsse, und wo hiergegen gefehlt werde, der Eigentümer oder der Vermieter strafbar sei. Die Frage, wo die dadurch aus ihren bisherigen Wohnungen vertriebnen Personen unterkommen sollen, beantwortet Miquel dahin: sie müßten andre vorhandne Wohnungen suchen oder es müßte durch Neubauten geholfen werden. Zu diesen Neubauten soll sich dann die Privatbauthätigkeit genügend angeregt fühlen. Eventuell sollen die Gemeinden für das Bedürfnis eintreten. Die Mieten würden dadurch nicht steigen. Eventuell würden aber für die höhern Mietpreise die arbeitenden Klassen in dem gestiegnen Tagelohne Ersatz finden. „Eine dauernde Steigerung der Lebenshaltung, wenn sie allgemein ist, muß schließlich auf den Tagelohn zurückwirken."

Wir halten — Dr. Miquel mag es uns nicht übelnehmen — diesen Gedanken für undurchführbar. Der Eigentümer oder Vermieter eines Hauses soll also, bei Meidung eigner Bestrafung, dafür einstehen, daß in keinem Zimmer mehr Menschen schlafen, als ein bestimmter Normalluftraum gestattet. Aber wie kann er darüber wachen? Er kann ja vielleicht jeden Mieter fragen, wie viel Familienglieder er habe. Aber wie, wenn er belogen wird? Wie, wenn der Mieter noch andre aufnimmt? Kann der Hausherr, der vielleicht zehn Mietpartien in seinem Hause hat und dieses nicht einmal selbst bewohnt, stets kontroliren, was für Menschen darin ein- und ausgehen? wie sie sich in die Schlafräume teilen? Soll er eine Familie, für welche bisher der Luftraum ausreichte, sofort aus dem Hause weisen, wenn die Frau niederkommt, vielleicht sogar mit Zwillingen? Und wie soll die Polizei kontroliren, ob der Hausherr seine Pflicht thut? Sollen Polizeibeamte um Mitternacht bald hier bald da in die Privatwohnungen eindringen, um zu sehen, ob sie nicht überfüllt sind? Oder erwartet man, daß Denunzianten dieses Geschäft übernehmen, und daß bald hier bald da eine Anzeige auftauche, es hätten in dem und dem Zimmer zu viele Menschen geschlafen? Welches Maß von Gehässigkeiten würde sich an solche polizeiliche Kontrole knüpfen! Wir halten aber auch den weitern Gedanken, daß es keine Schwierigkeiten machen werde, die überschüssigen Bewohner anderweit unterzubringen, für nicht richtig. Wäre es so leicht, daß die Bauthätigkeit neue Wohnungen zu den nämlichen Preisen, wie den bisher von den Armen bezahlten, liefere, so wäre nicht abzusehen, warum das nicht schon jetzt geschehen sei. Zu ihrem Vergnügen hockt die Armut gewiß nicht in ihren

elenden Wohnungen zusammen. Böte man ihr bessere Wohnungen zu dem nämlichen Preise, so würde sie auch ohne polizeiliche Ausweisung gern dorthin ziehen. Voraussichtlich würden aber die polizeilich Verwiesenen die neuen Wohnungen, wenn sie überhaupt solche fänden, mit höhern Preisen bezahlen müssen. Und es fragt sich vor allem, ob sie das könnten? Die Annahme, daß durch eine solche, vom Gesetz aufgenötigte höhere Lebenshaltung auch der Arbeitslohn entsprechend steige, halten wir für irrig. Wäre dieser Satz richtig, dann könnte man ja auch noch auf andern Gebieten eine höhere Lebenshaltung anordnen. Man könnte z. B. vorschreiben, daß jede Familie mindestens dreimal in der Woche Fleisch esse. Hätte eine solche Anordnung die entsprechende Steigerung des Arbeitslohnes zur sichern Folge, so wäre damit die soziale Frage in einfachster Weise gelöst.

Nur in einem beschränkten Umfange ließe es sich wohl rechtfertigen und auch durchführen, die gesundheitsgemäße Beschaffenheit der Wohnung einer polizeilichen Kontrole zu unterwerfen, nämlich den neu Zuziehenden gegenüber. Von diesen könnte man verlangen, daß sie die in § 1 des Gesetzes vom 1. November 1867 vorgeschriebne Bedingung ihrer Niederlassung, „daß sie nämlich eine eigne Wohnung oder ein Unterkommen sich verschafft haben," durch Nachweis des Besitzes einer, bestimmten gesundheitspolizeilichen Vorschriften entsprechenden Wohnung oder eines derartigen Unterkommens erfüllen. Zu diesem Zwecke müßte freilich von ihnen gefordert werden, daß sie ihren Zuzug polizeilich anmeldeten, und ihre Wohnungen müßten auch innerhalb der ersten zwei Jahre ihres Aufenthalts polizeilich kontrolirt werden. Der Mangel einer gesundheitlich zureichenden Wohnung müßte die unnachsichtliche Zurückverweisung derselben in ihren frühern Wohnort zur Folge haben. Heute kann jeder, der in eine Stadt zieht, wenn er sich dort in der elendesten Spelunke eine Schlafstelle von drei Kubikmeter Luftraum gemiethet hat, wie Macmahon auf seinem Präsidentenstuhle sagen: J'y suis et j'y reste! Und wenn er dieses Verhältnis, Gott weiß mit welchen Mitteln, zwei Jahre lang durchgeführt hat, so gehört er nun der Stadt an, hat dort seinen Unterstützungswohnsitz gewonnen und hilft andauernd die Räume füllen, aus deren Überfüllung unsre Wohnungsnot hervorgeht. Allerdings würde die gedachte Maßregel nicht völlig durchgreifend wirken. Sie könnte nicht hindern, daß solche Zuziehende, welche ausreichende Mittel haben, andre, die längst in der Stadt heimisch sind, durch höhere Mietgebote aus ihren Wohnungen hinaus- und in die Verhältnisse der Wohnungsnot hineintrieben. Aber es würde doch jene Maßregel den schlimmsten Elementen, aus deren Zuströmen die heutige Wohnungsnot hervorgeht, einen Riegel vorschieben.

Voraussichtlich wird man freilich zu einer derartigen Maßregel sich schwer entschließen. Dann aber wissen wir in der That keine Rechtsvorschrift, durch die man ohne überwiegende andre Nachteile der Wohnungsnot begegnen könnte.

Wir sehen hiernach in der That, um der Wohnungsnot abzuhelfen, nur ein Mittel, das sehr einfach auszusprechen, aber sehr schwer gethan ist. Man muß für die Armut bessere Wohnungen schaffen, und zwar solche, die sie auch bezahlen kann. Dazu gehört aber Geld, Geld und abermals Geld. Und die Frage ist vor allem: Woher dieses Geld nehmen?

Daß das Reich oder der Staat die Aufgabe übernehmen sollten, Wohnungen für einen Teil der Bevölkerung zu bauen, daran wird wohl niemand denken. Es könnte also, wenn man öffentlich-rechtliche Organe in Anspruch nehmen will, nur etwa die Gemeinde in Frage kommen. Wir stellen zunächst die Frage: Hat denn die Gemeinde eine Pflicht, für zureichende Wohnungen der in ihr Lebenden zu sorgen? Wir können eine solche Pflicht, sei es auch nur eine moralische oder soziale, im allgemeinen nicht anerkennen. Wäre die Gemeinde noch das, was sie früher war, ein rechtlicher Verband, der ein bestimmt abgegrenztes Bereich von Personen umfaßte, dann ließe sich vielleicht sagen, die Gemeinde sei verpflichtet, für diese ihr angehörenden Personen, gleichsam ihre große Familie, dergestalt zu sorgen, daß jeder eine seinen Verhältnissen entsprechende Wohnung finde. Heute ist aber die Gemeinde nur noch der geographische Begriff eines Ortes, an dem beliebige Menschen zusammen wohnen. Die, welche ihr zugehören, fliegen ein und aus. Wenn heute eine Stadt 100 000 Einwohner hat, so hat sie vielleicht übers Jahr 10 000 mehr, die aus allen Richtungen der Windrose ihr zugeströmt sind. Welche Verpflichtung hätten nun wohl jene Hunderttausend, die bisher den Bestand der Gemeinde ausmachten, für die beliebig zuströmenden Zehntausend Wohnungen zu schaffen? Allerdings kommen durch den Mangel zureichender Wohnungen nicht allein die zuströmenden Zehntausend in Verlegenheit, sondern auch die bisherigen Bewohner leiden darunter, weil in ihre Wohnungen jene Zehntausend sich mit hineindrängen. Das ist eine nicht abzuwehrende Folge der Freizügigkeit. Aber auch hieraus können wir keine Verpflichtung der Gemeinde folgern, für alle ihre Angehörigen und solche, die es werden wollen, bequeme Wohnungen bereit zu stellen.

Überdies würde die Herstellung und Verwaltung von Wohnhäusern in großem Maßstabe den städtischen Organen eine Last auflegen, der sie schwerlich gewachsen wären. Wir wollen in dieser Beziehung nur auf eine Schwierigkeit aufmerksam machen. Voraussichtlich würde die Wohlthat der Gewährung solcher Wohnungen doch nicht allen Bedürftigen gleichzeitig zu Teil werden können. Es müßte also unter ihnen zunächst eine Auswahl getroffen werden. Wo nun die Gewährung einer solchen Wohlthat Privatsache ist, kann sich niemand über eine getroffene Auswahl beklagen. Anders bei einer öffentlichen Verwaltung. Hier würde jeder Ausgeschlossene sagen: „Warum ist mein Nachbar bevorzugt? Bezahle ich nicht gerade so gut wie er meine Steuern?“ Man würde also die Zufriedenheit der einen nur mit der noch größern Unzufriedenheit der andern ertauschen; und die städtische Verwaltung würde schwerlich Dank von der Sache

haben. Mit dieser allgemeinen Betrachtung soll übrigens nicht gesagt sein, daß nicht unter besondern Umständen auch die Stadtbehörden für die Beschaffung von Arbeiterwohnungen, namentlich unterstützend, thätig sein sollten.

Ein andrer Gedanke ist der, die Arbeitgeber zu verpflichten, für zureichende Wohnung ihrer Arbeiter zu sorgen. Es ist ja in der That wunderschön, wenn Fabrikherren, deren Geschäft in Blüte steht, oder vielleicht ganze reiche Fabrikstädte (wie die Stadt Mülhausen im Elsaß) darauf bedacht sind, für ihre Arbeiter gesunde und behagliche Wohnungen zu schaffen. Aber kann dies nach Lage unsrer Geschäftswelt überall geschehen? Eine Rechtspflicht dieser Art auflegen, würde für unzählige bestehende Fabrikgeschäfte gleichbedeutend mit ihrer Vernichtung sein. Erst neu zu gründenden Geschäften würde eine solche Verpflichtung allerdings ohne positive Rechtsverletzung auferlegt werden können. Wenn aber ohnehin schon die Unternehmungslust für neue Geschäfte heutzutage sehr gesunken ist, so würde eine solche Auflage vollends die Folge haben, daß Unternehmungen kaum noch zustande kämen. Ob sich dabei die Arbeiter besser als jetzt stünden, ist doch sehr die Frage.

Bleibt hiernach die Beschaffung von Wohnungen für die geringern Klassen nur auf die Thätigkeit von Privaten gestellt, so läßt sich diese doch wieder aus einem doppelten Gesichtspunkte geübt denken, aus dem der Spekulation und dem der Wohlthätigkeit. Was die Spekulationsthätigkeit betrifft, so stellt sich hierbei von selbst die Frage: Warum hat denn bisher die Spekulation dieses menschliche Bedürfnis nicht zu befriedigen unternommen? Die Antwort ist einfach die: weil sie dabei ihren Vorteil nicht gefunden hat. Stehen auch geringe Wohnungen in verhältnismäßig hohem Preise, so ist doch die Vermietung von Häusern an eine große Anzahl geringer Leute ein so mühseliges, oft ärgerliches und auch gefährliches Geschäft, daß niemand besondre Neigung dazu verspürt. In Hamburg wurde im Jahre 1873, um dem Bedürfnis sogenannter kleiner Wohnungen abzuhelfen, ein besondres Gesetz erlassen, welches den Bau von solchen möglichst erleichterte; und zugleich wurden zehn in verschiednen Gegenden gelegne Plätze für den Ankauf zur Bebauung mit solchen Wohnungen zur Verfügung gestellt. Aber der Erfolg entsprach nicht den Erwartungen. Nur zwei Plätze wurden angekauft und darauf 230 Wohnungen errichtet.

Es ist auch nicht immer ganz leicht, mit solchen Wohnungen das Richtige zu treffen. Entsprechen sie nicht ganz den Bedürfnissen der Arbeiter, so bleiben diese lieber in ihren alten, schlechten Quartieren wohnen. Aus Frankfurt wird uns bezeugt, daß trotz des Mangels an kleinen Wohnungen die von gemeinnützigen Gesellschaften dargebotenen kleinen Wohnungen großenteils leer stehen; wofür als Grund weniger der Mangel an gewissen Bequemlichkeiten (z. B. der Kanalisation oder Wasserleitung), als die weit entfernte Lage der Häuser und — der zu hohe Preis bezeichnet wird. In Hamburg hatte im Jahre 1878 eine „gemeinnützige Baugesellschaft“ unternommen, kleine Wohnhäuser für Arbeiter

herzustellen. Es sind auch solche Häuser (194 bis zum Jahre 1884) gebaut worden. Aber dieselben sind zu teuer gewesen, und sie werden deshalb nicht, ihrer Bestimmung gemäß, von Arbeitern, sondern von kleinen Beamten, Komptoiristen und ähnlichen Leuten, die zu den unbemittelten Bevölkerungsklassen kaum gerechnet werden können, bewohnt. Also auch hier hat der Erfolg dem vorgesteckten Ziele nicht entsprochen.

Darf hiernach, wie es scheint, die Wohnungsnot unsrer Großstädte eine Lösung nur von Unternehmungen hoffen, bei welchen die Absicht wohlzuthun das leitende Motiv giebt, so fragt es sich, wie solche Unternehmungen ihre Aufgabe am besten erfüllen würden. Selbstverständlich kann es sich nicht darum handeln, Wohnungen zu schaffen, die man den geringen Leuten geschenkweise überließe. Damit würde diesen selbst keine Wohlthat erwiesen sein. Wohl aber handelt es sich darum, Wohnungen, die zwar ohne allen Luxus, aber doch mit dem notwendigsten Lebensbedarf ausgestattet sind, den armen Leuten zu Preisen zu überlassen, die diese nach ihren Mitteln noch bezahlen können. Wird bei Häusern dieser Art nicht auf Gewinn spekulirt, dann lassen sie sich auch auf ganz andre Weise verwalten. Man kann die rechten Leute aussuchen, denen man die Wohnungen gewährt. Man kann eine strenge Hausordnung aufstellen, und an deren Einhaltung die Belassung der Wohnung knüpfen. So können solche Wohnhäuser recht eigentlich zu Stätten guter Sitte und Ordnung werden.

Musterbilder für das, was in dieser Beziehung geschehen kann, geben uns die in London für diesen Zweck geschaffenen großen Wohnquartiere (model dwellings). Allerdings sind diese Häuser durchweg große Mietskasernen. Einzelhäuser für Arbeiterfamilien hat man nicht beschaffen können. Aber in jenen Häusern ist jede Wohnung, mag sie nun aus einem, zwei, drei oder vier Räumen bestehen, völlig abgeschlossen für sich. Jede ist mit den notwendigsten Lebenseinrichtungen versehen. Die gemeinschaftlichen Treppen liegen meist an der Außenseite der Häuser, wodurch Mißbräuche in deren Benutzung erschwert werden. Für jede Häusergruppe besteht eine feste Hausordnung. Über deren Einhaltung wird von einem Aufseher gewacht. So haben sich diese Stiftungen im allgemeinen vortrefflich bewährt.

An der Spitze derselben stehen die Peabody-Buildings, Häuser, die mit dem von dem Amerikaner Peabody dazu gegebnen Kapital von zehn Millionen Mark gegründet sind. Es sind in verschiednen Stadtteilen Londons siebzehn Häuserkomplexe errichtet worden, in welchen 4551 Familien mit einer Kopfzahl von 22733 Personen Wohnung gefunden haben. Der Zudrang zu diesen Wohnungen ist sehr groß. Außerdem besteht noch eine Anzahl von Baugesellschaften (Building-Companies), die, wenn sie auch auf Verzinsung ihres Kapitals nicht gänzlich verzichten, doch von vornherein nur einen sehr mäßigen Zins ins Auge gefaßt haben und im wesentlichen humanitäre Zwecke verfolgen.

Auch diese haben ähnliche Unternehmungen ins Leben gerufen. Einige dieser Unternehmungen verzinsen sich sogar ganz gut.

Auch bei uns herrscht ja in vielen unsrer Großstädte Wohlhabenheit genug, daß sich solche Einrichtungen schaffen ließen. Es gehört nur dazu eine gewisse Thatkraft und Opferwilligkeit. Ob aber z. B. in Frankfurt a. M., wohl der relativ reichsten Stadt Deutschlands, ein Peabody sich finden wird? — wir lassen die Frage dahingestellt.

Wir können nicht umhin, hier noch eine weitere Frage zu erörtern. Würde denn durch Schöpfungen der gedachten Art die Wohnungsnot, d. h. die Überfüllung der schlechten Wohnungen, wirklich beseitigt werden? Es hängt die Beantwortung dieser Frage mit der andern Frage zusammen, ob man den Zudrang nach den Großstädten, wie er seit einer Reihe von Jahren bestanden hat, jetzt als erschöpft oder wenigstens in Kürze sich erschöpfend ansehen könne oder nicht? Zur Zeit bildet ohne Zweifel die Wohnungsnot eine Art Korrektiv gegen diesen ungesunden Zudrang. Wird nun nicht jeder Versuch der Beseitigung dieser Wohnungsnot durch den umso stärker werdenden Zudrang wieder paralysirt werden? Werden nicht die neugeschaffnen Wohnungen wie eine Art Einladung wirken, der Stadt umso eifriger zuzuziehen? — ähnlich, wie die verbesserten Armeneinrichtungen vieler Städte dahin gewirkt haben, daß man sich dorthin drängt, nur um den Unterstützungswohnsitz und demnächst die bessere Armenversorgung zu erwerben? Wenn heute 10 000 Menschen in neuen, für sie geschaffnen bessern Wohnungen untergebracht werden, und sofort 10 000 Menschen von außen wieder in die alten, schlechten Wohnungen sich hineindrängen, so ist natürlich die „Wohnungsnot" nicht beseitigt, sondern es hat sich nur ein neues Stück Bevölkerung in sie hineingeschoben. Und wäre darin wohl ein Glück zu finden? Auch diese Fragen dürften zu erwägen sein, wenn man daran denkt, in großem Maßstabe Einrichtungen zu treffen, um der Wohnungsnot abzuhelfen.

Wenn wir in dieser Ausführung, die wir hiermit schließen, mehrfach unsre Bedenken gegen die von Dr. Miquel gemachten Vorschläge ausgesprochen haben, so müssen wir doch, gerade wegen der Bedeutung Miquels, noch hervorheben, daß er selbst seine Vorschläge nur „mit aller Reserve" und unter ausdrücklicher Anerkennung, daß sich manches dagegen einwenden lasse, gemacht hat. Seine Ausführungen nehmen hiernach mehr die Bedeutung einer beabsichtigten Anregung, als einer Entscheidung der besprochnen Fragen an. Es ist ja ohne Zweifel subjektiv weit befriedigender, wenn man dahin gelangt, Mittel befürworten zu können, durch welche der leidenden Menschheit geholfen werden soll. Und die Schriften unsrer Sozialpolitiker wimmeln von Vorschlägen dieser Art. Auch wir hegen von ganzem Herzen den Wunsch, daß Mittel gefunden werden mögen, um die sozialen Gegensätze möglichst auszugleichen. Das Manchestertum findet in uns keine Anhänger. Aber wir halten es doch nicht für ganz ungefährlich, Gedanken in die Welt zu setzen, die vielleicht begierig auf-

gegriffen werden, aber doch unausführbar sind, und die deshalb die soziale Erregung nur vermehren. Wir leiden schon an einer ganzen Anzahl solcher Gedanken. Normalarbeitstag, völlige Sonntagsruhe, Beseitigung von Frauen- und Kinderarbeit, Schaffung gewerblicher Schiedsgerichte zur Entscheidung über die Höhe der Löhne, das alles sind Dinge dieser Art. Der Reichskanzler ist schon mehrfach in der Lage gewesen, als praktischer Staatsmann dem Andrängen nach solchen unausführbaren Dingen sein unerbittliches Non possumus entgegensetzen zu müssen. Es ist nicht zu wünschen, daß die Zahl solcher Dinge sich noch vermehre. Und deshalb halten wir es für nicht minder verdienstlich, angeregten Gedanken dieser Art eine nüchterne Kritik gegenüberzustellen, wenn auch dieselbe zu dem unerfreulichen Ergebnisse führt, daß auf dem fraglichen Gebiete schwerlich zu helfen sei. Aus diesem Gesichtspunkte ist der vorstehende Aufsatz geschrieben worden.

Aus Spanien.

Wahrlich ein bewundernswürdiges Geschlecht, jene Männer, welche noch vom Ende des vorigen und vom Anfang dieses Jahrhunderts her in unsre Zeit hereinragen! Da kommt ein Greis, der sich noch der Begeisterung erinnert, welche der Kampf der Spanier gegen Napoleon in Deutschland entzündete, der als ein Sechziger noch in die diplomatische Laufbahn eingetreten ist, und als Achtziger mit voller Frische und Lebendigkeit die Eindrücke und Beobachtungen zu Papier bringt, welche er anderthalb Jahrzente früher bei Gelegenheit einer vertraulichen Sendung in fremden Ländern gesammelt hat. In mancher Beziehung lassen sich Theodor von Bernhardis Reiseerinnerungen aus Spanien (Berlin, W. Hertz) mit dem Buche vergleichen, welches Gustav Körner vor etwa zwanzig Jahren über dasselbe Land herausgab. Der als Teilnehmer an dem Frankfurter Putsch von 1833 nach Nordamerika verschlagene deutsche Student hatte als Gesandter der Union in Madrid offenbar viel freie Zeit gehabt und sie vorzugsweise dazu benutzt, die spanischen Galerien zu studiren. Auch Bernhardi ist Kunstfreund, aber weder kann dies seine starke Seite genannt werden (seinen Urteilen über Malerei und Plastik haftet vielfach die Einseitigkeit der alten Schule an, während über Bauwerke viel Interessantes beigebracht wird), noch hat er mit solcher Muße wie Körner einer Liebhaberei nachgehen können. Desto aufmerksamer nimmt er von allem Notiz, was auf die politischen, die

wirtschaftlichen, die sittlichen und religiösen Zustände Spaniens ein Licht wirft, und wenn in diesen Richtungen sein Buch eine unvergleichlich reichere Ausbeute gewährt, so begegnen sich doch Monarchist und Republikaner in der Unbefangenheit der Betrachtung.

Bernhardis Aufenthalt im Lande fällt in die Zeit nach der Vertreibung Isabellens, der Regentschaft Prims, der Wahl des Prinzen Leopold von Hohenzollern und des großen Krieges, der, wegen jener Wahl vom Zaun gebrochen, die Einigung Deutschlands herbeiführte. Je näher augenscheinlich die Thätigkeit des deutschen Diplomaten mit den Weltereignissen in Zusammenhang gestanden hat, desto vorsichtiger weicht seine Erzählung der unmittelbaren Berührung derselben aus; nur die Eindrücke, welche er in dem amtlichen oder zufälligen Verkehr mit politischen Personen von dem Charakter der Spanier, den Nachwirkungen der Vergangenheit, der Stimmung der Nationalitäten und der Parteien empfangen hat, werden wiedergegeben. Im großen und ganzen gestaltet sich daraus ein recht unerfreuliches Bild, und mehr als ein Staat und mehr als eine Partei könnten aus dieser Darstellung der unseligen Folgen einer jahrhundertelangen verkehrten Wirtschaft in Staat und Kirche heilsame Lehren ziehen. Es ist nicht notwendig, an die verhängnisvollen Fehler der Ausrottung der Mauren, der Zerstörung des Gewerbefleißes und Wohlstandes im Süden, der Inquisition u. s. w. zu erinnern. Aber mancher Vorgang erscheint in neuem Lichte, wenn uns vergegenwärtigt wird, daß der Gegensatz zwischen Kastilien und Arragonien noch heute, wie in allen Bürgerkriegen, schwer in die Wagschale fällt. Dieser Gegensatz drängte sich unserm Reisenden überall auf, in Tarragona, Valencia, Barcelona u. s. w. Als im Herbst des Jahres 1869 ein karlistischer Aufstand und eine republikanische Bewegung ausbrachen — beide vom Auslande her geschürt und unterstützt —, fand der erstere nur in Arragonien, die letztere nur in kastilischen Provinzen, namentlich Andalusien und Granada, offnen Anhang, obwohl es auch dort Republikaner, auch hier Karlisten gab. „Immer war es so gewesen, wenn Kastilien in einer Frage, die zum Bürgerkriege führen konnte, die eine Partei ergriff, erhob sich Arragonien für die andre.“ So erklärte sich zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts Kastilien für den Enkel Ludwigs XIV., und Arragonien nahm die Partei des habsburgischen Erben. „Arragonien hat andre Traditionen als Kastilien, andre Erinnerungen, einen andern Ursprung. Das Reich ist nicht von Don Pelayo gegründet und nicht von Cuevadonga aus wie Kastilien. Sobrarbe im Grenzgebirge in den Pyrenäen ist der Ausgangspunkt.“ Vollends scharf prägt sich die Verschiedenheit in Katalonien aus, welches überhaupt nicht spanischen Ursprungs, sondern den Franken und Arabern abgewonnen ist, nach der Ablösung vom Reiche der Karolinger lange Zeit als Grafschaft Barcelona selbständig war, und in der Verbindung mit Arragonien nicht nur selbständig, sondern vielfach maßgebend blieb. Daher wurde dort die Verbindung mit Kastilien, in welcher die Selbständigkeit verloren ging, als

Unterdrückung empfunden. Provençalen nach Abstammung und Sprache, fühlen sich die Katalanen den Franzosen mehr verwandt als den Kastilianern. Ein angesehener Einwohner Barcelonas erklärte dem Verfasser, Madrid existire für Kastilien nicht, alle Interessen in Beziehung auf Leben, Mode, Literatur und Kunst gingen nach Paris, und man würde nichts gegen eine Vereinigung mit Frankreich einwenden. Mag in diesem Falle die Parteileidenschaft übertrieben haben, so müssen doch Stimmungen dieser Art die Schwierigkeiten in einem Lande vervielfältigen, auf dessen Beherrschung fast so viele Familien legitimen Anspruch erheben wie in Frankreich, dessen Bewohner aber nicht wie die Franzosen bei aller Stammesverschiedenheit durch das System der Bourbonen und die große Revolution zu einer Nation verschmolzen worden sind.

Dagegen sind die religiösen Zustände in Spanien nach Bernhardis Schilderung denen in Frankreich sehr gleichartig. Die Macht der Kirche ist durch die Aufhebung der Klöster gebrochen, aber die verhängnisvollen Früchte der langen Priesterherrschaft bestehen fort: Aberglaube, apathisches Sichverlassen auf die Jungfrau Maria und die lieben Heiligen, der felsenfeste Glaube, daß durch Beichte und Absolution jede Sünde, jedes Verbrechen des guten Katholiken gesühnt werde. Und dem gegenüber steht, wie in allen jenen Ländern, in welchen die Reformation unterdrückt worden ist, die völlige Gleichgiltigkeit der „Aufgeklärten" und das Bemühen der Fortgeschrittenen, alle und jede Religion zu untergraben, das Volk für den Zukunftsstaat ohne Religion und ohne Regierung zu erziehen. Wie charakteristisch ist die von dem Verfasser mehrmals hervorgehobene Thatsache, daß nach der Vertreibung Isabellens die Liberalen meinten, es gebe in dem verwahrlosten Lande nichts Dringenderes zu thun, als über die mit wenigen Ausnahmen verlassenen Klöster herzufallen und sie einzureißen. Dadurch hofften sie die Rückkehr der allgemein, nicht bloß ihnen, verhaßten Mönche für immer unmöglich zu machen!

Das verwahrloste Land — unzählig sind die Thatsachen, welche als Beweise für diesen harten Ausdruck angeführt werden können. Überall Entwaldung, infolgedessen Versiegen der Wasserzuläufe, Verfall der römischen und maurischen Wasserleitungen, Unfruchtbarkeit des Bodens. Den Schaden wieder gut zu machen, wäre freilich eine äußerst schwierige Aufgabe, aber die Sorglosigkeit, die wichtigern Angelegenheiten des Tages: Revolutionen und Konstitutionen und das ewige faltan dineros (es fehlt an Geld) lassen es nicht einmal zu einem Versuche kommen, den Wohlstand wieder zu heben. In ganz Spanien giebt es nicht eine einzige Forstschule! Die Erzgruben Carthagenas, um deren Besitz einst Rom und Karthago rangen, sind noch heute von Bedeutung, aber wie werden sie betrieben! „Die Eigentümer der Gruben und die der Hochöfen sind thatsächlich identisch, im Geschäftsbetrieb aber werden sie gleichsam als verschiedene Persönlichkeiten aufgefaßt. Die Eigentümer der Öfen vermieten diese an Unternehmer, den Unternehmern verkaufen sie als Eigentümer der Gruben

das rohe Erz, um ihnen schließlich wieder das gewonnene Metall abzukaufen.“ Die Bergwerke liefern Blei und Zink. Ersteres enthält gewöhnlich eine verhältnismäßig geringe Menge Silber. Aber dies schmilzt man nicht aus, sondern verpflichtet kontraktlich die Käufer, meistens Marseiller, für das bei dem Scheidungsprozesse vorgefundene Silber die entsprechenden Summen nachzuzahlen. Wie wir sehen, hört nicht überall bei Geldsachen die Gemütlichkeit auf! Und sogleich folgt ein Seitenstück. Das Zinkerz wird nur geröstet und so, also Zink und Schlacke, nach Antwerpen verfrachtet, und dadurch selbstverständlich der Transport ganz unnötigerweise und zum Schaden der Urproduzenten verteuert. Das klingt doch alles, als ob nicht von der Gegenwart, sondern etwa vom frühen Mittelalter, und dann von andern Ländern als von Spanien die Rede wäre. Das Salzthal von Cardona, über eine Viertelmeile lang und durchschnittlich einhundertundfünfzig bis zweihundert Schritte breit, besteht ganz aus Steinsalz, das nur an den Abhängen von dünnem Rasen bedeckt ist. „Es handelt sich hier um einen Reichtum nicht von Millionen, sondern von Milliarden, der offen unter Gottes freiem Himmel daliegt, in kaum nennenswertem Maße benützt. Wieliczka ist daneben kaum des Erwähnens wert.“ Ein Bach, der nur bei Regen Wasser führt, wäscht das reinste Salz aus, sodaß es nur aufgesammelt zu werden brauchte, aber niemand sammelt es, Gewitterregen schwemmen es in den Fluß Cardoner, wo dann alle Fische krepiren, wie ein Beamter stolz berichtete. Eine englische Gesellschaft hat dem Besitzer einen Jahrespacht von 40 000 Duros für das Wegräumen des Salzes geboten, doch ein Herzog von Medina-Sidonia überläßt weder Fremden das Geschäft, noch macht er es selbst. Dafür giebt es dort ein „Salzmuseum,“ in welchem eine lebensgroße Büste der zweiten Isabella und ähnliche Herrlichkeiten mehr aus Steinsalz gezeigt werden.

Wie es um das spanische Heerwesen steht, ist aus der Geschichte der Revolutionen dieses Jahrhunderts so ziemlich bekannt. Nur die bezeichnende Thatsache mag hier Platz finden, daß eine Parade der Garnison von Barcelona anstatt um 6 Uhr abends, wie angesagt war, erst um $7\frac{1}{2}$ Uhr begann, daher im Dunkeln abgehalten wurde, und daß die Bevölkerung sich zu dem Schauspiele eingefunden hatte in der sichern Erwartung, die Truppen würden einen neuen König von Spanien proklamiren. Auch das wird von Bernhardi bestätigt, daß die Marine, wenn auch aus kümmerlichen Resten bestehend, immerhin noch das weitaus beste ist, was Spanien heute besitzt. „Es herrscht hier Ordnung, Methode, Disziplin, das Streben, die wenigen vorhandnen Mittel auf das beste zu verwerten.“

Von den politischen Parteien mißt der Verfasser nur den Karlisten und den Republikanern Bedeutung bei, die wieder jede nicht mächtig genug seien, die widerstrebenden Elemente endgiltig zu überwältigen; Isabellinos, Alphonsistos, Moderaros, Liberales, Progresssisten, Radikale mit ihren endlosen Zettelungen

und Intriguen erscheinen ihm nur als Koterien, die große Menge des Volkes als völlig apathisch, willen- und hoffnungslos, sodaß die letzte Entscheidung stets bei der Armee steht. So ließ man sich den König Amadeo gleichgiltig gefallen, die bourbonisch gesinnten Damen frondirten, das Publikum erwiederte seinen Gruß nicht, mit Prim, dem er die Erwählung verdankte, hatte er seine einzige Stütze verloren, und der Ausgang seiner Regierung war schon damals mit Sicherheit vorauszusehen.

Sehr interessant sind einige Beispiele moderner Legendenbildung: die Bewohner der Mancha wissen nichts von Cervantes; Don Quixote aber gilt ihnen als historische Person, und man zeigt die Örtlichkeiten seiner Abenteuer, die Windmühle, mit welcher er gekämpft, die Posada, in welcher er übernachtet hat u. s. w. Ebenso wird in Sevilla ein Barbierladen als der Figaros bezeichnet, für dessen Enkel sich vor einiger Zeit ein Inhaber des Ladens ausgegeben haben soll. Aber die wirklich historische Gestalt des Brolador von Sevilla, des Don Juan Tenorio, den Mozart unsterblich gemacht hat, ist gänzlich verschollen.

Da es nicht unsre Absicht ist, den Inhalt des so lesenswerten Buches auszupressen, wollen wir nur noch auf einige Partien aufmerksam machen, wie sie bei abermaligem Durchblättern auffallen. So findet man gleich S. 17 ff. eine Beschreibung des beinahe possenhaften Aufzuges, durch welchen der Regent Serrano die neue Ordnung der Dinge populär zu machen versuchte. Eine aufgehobne Kirche war zum Pantheon bestimmt worden, und dorthin brachte man in ärmlichem Pomp die Särge aller berühmten Spanier, in deren Reihe aber nicht nur Don Pelayo und der Cid fehlten, welche Asturien und Burgos nicht hergegeben haben würden, und Cervantes, dessen Grabstätte man nicht kennt, sondern auch Don Juan de Austria, Cortez, Lope de Vega, Murillo, Velasquez, Jovellanos u. a. Ein Jahr später fand Bernhardi die Särge der gefeierten großen Männer unbestattet in einer verschlossenen Zelle der Kirche, und dabei ist es mit dem Pantheon geblieben. Das Schauspiel war die Hauptsache gewesen und hatte nicht einmal die beabsichtigte Wirkung gethan.

Daß Stiergefechte wiederholt besprochen werden, versteht sich von selbst; sind sie doch das Einzige, woran der Spanier von heute noch lebendigen Anteil nimmt, während ihn das Theater mit Ausnahme der italienischen Oper völlig gleichgiltig läßt. Zur Eröffnung der Saison wird ehren- oder schandehalber ein Stück von Calderon aufgeführt, dann giebt man Waare der Pariser Boulevardtheater und neuere einheimische Erzeugnisse, die auf der Höhe Iffflands oder Claurens stehen. Die hohe Schule der Tänzerinnen ist noch immer Sevilla, doch besteht ihre Kunst, wie auch außerhalb des Landes seit den Tagen der Pepita de Oliva zur Genüge bekannt ist, vornehmlich in ihrer Schönheit.

Bei dem Kapitel der bildenden Kunst können die französischen Plünderungen nicht unerwähnt bleiben, die offiziellen für die öffentlichen Sammlungen

und die privaten der Generale Soult ꝛc. Der Verfasser findet auch die Erklärung der berühmten Waffenstreckung General Duponts vor Castaños und Reding bei Baylen 1808 im dritten Artikel der Kapitulation, welcher besagt, daß das Korps, welches ohne Waffen nach Frankreich zurückzukehren hatte, die Bagage ununtersucht mitführen dürfe: er meint, Dupont habe das Korps geopfert, um die Beute der Plünderung von Cordova zu retten.

Die Bedeutung Gibraltars für die Engländer schlägt der Verfasser nicht mehr ganz so hoch an, wie gewöhnlich geschieht. Auf der Landseite sei die Festung allerdings gänzlich gesichert, zweifelhaft jedoch, ob sie einem Angriffe von der See her nachhaltig widerstehen könne. Und hier tritt er mit Entschiedenheit für den vielgetadelten und verspotteten französischen Ingenieur-Offizier d'Arçon ein, welcher vor hundert Jahren die Festung von schwimmenden Batterien aus beschoß — ein Kälbchen gegen Calpe aufführte, wie Lichtenberg sagt. Die furchtbare Katastrophe sei nur ein Beweis dafür, daß auch die scharfsinnigstem Erfindungen der Ergänzung und Berichtigung durch die Erfahrung bedürfen. Für die damalige Zeit habe d'Arçon das äußerste an Vorausberechnung geleistet, und mit den heutigen Mitteln, gepanzerten Batterien mit gezognen Geschützen, könne der Erfolg leicht ein andrer sein.

In Malaga erfährt der Verfasser, daß es einen Wein dieses Namens so gut wie garnicht giebt, weil die dortigen Trauben getrocknet und als Rosinen verkauft werden; das unter jenem Namen verbreitete Getränk ist fast ausnahmslos ein künstliches Gebräu.

Sehr merkwürdig ist, was über das „Wassergericht" mitgeteilt wird, welches an jedem Donnerstage unter der Puerta de los apostolos der Kathedrale zu Valencia seine Sitzung hält und alle im Laufe der Woche über die Benutzung der Gewässer entstandenen Händel schlichtet. Es stammt noch aus maurischer Zeit, angeblich aus dem Jahre 920. Drei Richter werden von den Landleuten auf dem rechten, drei auf dem linken Ufer des Guadalaviar aus ihrer Mitte gewählt; wie der siebente hinzukommt und welche Funktionen er bekleidet, konnte Bernhardi leider nicht ermitteln, nur, daß er kein Obmann ist. Die Richter vom rechten Ufer entscheiden die Streitfälle vom linken, und ebenso umgekehrt. Alles wird öffentlich und mündlich abgemacht, Kläger und Beklagter müssen in Person, ohne Rechtsbeistand erscheinen, kein Protokoll, keine Ausfertigung, kein Tisch oder Schreibzeug. Als einmal ein Beteiligter sich auf ein vorausgegangnes königliches Urteil berief, wurde er zu einer Geldstrafe verurteilt, als er noch einmal darauf zurückkam, die Strafe verdoppelt und ihm Schweigen auferlegt. Bernhardi erklärt, nie ein so ehrwürdiges Tribunal gesehen zu haben.

Und nun — welches Gegenbild! In eben der Provinz Valencia mit 650 000 Einwohnern waren im Lauf eines Monats 445 schwere Verbrechen verübt worden (0,68 Prozent!), darunter 20 vollführte und 108 versuchte Morde

(0,19 Prozent) und 5 Selbstmorde. Noch viel ärger geht es in Malaga zu, wo unter 95 000 Einwohnern in einem Jahre 1086 Mordthaten begangen worden waren, 1,14 Prozent oder auf den Monat 0,95 Prozent. Bernhardi wurde in Valencia aus dem Theater bis an die Thür seines Gasthofes begleitet, weil es sehr gewagt sei, allein, abends im Dunkeln, zumal durch die weniger belebten Straßen zu wandern. Eine Ergänzung erhalten solche Angaben durch die Schilderung einer Kleinkinderbewahranstalt in Valencia S. 302 ff. einerseits und durch das Abenteuer mit Bettlerinnen in Burgos S .418 anderseits.

Wir schließen mit einer historisch-politischen Betrachtung des Verfassers. Er steht in der Gruft der Kathedrale von Granada vor dem Sarge des Infanten Don Miguel, des Enkels Ferdinands des Katholischen und Isabellens, durch deren Tod die Infantin Donna Juana Erbin von Kastilien und Arragon wurde und diese Reiche an das Haus Habsburg kamen. Der König von Spanien war nun zugleich Herrscher in Deutschland, den Niederlanden, Neapel und Sicilien. Unter einem einheimischen Könige wäre Spanien gewiß nicht so tief in alle Welthändel verwickelt worden, hätte sich schwerlich die Vernichtung der Reformation zur Aufgabe gemacht, hätte sich nicht in diesem immerwährenden Kreuzzuge verblutet. Und wie anders würden sich die Geschicke Deutschlands und der Reformation gestaltet haben, wenn im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert den Kaisern nicht die spanischen Armeen zur Verfügung gestanden hätten! So „macht zuweilen das Verschwinden eines Menschen aus der Reihe der Lebenden, ohne daß er selbst eine ausgezeichnete Persönlichkeit zu sein brauchte, einen gewaltigen Unterschied, bloß weil er an einer bestimmten Stelle stand und gerade da fehlt."

Bauwerke im deutschen Ordenslande.

Auf dem Gebiete der bisher sehr vernachlässigten Geschichte der Baukunst im deutschen Osten liegt eine wichtige, bahnbrechende Veröffentlichung vor, eine gründliche Untersuchung über Alter und Art der mittelalterlichen Baudenkmäler der ehrwürdigen Stadt Thorn.*) Der Verfasser derselben ist der Regierungsbaumeister C. Steinbrecht, der mit den Wiederherstellungsarbeiten am Hochschloß der Marienburg von der königl. preußischen Staatsregierung beauftragt ist

*) Thorn im Mittelalter. Von C. Steinbrecht. Mit 14 Tafeln und 39 in den Text gedruckten Holzschnitten. Berlin, J. Springer, 1885.

und der zu der vorliegenden Arbeit durch die von der Berliner Technischen Hochschule auf Grund der Boissonnet-Stiftung gestellte Preisaufgabe über die Bauten des deutschen Ritterordens in Ost- und Westpreußen angeregt wurde. Bisher war es herzlich wenig, was wir über die preußischen Ordensbauten wußten, und es muß das umsomehr Wunder nehmen, als jeder, der, wie beispielsweise der Berichterstatter, fremd nach Westpreußen kommt, aufs mächtigste von den gewaltigen, stolzen Bauten ergriffen wird. Zwar hatte sich in den Jahren nach den Freiheitskriegen aus Anlaß und im Zusammenhange mit der Wiederherstellung des Mittelschlosses der Marienburg ein lebhafteres literarisches Interesse für diese Bauten kundgegeben, zwar hatte der unvergeßliche Quast auch hier in hervorragender Weise gewirkt, zwar hat vor wenig Jahren Töppen einige vortreffliche Untersuchungen veröffentlicht, aber an eine umfassende, streng historischer wie bautechnischer Methode entsprechende Bearbeitung der ganzen Geschichte der Ordensbaukunst war bisher noch niemand gegangen. In dem vorliegenden, aufs beste und reichste ausgestatteten Werke scheint uns nun endlich das lange vermißte geboten werden zu sollen. Der erste Band beschäftigt sich ausschließlich mit Thorn. Der Grund ist der, daß hier die Ergebnisse bautechnischer und urkundlicher Forschung sich so vollständig decken, wie selten; es traf sich glücklich, daß gerade damals, als Steinbrecht seine Aufnahmen in Thorn machte, die Neuordnung des städtischen, sehr wertvollen Archivs durch Dr. Kestner erfolgte und beide nun Hand in Hand arbeiten konnten. Es ist hierdurch eine ausnehmend sichere Grundlage gewonnen worden, und da nach Steinbrechts Versicherung die an den Ordensbauten vorkommenden Bauformen sich in dieser oder jener Weise sämtlich auch in Thorn finden, so mußte mit Recht diese Stadt als Ausgangspunkt genommen werden.

Die Ergebnisse sind nun ganz überraschend. Bekanntlich war Thorn die erste Niederlassung der Ordensritter im deutschen Osten (1231); von hier aus drangen sie in heftigen Kämpfen bald weiter in das Land und machten sich allmählich u. a. das ganze Gebiet, das wir heute als die Provinzen Ost- und Westpreußen bezeichnen, zu eigen. Sie hoben dasselbe durch eine beispiellose Uneigennützigkeit und Hingebung, durch die Ansiedelung zahlreicher deutscher Bürger und Bauern, durch Gründung von Städten und Dörfern, durch Anlegung von Wasserbauten aller Art in kurzer Zeit auf eine ungeahnte Kulturstufe und erreichten unter Winrich von Kniprode in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts den Höhepunkt ihrer Macht. Man meinte nun bisher — namentlich wurde diese Ansicht von Quast aufs entschiedenste verfochten —, daß die herrlichen, stolzen Bauten, auf welche wir noch heute voll Bewunderung blicken, unmöglich in den Zeiten der ernsten, schweren Kämpfe, sondern erst zur Zeit der höchsten Blüte und des höchsten Glanzes entstanden sein könnten. Dies kann nach Töppens und Steinbrechts Forschungen nicht länger aufrecht erhalten werden. Thorn empfing Stadtrecht im Jahre 1231 und unmittelbar darauf

wurde die Stadtbefestigung aufgeführt, die sonach, abgesehen davon, daß sie zu den schönsten von allen gehört, die älteste im baltischen Tieflande ist, ferner das Schloß, die später mehrfach umgebaute Johanniskirche und das gleichfalls später sehr veränderte Rathaus.

Die Stadtmauern machen einen ernsten, trotzigen Eindruck, sind aber doch wohlgefällig und von trefflicher Gliederung, zugleich von vorzüglicher technischer Ausführung; vieles an ihnen erinnert noch an die syrischen Befestigungen, welche zum Teil als Vorbilder dienten. 1420 wurden sie mit großem Kostenaufwande umgebaut, noch heute ist die damals vollzogene Erhöhung der Mauer um $1^1/_2$ Meter deutlich erkennbar.

Vom Schloß ist nur wenig noch erhalten; es wurde im Jahre 1454 von den erbitterten Bürgern gründlich zerstört. Was wir noch besitzen, ist folgendes: das Stauwehr und der Wachtturm (erbaut 1240), einige Reste des Kapitelsaales (etwa von 1260), und der nur wenig spätere „Danske," der zum Glück im wesentlichen erhalten ist und der, mag man die Sache vom militärischen oder von sonst einem Standpunkte betrachten, doch wohl nichts andres als ein, übrigens mit Spülwasser und andern Vorkehrungen für die Gesundheit ausgestatteter Abort gewesen ist. Die Ausführung aller dieser Bauten ist eine vorzügliche und zugleich hinsichtlich der Entwicklung der Backsteintechnik sehr lehrreiche. Im Gegensatz zur spätern Zeit, wo jene Kunst darauf ausgeht, mit den Formsteinen eine möglichst reiche äußere Wirkung zu erzielen, treten hier Formsteine und glasirte Steine nicht als äußerer Zierrat auf, sondern nur zur Erfüllung eines praktischen Zweckes, eine Erscheinung, die sich aus dem noch anfänglichen Festhalten an der Werksteintechnik erklärt, während im übrigen auch hier sich zahlreiche Erinnerungen an den Orient finden. An dem Kapitelsaal bemerken wir dann schon die Anwendung von reichen einzelnen Steinformen, und am Danske endlich bereits die flotte Behandlung großer Massen.

Der älteste Bau der Pfarrkirche St. Johannis erfolgte gleichzeitig mit dem Schloß um 1255; er wurde mit seiner Dreiteilung (Chorraum für die Geistlichen, Schiff für die Gemeinde, Turm für die Glocken) und mit seinem Verzicht auf unnützen Luxus das Vorbild für die ganze Gattung im Ordenslande. Etwa 1380 erfolgte eine Veränderung durch Seitenausbauten an den Nebenschiffen; ein fernerer Umbau fand im ersten Jahrzehnt des fünfzehnten Jahrhunderts statt, ein nochmaliger 1463, wo man im niedrigen Hauptschiff „die Pfeiler auftrieb mit den Gewölben." Technisch ist der älteste Bau von größtem Interesse; im Innern des Chors ist besonders die buntfarbige Behandlung bemerkenswert, die leider jetzt durch weiße Tünche verborgen gehalten wird.

Das letzte unter den ältesten Thorner Gebäuden ist das Rathaus. Es giebt kaum ein zweites seiner Art, das ihm an Umfang und imposanter Erscheinung gleich käme. Von dem ersten Bau kurz nach 1259 ist jedoch nur wenig übrig geblieben, das bedeutendste darunter ist der meisterhaft aufgeführte

Turm. Uber den Um- oder Neubau, der im Jahre 1393 erfolgte, sind wir zum Glück durch eine von Steinbrecht wörtlich mitgeteilte Urkunde ausführlich unterrichtet, und auch hier decken sich wieder in erfreulichster Weise die bautechnischen Untersuchungen mit der schriftlichen Überlieferung. 1603—1604 ward das Rathaus durch den kunstsinnigen Bürgermeister Stroband mit Giebeln u. a. geschmückt, hundert Jahr später aber bei der schwedischen Belagerung auf das schlimmste verwüstet. Wie das Äußere, so ist auch die innere Raumverteilung, wie überhaupt die gesamte Anlage der höchsten Bewunderung wert. Hier vereinigte sich in der That das gesamte städtische Leben; in den Kellern befanden sich Lagerräume der Großkaufleute, im Erdgeschoß die Verkaufshallen sämtlicher Handwerker mit Ausnahme der Fleischer, dazu des Platzmeisters Stube, die Gerichtsstube und die Ratsstube und in den obern Stockwerken die übrigen Amtszimmer, sowie die großen Festräume, in denen auch die Familienfeste der wohlhabendern Bürger gefeiert wurden.

Einer andern Entwicklungsstufe der Ordensbaukunst gehört die Jakobskirche an, welche in der Baugeschichte des ganzen Ordenslandes von äußerster Wichtigkeit ist und den Höhepunkt vertritt, welchen der Backsteinbau dort erreichte. Laut Inschrift wurde der Chor 1309 begonnen und bald beendet; nach einer kurzen Unterbrechung wurden sodann die übrigen Teile der Kirche aufgeführt. Der Bau des Chors ist von der größten technischen Vollendung. Abgesehen von mancherlei interessanten Kunststücken, wie z. B. auf der Nordseite dem Abfangen eines Strebepfeilers durch einen Strebebogen zu Gunsten der Sakristei, oder der im Innern sinnreich hervorgebrachten Täuschung, als sei der geradlinige Chorabschluß ein polygoner, erregt das frühzeitige Vorkommen des Sterngewölbes unser besondres Interesse. Quast kannte als ältestes Sterngewölbe nur das in der Lady Chapel zu Lichfeld (1296—1321) und für Deutschland das in der Briefkapelle von Lübeck (1310), und stützte hierauf in seiner berühmten Abhandlung über das Alter der Marienburg (Neue Preußische Provinzialblätter, Bd. XI) ein gutes Teil seiner gesamten Beweisführung. Das sinkt nun in sich zusammen, und es wird zugleich wahrscheinlich Deutschland der Ruhm der Erfindung des Sterngewölbes gesichert. Schon im Mitteljoch des Chors der etwa 1255 erbauten Thorner Johanniskirche findet man, wie Steinbrecht ausführt, ein Sterngewölbe; ferner enthalten der Chor der Schloßkapelle zu Lochstedt (um 1275) und die Burg zu Rehden (um 1300) in der Kapelle und im Kapitelsaal reiche Sterngewölbe. Auch für den Kapitelsaal der Marienburg von 1309 lassen sie sich nachweisen. „Man darf — sagt Steinbrecht mit Recht — der selbstbewußt schaffenden Ordensbaukunst eine solche schöpferische Kraft schon zutrauen." Interessant wäre es, zu wissen, ob sich bei den vorgenannten Gewölben eine fortschreitende Entwicklung beobachten läßt. Besonders wirkungsvoll ist an der Jakobskirche die prächtig durchgeführte Farbenwirkung, sowie der auf das reichste ausgestattete Ostgiebel, einer der schönsten

ſeiner Art. Eine buntfarbige Abbildung iſt auf einer Doppeltafel dem vorliegenden Werke beigegeben.

Der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts gehört die Marienkirche an, die ſchönſte unter den drei Franziskanerkirchen des Ordenslandes, von denen die Kulmer die älteſte, die Danziger die jüngſte iſt. Die Thorner iſt eine dreiſchiffige, ſchlanke Hallenkirche mit einſchiffigem, flachgeſchloſſenem Chor und mit kühnen Wölbungen. Der mit wahrhaftem Raffinement ausgeſtattete Weſtgiebel iſt der Stolz der Thorner; aber techniſch wie künſtleriſch ſteht die Kirche weit hinter den ältern Bauten der Stadt zurück. Von hervorragender Schönheit iſt das ſpätgothiſche Chorgeſtühl. Hier in der Marienkirche finden ſich übrigens auch wie in der Jakobskirche die herrlichſten Renaiſſance-Holzſchnitzereien, deren Veröffentlichung dringend zu wünſchen iſt.

Was endlich die mittelalterlichen Privathäuſer betrifft, ſo ſchwinden ihrer jetzt viele dahin, und ihre Zahl wird immer geringer. Wenn ſich dieſe Entwicklung einmal nicht aufhalten läßt, ſo ſollte man wenigſtens darauf halten, daß kein älterer Bau niedergeriſſen würde, der nicht zuvor genau gezeichnet und photographirt worden wäre. Gerade in Thorn, wo der Privatbau im allgemeinen dem hanſeatiſchen Vorbilde folgt, zeigt ſich eine Friſche der Erfindung und eine Mannichfaltigkeit, die höchſt beachtenswert erſcheint.

Dies dürften im weſentlichen die Ergebniſſe der Steinbrechtſchen Unterſuchung ſein. Dieſelben haben auf die weitgehendſte Beachtung Anſpruch, und man kann nur wünſchen, daß der Verfaſſer recht bald die in Ausſicht geſtellte Fortſetzung ſeiner trefflichen Arbeit bringen möge. Wir ſind zugleich der Meinung, daß ſein Werk endgiltig mit der Meinung in Deutſchland aufräumen werde, als biete der deutſche Oſten keine hervorragenden Bau- und Kunſtdenkmäler, und daß es ferner mehr noch, als bisher, die allgemeine Aufmerkſamkeit auf die ſchönſte und erhabenſte Schöpfung der oſtdeutſchen Baukunſt, die Marienburg, die eben jetzt von Steinbrecht in ihrem alten Glanze wiederhergeſtellt wird, hinlenken werde. H. E.

Frieden am Horizonte.

Geſchichtliche Erinnerungen ſpielen in der Politik zwar nicht die Hauptrolle, haben aber immerhin von Zeit zu Zeit mehr Einfluß, als mancher glaubt. Als Thiers Ranke fragte, gegen wen die Deutſchen nach Napoleons Gefangennahme bei Sedan noch Krieg führten, erhielt er von dem deutſchen Geſchichtſchreiber die Antwort: Gegen Ludwig den Vierzehnten. In Frankreich regt die Ausweiſung der Prinzen die Gemüter auf, weil ſich an die Herkunft der Familien Bourbon

und Bonaparte das Andenken an allerlei Großthaten der Vergangenheit knüpft. Jenseits des Kanals bemühen sich Gladstone und die irischen Homeruler das Werk zu erschüttern und zu zerbröckeln, das Strongbow vor Jahrhunderten aufrichtete. Die Ansprüche Griechenlands, welche bis vor kurzem die Levante mit Krieg bedrohten, hatten keinen andern Grund für sich anzuführen als Erinnerungen an mittelalterliche Verhältnisse. Ganz in dasselbe Kapitel gehört es, wenn der Bürgermeister von Moskau seinen Zaren in öffentlicher Ansprache die Zeit ins Gedächtnis zurückrufen zu dürfen glaubt, wo auf der Kuppel der Sophienkirche, die jetzt die Hauptmoschee von Konstantinopel ist, das Kreuz glänzte.

Allerdings ist das würdige Stadthaupt einer im Rufe stark chauvinistischer Gesinnung stehenden Metropole kein verantwortlicher Staatsbeamter, und so kann er sagen, was er will, ohne diplomatische Vorstellungen dadurch zu veranlassen. Trotzdem sah die Sache auf den ersten Blick sonderbar aus. Der Zar und der Sultan befinden sich miteinander im Frieden, sie verkehren durch Gesandtschaften in aller Freundschaft, sie haben noch ganz kürzlich sich über die beste Methode verständigt, das Überschäumen des bulgarischen Einheitsdranges zu verhüten, sie tauschen Komplimente und Geschenke aus. Nichtsdestoweniger hört der Kaiser Alexander ohne Widerspruch und Tadel aus dem Munde eines hochstehenden Mannes einen frommen Wunsch an, dessen Ausführung die Absendung eines russischen Heeres in die Lande des Sultans und die Einnahme von dessen Hauptstadt einschließt. Dieser Wunsch wurde nicht geradezu ausgesprochen, schien aber deutlich durch die Erinnerung hindurch. In der Kirche der heiligen Sophia fand am 29. Mai 1453 das letzte große Blutbad statt, als die Türken Konstantinopel erstürmten. Der Kaiser war in der Bresche gefallen, die Soldaten desselben waren geflohen oder niedergehauen worden, eine Masse Unbewaffneter, darunter Frauen und Kinder, hatten in den Mauern des Gotteshauses eine Zuflucht gesucht und wurden hier von den Siegern abgeschlachtet. Eine Legende der orientalischen Kirche berichtet, daß beim Eindringen der türkischen Krieger gerade zwei Priester in blauen Gewändern am Altare Messe gelesen hätten und bei Beginn des Gemetzels wunderbar entrückt und in den massiven Wänden geborgen worden wären. Von Zeit zu Zeit kämen sie heraus, um schweigend durch Geberden den geheiligten Ritus zu wiederholen, und eines Tages würden sie wieder erscheinen, um zu sehen, wie der Halbmond von der Kirche entfernt und durch das Symbol des Christentums ersetzt werden würde. Im Osten erhalten sich solche Erinnerungen lange, und die Russen sind ein Volk des Ostens. Wenn ein Präsident der französischen Republik, der mit uns freundschaftliche Beziehungen unterhielte, in einer öffentlichen Ansprache an sich eine Stelle gestatten wollte, welche eine Anspielung auf den Einmarsch des französischen Heeres in Berlin einschlösse, so würden wir darin sicher ein Zeichen erblicken dürfen, daß nächstens ein Krieg ausbrechen

würde. In Betreff der Türkei wird manches gesagt und gethan, was in Bezug auf andre Staaten nicht ohne Gefahr gesagt und gethan werden könnte, und so darf man nicht viel darauf geben, wenn der Zar dem Bürgermeister nicht widersprach, sondern sich begnügte, auf seine Anspielung zu schweigen, als ob er ihren letzten Sinn nicht herausgefühlt hätte. Trotzdem hat die Moskauer Kundgebung einige Bedeutung. Wir hören in ihr eine Partei sich äußern, die neben dem Kaiser eine Meinung und Wünsche hat, mit denen sie bei seinem Vorgänger auf dem Throne schon einmal durchdrang. Diese Partei glaubt mit seiner Politik auf der Balkanhalbinsel unzufrieden sein zu müssen. Die russische Politik sah die Versuche, ein Großbulgarien zu schaffen, mit ungünstigen Blicken an, sie behandelte einen beim dortigen Volke beliebten Fürsten mit Mißtrauen und Schroffheit, sie verfuhr in verschiednen Beziehungen türkischer als die Türken selbst. Sie widersprach damit scheinbar allen moskowitischen Überlieferungen und machte sich Gegner unter den christlichen Nationen des Südostens, und sie hatte überdies das Mißgeschick, ihre Pläne vereitelt zu sehen. Der Mut, der militärische Erfolg und die diplomatische Gewandtheit des Fürsten Alexander haben dem Kaiser Alexander einen nicht gering zu schätzenden Nebenbuhler bei seinem Anspruch auf die Liebe und Anhänglichkeit der durch seinen Vater mit Rußlands Waffen befreiten Bulgaren an die Seite gestellt. Der Zar hat mit dem Bestreben, diese nicht einiger und selbstständiger werden zu lassen, bewirkt, daß sie ihre Blicke lieber nach London, nach Wien, ja nach Konstantinopel richten als nach Petersburg. Er ist nicht mehr der vornehmste Wortführer und Vorfechter der Völkerschaften zwischen der Adria und dem Schwarzen Meere, nicht mehr der gefeierte Sachwalter des Christentums in diesen Gegenden. Nicht unwahrscheinlich ist es infolge seiner Politik, daß er die Rumänen, die Serben und die Bulgaren gegen sich vereinigen würde, wenn er jetzt den Weg betreten wollte, den 1877 sein Vater einschlug. Auch die Griechen haben ihm nichts zu danken und von einem Bündnis mit ihm mehr zu fürchten als zu hoffen. Daß seine Politik die Interessen Rußlands wahrzunehmen strebte, ohne das gute Einvernehmen mit den nachbarlichen Großmächten zu opfern und den Weltfrieden zu gefährden, vermag jene chauvinistische Partei nicht zu begreifen, sie sieht nur, daß Rußland nicht vorwärts, eher rückwärts gekommen ist, und sie hat, obwohl der Zar autokratisch herrscht, Anspruch auf Rücksichten. So erklären wir uns die Rede in Sebastopol und die Erlaubnis zu telegraphischer Weiterverbreitung der Ansprache des Moskauer Stadthauptes: sie sollten Winke für die russischen Panslawisten und für die Welt sein, daß noch nicht aller Tage Abend gekommen, daß aufgeschoben nicht aufgehoben sei, daß der alte Streit zwischen dem orthodoxen Christentum und dem Muselmann einmal wieder ausbrechen und ein neuer Kreuzzug zur Eroberung der Kaiserstadt am Goldnen Horn stattfinden werde. Die russische Flotte des Schwarzen Meeres, die 1854 nicht gerade ruhmvoll unterging — sie wurde versenkt, um die Einfahrt in den Hafen von Sebastopol zu versperren —,

soll wieder ins Leben gerufen werden, und wenn Rumänien und Bulgarien im Vereine mit einer andern Macht den Landweg nach Stambul verlegten, so könnte ein erfolgreicher Angriff zur See als erster Schritt zu der Operation notwendig erscheinen, welche der Bürgermeister von Moskau andeutete. Die Lage Rußlands ist jedoch gegenwärtig sehr verschieden von der in den Jahren 1854 und 1876. Im erstgenannten Jahre hatte man sich in Petersburg der freundschaftlichen Neutralität Preußens und dadurch zugleich der Passivität Österreichs versichert. 1876 hatte man sich im voraus die bedingte Zustimmung Deutschlands und Österreichs verschafft. Frankreich konnte sich nicht regen. England allein war nicht sehr gefährlich und überdies geteilter Meinung, mit Disraeli voll Argwohn auf die Russen, mit Gladstone voll frommer Entrüstung über die Greuelthaten des „unaussprechlichen Türken" gegen den christlichen Bulgarenbruder. Es ist ferner noch ein andrer Unterschied zwischen damals und jetzt. Bis 1878 war der Zar stets imstande, sein Vorgehen gegen Konstantinopel mit dem Anspruche auf Verteidigung und Befreiung zu maskiren, den die oder jene unterdrückte christliche Völkerschaft im Reiche der Pforte erhob. Diese Gelegenheit zur Verdeckung von Eroberungsgedanken ist jetzt weggefallen. Die Serben, die Rumänen, die Bulgaren bedürfen seiner Gönnerschaft und Hilfe nicht mehr. Wenn Rußland einmal wieder gegen die Türkei zu Felde zieht, so wird es, soweit es sich um den europäischen Teil des Kriegsschauplatzes handelt, den Angriff sofort mit einer Belagerung Konstantinopels eröffnen müssen. Die Schwierigkeit eines solchen Beginnes des Krieges ist keine bloß militärische, obschon die Nuß auch von diesem Standpunkte betrachtet nicht so leicht zu knacken sein wird, als russische Artillerieoffiziere meinen. Man würde damit in der westlichen Welt eine Aufregung hervorrufen, wie man sie viele Jahrzehnte nicht erlebt hätte. Es würde einen gewaltigen Kampf kosten, wenn die Frage endgiltig entschieden werden sollte, ob auf der Hagia Sophia statt des Halbmondes das Kreuz strahlen soll, welches der Moskauer Bürgermeister ihr wünscht. Österreich-Ungarn kann, soweit sich jetzt sehen und rechnen läßt, nicht gelassen zuschauen, wie die alte Hauptstadt Ostroms, wie das Zarigrad der Slawenwelt in den Besitz des Kaisers von Rußland übergeht, und Österreich-Ungarn ist der Verbündete Deutschlands. Auch ist es nicht wahrscheinlich, daß England zulassen würde, daß der Schlüssel zum Mittelmeere und die Stadt, wo das geistliche Oberhaupt seiner kriegstüchtigsten asiatischen Unterthanen thront, in russische Hände geriete. Ebensowenig ist eine Abfindung oder Entschädigung für Österreich-Ungarn durch russischen Verzicht auf die Westhälfte der Balkanhalbinsel, für England durch russische Zusagen von Enthaltsamkeit in Betreff Afghanistans und Persiens leicht denkbar, da solche Zusagen nach der Natur der Dinge kaum auf die Dauer zu halten sein und über kurz oder lang gebrochen werden würden. So aber würde der neue russische Kreuzzug aller Wahrscheinlichkeit zufolge gleich anfangs dem Einspruche zweier Großmächte des Festlandes begegnen, hinter

denen England mit seiner Kriegsflotte und seinem Gelde stünde. Die Russen mögen in noch so weiten Kreisen sich nach dem Besitze von Konstantinopel sehnen, ihre Regierung wird sich, so lange sie irgend kann, gegen den Feldzug sträuben, der dazu erforderlich wäre. Sie wird sich hüten, wie die Amerikaner sich ausdrücken, „schlafende Schlangen zu wecken." Die Vision des Moskauer Stadtvaters wird deshalb wohl noch geraume Zeit ein so schattenhaftes Traumgebilde bleiben, wie die Wiedererscheinung der blauen Priester in der Mauerzelle der Hagia Sophia.

Dazu kommen noch andre beruhigende Betrachtungen. In den letzten Jahren hat Rußland sehr erhebliche Vorteile aus seiner freundschaftlichen Stellung zu seinen nächsten großen Nachbarn im Westen gezogen. Wir erinnern nur an sein Wiedererstarken auf dem Schwarzen Meere, an die Erweiterung und Befestigung seiner Herrschaft in Mittelasien, an das Zurückweichen Englands im nordwestlichen Afghanistan, dem Glacis von Herat, endlich vor allem an die Schläge, die in der letzten Zeit auf die Hoffnungen und Bestrebungen der Polen fielen. In der öffentlichen Diskussion haben die Polenreden des deutschen Reichskanzlers nach ihrer Bedeutung für Rußland nicht hinreichende Würdigung erfahren, und allerdings wurden sie zunächst im Interesse des preußischen Staates und des deutschen Kulturlebens gehalten; aber ihre ersten praktischen Erfolge mußten Rußland zu Gute kommen. Sie wurden keineswegs bloß nach Posen hingesprochen, sondern auch nach Warschau, Krakau und Lemberg, nach Petersburg und nach Wien. Sie vernichteten jeden ernsten Gedanken einer Möglichkeit, daß Deutschland je irgendwelche Versuche zur Verwirklichung polnischer Restaurationspläne begünstigen werde. Sie verbreiteten Klarheit auch über Österreichs eigentliche Stellung zu dieser für Rußland hochwichtigen Angelegenheit. Der Schreck, der den galizischen Polen in die Glieder fuhr, bezeugte deutlich, daß man den Kanzler in diesen Kreisen verstanden hatte, und ihr Geflüster, daß Österreich mit der Zustimmung zu jenen Äußerungen sich für den Fall des unvermeidlichen Zusammenstoßes mit dem russischen Nachbar seines besten Armes berauben würde, konnte an der Thatsache nichts mehr ändern. Eins der Hauptbindemittel zwischen den drei europäischen Kaisermächten, vielleicht das wichtigste, ist die polnische Frage, die für Rußland größere Gefahr in sich birgt als für seine beiden Nachbarn. Die Panslawisten wollen die Richtigkeit solcher Betrachtungen nicht anerkennen. Sie erblicken in einem Zusammengehen der russischen Politik mit Deutschland und Österreich-Ungarn keinen Gewinn, nur Gefahren und Verluste. Aber der Zar hat, obwohl er sich in Fragen der innern Politik mehr zu ihnen hinneigte, als im Interesse der deutschen Nationalität und wohl selbst im rechtverstandenen Interesse des russischen Staates selbst zu wünschen war, von Anfang seiner Regierung an bewiesen, daß er ihre Anschauungen in Sachen der auswärtigen Politik nicht teilt. Er ist ein rechtlicher Mann mit Sinn für andrer rechtliche Denkart, und er besitzt gesunden Menschenverstand und in

seinem Minister Giers einen maßvoll denkenden, dem Frieden zugewendeten Ratgeber. Er setzte Vertrauen in den Fürsten Bismarck und fand sich damit nicht getäuscht. Er weiß, daß die Panslawisten Elemente einschließen, die in doppelter Beziehung nicht seine Freunde sind. Diese Elemente drängen zu Unternehmungen, die einmal möglich werden können, vor der Hand aber unausführbar und gefährlich sein würden, und diese Elemente sind der bestehenden Ordnung im allgemeinen, nicht bloß in Mitteleuropa und im Südosten, sondern auch in Rußland selbst feindlich, sie hoffen und erstreben Umwälzung und Umsturz der monarchischen Gewalt, gleichviel ob sie es offen erkären oder nicht.

Wenden wir die Blicke nach Westen, wo die russischen Chauvinisten einen Bundesgenossen gegen uns suchen und nach ihrer Art finden, so erscheint uns der Himmel auch hier zwar nicht unbewölkt, aber ohne Anzeichen, welche auf nahe Gefahr schließen lassen. Es mag Wahres darunter sein, wenn ein Moskauer Blatt sich aus Paris schreiben läßt, daß die Franzosen zur Zeit einen Krieg mit Deutschland zwar nicht gerade ersehnen, aber auch nicht mehr fürchten, und daß sie sich unter Umständen für einen solchen leichter entflammen lassen würden als 1870. Eine Hauptursache dieser Erscheinung liege nicht auf dem Gebiete der Politik, sondern in der Krisis, unter welcher Frankreich gegenwärtig in industriellen, kommerziellen und landwirtschaftlichen Kreisen zu leiden habe. Vielfach herrschten Stockung und Unzufriedenheit, die den Wunsch erregten, es möge im Innern oder nach außen hin sich etwas ereignen, wodurch die Stockung beseitigt würde. „Die Mehrheit der Franzosen — so berichtet der Korrespondent des russischen Blattes, der mit dieser Mehrheit freilich kaum Rücksprache genommen haben wird — ist überzeugt, daß das nicht so weiter gehen könne. Desgleichen trägt die politische Lage des Landes nicht wenig zu dieser verdrießlichen Stimmung bei. Daß die Republik und selbst der Parlamentarismus in der letzten Zeit Bankerott gemacht haben, gesteht sich im Stillen sogar jeder hinreichend intelligente Republikaner zu. Despotismus der herrschenden Partei, Spionage und ewige Häkelei haben anderseits den Konservativen in der Provinz das Leben zur Marter gemacht. Alle sehnen sich nach einer Änderung, überzeugt, daß es dadurch nicht schlechter werden könne. Infolge der eigentümlichen Beweglichkeit, Sensibilität und Nervosität der Franzosen werden bei solcher Stimmung die einen den Krieg oder einen monarchischen Staatsstreich freudig begrüßen, die andern ihn gelassen hinnehmen, alle aber etwas wie Erleichterung empfinden."

Wir glauben, daß der Verfasser dieses Berichts übertreibt, weil die Wahrheit in dieser Vergrößerung besser zu seinen Wünschen paßt. Aber etwas Wahres liegt seiner Darstellung ohne Zweifel zu Grunde. Die russischen Panslawisten denken an ein gemeinschaftliches Vorgehen mit den revanchedürstenden Franzosen gegen Deutschland. Sie dachten schon 1879 daran und begegneten einer Ablehnung. Man bedurfte damals in Paris des Friedens, man sah, daß

Frankreich nicht genügend gerüstet war, um mit Aussicht auf Erfolg einen Krieg mit dem deutschen Reiche zu wagen. Ist das noch heute so? Die große Mehrzahl der Franzosen, das arbeitende Volk, der Bauer, der Fabrikant, der Kaufmann, wird unbedenklich als jedem Kriege abgeneigt bezeichnet werden dürfen. Aber dieser Teil der Nation bestimmt selbst in der Republik die Politik derselben nicht. Es giebt auch hier eine Kabinetspolitik, und gerade hier ist das, was man „öffentliche Meinung" nennt, das Interesse, die Ansichten und die Bestrebungen der Parteien in der Presse, in Vereinen und Versammlungen von großem Einflusse. „Patrioten" mit dem Hauptwunsche, von sich reden zu machen und eine Rolle zu spielen, strebsame Parlamentarier, Generale, die sich etwas zutrauen, arbeiten offen oder insgeheim und indirekt auf einen neuen Krieg mit Deutschland hin. Das seit 1870 herangewachsene neue Geschlecht, welches nicht durch Erfahrung darüber belehrt worden ist, was ein unglücklicher Krieg zu bedeuten hat, ist in der Vorstellung erzogen worden, daß ein abermaliger Kampf mit den Deutschen Ehrensache der Nation und daß ein Sieg der französischen Waffen diesmal mit unzweifelhafter Sicherheit zu erwarten sei. Endlich scheint auch ein Teil der Geschäftswelt dem ihr unaufhörlich vorgetragnen Wahne zu huldigen, es könne dem Darniederliegen der französischen Industrie nur abgeholfen werden, wenn mit einer Niederwerfung der Deutschen auf politischem Gebiete auch deren Kraft zum Wettbewerb auf gewerblichem gebrochen würde. Daß alle Prätendenten, wenn sie auf den Thron gelangten, einen Krieg mit uns, der ihnen Elsaß-Lothringen verhieße, mit dem sie ihre Gegner als Morgengabe versöhnen könnten, als notwendig für ihre Erhaltung in der Herrschaft betrachten würden, ist so selbstverständlich, daß es kaum hervorgehoben zu werden verdient; namentlich gilt es von den orleanistischen Prinzen.

An dem Willen zu einem neuen Waffengange mit uns fehlt es also bei denjenigen Teilen der französischen Nation, welche den Ausschlag zu geben pflegen, gewiß nicht. Wie aber steht es mit dem Können? Ist man genügend gerüstet dazu? An eifriger Bemühung, die militärischen Mittel Frankreichs denen Deutschlands gewachsen zu machen, hat es nicht gefehlt. Jeder der vielen Kriegsminister, die einander von 1871 an im Amte folgten, hat in dieser Richtung gethan, was er konnte, und keine Deputirtenkammer hat irgendwie gezaudert, die dazu erforderlichen ungeheuern Geldmittel zu bewilligen. Mag man sich in mancher Maßregel vergriffen, mag man sich in mancher Erwartung getäuscht haben, so ist doch im ganzen unzweifelhaft Großes erreicht worden. Das jetzige französische Heer ist nicht bloß nach der Zahl seiner Regimenter und Batterien eine gewaltige Waffe. Man hat den Preußen viel abgelernt, man hat alles benutzt, was die Technik unsrer Zeit zur Ausrüstung von Armeen darbietet. Nicht bloß die Bewaffnung der Infanterie, die Pferde und Geschütze, das Militärtransportwesen lassen wenig zu wünschen übrig, sondern auch die Kriegstelegraphie, die Taubenpost, das Ballonwesen befinden sich fast durchgehends auf der Höhe

der Zeit. Der Osten des Landes und Paris starren von furchtbaren Festungswerken. Nur eins haben die Franzosen uns nicht nachthun können: sie besitzen kein preußisches Offizierkorps, das sich eben nicht machen läßt, sondern gewachsen sein muß. Sie wissen dies aber nicht, und da sie nach der Art ihrer Nation überhaupt Neigung haben, sich zu überschätzen, so halten sie sich jetzt gewiß für hinreichend gerüstet, uns bei passender Gelegenheit den Krieg zu erklären, um Rache für Sedan zu nehmen und Metz und Straßburg wieder zu erobern. Aber eins fehlt noch in der Rechnung, und dieser Mangel verbürgt uns für jetzt und vermutlich für lange Zeit noch den Frieden: die passende Gelegenheit und das trotz alles Selbstgefühls immer noch als notwendig angesehene Bündnis mit einer dritten Großmacht. Dieses ist wenigstens solange nicht zu haben, als Frankreich eine Republik, ein im ärgsten Sinne parlamentarisch regierter Staat, ein politischer Proteus bleibt, mit dem sich nicht rechnen läßt. Weder ein Bündnis mit England ist jetzt möglich, noch ein solches mit Italien. Dort trennt Ägypten und die Kolonialpolitik, hier die Erinnerung an Tunis und die Mittelmeerpolitik überhaupt. In Rußland wären die Panslawisten sofort zu haben, dieselben sind aber vor der Hand nicht die Regierung, und ein Zar müßte sein eigenstes Interesse verkennen, wenn er sich mit Republikanern verbände, die binnen kurzem von den Gesinnungsvettern der Nihilisten beerbt werden können. Dafür aber, daß die Prätendenten nicht obenauf kommen und Frankreich bündnisfähig machen, sorgen eben jetzt einträchtig alle republikanischen Parteien. Was uns in Frankreich allein ernste Bedenken einflößen konnte, daß der Friede mit uns bald gebrochen werden könnte, die Monarchie, wird aus Frankreich ausgewiesen oder für die erste Lebensregung mit Ausweisung bedroht. Uns kann das selbstverständlich nur angenehm sein — sehr angenehm.

Ungehaltene Reden eines Nichtgewählten.

19.

So soll denn abermals das Volk eines seiner heiligen Rechte beraubt werden! Ein dürftiger Rest unsrer Errungenschaften war noch dem Späherblick der nimmersatten Reaktion entgangen, die Pantschfreiheit, stillvergnügt tranken wir all die wunderbaren Gebräue, welche vom Bier nichts als den Namen an sich haben, und litten still, was drauf folgte. Aber nicht einmal das Menschenrecht, sich den Magen zu verderben, sich langsam zu vergiften, erkennt der moderne Polizeistaat an, nicht einmal das Kopfweh des armen Mannes flößt ihm Respekt ein, die gute alte Sitte verachtet er, und jeder Fortschritt ist ihm ein Greuel. Bier soll nur aus Hopfen und Malz gebraut werden? Nun, ich gebe zu, daß Franziskaner- und Spatenbräu gut schmecken, den Durst löschen und wieder

reizen, nahrhaft sind und den Schlaf befördern. Das ist den Herren die Hauptsache, ruhig schlafen soll das Volk und mit frischem Durst wieder aufwachen, ohne zu wissen, wieviel es am Abend getrunken hat. Ein solches Volk läßt sich leicht regieren. Wir aber wollen ein solches Volk nicht. Das Volk, welches wir meinen, soll am Morgen durch den dicken Kopf an all seine Leiden und Lasten, an seine Steuern und seine Unfreiheit gemahnt werden, das ist die Stimmung, in welcher es energisch für Recht und Freiheit räsonnirt und die ganze Schlechtigkeit aller Regierungen erkennt. Was ist Trinken ohne Rausch und was Rausch ohne Übelbefinden hinterher? Das wußten unsre Altvordern wohl, darum thaten sie Muskate in ihr Bier, und später griffen aufgeklärte Bierbrauer zu Schweinsposten und andern wohlfeilen und kräftigen Mitteln, die den Kopf mit Dünsten anfüllten, im Trinker das beruhigende Bewußtsein, zu viel getrunken zu haben, wachhielten und sich wieder nur durch abermaliges Trinken verscheuchen ließen. Das war in der guten alten Zeit, von der Sie gern reden, meine Herren, für deren wahre Vorzüge Sie jedoch kein Verständnis haben, keins haben wollen. Die moderne Wissenschaft ist nun viel weiter fortgeschritten; wie sie Wein ohne Traubensaft, Butter ohne Milch, Milch ohne Kuh, Mehl ohne Getreide, Honig ohne Bienen, Kaffee ohne Kaffeebohnen ꝛc. ꝛc. fabriziren gelehrt hat, so bedarf sie auch längst nicht mehr des Hopfens und Malzes, um Biere zu bereiten, die noch schädlicher sind als die alten verfälschten, dafür aber den Durst nicht stillen. Dieses Kunstbier mögen Sie wieder nicht, weil Sie Feinde eines jeden Fortschrittes und ohne Sinn für Kunst sind.

Wahrscheinlich werden Sie uns einwerfen, wir träten für unser eignes Lieblingsgetränk ein — an derartige Verdächtigungen sind wir ja gewöhnt! Aber ich erkläre hier laut und feierlich, daß für mich keinerlei Eigennutz bei der Frage im Spiel ist. Mir fällt es nicht ein, die chemischen Dekokte zu trinken, ich habe das nicht nötig. Ich spreche allein im Interesse des armen, gedrückten Volkes, wie das schon Herr Dirichlet gethan hat; ich lobe mir mein Glas Larose und Sekt, und wenn ich auch kein Ostpreuße bin, weiß ich doch auch schwedischen Punsch zu schätzen. Meinetwegen mögen sich andre mit Münchener und Pilsener Bier vollschwemmen. Aber der arme Mann, meine Herren, der hätte ja gar keinen Vertreter hier, wenn nicht wir Freisinnigen wären. Und das muß konstatirt werden, daß sämtliche andern Parteien kein Herz für das Volk haben, dem armen Manne weder sein Kartoffelkraut in der Pfeife, noch sein Scheidewasser im Schnapsglase, noch seine Trichine im amerikanischen Schinken, noch endlich seinen Quassia-Absud im Bierseidel gönnen. Und konstatirt werden muß, daß abermals nur wir dafür kämpfen, dem Volke den Segen der hehren, göttlichen Kunst zuteil werden zu lassen. Ihre Prachtbauten, Statuen und Gemälde sind nichts für die armen Leute, davon verstehen sie nichts, zu ihnen muß die Kunst in populärem Gewande kommen, als Kunstbutter, Kunstwein, Kunstbier, Kunstwolle u. s. w. Für diese geistigen Bedürfnisse des Volkes, für diese Gaben, welche ein Band weben zwischen den Dürftigen und der Welt der Ideale, werden Sie uns jederzeit auf dem Platze finden — uns allein! Endlich wird ja das Volk doch begreifen, wo seine wahren Freunde sitzen. Und wenn nicht: auch den Undank werden wir klaglos über uns ergehen lassen wie den Zorn des Reichskanzlers und den Groll der „Norddeutschen." Wir werden nicht wanken, nicht ermüden in dem Kampfe um die heiligsten Güter der Menschheit, und wenn alle verzagen oder untreu werden, so treten wir kühn vor den Fürstenthron und sprechen: „Sire, geben Sie Pantschfreiheit!"

Camoëns.

Roman von Adolf Stern.

(Fortſetzung.)

Aus dem ſchmerzlichen Halbtraum, in dem er bald zu dem Brunnen hinaus und bald auf die Blätter herab ſah, welche halbbeſchrieben vor ihm lagen, weckte ihn der Schall von Tritten und Stimmen in dem ſonſt ſtillen Hauſe, er erriet alsbald, daß Barreto von Cintra heimgekehrt ſein müſſe. Sonſt war er freudig aufgeſprungen und dem Gaſtfreunde entgegen geeilt, wenn derſelbe nur von einem Ritt oder Gang zu den Gutsnachbarn zurückgekommen war, und heute verſagten ihm Seele und Glieder gleichmäßig den Dienſt, er hätte wünſchen können, daß Barreto erſt bei Nacht angelangt wäre. Noch dieſen Morgen im Trotz ſeiner Entſchlüſſe würde er das klare Auge Manuels nicht geſcheut haben, jetzt, wo er die ſchweren Gedanken und Zweifel, die ihm das Kriegsſpiel vorhin erweckt hatte, umſonſt zu beſiegen verſuchte, zögerte er, dem Freunde gegenüber zu treten. Er lauſchte den Tritten in dem entfernteren Gange, er hörte dann Joao in dem naheliegenden Gemach Barretos ſprechen und vernahm, wie der Hausherr ungeduldig ſagte: Doch wo haſt du ihn zuletzt geſehen, Joao, er kann unmöglich im Hauſe ſein, er hätte mein Kommen gehört. So aufgemahnt, erhob ſich Camoëns nun doch von ſeinem Sitze, that mühſam einige Schritte unter den Arkaden hin und rief halblaut: Seid Ihr es wirklich, Manuel? War Barreto ſchon der Schwelle nahe geweſen oder hatte er bei dem erſten Laute ſeines Gaſtes ſein Gemach durcheilt, er trat faſt augenblicklich heraus und begrüßte Camoëns voll herzlicher Freude. Mit dem erſten Blick vergewiſſerte er ſich, daß der Dichter die Handſchrift der Luſiaden neben ſeinem Sitz liegen hatte, und fragte alsbald lächelnd: Weilt die Muſe bei Euch, Luis, daß Ihr ſelbſt meinen rauhen Tritt überhören mögt? Ich bin glücklich, Euch hier in gutem Frieden zu finden und ſelbſt wieder nach meinem Brunnen zu ſchauen. Es

waren harte Tage, die über uns gekommen sind, ich hoffe, sie sind vorüber. Nach allem, was ich in Cintra erlebt, dachte ich mit Freuden hierher, wo ich Euch wußte, ein ungewohntes Gefühl nach so manchem Jahre, das ich völlig einsam verbracht habe. Wahrhaftig, ich ritt darauf los wie einer, der zu seinem jungen Weibe eilt, und ich denke, ich war fröhlicher als mancher Ehemann, trotz allem!

Trotz allem, Manuel? fragte Camoëns, den die herzliche Weise, mit der ihn Barreto begrüßte, aus dem dumpfen, willenlosen Hinbrüten erweckt hatte. Habt Ihr wirklich in allen diesen Tagen nicht zu König Sebastian durchdringen können?

Zu ihm wohl, Freund Luis, nicht bei ihm! versetzte der Hausherr mit trübem Lächeln. Ich stand dreimal vor dem König; mit mir haben die Brüder Evora, selbst Graf Vimioso, der Großkämmerer, ihn beschworen, Gerechtigkeit zu üben und die mutmaßlichsten — was sage ich mutmaßlichen! — die gewissen Mörder Joanas ergreifen zu lassen. Im Eifer der ersten Untersuchung verriet Dom Sebastian, daß auch gegen Esmah Catarina bereits zwei Mordversuche unternommen worden sind. Ich wußte es bereits von der Herzogin von Braganza, welche die junge Maurin treulich hütet und sie doch lieber heute als morgen aus dem Palaste hinwegsenden möchte. Der König schwur, daß er Esmah zu schützen, Joana zu rächen wissen werde, und dann hielt er inne und — beschied mich auf den folgenden Tag, weil er den Fall doch erst mit seinen Räten besprechen müsse. Seine Räte sind der Prior von Belem und Fray Rafael, der nach Dom Joaos Augenwinken des Königs Gewissen lenkt. Da wußte ich bereits, wie er sich fassen würde, und betrat am zweiten Tage des Königs Empfangssaal schon ohne große Hoffnungen. Dom Sebastian war dann düster, zerstreut, schweifte mit seinen Augen in die Ferne und sagte mir kurz, daß sich alle meine Angaben in Bezug auf Joanas Tod bestätigt hätten. Und dann setzte er gesenkten Blickes hinzu, daß er seinen erlauchten Bundesgenossen, den Prinzen Mulei Muhamed, aufgefordert habe, seine Diener, welche eines Mordes dringend verdächtig seien, in Haft nehmen zu lassen. Es sei ihm unmöglich, Gewaltschritte gegen einen Fürsten zu unternehmen, der sich seinem Schutze vertraut habe, im Augenblicke ein länderloser Flüchtling und darum umsomehr der peinlichsten Rücksicht seines Gastfreundes würdig sei. Übrigens beruhe ein großer Teil seiner eignen Hoffnungen für entscheidende Siege in Afrika auf dem Bündnisse mit dem Marokkaner, und gegenüber den großen Sorgen für sein Reich könne die Sorge um Sühne für den Mord der kleinen Ziegenhirtin doch kaum in Betracht kommen. Ihr könnt denken, was ich Seiner Majestät erwiederte, und ich muß es meinen Freunden und selbst dem Grafen Vimioso, der nicht mein Freund ist, nachrühmen, daß sie mir wacker beigestanden haben. Diesen Morgen ließ mich der König abermals rufen und teilte mir mit, daß ihm Mulei Muhamed einen Brief in arabischer Sprache

geſchrieben und ihm mitgeteilt habe, daß die drei bezichtigten Diener von ihm ſchon zwei Tage vor Empfang der königlichen Botſchaft in geheimer Sendung nach Afrika hinübergeſchickt worden ſeien. Vimioſo ſchwur, daß er einem von den Schurken, und zwar dem, welchen er für den eigentlichen Henker halte und in welchem auch Abſalon, der Mohr der Herzogin von Braganza, denjenigen erkenne, welcher ihm Gift für Esmah übergeben habe, noch Tags zuvor in Pena Verda begegnet ſei. Der König war höchlich verlegen und ward, wie immer, wenn er verlegen iſt, barſch und rauh. Er brach mit der Bemerkung, daß kriegeriſche Übungen ſeine Gegenwart erforderten, die Audienz kurz ab. Ich ſchied von ihm mit tauſend ſtummen Flüchen wider den Feldzug in Afrika; ein lautes Wort, daß ich ein Bündnis für unheilvoll halten müſſe, welches den König hindre, Gerechtigkeit zu üben, habe ich mir nicht verſagt.

Die kriegeriſchen Übungen habe ich vom Wall Euers Schloſſes geſehen, ſagte Camoëns. Wenigſtens das war kein Vorwand! Die Schlachtrufe und das Waffengeraſſel ſchreckten mich von meiner Arbeit empor, und ich mußte ſchauen, was nicht darnach angethan war, eines alten Kriegers Herz zu erheben.

Eure Arbeit, Luis? fragte Barreto ablenkend. Seid Ihr dahin gediehen, das Werk für druckreif zu erklären, und habt Ihr die langegeſuchte Widmung an den König gefunden?

Ihr werdet keine Freude an dem erleben, was ich gefunden habe, verſetzte der Dichter zögernd. Verſucht habe ich, dem König zu ſagen, was mich jetzt das Unvermeidliche dünkt. Auch die Stille hier hat mich nicht anders denken gelehrt, als ich Euch in Cintra ſagte.

Er verſtummte plötzlich und deutete auf die Blätter, die auf der Handſchrift ſeines Gedichts obenauf lagen. Barreto, deſſen Geſicht wachſende Unruhe verriet, griff gleichfalls nur zögernd darnach und ließ ſeine Augen über die Verſe hingleiten. Er las einmal und wieder, und ſeine Lippen ſprachen eintönig die Worte nach, welche er vor ſich ſah:

Du aber — edler Schild und feſte Wehre
Des alten Ruhmes deiner Portugieſen,
Du neues Schrecknis wilder Mohrenſpeere,
Wohlthätig Wunder, unſrer Zeit erwieſen,
Durch Gott den Geber aller Welt gegeben,
Daß alle Welt nur Gott dem Herrn mag leben.

Du großer König in den weiten Reichen,
Wo ſtets zuerſt der neue Morgen grauet,
Der Sonne Strahlen ſenkrecht niederſteigen
Und wo zuletzt ſie Menſchenauge ſchauet:
Der Mohren böſes Volk, es wird erbleichen
Vor deinem Schwert, dem unſer Herz vertrauet,
Beſiegt von dir ſoll Mahoms Herde ſinken,
Und nicht mehr aus dem heil'gen Strome trinken.

Um dir zu dienen, schwang mein Arm den Degen,
Der Muse weiht' ich mich, um dich zu singen,
Jetzt fehlt mir nur noch deines Beifalls Segen,
Der dem Verdienste Glanz und Wert muß bringen.
Kommt mir dein Beifall, deine Huld entgegen,
So wird dir auch die große That gelingen,
Ich sehe Sieg dem großen Plane tagen,
Den du zu Gottes Ehre still getragen.

Wenn mehr als vor dem Anblick der Meduse
Des Atlas Scheitel deinem Blick erbeben,
Wenn stürzend in die Flur von Ampelusc
Marokko und Trudante sich ergeben,
Dann soll, o König, meine frohe Muse
Für Mit- und Nachwelt dich so hoch erheben,
Daß du, der Alexander unsrer Zeiten,
Nie um Homer Achilles sollst beneiden.

Immer langsamer, immer tonloser hatte Barreto das Blatt herabgelesen, während Camoëns gedankenvoll und mit sichtlichem Unbehagen nach dem plätschernden Brunnen hinaussah. Der Fidalgo schien ein Wort des Freundes zu erwarten, und erst als dieser hartnäckig schwieg, sagte er leise: Spottet Ihr meiner oder Eurer oder des Königs, Luis? Ihr wolltet im Ernst diese Verse, die mich ein Hohn dünken, dem König vor Augen bringen?

Ich weiß es nicht, ob ich es thun werde, entgegnete Camoëns. Gestern und noch diesen Morgen war ich fest entschlossen, dem König dies und nichts andres zuzurufen. Ob ich an seinen Sieg glaube oder nicht — ich wünsche ihm den strahlendsten Sieg! ich hoffe, daß derselbe den portugiesischen Fahnen in Marokko so wenig fehlen wird als in Indien — Ihr wißt, warum ich Dom Sebastian hinwegwünsche.

Damit Catarina Palmeirim den König nicht mehr sieht und dafür Euch sehen kann? fragte Barreto mit einer Schärfe und Bitterkeit zurück, wie sie Camoëns gegenüber noch nie laut geworden war. In der gleichen Minute bereute er auch schon diesen Ton und faßte liebevoll Camoëns' Schultern, um das abgewendete Gesicht des Freundes zu sich zurückzulenken. Nicht doch, nicht doch, Luis, Ihr ahnt es ja nicht, was Euch treibt — Ihr vermeint sogar in Euerm Sinne ein Opfer zu bringen.

Und das wollte, das will ich auch! rief Camoëns ihn unterbrechend. Er schien im aufwallenden Zorne die Kraft und das Selbstgefühl wiederzugewinnen, die er vorhin, mit sich allein, plötzlich schwinden gefühlt hatte. Ich bringe das höchste Opfer, das ein Mann um seiner Liebe willen bringen kann, ich stehe in Gefahr, wegen dieser Verse Eure und manches trefflichen Mannes Freundschaft zu verlieren, ich werde vielleicht eine schwere Last von Reue auf mein Gewissen laden, wenn unsre Fahnen nicht siegreich sind. Doch um Catarinas willen würde ich mein Leben opfern und nehme nichts aus, was zu diesem armen Leben gehört.

Vor allem bleibt gerecht, Freund, und vergeßt nicht, daß eine Freundschaft wie die unsre auch härtere Proben bestehen muß als den Irrtum des einen oder des andern von uns. Und dann sagt mir, warum Euch doch wieder ein Zweifel gekommen ist, Dom Sebastian zum Kreuzzug aufzurufen. Ich sehe, daß Ihr zögert —

Vielleicht war es eine plötzliche Mahnung an Euch! sagte Camoëns widerstrebend. Ich ward heute Mittag des Königs und seiner Leibschaar ansichtig, und es überkam mich, daß, wo wir in Indien nur zu zwei- oder dreihundert beisammen waren, wir anders dreinschauten als des Königs heutige Waffengefährten. Vielleicht sah ich mit Euren Augen, Manuel! Und ich sollte es nicht — ich dürfte nicht bedenken, als was ich in den Königsgärten mir geschworen! Eben sagte ich, daß es nichts giebt, was ich für Catarinas Glück und Ehre nicht zu opfern vermöchte.

Eure Ehre, Euers Gewissens Ruhe werdet Ihr doch ausnehmen, Luis! entgegnete Manuel, und jetzt war ein unwiderstehlich herzlicher Klang in seiner Stimme. Ihr würdet nicht zögern, nicht zweifeln, wenn nicht etwas im Kern Euers Herzens gegen Euern Entschluß und Euer Opfer spräche. Ich will offen sein, Freund: ich bin überzeugt, daß es kein Mittel mehr giebt, die Pläne des Königs aufzuhalten und das Unheil abzuwenden, welches sein Glaubens- und Ruhmestraum über Portugal heraufbeschwört! Ob Ihr mit diesen Versen den König bestärkt, ob Ihr ihn feierlich abmahnt, es wird kommen, was kommen muß! Ihr aber dürft keinen Teil daran haben und, wenn Ihr nicht selbst überzeugt seid, daß des Königs Zug unserm Lande zum Heile dient, sich an die Thaten anreiht, denen Ihr Euer bestes Leben geweiht und die Ihr besungen habt, auch nicht das Sandkorn in die schwankende Wagschale werfen! (Fortsetzung folgt.)

Notiz.

Nachtrag zu dem Aufsatz über die Wohnungsnot. Nach jüngsten Zeitungsberichten hat in Frankfurt unter Leitung von Dr. Flesch und Dr. Miquel bereits eine Versammlung stattgefunden, welche die Wohnungsfrage besprochen hat. Für die Schaffung von Arbeiterwohnungen hat weniger die Geldfrage als die Platz- und Einrichtungsfrage Schwierigkeiten gemacht. Man ist aber dort auf ein neues Mittel verfallen, der Wohnungsnot abzuhelfen. Es sollen Genossenschaftshäuser gegründet werden, dergestalt, daß je eine größere Zahl (etwa zehn) Besitzer von kleinen Vermögen (etwa von tausend Mark) sich zusammenthun und mit Beihilfe eines größern Kapitalisten ein gemeinsames Haus erbauen, das für sie alle kleine Wohnungen bietet. Es wäre gewiß erfreulich, wenn die Sache glückte. Es fragt sich nur, ob die Teilnehmer den alten Satz werden überwinden können: Communio est mater rixarum.

Literatur.

Der Abt. Ein Sang aus Preußens Ritterzeit von M. Tyrol. Leipzig, Reißner, 1885.

Es ist nicht leicht, dem Autor dieses sehr bemerkenswerten lyrisch-epischen Gedichts gerecht zu werden, denn mit manchen Vorzügen vereinigt er viele Fehler. Er besitzt die Gabe der glücklichen Erfindung, einen Stoff, den ihm andeutungs-

weise die Sage seiner ostpreußischen Heimat geliefert hat, hat er sehr schön ausgesponnen, abgerundet und bedeutungsvoll vertieft. Er versteht sich auch auf die Kunst der Komposition; die sehr verwickelte Fabel hat er klar zu erzählen gewußt, hat auch den künstlerischen Trieb gehabt, zwischen Charakter und Handlung die vollste Harmonie herzustellen, sodaß sich ein bedeutendes, tragisch ergreifendes Schicksal in den Ereignissen abspielt. Er hatte Geist genug, dem rohen Stoffe eine große und schöne Idee einzuweben, sodaß sich die Geschichte in die rechte poetische Höhe erhebt. Allein in der Form seiner Darstellung hat sich der Dichter total vergriffen, sodaß die unglückliche Wahl des Versmaßes, der ganz unpassende Nachdruck, welcher auf die rhetorischen und reflektirenden Partien gelegt wird, wo doch eine echt episch vorschreitende Darstellung der Charakterentwicklung des Helden vom Stoffe selbst geboten wurde, daß die ganze unanschauliche und sprunghafte Erzählungsweise die Vorzüge der Dichtung verdunkelt und nicht zur Geltung kommen läßt.

Die Dichtung führt uns in das vierzehnte Jahrhundert, in die erbitterten Kämpfe des deutschen Ritterordens mit den Polen. Der Held der Geschichte ist ein Klosterzögling, der spätere Abt Johann von Marienburg. Schon seine Geburt ist unter tragischen Umständen vor sich gegangen; sein Vater, eine Art von polnischem Regulus, ist vor seiner Geburt auf dem Schaffot des Komthurs gestorben, und seine Mutter hat ihn in der Gefangenschaft zur Welt gebracht. Im Kloster streng asketisch erzogen, seiner polnischen Herkunft unbewußt, wird der Jüngling Johann in gefährlicher Mission vom Abt zu den Polen geschickt. Von glühendem Durst nach Freiheit und ritterlichem Leben, muß er gleichwohl der Welt entsagen, nachdem er das Geheimnis seiner Abkunft und die ihm vom Schicksal aufgebundene Pflicht der Rache seiner Eltern am Ritterorden kennen gelernt hat. Zähneknirschend nimmt er, ins Kloster zurückgekehrt, das Mönchskleid, um, im Herzen des Feindes, bei passender Gelegenheit für die Polen verräterisch thätig sein zu können. Allein Jahrzehnte vergehen ohne Krieg, Johann ist Abt seines Klosters geworden; die dem allgemeinen Wohl geweihte Thätigkeit des Mönchs, obgleich anfänglich nur kalt und mechanisch geübt, wirkt unbewußt wohlthuend auf Johann selbst zurück. Er lernt das Land und die Menschen lieben, für die er unausgesetzt sich bemüht: auch das Gute übt seinen Zwang aus! Er gewinnt ein wirkliches Vaterlandsgefühl. Und als endlich nach langer Zeit die Polen die deutschen Ritter mit Krieg überziehen und den Abt Johann an seine versprochene Hilfe mahnen, da gerät dieser in den tragischen Konflikt zwischen der Liebe zu der selbsterworbnen Heimat und zu der Pflicht, das Rache-Versprechen zu halten — ein Konflikt, in dem er bei seinem Charakter untergeht.

Dies, flüchtig skizzirt, die Handlung. Des Dichters Grundirrtum ist, daß er sie nicht mit der nötigen epischen Breite und Ruhe dargestellt, daß er überhaupt wenig Sinn für Handlungen und Vorgänge hat, sondern, anstatt die Dinge vor des Lesers Augen entstehen zu lassen, nur das Resultat der Ereignisse rhetorisch-reflektirt darstellt. Die vierfüßigen galoppirenden Jamben, die obendrein paarweise gereimt sind und daher gern Antithesen bilden, lassen vollends kein episches Behagen aufkommen. Auch die Sprache ist hart, oft genug geradezu fehlerhaft; eine edle Prosa wäre weit mehr am Platze gewesen. Alles dies sei jedoch nicht gesagt, um den Autor vom ferneren Schaffen abzuschrecken, sondern vielmehr sein Talent auf die rechte Bahn zu lenken.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.

Der Friede mit Rom.

Durch die beglaubigte Mitteilung, daß die römiſche Kurie die ſtändige Anzeigepflicht gewährt und die preußiſchen Biſchöfe demgemäß angewieſen hat, die Pfarrer für die frei werdenden Stellen der Regierung zu benennen, darf man die neueſte Phaſe der Kirchenpolitik als abgeſchloſſen betrachten.

Eben weil ein ſolcher Ruhepunkt eingetreten iſt, wird eine Äußerung in dieſen Blättern nicht ungerechtfertigt ſein. Solange die Materie in den Händen der Parteien und Diplomaten war und nicht bloß jeder Tag, ſondern auch faſt jede Stunde ein andres Antlitz zeigte, beſtand für eine Wochenſchrift, welche ſich über die Ereigniſſe ſtellen will, kein Anlaß, den Chor der Preßſtimmen durch eine ephemere Äußerung zu vermehren. Wohl aber hat ſie die Pflicht, nachdem jetzt die Akten — wenigſtens für eine Zeit lang — geſchloſſen ſind, von einem allgemeinern Standpunkte das wichtige Ergebnis der letzten preußiſchen Kirchenpolitik zu betrachten.

Allzuſehr freilich wird es nicht möglich ſein, in die Tiefe der Dinge hinabzuſteigen; denn es handelt ſich auf dieſem Gebiete um Streitfragen, welche die Menſchheit ſo lange bewegt haben, als es eine weltliche Macht und ein Prieſtertum gab. Ja ſelbſt wenn man aus dieſem großen Zeitraume die im Vergleich zu ihm kleine Epiſode der deutſchen Geſchichte herausgreift, ſo haben ſich die Schwerter — das geiſtliche und weltliche —, denen nach dem Sachſenſpiegel die Beſchirmung der Chriſtenheit anvertraut iſt, oft genug gekreuzt, bis ſie wieder friedlich nebeneinander wirkten, um nach kurzer Zeit aufs neue einander zu bekämpfen. Wer ſich dieſe Erſcheinungen gegenwärtig hält, der darf ſich über die neueſte Entwicklung, welche der ſogenannte Kulturkampf genommen hat, nicht wundern. Beide Teile haben nach langer Befehdung das Bedürfnis des Friedens

Digitized by Google

gefühlt. Das neue deutsche Reich, diese herrlichste Schöpfung unsrer Tage, sah sich durch den Kampf mit der katholischen Kirche seinen wesentlichsten Aufgaben entfremdet. Eine mächtige Partei übernahm angeblich den Schutz der bedrohten Rechte der Kirche und geriet dabei unvermerkt unter die Leitung eines notorischen Welfenagitators, d. h. des bedeutendsten innern Gegners, den das Reich hat. Unter seiner Führung ist keine Vorlage sachlich, sondern lediglich nach den Bedürfnissen einer jesuitisch-welfischen Politik geprüft worden. Diese Partei fand die Unterstützung bei allen Fraktionen, welche ihr Ziel in der Bekämpfung der Reichspolitik finden. Gerade solche, welche weder im Staat noch in der Kirche irgendeine Autorität anerkennen, gerade solche, welche programmmäßig die positive Religion bekämpfen oder sogar sich offen zum Atheismus bekennen, waren in der Gegnerschaft gegen das Reich und dessen Regierung die getreuen Bundesgenossen der katholischen Partei. Diesen Anstrengungen gegenüber hatte das neue Reich, wenn man will, Tag für Tag um seine Existenz zu ringen, um nur dasjenige durchzusetzen, was unbedingt zu seiner notdürftigen Unterhaltung nötig war. An große Reformpläne war nicht zu denken; nur einem so bedeutenden Manne wie dem Fürsten Bismarck konnte es gelingen, in dieser Zeit der Kämpfe den Frieden nach außen zu erhalten, die soziale Frage in Angriff zu nehmen und die neuen Ideen einer gesunden Handels-, Zoll- und Steuerpolitik in die Massen zu werfen. Wo einmal der eine oder der andre Plan zur Ausführung kam, geschah dies nur unter großen Opfern, immer war es der kirchliche Unfriede, der zum Deckmantel für alle Angriffe benutzt wurde.

Aber wenn auf der einen Seite der Staat für sich aus dem Kampfe keinen Segen sprießen sah, so mußte jeder ernste und nicht vom Augenblick befangne Mann sich sagen, daß auch die katholische Kirche in Deutschland auf abschüssigem Wege war. Sie, deren ganze Grundlage in der Anerkenntnis der Autorität besteht, mußte die staatliche Autorität fortwährend bekämpfen und oft mit Bundesgenossen und Mitteln, die eben nur bei einem erbitterten Kampfe ihre Erklärung finden. Eine so hartnäckige Bekämpfung der Autorität hat aber Gefahren für den Bekämpfenden, wenn das Volk so durchaus monarchisch und königstreu ist wie das preußische. Den gebildeten Elementen ging die kirchliche Kampfesweise schon vom Beginne des Kulturkampfes an viel zu weit, das Umsichgreifen des Jesuitismus und der Demagogie im niedern Klerus flößte ihnen Besorgnis und Abscheu ein. Es war zu befürchten, daß sich dieser gute Kern gänzlich von dem kirchlichen Leben lösen und daß die Lauheit des Glaubens, durch welche sich die höhern protestantischen Kreise in so wenig vorteilhafter Weise auszeichnen, auch die bessere katholische Bevölkerung ergreifen werde. Die niedere aber mußte in ihren sittlichen Begriffen schwankend werden, wenn sie das ihnen so hochstehende Königtum, in welchem sich in ihren Augen der Staat verkörpert, von der zweiten Autorität mit anerkannten Feinden der Gesellschaft oft in maßloser Weise angegriffen sah. Im Osten aber verwilderte das kirchliche Leben gänzlich durch den Mangel

an Seelsorgern. Die langjährige Verwaisung der bischöflichen Sitze und der mit derselben verbundene Mangel an der ordentlichen Disziplin und Gerichtsbarkeit zog allmählich Unbotmäßigkeit und Zuchtlosigkeit im niedern Klerus groß. Während der Fels Petri im katholischen Sinne nur durch seinen autoritativen und autokratischen Charakter seine Stärke, Kraft und Macht in allen Zeiten zu bewahren verstand, begannen demokratische und demagogische Anschauungen einzureißen, und Anarchie drohte den stolzen, einheitlichen Bau der katholischen Kirche zu gefährden. Die Klagen, welche über dieses Gebahren der niedern Geistlichkeit bis an den päpstlichen Stuhl drangen, konnten auf einen Mann von so weitem Blick, wie Papst Leo es ist, nicht ohne Eindruck bleiben, und sie mußten ihn bei seiner angebornen Friedensliebe umso geneigter machen, sich mit der preußischen Regierung zu verständigen.

Waren so beide Teile „des langen Haders müde," so wäre es thöricht gewesen, wenn man, um eine Verständigung zu finden, zunächst die unveräußerlichen Rechte des Staates oder der Kirche hätte feststellen wollen. In dieser Hinsicht giebt es zwischen den beiden Gewalten keine Versöhnung. Prinzipiell steht heute die katholische Kirche noch ganz auf den Grundsätzen, wie sie in der Bulle Unam Sanctam von Bonifacius VIII. verkündet worden sind; nach ihr steht heute noch die Kirche über dem Staate, weil das geistliche Schwert höher als das weltliche ist; nach ihr ist heute noch der Papst der oberste Richter in der Christenheit, und seinem Winke sind die Fürsten und alle weltliche Obrigkeit unterthan. Wem diese Grundsätze nicht gefallen, der muß einen Kreuzzug gegen die katholische Kirche zustande bringen und das Papsttum vernichten oder, wie ihrer Zeit die französischen Könige, in die Gefangenschaft setzen. Solche Machtmittel stehen aber dem modernen konstitutionellen oder parlamentarischen Staate nicht zu Gebote. Namentlich darf man bei der Universalität der katholischen Kirche nicht glauben, daß eine Demütigung derselben durch die Gesetzgebung eines einzelnen, auch noch so mächtigen Staates zu erreichen sei.

Es kann sich also nur darum handeln, daß man die etwaigen Übergriffe der Kirche in das staatliche Gebiet abwehrt, daß man die Macht, die in dem Staate neben der staatlichen Gewalt besteht, nicht so mächtig werden läßt, daß ihr die letztere auch in weltlichen Dingen dienstbar wird. Hier ist schon ein Boden, auf welchem sich durch Verhandeln, durch Geben und Nehmen, Leistung und Gegenleistung eine Einigung erreichen läßt. Hier liegt aber ein sehr breites Feld vor uns, ehe man sagen kann, daß die Grenze von der einen oder andern Seite überschritten sei, freilich ein ebenso großer Spielraum für Doktrinäre, die sich diese Grenzen nach eigner Willkür setzen.

Die Kirchengesetze des Ministers Falk werden sicherlich nicht für sich das Privilegium in Anspruch nehmen können, in dem jahrhundertelangen Grenzstreite der staatlichen und kirchlichen Gewalt die richtige Entscheidung getroffen zu

haben. Wer dergleichen behauptet, der muß den Krieg für den befriedigendsten Zustand erklären. Denn jene Gesetze sind in der Zeit des Kampfes entstanden. Der deutsche protestantische Geist war durch die Verkündigung des Unfehlbarkeitsdogmas in eine tiefe Erregung geraten, die Bundesgenossenschaft des Papstes mit den Urhebern des deutsch-französischen Krieges hatte in weiten Schichten eine zornige Bewegung gegen Rom hervorgerufen, die durch feindselige Äußerungen Papst Pius' IX. gegen das neuerstandne Reich und durch offene Begünstigung der innern Feinde desselben genährt und verstärkt wurde. In manchen phantastischen Köpfen mochte sich vielleicht auch die Vorstellung regen, als ob nach der in so wunderbarer Weise in Erfüllung gegangnen politischen Einheit dem seit Jahrhunderten durch die Konfessionsspaltung zerrissenen Vaterlande auch die kirchliche Einigkeit zurückgewonnen werden könnte. In dieser lutherischen Kampfesstimmung sind die Maigesetze entstanden. Es soll hier nicht untersucht werden, ob dieselben dahin hätten führen können, daß die katholische Kirche in Deutschland sich den Forderungen des Staates unterwarf. Ich glaube es nicht, denn Rome ne recule pas, und vom Standpunkte der katholischen Universalität würde eher die größte Gewissensnot der Gemeinden und einzelner Seelen als eine Nachgiebigkeit geduldet worden sein. Jedenfalls aber mußte der Staat, wenn er einen solchen Sieg hätte erreichen wollen, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln kämpfen, alle seine Kräfte zusammen nehmen und auf das eine Ziel richten. Statt dessen führte der deutsche Fraktionsgeist und die Zersplitterung der Parteien zu einer Schwächung des Staates; die Kirche führte den Kampf nach einem Willen und mit ganzer Macht, der Staat mußte bald bei dieser, bald bei jener Partei um die Mittel für seine notwendige Existenz betteln und sich auf diesem Bettelwege bald mit dieser, bald mit jener Doktrin abfinden. Wenn also auch der Luther vorhanden gewesen wäre, so fehlte doch den Parteien die hohe Opferfreudigkeit und der große Blick, wie er uns im Zeitalter der Reformation zu Tage tritt.

Aber wir stehen keineswegs auf dem Standpunkte, daß wir einen solchen Sieg für erwünscht bezeichnen könnten. In unsrer heutigen Zeit darf es keine Vergewaltigung auf dem Gebiete religiöser Anschauung mehr geben. Je mehr wir die Überzeugung haben, daß innerhalb des Bereiches staatlicher Macht die gegenwärtige Gesellschaftsordnung dem Einzelnen zu seinem und des Ganzen Schaden eine viel zu große Freiheit gewähre, umsomehr meinen wir, daß innerhalb des Gewissensgebietes diese Freiheit nicht groß genug sein kann. Wenn aber nach den Falkschen Kirchengesetzen die Vornahme gottesdienstlicher Handlungen durch einen kirchlich geweihten Priester mit Gefängnisstrafe bedroht wird, so erscheint uns dies in der That als eine Vergewaltigung, deren sich der Staat nicht mehr schuldig machen sollte. Es war dies ein Mißgriff, der nur dazu diente, die Verfolgten mit der Märtyrerkrone zu schmücken und das Ansehen des Staates in den weitesten Kreisen zu erschüttern. Der einzige Weg kann

hier nur der sein, einem Geistlichen, welcher sich den Geboten des Staates nicht fügt, die staatliche Anerkennung und den Bezug seiner Einkünfte zu verweigern.

Die andern Grundzüge der Falkschen Gesetzgebung lassen sich vom theoretischen Standpunkte weit eher vertreten; sie betreffen namentlich die Erziehung, Vorbildung und Disziplin des Klerus. Um wirksam zu sein, sind diese Gesetze mindestens dreißig Jahre zu spät gekommen. Als man die Verfassung beriet, hätte man sich klar werden sollen, in welcher Weise die katholische Kirche von der ihr gewährten Freiheit Gebrauch machen würde. Auch hätte man nicht vergessen sollen, wie in dem letzten Menschenalter die Kirche ihre Glieder fest und unzertrennlich an sich gekettet hat. Erziehung und Vorbildung stellen in dieser Kette nur einen Ring dar. Man mag die Jugend auch noch so sehr mit staatlichen Grundsätzen tränken; nach Absolvirung der theoretischen Vorstudien wird man den jungen Kandidaten doch dem Priesterseminar überlassen müssen. Dann ist er noch so bildungsfähig und biegsam, daß der kirchliche Einfluß ihn doch völlig ergreift. Deshalb ist alles, was der Staat vorher thut, um später diesen kirchlichen Einfluß auszuschließen, vergeblich. Die weltliche Erziehung der jungen Leute kann nur dazu führen, daß sie ihrem Vorsatz, Priester werden zu wollen, wieder untreu werden — und dann treten an ihre Stelle andre —, nie aber dazu, daß, obwohl sie Priester werden wollen, sie mehr dem Staate als der Kirche dienen. Denn die ganze kirchliche Organisation des Katholizismus beruht darauf, daß der einmal als Priester geweihte alles nur von seinen kirchlichen Obern zu erwarten hat. Der Kirche gehört er mit Leib und Seele an, in ihr fühlt er sich als mächtiges Glied, und jede Stärkung ihrer Macht strahlt auch auf ihn zurück. Von demselben Gesichtspunkte ist auch die Disziplin zu beurteilen. Es ist staatsrechtlich ein gewiß unanfechtbarer Grundsatz, daß der Staatsbürger von keiner fremden Macht zur Rechenschaft gezogen werden darf. Aber die Kirche hat bereits um diese Exemtion von der weltlichen Gewalt mit den römischen Imperatoren und den fränkischen Königen gekämpft und sich trotz allen Widerstreites in einer unabhängigen Lage zu erhalten gewußt. Und so stark ist ihre Gewalt über ihre Priester, daß keiner gegen die Strafe des Obern den weltlichen Arm anzurufen wagt. Abgesehen von Küstern hat eine Berufung an den kirchlichen Gerichtshof vonseiten eines katholischen Priesters unsers Wissens niemals stattgefunden.

Diese Macht der katholischen Kirche hat die Falksche Gesetzgebung verkannt und für zu gering angeschlagen. In dieser Hinsicht wird sich die Kirche aus ihrer Stellung niumer verdrängen lassen, oder sie wird das aufhören zu sein, was sie ist. Der konstitutionelle Staat kann seinerseits nur gewisse Normativbestimmungen durchsetzen, die eine völlige Loslösung der Kirchendiener von der staatlichen Gemeinschaft, in welcher sie leben, verhindern. Diese Gefahr ist bei uns umso größer, als der Deutsche überhaupt zur Ausländerei hinneigt, und sicherlich

würde unser Klerus nationaler sein, wenn nicht der Papst seinen Sitz im Auslande hätte. Der Staat wird also darauf zu sehen haben, daß die Lehrer Deutsche sind, daß der Lehrplan in den kirchlichen Anstalten im allgemeinen dem der staatlichen Anstalten entspricht, und was die Disziplin betrifft, daß die Behandlung in den kirchlichen Demeritenhäusern nicht von der staatlichen Strafform zu sehr abweicht. In dieser Beziehung hat die Novelle vom 21. Mai dieses Jahres das Interesse des Staates gewahrt.

Die katholische Kirche hat also in Bezug auf Lehre und Zucht in Preußen die volle Freiheit wiedererlangt. Diejenigen, welche der Regierung in allen sonstigen Fragen ihre Unterstützung gewähren, fragten, als sie sich gerade auf diesem Punkte von ihr trennen zu müssen glaubten, worin denn die Gegenleistung der Kurie bestünde, und deuteten dabei auf die Anzeigepflicht der Bischöfe bei Ernennung der Pfarrer und auf das Einspruchsrecht des Staates hin. Eine solche Einrichtung war zwar nach den Falkschen Gesetzen begründet, bisher aber von der Kurie nicht anerkannt, obwohl sie in andern Ländern den Regierungen eine solche Konzession gewährt hat. Den geschickten Verhandlungen des Fürsten Bismarck und dem klugen Entgegenkommen des einsichtigen Papstes ist es gelungen, auch diesen schwierigen Punkt zu bestimmen. Die letzte Note des Kardinals Jacobini gewährt diese Anzeigepflicht ohne alle Einschränkung; die intransigente „Germania" sucht zwar diese Note nach Möglichkeit abzuschwächen, obgleich man an dem Worte eines Papstes, wie an dem eines Kaisers, weder „drehn noch deuteln" soll. Bei einem friedliebenden Papste werden sich gar keine Schwierigkeiten ergeben, bei einem kampflustigen aber sind alle gesetzlichen Garantien überflüssig. Staat und Kirche haben genug Mittel, um trotz der genauesten Gesetze sich das Leben schwer zu machen. Alles, was man vereinbart hat, ist nur ein modus vivendi; mißtraut der eine Teil dem andern oder ist er illoyal, dann sind auch die Reibungen unausbleiblich, da prinzipiell die katholische Kirche mit dem modernen Staate niemals sich in ihren innern Normen und Überzeugungen begegnen kann. Die Anzeigepflicht wird übrigens unter- und überschätzt. Sie wird unterschätzt, wenn man ihr jede Bedeutung abspricht. Wenn die katholischen Priester sich überzeugen werden, daß sie nur durch die Genehmigung des Staates in eine bessere Pfarrei gelangen können, dann werden sie auch ihr Verhalten — wenigstens öffentlich — so einrichten, daß sie nicht einem Widerspruch der Regierung begegnen. Die Anzeigepflicht wird aber auch überschätzt; bei den Bischöfen ist das Widerspruchsrecht des Staates in der Bulle De salute animarum und ihren gleichartigen Verordnungen begründet, und trotz desselben kann der Staat nicht überall zu friedfertigen Bischöfen gelangen.

Die päpstliche Gewährung der Anzeigepflicht ist von der Zusage einer vollen Revision der kirchenpolitischen Gesetze abhängig gemacht. Diese Zusage ist nach der Erklärung des Fürsten Bismarck im Herrenhause erteilt worden. Es kann nicht die Aufgabe dieser Zeilen sein, die Grundzüge einer solchen Revision zu zeichnen.

Das Gespinnst ist ein zu dichtes und zu verworrenes, als daß es möglich wäre, hier die Fäden auseinanderzuknüpfen. Wenn, wie zu hoffen steht, die guten Beziehungen zwischen dem Vatikan und dem Berliner Kabinet fortdauern, so wird auch dieses Ziel zur beiderseitigen Genugthuung erreicht werden können.

Der gegenwärtig erreichte friedliche Zustand ist ausschließlich das Werk des Papstes und der Regierung. Es muß besonders hervorgehoben werden, und die preußischen Katholiken werden sich auch dessen allmählich bewußt werden, daß die Zentrumspartei als solche mit diesem Friedenswerk nichts zu thun hat. Im Gegenteil, es ist ohne Zentrum zustande gekommen, dessen maßlose und von ganz andern Interessen geleitete Führerschaft dieser Aussöhnung widerstrebt und ihr soweit entgegengewirkt hat, als die kirchliche Obedienz es zuließ. Auch eine endgiltige Revision der Maigesetze wird nur zustande kommen, wenn auf dem gleichen Wege des Einvernehmens zwischen Kurie und Preußen fortgefahren wird. Ob dieser Weg zu einer Umgestaltung der politischen Verhältnisse im Reiche und in Preußen führen wird, kann noch bezweifelt werden. Es wird erst einer gewissen Zeit bedürfen, ehe die katholische Bevölkerung von dem Einfluß der demagogischen Hetzkapläne befreit wird und ehe die neuen Bischöfe selbst den ihnen gebührenden Einfluß auf ihren Klerus wiedererlangen.

Man hat vielfach behauptet, daß Preußen den Frieden mit Rom bedürfe, um im Falle eines Krieges freie Hand zu haben. Das ist jedenfalls unrichtig; denn bei Beginn des Kulturkampfes war der Friede viel mehr bedroht, als er es jetzt ist. Der Grund für den Frieden liegt in der politischen Weisheit des Fürsten Bismarck und des Papstes Leo. Preußen-Deutschland ist die einzige auf festen Grundlagen ruhende konservative Macht der Welt. Mit einem allseitig anerkannten, tief im Volke wurzelnden, sich seiner verantwortlichen Aufgabe bewußten Königtum vermag dieses Reich allein den Gefahren zu begegnen, die aus den sozialen und wirtschaftlichen Umwälzungen der letzten Jahrzehnte erwachsen sind. Für die Beseitigung dieser Gefahren bedarf der Staat das Zusammenwirken aller erhaltenden Kräfte und deshalb auch des Friedens mit seinen katholischen Unterthanen. Das Papsttum aber findet allein in dieser konservativen Kontinentalmacht seine moralische Unterstützung. Rußland scheidet wegen seiner Konfession ganz aus, Österreich-Ungarn wird nur noch gekünstelt das Leben erhalten. In Frankreich und Italien ist die revolutionäre Bewegung so groß, daß ihre Strömung auf die katholische Kirche überflutet, und für England bieten die irischen Sorgen genug Stoff, um sich lediglich mit ihnen zu beschäftigen, auch streben seine Kolonien zur Unabhängigkeit. Das Papsttum wäre also isolirt, wenn es sich nicht auf das moralische Gewicht Deutschlands stützen könnte, dessen sechzehn Millionen Katholiken in dem römischen Bischof ihr von Gott gesetztes Oberhaupt sehen. Das Papsttum und der deutsche Katholizismus haben also das lebendigste Interesse an der Kräftigung und Erhaltung des Reiches.

Alle freilich sehen dies nicht ein, und so ist auch die Schaar derer nicht unbedeutend, welche den kirchlichen Frieden mit scheelen Augen betrachten.

Zunächst sind dies die katholischen Intransigenten und ihr Welfenführer Windthorst. Ihre Opposition ist natürlich, da ihre Herrschaft bedroht ist; wegen ihrer egoistischen Motive bedürfen Leute dieses Schlages keine weitere Beachtung. Ihnen gleich stehen alle, die an der Zerstörung des Reiches arbeiten: Polen, Sozialdemokraten und leider auch der Fortschritt, letzterer, weil er fürchtet, mit dem Einflusse von Windthorst auch die Reihen seiner Wählerschaft zu verlieren.

Unzufrieden sind aber auch die protestantischen Kreise und zwar sowohl die Nationalliberalen als die Hochkirchler. Beide Parteien bedürfen einer eingehenderen Würdigung.

Bei den Nationalliberalen herrscht immer noch ein gewisser Doktrinarismus; sie können sich trotz der gemachten Erfahrungen noch nicht von dem Gedanken frei machen, daß sich die katholische Kirche auf dem Wege der Gesetzgebung zu einem ewigen Stillschweigen verurteilen ließe. Aber sie sind in ihrem Widerspruche nicht völlig einig; es macht den Eindruck, als ob sie den Frieden wünschten, aber doch ihrerseits die Herbeiführung desselben nur zuließen, um mit dem gebildeten Teile ihrer Wählerschaft nicht in Zwiespalt zu kommen. Deshalb ist ihre Opposition auch nicht zu fürchten; sie werden an den Segnungen des Friedens kräftig mitwirken und in den spätern Stadien auch ihre Doktrin der praktischen Einsicht gern zum Opfer bringen.

Anders sind die Hochkirchler und alle diejenigen, welchen der protestantische Glaube am Herzen liegt; sie erblicken in den Konzessionen des Staates eine Kräftigung der katholischen Propaganda und sehen sich ängstlich nach Mitteln um, wodurch denselben zum Heile des reinen Evangeliums ein Damm gesetzt werden könnte.

Zunächst widerspricht es der Erfahrung, daß der Kampf mit dem Staate dem Umsichgreifen des Katholizismus geschadet habe; was der letztre auch innerlich verloren haben mag, äußerlich ist derselbe durch den Kulturkampf gewachsen. Dagegen ist es unzweifelhaft richtig, daß die katholische Propaganda mehr und mehr den Protestantismus verdrängt. Überall sehen wir den katholischen Glauben festen Fuß fassen; er hat sich nicht nur unter den heidnischen Völkern Asiens und Afrikas ganze Territorien erobert, er hat nicht nur in England und in den Vereinigten Staaten an Umfang zugenommen, der jetzt schon Millionen von Angehörigen zählt, er gewinnt auch in dem protestantischen Teile Deutschlands mehr und mehr Stätten. Diese Thatsache ist so ernst, daß alle, welche die protestantische Freiheit im Herzen tragen, mit Recht ihr Augenmerk darauf richten müssen. Allein man muß sich nur über die Ursache dieser Erscheinung klar werden, welche offenbar darin liegt, daß der Protestantismus nicht mehr die volle Kraft besitzt, sich seinen Einfluß auf das Volk zu sichern. Die

gebildeten Klassen sind indifferent, die untern fühlen keinen Zusammenhang ihres Lebens mit dem Evangelium. Glaubt man diesen bedauerlichen Erscheinungen dadurch abzuhelfen, daß man die evangelische Kirche vom Staate ganz löst und ihr dieselbe Freiheit und straffe Organisation giebt, wie sie die katholische Kirche besitzt, so übersieht man, daß man damit dem Wesen des Protestantismus zu Leibe geht und ihn zu einem Kryptokatholizismus umwandelt. Im Wesen der protestantischen Kirche liegt die freie Forschung auf dem Boden des Evangeliums; stellt man hier starre Sätze auf oder begründet man eine Herrschaft des Priestertums, so nimmt man der evangelischen Konfession den Boden, auf dem sie allein gedeihen kann. Der Protestantismus muß seine innere Kraft wiedergewinnen; er muß den Gebildeten das Bekenntnis nicht zu erschweren suchen und sich mehr mit den niedern Klassen der Bevölkerung in ihrem sozialen Leben abgeben. Letzteres ist im letzten Jahrzehnt nur von der Orthodoxie versucht worden, aber in einer Weise, die sie noch mehr von den Klassen trennt, welche vermöge ihrer Bildung zur Führerschaft berufen sind.

Es ist zuzugeben, daß die Gefahr für den Protestantismus eine große ist; aber diese Gefahr liegt sicher nicht in dem Frieden mit Rom. Der Protestantismus kann allein mit geistigen Waffen siegen, für diese muß Haus, Schule und Kirche in gleicher Weise sorgen, indem der Wert der lutherischen Reformation als treuer Schatz behütet wird.

Deshalb geht die Mahnung an alle protestantischen Kreise, nicht fortwährend das zu suchen, was uns trennt, sondern das, was uns verbindet.

Auf, laßt uns nicht mit Lanzen rechten,
Laßt mit dem Geist uns ziehn ins Feld
Und uns das heil'ge Land erfechten,
Wie Christus sich erfocht die Welt.

Minister Brühl in Schlafrock und Pantoffeln.

Der Minister, dessen Name mit einem der freundlichsten Aussichtspunkte Deutschlands, mit der Brühlschen Terrasse in Dresden, wie es scheint für alle Zeit, verknüpft bleiben wird, dem aber im übrigen seit mehr als einem Jahrhundert recht viel Unfreundliches nachgesagt worden ist und sicherlich nachgesagt werden mußte, ist bis heute merkwürdigerweise noch nicht der Gegenstand einer erschöpfenden biographischen Studie gewesen. Warum? Sind die Quellen, welche über ihn berichten könnten, so völlig verschüttet? Heute, wo der ernsten Forschung

nirgends die Siegel der Geheimarchive dauernd widerstehen, ist es undenkbar, daß ein Historiker, der einige Jahre an die Lebensgeschichte des mächtigen Ministers zu wenden gewillt ist, an die Pforten der betreffenden Archive vergebens klopfen würde. Vielleicht giebt die große und preisliche Unbefangenheit, mit welcher die Korrespondenz Friedrichs des Großen dem Moder der Archive entrückt worden ist, den Anstoß, auch über den ihm am hartnäckigsten im Wege gewesenen Staatsmann jener Geschichtsperiode ein schärferes Licht als das bisher seinem Bilde zuteil gewordene zu verbreiten.

Der Sieger von Roßbach hat bekanntlich selbst nicht verschmäht, ihm in einer Ode den Spiegel vorzuhalten. In seiner neunten Ode, die als pièce échappée du feu. A. 1760 Verbreitung fand, redet er ihn mit den Worten an:

Esclave malheureux de ta haute fortune,
D'un Roi trop indolent souverain absolu,
Surchargé de travaux, dont le soin t'importune,
Brühl, quitte des grandeurs l'embarras superflu:
Au sein de ton Opulence
Je vois le Dieu des ennuis,
Et dans ta magnificence
Le repos fuit de tes nuits.

Wie diese Ode in ihren weitern Strophen sich das Ansehen giebt, den „von Arbeiten überladnen, schlaflosen Beherrscher eines lässigen Königs" sich selbst wiedergeben zu wollen, indem sie ihm die idyllischen Freuden des Landlebens als die einzigen nicht trügerischen Lebensfreuden darstellt, so hat der anonyme Verfasser der „Vertraulichen Briefe" über Brühl, welche in demselben Jahre 1760, angeblich als von einem Postsekretär geöffnet und abgeschrieben, großes Aufsehen machten, die Maske wohlwollender Schonung vorgenommen. Die Briefe sind quasi nur für einen vertrauten Freund bestimmt. Vehse bezeichnet bekanntlich als ihren Verfasser J. H. G. von Justi, welcher als preußischer Berghauptmann in Küstrin starb. Der einzige Grundsatz Brühls war nach dieser Quelle, das Glück seiner Familie und seiner Hausgenossen zu begründen. Jeder Bediente Brühls erhielt später ein fettes Ämtchen, das war Maxime. Sie dienten daher lieber bei Brühl als beim König. Das ganze Sachsen war ein Brühlsches Landgut. Den Anstoß zu der luculischen Üppigkeit seiner Tafeln gab das sächsisch-polnische Hofzeremoniell, nach welchem höchstens Kardinäle zur königlichen Tafel gezogen wurden, während die Bewirtung von Gesandten und fremden Ministern zu den Obliegenheiten Brühls gehörte. Die herkömmliche Anzahl Gänge war dreißig, in Ausnahmefällen stieg sie auf fünfzig, ja auf achtzig. Der anonyme Verfasser schildert ihn als einen Mann von bezaubernder Liebenswürdigkeit und wohlthuendster Höflichkeit; er sei etwas unter Mittelgröße und habe ein ehrliches, aufrichtiges Gesicht. Freilich wird hinzugefügt, gegen ganz Intime bediene er sich der vertraulichen Phrase: Wir alle sind ja

Komödianten, es kommt nur darauf an, daß jeder seine Rolle gut spielt. Über Brühls Konfession heißt es in jenem Büchlein: Der Jesuit Guarini, Beichtvater der Königin, unterstützte Brühl bei dem Sturze des viel edlern Sulkowski, wogegen Brühl katholisch wurde.

Es ist mir vor geraumer Zeit eine Anzahl teils von Brühl geschriebener, teils an Brühl gerichteter Briefe zugestellt worden; sie sind gegenwärtig zwar nicht mehr in meinen Händen, ich kann aus ihnen aber weiter unten einige Bruchstücke mitteilen. Und zwar veranlaßt mich dazu die Absicht, durch diese zumeist eines Kommentars bedürftigen Fragmente den meinem Gesichtskreise entrückten Besitzer jener Briefe an sein früher gegen mich ausgesprochenes Vorhaben zu mahnen, das Ganze nicht der Öffentlichkeit vorzuenthalten, nachdem er inzwischen jedenfalls Zeit gefunden haben wird, die von ihm gesammelten kommentirenden Notizen zu vervollständigen. Man würde Unrecht thun, wenn man die zwischen Brühl und den Seinigen gewechselten Briefe mit dem Maßstabe messen wollte, den etwa die vor jetzt zehn Jahren veröffentlichten Bismarck-Briefe dazu an die Hand geben könnten. Wenn Brühl dem größten Feldherrn seiner Zeit das Leben auch sauer genug zu machen verstanden hat, so ist seine staatsmännische Kunst doch, wie nicht erst festgestellt zu werden braucht, eine durchaus dürftige gewesen und hat nur eben ausgereicht, um immer von neuem in das Kriegsfeuer zu blasen, wenn die Koalition gegen das aufstrebende Preußen sich lockern zu wollen schien. Auch aus den wenigen Briefstellen, die hier zur Mitteilung gelangen, weht den Leser etwas von geistiger Öde an, gemildert durch einen gutmütigen Zug, wie derselbe, als von Herzen kommend oder äußerlich dem Manne zur andern Natur geworden, sich mit seinem oben gegebnen Schattenriß recht wohl verträgt. Die Briefe sind zumeist in schlechtem Französisch geschrieben, zuweilen untermischt mit deutschen Wörtern oder auch mit ganzen deutschen Sätzen; die meisten Briefe sind an Brühls Tochter Amelie gerichtet, sie stammen der Mehrzahl nach aus den Jahren 1759 und 1760, also aus der Zeit des siebenjährigen Krieges, von dessen übeln Seiten auch hie und da beiläufig die Rede ist, wennschon Brühl höchstens in seinen Finanzen als freigiebig dotirter Landbesitzer von den Drangsalen der Kriegszeit berührt wurde; reichte der Kanonendonner doch nicht bis Warschau, wo Brühl seinem königlichen Herrn vom Beginn bis zum Ende des Krieges getreulich Gesellschaft leistete. Brühls Tochter vermittelte in Wien die Geschäfte mit der Kaiserin, und die von Brühl an seine Tochter gerichteten Briefe waren häufig für die Augen der Kaiserin berechnet. Wiederholt erwähnt er für solchen Zweck sein „ehrliches Christentum," ohne mit deutlichen Worten zu sagen, welcher Konfession er eigentlich angehöre; er möchte, scheint es, mit der Versicherung, er sei un honnête homme (honnet d'homme schreibt er), darüber wegschlüpfen.

Wenn die wenigen hier mitgeteilten Auszüge ihrer Mehrzahl nach nur deshalb eine Beachtung beanspruchen können, weil bisher die Brühlschen Kor-

respondenzen nur allzu spärlich ans Licht getreten sind, so charakterisirt ihre Inhaltsarmut doch auch zugleich den Mann, der sich mit der ganzen Welt verschworen hatte, um das kleine Preußen zu ducken, und, nun das Haus in Flammen steht und die Kriegsfurie ganz Deutschland zu verwüsten droht, seine — Zahnschmerzen und Obstruktionen zum Gegenstand ausführlichen Lamentirens macht.

An Amelie. 8. April 1759. Empfehlungsbrief B.s für einen Prinzen, der nach Wien reist. S. A. R. sei zerstreut gewesen und habe sich in W(arschau) sehr gelangweilt.

16. April. „Ich schicke dir einen Bruder, er bleibt nur kurz, muß nach Paris."

6. Juni. Ratschläge für Amelies Reise nach Italien. — „Der König sagt mir, qu'il faut absolument en Italie un officier qui donne le bras, un braschiero." *)

30. Juni. Le mariage de Mr. de Wurmb est déclaré; il fera la plus belle satire quand il sera cocu. — Er (B.) habe den Umzug aufs Land verschoben, da der Prozeß ihres (Amelies) Mannes jetzt verhandelt werden soll. — Charles (Amelies Bruder) m'a envoyé son portrait; beau garçon. Die französische Flotte soll bei Stade gelandet sein. Vos enfants se portent bien; la petite prend fort bien le lait avec l'eau de Seltz.

4. Juli. Wegen Amelies schwankender Gesundheit sei ihre baldige Reise nach Italien ratsam, auch ihr Mann sei damit einverstanden. Daß die Kaiserin ihr so gefallen habe, stimme ja ganz mit seinen Erwartungen. Empfehlungen an Madame de Questenberg, an Kaunitz rc. — „Taffet" schickt er zurück; sie solle ihm nichts schenken, nur Liebe und Vertrauen; er verdiene beides, habe nichts vor ihr Verborgnes. Der Wagen, welcher von Straßburg zurückkam (mit dem der Bruder im April nach Paris reiste?), sei zerbrochen; die Sitzkissen so hart, als seien sie mit Pfirsichkernen gestopft; unerträgliche Stöße: „s'il me restorait encore quelques dents, je les perdrais surement dans peu de jours. Was würde der Abbé sagen!" Dank für Bitterwasser. Seine (B.s) Obstruktionen jetzt raisonable. Der arme Salmon fiebre. „Obschon derselbe l'ennemi de votre père ist, bitte ich doch Gott, daß es ihm besser gehen möge. Möchte sein Herz sich ihm (Gott) zuwenden." — Amelies Bruder möge le feu de son amour moderiren; er werde sonst allenthalben Feuersbrünste anrichten. „Vous savez, daß man mir dergleichen auch nachsagte." — B. hat Sorge wegen Amelies Gatten. Er soll nicht trinken. Glückwünsche zum 10. „La Dechuit m'envoit zwei Gasekleider"; er habe doch keine bestellt, schickt aber der Tochter eine Probe, „gelb, abominable! und 139 Dukaten." „La L. hat endlich ihren Marschall, après mille impertinences. Bin nur froh, daß sie unser Haus nicht besucht, où nous avons la canaille de reste." — B. fürchtet, es gebe bald eine Schlacht, je tremble (für die Russen), il parait que le roi de Prusse veut de nouveau les attaquer comme à Zorndorf.

14. Juli. Nach Venedig. Das Töchterchen Marianne habe ihren Vater zu seinem Geburtstage lateinisch haranguirt.

27. Juli. „Soeben bringt ein Major die Nachricht, Soltikow habe die Preußen bei Züllichau geschlagen." (Schlacht bei Z. 23. Juli.)

---

*) Das Wort dürfte von Brühl als eine Beziehung auf il braccio — der Arm — verstanden worden sein, doch ließ sichs auch auf il bracciere — die Warmpfanne — ausdeuten. Ségur bedient sich bei seiner Schilderung der südländischen Sitten nur des Ausdrucks sigisbé. Der Sigisbé einer Italienerin, sagt er, est devoué aux soins et non destiné aux faveurs. Dagegen sei der Cortéjo der Spanierin bien véritablement l'amant heureux.

1760. 5. Januar. Amelie soll wegen ihrer Steinbeschwerden den Mut nicht verlieren, man könne dabei hundert Jahre alt werden. Beschreibung seines Sohnes Charles, er sei tüchtig, solide und distingué.

12. Januar. Je n'agis pas en Lutherien, mais en vray catholique comme le Palatin defunt de Cracovie et encore moins. (Dies encore moins ist eine echt Brühlsche Finesse.)

16. Januar. Der Staroste sei beau à manger. — Quand aux Protestants je ne prétends rien que d'agir comme le feu Palatin de Cracovie et comme chaque catholique raisonable et crétien serait obligé de faire. Je ne sçais qui m'a fait l'honneur de me fai passer dans l'esprit de S. M. l'Impératrice pour un pilier zélé de Religion. Je ne suis qu'un bon crétien et honnèt d'homme.

(Ohne Datum.) „Ich überlasse es dir, ob du meinen Brief der Kaiserin vorlesen willst."

(Desgl.) Tu sçais que je ne suis pas un pilier protestant. — „Der beigelegte Brief ist zum Vorlesen für die Kaiserin."

(Desgl.) Amelie solle „die Matières in lettres ostensibles und soli besser trennen."

(Desgl.) L'Empereur (?) qui veut tout à la Prussienne ne voudra jamais donner Audience qu'à la manière du Roy de Prusse qui passe dans une chambre où touts les Ministres sont assemblés; alors celui qui lui veut parler, s'approche.

30. April 1760. Je te prie, ma chère Amélie, de me mettre le plus profondement aux pieds de S. M. l'Impératrice.

3. Mai sendet B. seiner Tochter einen Bleistiftzettel des Königs in Betreff der Allianz mit der Kaiserin; Amelie soll den Zettel hernach verbrennen.

15. Juni. Ihn bringe ein englischer Brief in Verlegenheit, n'ayant pas la facilité pour les langues étrangères.

Ich sagte, Brühl habe sich im sichern Warschau die über ganz Deutschland hereingebrochene Kriegsnot augenscheinlich nicht sonderlich zu Herzen genommen. Zwar schreibt er einmal (21. Febr. 1760): „Sachsen wird Wüste! Die Österreicher lassen es geschehen! Ich wollte, daß ich nicht auf der Welt wäre, solches Unglück mit anzusehen und anzuhören!" Aber freilich, die Berichte, die ihm aus seinen zahlreichen sächsischen Besitzungen zugingen — Forsta, Pförten, Grunstädt, Kutzleben, Obertopfstädt ꝛc. —, mochten ihm zu Zeiten die Haare unter seiner Perücke zu Berge treiben. Zu seinem Troste stammte er jedoch, wenigstens auf dem Papier, von einem Grafen von Brühl ab, welcher Woiwode von Posen gewesen war, und so hatte er mit Erfolg Ansprüche auf polnische Güter und Kronämter geltend gemacht, durfte also, auch wenn Sachsen zur Wüste wurde, wegen seiner und der Seinen Zukunft nicht verzweifeln. Friedrich der Große sagt: „Brühl war der Mann dieses Jahrhunderts, der die meisten Kleider, Uhren, Spitzen, Stiefel, Schuhe und Pantoffeln hatte. Cäsar würde ihn zu jenen schön parfümirten und frisirten Köpfen gezählt haben, die er nicht fürchtete." Ich zweifle, daß Brühl für die Lektüre der Schriften Julius Cäsars Geschmack gehabt haben wird. Dagegen mag ihm der Wortreichtum Ciceros gefallen haben; in den vorstehend erwähnten Briefen zitirt er den großen römischen Redekünstler zweimal.

Noch einige Lebensregeln Brühls, die er seiner Tochter beiläufig empfiehlt:

C'est qu'on dit dans le dos, n'attaque pas, quand on l'ignore.

Il faut de la fermeté, il faut travailler, mais il faut cacher l'aigreur, employer le Pflegme et de la Modestie et se faire des Amis en quantité, si on peut.

Il ne faut jamais se faire des ennemis de gaité de cœur.

Seiner Tochter rät er zu mehreren malen, sie möge an ihren Gemahl „wärmere" Briefe schreiben. Seine (Brühls) Briefe an sie scheinen diese Richtung geflissentlich einzuhalten. Aimable Amélie, tu es un vray ministre — ton nouvel amant (der Abbé) und ähnliche, weniger väterliche als huldigende Redewendungen lassen das Bestreben, immer Angenehmes zu sagen, deutlich erkennen.

Auf den nämlichen Ton sind die Briefe gestimmt, welche Brühl an seine Frau richtet. Mon plus cher cœur, ist die Überschrift eines Briefes, in welchem er seiner Frau über die Erziehung eines seiner Söhne Ratschläge zu geben versucht, um dann zu dem Schlusse zu kommen: „Je vous aime sur mon Dieu plus que ma vie und bin der alte treue Heinrich — mache alles, wie du willst."

Da er aber trotz seines Bemühens, von allen Menschen geliebt zu werden, häufig mit „Verdächtigungen" zu kämpfen hat, welche seine Uneigennützigkeit, seine Bravheit, seine Wahrheitsliebe in Zweifel ziehen, so findet er sich gedrungen, auch in diesen intimen Briefen wieder und wieder zu beteuern, er sei ein grundgutes Geschöpf. Eine dieser Selbstrettungsphrasen lautet: Je mettrai mes cheveux gris dans le cercueil en honnet d'homme et mon caractère de sincerité ne se dementira jamais.

Man wird in einer Zeitperiode, welche die Wagschale der Völkerschicksale von den Launen der Pompadour hat abhängen sehen, auch die Briefe einer ehrbaren Frau und Mutter — und dafür gilt die Gattin Brühls — nicht mit allzu strengen Augen ansehen dürfen. Aus einem ihrer Briefe sei hier eine Stelle mitgeteilt, welche die Gräfin Brühl als humoristische Beobachterin der Personen zeigt, mit denen sie verkehren mußte.

Es handelt sich um die Trauung einer ihrer „Freundinnen." Nachdem die Feier und das Gastmahl, welches ihr folgte, vorüber ist, geht die Briefschreiberin zur Schilderung des weitern Verhaltens der Braut über:

Lorsque tout le monde était retiré elle s'est déshabillé et elle aussi a voulu faire un peu de grimace, mais j'ai assuré que cela n'allait bien qu'à des vierges et pucelles. Nous avons resté encore une bonne heure à jaser et puis elle s'est couché et puis Madame qui m'a tenue par la main comme un enfant, elle avait des gans et un jupon, ce qui l'avait si fort frappé que je craingnai une scène, mais je l'ai persuadée de quitter l'un et l'autre et voyant que j'étais de trop je me suis sauvée. . . .

Dresden. Robert Waldmüller.

Die religiöse Malerei der Gegenwart.

2.

Munkacsy und Uhde. Naturalismus und Stil.

Die breite Heerstraße, welche sich dem Ansturme der neuen, auf Natur und Geschichte gegründeten Richtung geöffnet hat, ist wie jeder neue Weg staubig, holprig und dornenvoll. Die Bahnbrecher — wir nennen nur die Namen Munkacsy und Uhde — sind große Talente. Aber sie könnten noch viel größer sein, ohne daß es ihm gelingen würde, die klassisch gewordnen Andachtsbilder von Raffael, Correggio, Tizian, den Carracci, Guido Reni, Dolce und Murillo aus dem ästhetischen Katechismus der Gebildeten zu verdrängen. Es ist weder die Absicht dieser Artikel, religiöse Gefühle, konfessionelle Überzeugungen, mögen sie so beschränkt sein, wie sie wollen, zu bekämpfen oder gar zu verletzen, noch für den Naturalismus in der Malerei Propaganda zu machen. Der besonnene Kritiker wird nur dann eine dominirende Stellung behaupten können, wenn er sich unabhängig von den Parteien erhält und keinem Parteiprogramm seine Freiheit opfert. Das undankbarste schriftstellerische Amt muß zugleich das freieste sein. Es muß uns deshalb gestattet sein, das Recht historischer Kritik ungehindert zu üben und zu erklären, daß der künstlerische Wert der religiösen Schöpfungen jener oben genannten Meister ebensowenig der christlichen Religion förderlich ist, als ihr der mehr oder weniger krasse Naturalismus der modernen Malerei an ihrem Ansehen schadet.

Die historische Entwicklung der religiösen Malerei beruht eben darin, daß aus dem Andachtsbilde das Geschichtsbild geworden ist. An die Stelle der idealen Auffassung ist die geschichtliche getreten, und wenn letztere vorzugsweise von Protestanten kultivirt und mit energischen Händen zu weiterer Entwicklung gebracht wird, so hat nicht der Ketzergeist diesen Umschwung hervorgerufen, sondern die Lässigkeit der katholischen Kirche, welche, trotz ihrer Kunstfreundlichkeit, sich damit begnügt, Altarbilder, Madonnen- und Heiligenstatuen, Kalvarienberge, Glasfenster u. s. w. nach alter Schablone fabriziren zu lassen. Es ist allgemein bekannt, daß die religiöse Kunst in Süddeutschland unter diesem fabrikmäßigen Betriebe vollständig zu Grunde gegangen oder zum ordinären Handwerk herabgesunken ist.

Der protestantische Norden hat sich deshalb ein sehr großes Verdienst erworben, indem er der religiösen Malerei einen neuen Impuls gab. Es ist auch eine Art von Reformationswerk, auf einem engern Gebiete nicht minder

bedeutsam, als das gewaltige, welches vor dreihundertundsiebzig Jahren die europäische Gesellschaft erschütterte und in zwei Heerlager schied. Auch diese neue Richtung der religiösen Malerei hat einen vorwiegend kritischen Zug, der auf der einen Seite mit tiefer Glaubensinnigkeit, auf der andern Seite mit dem Streben nach historischer Wahrheit gepaart ist. Wir haben gesehen, daß Eduard von Gebhardt mit seinem „Abendmahl" den neuen Weg eröffnet hat, ohne jedoch mehr als einige Schritte darauf zu machen. Ihm wird stets das Verdienst des Pfadfinders bleiben. Eine Schule moderner religiöser Malerei hat aber nicht er, sondern der Ungar Michael Munkacsy gebildet, welcher mit seiner großen Komposition „Christus vor Pilatus" das erste Beispiel echt historischer Behandlung biblischer Stoffe gegeben hat. Ohne sich in archäologische Kleinigkeitskrämereien zu verlieren, hat er mit Benutzung aller Äußerlichkeiten, welche die geschichtliche Forschung als sicher oder wahrscheinlich festgestellt hat, die Gefangennahme eines politisch-religiösen Agitators und seine Vorführung vor den weltlichen Richter so geschildert, wie sich die von den Evangelien überlieferten Vorgänge wirklich ereignet haben können. Der unerschrockene Schwärmer und Prediger von Nazareth unterscheidet sich von dem Volke, aus welchem er erwachsen ist, äußerlich nur insoweit, als geistige Überlegenheit, heilige Begeisterung und unerschütterliche Überzeugungstreue die Züge eines Menschen adeln können. Der Mann der geistigen Arbeit, der von innerm Feuer erleuchtete Träger einer hohen Idee tritt der selbstsüchtigen Beschränktheit und Indolenz der Hohenpriester und Ältesten gegenüber. Kein äußerer Nimbus umgiebt die Gestalt, kein Zug von Idealisirung erhebt sie über ihresgleichen; nur allein das geistige Element soll wirken, der Mut des Märtyrers, welcher einem wütenden Volkshaufen Trotz bietet und für dasjenige, was ihm als Wahrheit gilt, zu sterben bereit ist.

Diese geistigen Eigenschaften würden aber trotz ihrer überzeugenden Kraft nicht allein den tiefen Eindruck erreicht haben, welchen Munkacsys Schöpfung überall gemacht hat. Die Malerei kann niemals allein durch Verkörperung von Gedanken wirken, sondern sie muß es zugleich durch die Mittel der sinnlichen Darstellung thun. So hat denn auch die malerische Darstellung sehr erheblich dazu beigetragen, für Munkacsys historische Auffassungsweise Freunde, Schüler und Nachahmer zu gewinnen. Hatte Munkacsy in der evangelischen Geschichte die Wahrheit zu ergründen gesucht, so strebte er noch mehr darnach in der Charakteristik und Kostümirung seiner Figuren, in der Gestaltung des Schauplatzes der Szene. Seine ganze künstlerische Tendenz ist eine naturalistische im guten Sinne des Wortes, d. h. er sucht jedes belebte und unbelebte Naturgebilde so wiederzugeben, wie es ihm in der Wirklichkeit vor Augen tritt. Von solchen Naturstudien abstrahirt er dann die Figuren, welche er für seine geschichtlichen Kompositionen braucht. Aus diesem Verfahren erklärt sich die erstaunliche Lebendigkeit, die unanfechtbare Wahrheit von Gestalten, die nach tausendjährigem

Schlafe plötzlich zu neuem Dasein erweckt zu sein scheinen. Zu dieser Wahrheit des Lebens tritt dann der archäologische Apparat hinzu, ein großer Aufwand von prächtigen oder doch malerischen Trachten, von Waffen und Rüstungen, von Architektur und Gerätschaften, der den Anlaß zur Entfaltung jener koloristischen Reize und Kunstgriffe giebt, welche die moderne Malerei charakterisiren. Auch das ist bedeutungsvoll, daß diese neue Richtung der religiösen Malerei sofort im Besitze von Darstellungsmitteln auftritt, wie sie die frühern Kunstepochen nicht gekannt haben.

Nach dem großen Erfolge, welchen Munkacsys Bild auf seiner Wanderschaft fand, ist es erklärlich, daß die Nachahmer manche Äußerlichkeiten übertrieben, ohne für den geistigen Kernpunkt das richtige Verständnis zu besitzen. Die Berliner Jubiläumsausstellung bietet zwei solcher Beispiele: die Auferweckung einer Toten von Albert Keller in München und Christus und die Ehebrecherin von A. Wolff in München. Ersterer ist weniger abhängig von Munkacsy als letzterer. Die Verwandtschaft besteht nur in der reichen Verwendung des archäologischen Apparats und in der Charakteristik der Hauptperson, welche ebenfalls vom Standpunkte historischer Kritik aufgefaßt ist. Die malerische Darstellung Kellers ist eine andre als die Munkacsys, aber an und für sich ebenfalls vortrefflich und durch Kraft und Reichtum fesselnd. Obwohl der Künstler keine bestimmte Angabe gemacht hat, wird man an die Auferweckung der Tochter des Jairus denken dürfen. Der Maler ist von der Voraussetzung ausgegangen, daß die Bestattungsweise der alten Hebräer der altägyptischen ähnlich gewesen sei, wofür ja auch einige Andeutungen in den biblischen Schriften sprechen. In einer offnen Halle, die sich in einem Garten befindet, ist die Tote auf einen Sarkophag gebettet worden. Ihren schlanken, zarten Körper hat man wie eine ägyptische Mumie in schmale Linnenstreifen gewickelt. Der große Arzt und Wunderthäter ist, von den Mitgliedern der trauernden Familie und von fackeltragenden Sklaven begleitet, in die Halle getreten und hat das belebende Wort gesprochen. Das Mädchen hat sich bereits mit halbem Leibe aufgerichtet und blickt mit erstaunten Augen ins Leere, während die Verwandten allmählich die Zeugstreifen von ihrem Leibe wieder abwickeln. In den Mienen der Umstehenden, welche das Wunder noch nicht zu fassen vermögen, prägt sich starres Entsetzen in mannichfaltiger Weise aus. Man muß vor einer solchen Darstellung den Begriff des religiösen Gemäldes oder gar des Andachtsbildes völlig aufgeben. Es ist ein historisches Genrebild, welches nur zufällig mit der Person Jesu von Nazareth verknüpft ist, im allgemeinen aber mit den archäologischen Resurrektionen eines Alma-Tadema auf gleicher Stufe steht, wobei freilich die eine Einschränkung zu machen ist, daß Keller das Antlitz des Nazareners durch das Vorgefühl kommenden Leidens, schwerer Enttäuschungen durchgeistigt hat. Nur in diesem einen Zuge lebt die alte germanische Tradition nach. Wir sehen niemals den unerschrockenen Prediger, sondern stets das Opfer

der Passion, das Lamm, welches der Welt Sünde trägt. Keiner von den modernen Naturalisten hat es bisher versucht, uns nach dem Vorgange Michelangelos den Helden, den Triumphator über Tod und Hölle zu zeigen. Auf E. von Gebhardts „Himmelfahrt" in der Berliner Nationalgalerie steigt nicht der Sieger, sondern der an Leib und Seele Gebrochene zur himmlischen Glorie empor. So erscheint er selbst in der glänzenden Versammlung, welche A. Wolff in der Vorhalle des Tempels um ihn und die Ehebrecherin vereinigt hat. Auf diesem Bilde, dessen Autor der reichen Palette Munkacsys eine etwas schwächere Wiederholung abgewonnen hat, tritt der Aufwand von Kostümen, von farbig schillernden Stoffen bereits so sehr in den Vordergrund, daß man durch einen orientalischen Teppichbazar in Tunis oder Marokko zu schreiten glaubt.

Hat sich die Munkacsysche Richtung hier zu einem Streben nach koloristisch-dekorativer Wirkung verflacht, so fand sie auf der andern Seite durch einen direkten Schüler Munkacsys, den aus Sachsen gebürtigen Fritz von Uhde, eine wesentliche Vertiefung und zugleich eine weitere Ausbildung, die dem reinen Historiengemälde wieder die Rückkehr zum Andachtsbilde, freilich in vollständig rationalistischem Sinne, möglich macht. Eduard von Gebhardt läßt die Vorgänge der biblischen Geschichte durch und vor Personen in der Tracht des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts sich abspielen. Der Leichnam Christi wird betrauert, von den Frauen gewaschen, gesalbt und bekleidet in einer altdeutschen Bürgerstube, in welche sich außer den traditionellen Zeugen noch teilnehmende Nachbarn gedrängt haben, die in ehrfurchtsvoller Entfernung der ergreifenden Zeremonie zusehen. Uhde hat noch einen starken Schritt weiter gethan, um uns die Gestalten der heiligen Geschichte noch näher zu bringen. Er versetzt den Stifter der christlichen Religion unmittelbar in die Gegenwart und giebt ihm dabei ein Gepräge, welches man kaum anders als sozialistisch bezeichnen kann. Biblische oder Gebetsworte bieten ihm die Motive. „Lasset die Kindlein zu mir kommen!" verkörpert er so, daß er den Heiland als müden, bestaubten Wanderer von der Landstraße in eine Dorfschule eintreten und auf einem mit Stroh beflochtenen Holzstuhle Platz nehmen läßt. Er trägt das traditionelle Gewand, die schmutzigblaue hemdartige Tunika, verrät aber im übrigen durch nichts seine Mission oder seine überlegne Stellung. Die Kinder, die sich ihm teils zutraulich, teils furchtsam nahen, tragen die Kleidung unsrer Zeit ebenso wie die Lehrer und die Eltern, welche bescheiden an der Thür stehen, um Lehramt und moralische Fürsorge einem Höhern zu überlassen. Wer diese seltsame Komposition mit künstlerisch gebildetem Auge betrachtete, der wurde durch den heiligen Ernst und die vollendete Wirklichkeit der Darstellung entwaffnet. Man war versucht, zu glauben, daß der Fundamentalsatz des Descartes: Cogito, ergo sum! durch einen Maler eine neue Erklärung und Begründung erfahren hatte. Wer vermag es, in unsrer zu allerhand Ketzereien geneigten, jedem dogmatischen Zwange abholden Zeit einem selbständigen Denken die Existenz-

berechtigung abzusprechen? Hätte uns Fritz von Uhde seine Absicht zuvor theoretisch entwickelt, so würden wir ihm wahrscheinlich ins Gesicht gelacht haben. Aber vor seiner praktischen Demonstration muß der Spott schweigen. Wenn er auch anfangs mit ängstlicher Sorgfalt auf Munkacsys Bahnen schritt, so steht er doch heute bereits so selbständig da, daß die Erinnerung an die Schulzeit nur noch den Wert eines biographischen Moments besitzt. Er hat mit offnen Augen und klugem Kopf alles aufgenommen, was die französischen Naturalisten der Kunst als sichern Besitz erobert haben. Er hat, um nur eines hervorzuheben, ein Geheimnis enthüllt, welches Munkacsy, vielleicht infolge seiner Herkunft aus der Schwarzmalerei, bisher verborgen geblieben ist: er kann einen Innenraum so darstellen, daß das Auge des Architekten wirklich einen Raum und nicht perspektivisch unwahr aneinander geschobne Wandflächen findet, und er kann einen solchen Raum durch Figuren beleben, welche nicht an den Wänden, an den Geräten, an dem Hintergrunde wie Silhouetten kleben, sondern mitten im Raume von Licht, Luft, Dunst umflossen als leibhaftige Wesen stehen und sich zu bewegen scheinen. Wer das zustande bringen kann, ist ein ganzer Maler. Und wir können noch mehr sagen, ein Maler, der kein Nachahmer ist, sondern ein Maler, dem wir die Bedeutung eines Bahnbrechers zuerkennen müssen. Wie man auch über die französischen Naturalisten, über Uhde und seine Nachahmer, über Skarbina, Firle u. s. w. in spätern Zeiten urteilen mag — so viel steht fest, daß ihnen das Verdienst gebührt, unsre Malerei aus ihrer trüben Kelleratmosphäre an das helle Licht des Tages in jeglicher Nüance emporgeführt, unsern Malern die Augen für das Licht geöffnet zu haben. Daß vielen der Operirten die Augen über der ungewohnten Lichtfülle schmerzen, ist natürlich. Jede Revolution verlangt ihre Opfer, und zwar ebensowohl aus den Reihen derer, welche sie machen, als aus der Mitte der Angegriffenen. Die Naturalisten werden noch viele verfehlte Bilder malen, bis es ihnen gelingen wird, sich zu völliger Klarheit, zu einem Stile durchzuarbeiten. So lassen sich auch gegen ein zweites religiöses Bild Fritz von Uhdes: „Komm, Herr Jesu, sei unser Gast!“ mancherlei Einwendungen erheben. Die Voraussetzung ist eine ähnliche wie bei dem vorher erwähnten Gemälde. Christus ist beständig inmitten seiner Gemeinde oder nach den Worten des Evangeliums: „Wo zween oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen.“ In der niedern Stube eines Bauern oder ländlichen Arbeiters will sich die Familie eben zum Mittagsmahle niedersetzen. Der Hausvater hat das Tischgebet gesprochen, und die symbolische Einladung hat sich verwirklicht. Mit demütiger Geberde heißt das Familienhaupt den leibhaftig erschienenen Heiland willkommen, und die übrigen blicken mit staunender Andacht zu ihm empor. Die malerische Behandlung ist trotz einiger Neigung zur Skizzenhaftigkeit auch hier wieder von großem Reiz. Wie das von außen durch die trüben, kleinen Fensterscheiben eindringende Sonnenlicht mit der schweren Atmosphäre, dem Halbdunkel der Stube

kämpft und das ärmliche Hausgerät und die Figuren umspielt, das ist mit seltener Meisterschaft dargestellt. Das Anfechtbare liegt in der Wahl der Typen. Wenn es auch verständlich ist, daß Uhde sich gerade die niedrigste Hütte und eine arme Familie ausgesucht hat, um einen der Fundamentalsätze der christlichen Lehre recht eindringlich zur Anschauung zu bringen, so ist doch nicht einzusehen, weshalb der Künstler gerade die häßlichsten Exemplare des Menschengeschlechtes am darstellungswürdigsten gefunden hat. Es ist noch keine ausgemachte Sache, daß Armut und Häßlichkeit immer identisch sind. Das ist ein Schluß, den die Naturalisten nur ihrem Programm zuliebe gezogen haben, welches das Häßliche vor dem Anmutigen und Schönen bevorzugt wissen will, damit seine Bekenner nicht in Trivialität, in die idealistische Schablone zurückversinken. Wir wollen wünschen, daß der einseitige Kultus des Häßlichen nur ein Durchgangsstadium der naturalistischen Bewegung kennzeichne und daß man später die Wahrheit auch auf der Seite des Schönen suchen werde. Knaus und Vautier werden ihre Genrebilder aus dem deutschen Bauernleben auch über den Naturalismus hinaus in die Zukunft retten, obwohl sie nach modernen Begriffen von Idealisirungssucht und Schönfärberei nicht ganz freizusprechen sind.

Uhdes Streben ist, wie erwähnt, darauf gerichtet, den Herrn, der in Knechtsgestalt auf Erden wandelte, auch den „Knechten" in der gegenwärtigen Auffassung des Wortes, den Mühseligen und Beladnen, den „Enterbten" beizugesellen. Wir sind weit entfernt, den Künstler sozialistischer Tendenzen zu zeihen. Er muß uns dann aber auch gestatten, seine rationalistische Deutung der evangelischen Lehre bis zur äußersten Konsequenz zu treiben. Christus tritt also in die Hütte des Armen, d. h. der göttliche Mittler, der die Jahrtausende durchwandelt und überall weilt, wo zwei in seinem Namen versammelt sind. Die Worte des Evangeliums sind aber vieldeutig. Die Gläubigen können ebensowohl im Palast wie in der Hütte wohnen, zumal da nach der modernen Lebensanschauung Reichtum keine Schande ist. Mit demselben Rechte, mit welchem Uhde den Heiland in die Hütte des Proletariers zum Mittagsmahle ladet, kann ein andrer Maler die verehrungswürdige Gestalt an die Hochzeitstafel eines Reichen oder zum Kindtaufsschmaus eines wohlsituirten Pfahlbürgers bitten, der die Mittel hat, um sichs was kosten zu lassen, nebenbei aber ein fleißiger Kirchenbesucher und ehrlicher Christ ist. Wir würden uns einer Blasphemie schuldig machen, wenn wir diesen Gedanken weiter ausspinnen, wenn wir schildern wollten, wie etwa Christus in der Darstellung eines vollständig skrupelfreien Malers der Uhdeschen Richtung bei dem opulenten Hochzeitsmahle eines Großkaufmanns von befrackten Hotelkellnern mit Champagner, Eis und Konfekt bedient werden könnte. Die alten Niederländer und die Venezianer haben ein solches Wagnis in ihrer himmlischen Naivität oft genug verübt und den Herrn und Heiland der Welt in ihrer Unbefangenheit an allen guten Dingen teilnehmen lassen, welche der grundgütige Himmel ihnen selbst bescheert hatte. Der immer schroffer werdende

Zwiespalt zwischen den beiden christlichen Bekenntnissen hat uns jedoch diese Naivität des Standpunktes geraubt. Man ist auf beiden Seiten so mißtrauisch geworden, daß man Naivität nicht mehr von Satire und Bosheit unterscheiden kann. Ein Fortschritt auf dem von Uhde eingeschlagnen Wege kann daher sehr bedenkliche Folgen haben, und es ist deshalb den jungen Naturalisten anzuraten, eine so abschüssige Bahn zu vermeiden.

Uhde selbst hat sich mit einem dritten Bilde auch wieder auf das historische Gebiet zurückgezogen. Es ist eine Darstellung des Abendmahls, aber nur im Kreise der Jünger. Was wäre bei einer Modernisirung aus diesem Gegenstande geworden? Christus hätte dann die Rolle eines Geistlichen unsrer Tage übernehmen müssen, welcher jedem an den Abendmahlstisch herantretenden Brot und Wein austeilt. Und das würde im allgemeinen die Stellung Christi sein, wenn sich diese familiäre Auslegung der evangelischen Heilslehre in der Kunst einbürgern wollte. Wie der Seelsorger der Gemeinde, so würde auch Christus selbst zu jedem Mahle nach einer heiligen Handlung hinzugezogen werden dürfen, und das würde unreifen, aber verwegnen Künstlern einen Tummelplatz eröffnen, der ihnen bei Zeiten verschlossen werden muß, damit kein Ärgernis entsteht und die Kunst nicht unter dem Zelotismus leidet. Wenn Uhde nicht in seine frühern Eigentümlichkeiten zurückfällt, darf man sagen, daß er mit seinem „Abendmahl“ das Durchgangsstadium überwunden hat. Es war ein kühnes Unterfangen, nach Eduard von Gebhardt mit einem zweiten naturalistischen Abendmahl in so kurzer Zeit hervorzutreten. Vielleicht ist es ein Zeichen unsrer rapiden Geschichts- und Kunstentwicklung, daß ein solches Wagnis geglückt ist. Der einzige Künstler, der ein typisches, für beide Konfessionen gleich verehrungswürdiges Abendmahl geschaffen hat, ist, wie jedermann weiß, Leonardo da Vinci. Erst nach beinahe vier Jahrhunderten ist es E. von Gebhardt gelungen, eine zweite Darstellung des Abendmahls protestantischen Kreisen annehmbar zu machen. Seine Auffassung ist jedoch im Vergleich zu der Uhdeschen noch eine gemäßigte. Er hat die traditionelle Anordnung wenigstens insofern beibehalten, als Christus in der Mitte, an der Langseite des Tisches, sein Antlitz dem Beschauer zukehrend, sitzt. Uhde ist auch in der Komposition ein Revolutionär. Der Heiland und seine Jünger sind um einen ovalen Tisch versammelt. Damit Christus von dem aus den Fenstern einfallenden Lichte voll beschienen werden kann, sitzt er mit dem Rücken gegen den Beschauer, aber zwei Dritteile des Angesichtes demselben zuwendend. Er hat eben das verhängnisvolle Wort: „Einer unter euch wird mich verraten!“ gesprochen, und die Wirkung desselben spiegelt sich auf den Mienen der Jünger ab. Uhde hat auf diesem Bilde seine reichen Darstellungsmittel in so vollem Maße entfaltet, daß die kleine Gemeinde unter dem Vorsitze des göttlichen Dulders einen tiefen Eindruck macht, welcher durch die naturalistische Gestaltenbildung nicht beeinträchtigt werden kann. Es unterliegt keinem Zweifel, daß eine neue Entwicklung der religiösen Malerei von hier anheben wird, obwohl

es nicht an hervorragenden Künstlern fehlt, die, auf einem andern, zum Teil völlig entgegengesetzten Standpunkte fußend, rüstig weiter arbeiten.

Die Berliner Jubiläumsausstellung bietet uns zur Beurteilung dieser Bestrebungen ein mannichfaltiges Material. Pfannschmidt, wohl der letzte der noch thätigen Corneliusschüler, hat zwei Lünettenkompositionen: „Die Grablegung Christi“ und „Die Frauen am Grabe Christi“ ausgestellt, welche als Zeichnungen hohe Achtung verdienen, aber durch die unglückliche Buntfärbung das Verdienst der Zeichnung wieder völlig aufheben. Georg Papperitz und Ludwig Thiersch in München haben jeder eine Kreuztragung Christi gemalt und zwar in dem Moment, wo der Heiland unter der Last des Kreuzes zusammenbricht und die Frauen wehklagend seine Not zu lindern suchen. Es sind sehr ernsthafte, aber ziemlich lahme Nachahmungen venezianischer und andrer italienischer Muster. Des Polen Siemiradzki „Christus bei Maria und Martha“ dient nur zum Vorwande für ein trauliches Zwiegespräch im Garten, durch dessen Laubdach die Sonne ihre goldnen Ringe herabsendet und auf Gesichtern und Gewändern tanzen läßt. Das ist koloristisch sehr schön veranschaulicht, aber im Grunde nur ein Gaukelspiel, das keine ernste Beachtung verdient. Defreggers lebensgroße Madonna mit dem Kinde, welche, in weißem Gewande und schwarzem Kopfschleier, zwischen Cherubim in den Wolken schwebt, ist weder durch ihre Persönlichkeit, noch durch ihre malerische Behandlung anziehend genug, um ein größeres Interesse hervorzurufen, als es durch den bekannten Namen ihres Urhebers bedingt ist. Der gekreuzigte Heiland von Gabriel Max, zu dessen Füßen ein halbes Dutzend gerungener Hände, die Symbole der erlösungsbedürftigen Menschheit, sichtbar sind, ist ein so bizarres Experiment des spiritualistischen Malers, daß man sich auf eine ernsthafte Diskussion nicht einlassen kann, zumal da die abgeschnittenen Hände unter keinen Umständen ästhetisch zu rechtfertigen sind. Nur ein Gemälde des aus Wien gebürtigen Alexander Golz: „Christus und die Frauen,“ ein Gespräch des Heilands mit drei Jungfrauen am Brunnen, giebt die Hoffnung, daß sich neben der naturalistischen Auffassung biblischer Motive auch bereits die idealistisch-stilisirende neu zu entwickeln beginnt. Die vier Gestalten sind groß gedacht, frei behandelt und bei engem Anschluß an die Natur doch zu vornehmer Schönheit geadelt. Man wird an Anselm Feuerbach erinnert. Nur ist das Kolorit wärmer, goldiger, fast in der Weise der Venezianer, auf welche auch die ganze Formenbildung hinweist. Dieses Bild zeigt auf den Weg, auf welchem auch der Naturalismus zum Stil gelangen kann.

Berlin. Adolf Rosenberg.

Musikalische Sünden.

er die musikalischen Sünden, die in unsrer Zeit begangen werden, erschöpfend behandeln wollte, der dürfte sich nicht auf den Raum eines Aufsatzes beschränken: er hätte Stoff zu einem ganzen Buche. Da müßte zuerst von dem in vielen sogenannten musikalischen Großstädten geradezu kläglichen Zustande der musikalischen Kritik gesprochen werden, die nachgerade eine Anstalt für gegenseitige Beweihräucherung zu werden droht, von dem erschreckenden Cliquenunwesen, das in diesen Kreisen herrscht, von dem traurigen Klatsch, mit dem die Musikblätter ihre Spalten füllen. Weiter müßte die Rede sein von den Übelständen des heutigen Virtuosentums, von seinen widerlichen Selbstanpreisungen, von dem geringen Kunstwerte halsbrecherischer Technik einerseits und roher Kraft der Fäuste anderseits, von der Allmacht der jüdischen Agenten, von dem Überwuchern der faden Operette mit ihren seichten oder frechen Tingeltangelmelodien. Sodann kämen etwa die entsetzlichen Früchte der Arrangirwut an die Reihe, die sich bereits zu unglaublichen Leistungen versteigt; Kinderlieder von Karl Reinecke, arrangirt für vierstimmigen Männerchor von Pfeiffer, oder ein Kavalleriemarsch für sechzehn Schlagzithern — das ist doch, um an den Wänden hinaufzulaufen! In dasselbe Kapitel gehörten die wahnsinnigen Potpourris, Quodlibets, Schlachtengemälde und was derlei Kram mehr ist, meist Fabrikate von ruhmsüchtigen Militärmusikmeistern, die allesamt (ich meine die Fabrikate) nicht mehr wert sind als eingestampft zu werden, Strafantrag gegen die Urheber auf Grund eines Gesetzes gegen Verfälschung geistiger Nahrung vorbehalten. Ferner könnte nicht übergangen werden die sträfliche Vergötterung Wagners, die übrigens seit seinem Tode doch merklich nachgelassen hat, und vor allem Liszts, dieses unglückseligen Komponisten, auf den sich nach dem Tode von Berlioz, Cornelius und Wagner die Verehrung der ganzen musikalischen Fortschrittspartei — sie selber nennen sich Neuromantiker — zusammengehäuft hat und dessen Schöpfungen doch zum größten Teile den nüchternen Hörer, der seinem gesunden Trommelfelle mehr vertraut als der Lärmtrompete des Lisztvereins, mit aufrichtigem Mitleid erfüllen müssen. Es müßte auf das furchtbare Umsichgreifen der Klavierseuche und das ungesunde Anwachsen der Zuchtanstalten für Pianisten und Pianistinnen von neuem hingewiesen, es müßte das zahllose Musiklehrerproletariat ordentlich ins Licht gerückt, der gräßliche Schund der alljährlich erscheinenden Salonmusik gehörig gebrandmarkt werden. Die beklagenswerte Vernachlässigung des gemischten Gesanges gegenüber dem Männergesang, der sich über Gebühr breit macht, müßte Erwähnung finden. Schaden könnte es auch

nicht, wenn dem „musikalischen“ Publikum wieder einmal eingeschärft würde, was man von einem gebildeten Hörer der Musik erwartet und was Leutritz (Tonische Studien) so hübsch in einem Verschen zusammenfaßt:

Wer ein Konzert besuchen will,
Sei pünktlich da und sitze still,
Tret' auch den Takt nicht voll Gefühl
Und lass' unnützes Fächerspiel,
Und steh' nicht auf und lauf' nicht fort,
Bevor verklang der Schlußakkord.
Wer dazu sich nicht kann verstehn,
Der mag zur Wachparade gehn.

(Schade, daß nicht auch ein Wörtchen vom Schwatzen in Konzerten und vom unzeitigen Programmumwenden mit darin steht!) Gegenüber dem hohlen Gerede von unsrer hochmusikalischen Zeit müßte endlich auf die Massenfabrikation der Marterwerkzeuge Orchestrion, Melodion, Accordion, Ariston und wie diese veredelten (?) Leierkasten alle heißen, aufmerksam gemacht werden. Kurz, alles das und noch viel mehr müßte den Inhalt eines Buches über die musikalischen Sünden unsrer Zeit bilden. Ich will mich jedoch für heute auf einige Bemerkungen über Liederkomposition und Liedervortrag beschränken.

Sowie die deutsche Metrik nicht bestehen kann, ohne fortwährend Fühlung mit der Musik zu behalten, so darf umgekehrt auch die musikalische Gestaltung eines Liedes von seiner Wortform — von seiner Sprechmelodie, will ich einmal sagen — sich nicht zu weit entfernen, will sie nicht gewaltsam und unschön erscheinen. Der Komponist oder Tondichter, wie man heute nach Campes Vorschlag gern sagt, soll durch den größern Reichtum an Ausdrucksmitteln, der ihm zu Gebote steht, das Tonbild eines Gedichtes saftiger, farbenreicher gestalten, dann fördert er in der rechten Weise das Verständnis der Dichtung. Wenn die gewichtigen Silben durch die Zeitdauer, Stärke oder Höhe des Tones hervorgehoben werden, der gesamte Stimmungsgehalt eines Liedes in mehr oder minder selbständigen Instrumentalmotiven weitergeführt wird — man denke an den Schluß der Begleitung von Schumanns „Frauenliebe und -Leben“ —, so dringen wir oft zu einem viel tiefern Verstehen vor, zu jenem vollen Nachempfinden oder sogar Nachdichten, welches die letzte Höhe des Verständnisses bezeichnet.

Hierzu ist aber vor allen Dingen erforderlich, daß der Komponist mit der nötigen Hochachtung an das Dichterwort herantritt, und daran fehlt es leider recht oft. Wer ein Lied komponirt, tritt in den Dienst des Dichterwortes, und ich bestreite dem Komponisten unbedingt das Recht, ein Gedicht zum Zwecke der Komposition umzugestalten. Ein Gedicht ist ein fertiges, unantastbares Kunstwerk, und nur der Dichter selbst ist befugt, irgendwelche Änderungen daran vorzunehmen. Zu welchen Zugeständnissen an die Musiker sich übrigens manchmal die Dichter selbst herbeilassen, dafür erlebte ich letzten Winter ein

hübsches Beispiel. Zu einer Dichtung „Thermopylä," komponirt für Soli und Männerchor mit vierhändiger Klavierbegleitung von Richard Müller, hatte der Dichter (Theodor Souchay) „auf Wunsch des Komponisten zu dessen musikalischer Intention" dem Epilog (wörtlich aus dem Programm des Leipziger Universitätsgesangvereins Arion vom 29. Januar 1886) folgende Fassung gegeben:

Und so sank sie dahin in das grüne Gras,
Die tapfere Schaar des Leonidas.
Wie ihr(?), so leucht' es auf unserem Schild,
Vom wehenden Banner im deutschen Gefild:
Gott schütze dich vor tiefer Not,
Mein Vaterland! Treu dir zum Tod!

Indessen von dichterischen Sünden will ich jetzt nicht reden. Den unerläßlichen Beweis dafür, daß der Liederkomponist seinen Beruf richtig versteht, liefert derselbe zuerst dadurch, daß er sich nie und nimmer unterfängt, den Dichter meistern zu wollen.

Die willkürlichsten Abweichungen vom Wortlaute der Gedichte hat sich wohl Mendelssohn erlaubt. Bekannt ist seine Mißhandlung des Heineschen Textes:

Ich wollt', meine Schmerzen ergössen
Sich all in ein einziges Wort.
Das gäb' ich den lustigen Winden,
Die trügen es lustig fort.

Schon Oskar Blumenthal in der Deutschen Dichterhalle (1873, S. 34) hat ihm diese Versündigung an dem Dichter vorgerückt und die Musikkritiker auf derartige musikalische Verwässerungen aufmerksam gemacht — ohne jeden Erfolg, wie mich dünkt. Aus Mendelssohn ließen sich die Beispiele häufen: man vergleiche seine „Herbstklage" von Lenau (Holder Lenz, du bist dahin) und die rücksichtslose Änderung des tieftraurigen Schlusses (welkes Laub und welkes Hoffen) in einen vergnügten (neues Laub wie neues Hoffen), ferner das „Nachtlied" von Eichendorff (Vergangen ist der lichte Tag), von dem er zwei Strophen aus der Mitte gestrichen und außerdem ein Wort geändert hat u. s. w.

Aber Mendelssohn ist nicht der einzige; es giebt vielmehr wenige Tonsetzer, die diesen Fehler ganz vermeiden. Das schöne Gebet von Geibel: „Herr, den ich tief im Herzen trage" ist in der vielgesungenen Komposition von Hiller in unverantwortlicher Weise verballhornt.

Selbst wenn der Grund erkennbar ist, wie in der „Mainacht" von Brahms (Wann der silberne Mond durch die Gesträuche blinkt), wo der Komponist von vier Strophen die zweite ausläßt, muß das Verfahren verurteilt werden. Und sollte sogar ein Kunstwerk ersten Ranges so entstehen, so stört das Bewußtsein des Unrechts, das dem Dichter widerfährt, dem denkenden Hörer den Genuß, und das Mittel bleibt unter allen Umständen verwerflich. Wie viele mögen, als sie die „Rhapsodie" von Brahms zum erstenmale hörten, gleich gewußt

haben, daß die Überschrift sozusagen als Entschuldigung des Komponisten aufzufassen ist, daß er uns da ein aus dem Zusammenhange gerissenes Stück von Goethes „Harzreise im Winter" vorführt? Und wem mag der weggelassene Anfang dieses großartigen Gedichtes so gegenwärtig gewesen sein, daß er die Stimmung des Vorspieles begreifen konnte und die Trostlosigkeit, in der dann der Text einsetzt:

Aber abseits, wer ist's?
Ins Gebüsch verliert sich sein Pfad.

Wer gewohnt ist, ein Lied nicht zu studiren, ohne daß er die Fassung des Textes beim Dichter vergleicht, der weiß, wie außerordentlich verbreitet diese offenbare Unsitte unter den Musikern ist. In welcher Weise aber viele von ihnen ihr Verhältnis zum Dichter auffassen, das zeigt der zwar schon oft gerügte, indes immer wieder dann und wann auftauchende Mißbrauch, den Dichter gar nicht mehr zu nennen. Jeder gebildete Musiker sollte doch heutzutage wissen, daß Wort und Weise in einem Liede gleichberechtigte Bestandteile sind und daß ein echtes Kunstwerk ihre volle gegenseitige Durchdringung erheischt.

Weit häufiger aber noch, als der Fehler der ehrfurchtslosen Verzerrung der Texte, ist der zweite, den ich rügen will: verkehrte Wahl der Kompositionsform.

Soll eine kunstgerechte Liedweise das Tonbild, welches die verständige und ausdrucksvolle Deklamation eines Gedichtes giebt, zu ihrer Grundlage haben, so darf die Kompositionsform und die durch sie geforderte Vortragsart auch nicht im Widerspruche stehen mit dem Gedankenbilde, das der Text schon ohne Töne in unsrer Seele erzeugt.

Demnach kann ein Gedicht nur dann als Chorlied komponirt werden, wenn es eine Stimmung wiedergiebt, die viele gemeinsam haben können, wie etwa das Mendelssohnsche „Wer hat dich, du schöner Wald" (Vers 3: Was wir still gelobt im Wald, wollens draußen ehrlich halten). Aber ist es nicht komisch, von einer ganzen Schaar von Männern singen zu hören:

Das ist der Tag des Herrn!
Ich bin allein auf weiter Flur.?

Und muß es nicht geradezu als schlechter Witz gelten, wenn bei dem letzten großen Hamburger Sängerfeste ein paar tausend Sangesbrüder das Quartett von Koschat vortrugen:

Verlossen, verlossen,
Verlossen bin i,
Wie der Stean auf der Straßen,
Ka Diandle mag mi.

Drum geh i zum Kirchlan,
Zum Kirchlan hinaus,
Dort knia i mi nieder
Und woan mi halt aus.

Im Wald steht a Hügerl,
Viel Bleamerl blühn drauf,
Drunt schlost mei arms Diandle,
Ka Lieb weckts mehr auf.

Dorthin is mei Wallfahrt,
Dorthin is mei Sinn,
Dort mirk i halt deutli,
Wia verlossen i bin.

Dieses Lied kann nur für eine Stimme komponirt werden, sein Inhalt läßt etwas andres einfach nicht zu. Koschat selbst hat seine Komposition desselben freilich auch für zwei Singstimmen arrangirt. Ich habe schon einmal den Genuß gehabt, es in Gesellschaft von einer Sopranistin und einem Bariton vortragen zu hören. Und es lachte nicht einmal jemand!

Aber lacht man denn, wenn ein Häuflein ehrbarer junger Damen und Herren sich zusammenthun zu dem Zwecke, das Mendelssohnsche „Entfliehmit mir und sei mein Weib ꝛc.“ zu singen? Man muß noch froh sein, daß die jungen Damen sich in der Regel um den Text garnicht kümmern; wer weiß, welche entsittlichende Wirkung das vielverbreitete Lied schon geübt, wie viel Unheil es schon angerichtet hätte!

Gedichte, die einer Stimmung Ausdruck geben, welche nur einem Einzelnen angehört und vernünftigerweise angehören kann, können das Gebiet des einstimmigen Liedes nicht verlassen, ohne in ihrer künstlerischen Gesamtwirkung geschädigt zu werden; so wenig man sie für vier oder mehr Stimmen setzen darf, ebenso wenig, ja fast noch weniger eignen sie sich zu Duetten, weil die Zweiheit der vortragenden Künstler vielfach noch weit störender ist als die Vielheit derselben, besonders dann, wenn sie ein Pärchen bilden und es sich um Liebeslieder handelt.

Ich kenne Duette von G. Hasse für Sopran und Bariton, also für Mann und Frau geschrieben (musikalisch sind sie garnicht übel), deren Texte Wehmut und Klage einer Verlassenen ausdrücken; z. B. ist darunter das böhmische Volksliedchen „Sternchen mit dem trüben Schein,“ das auch Brahms (op. 48, Nr. 4), natürlich für eine Stimme, komponirt hat. So hat selbst Adolf Jensen das Osterwaldsche Gedicht „Nun steh' ich auf der höchsten Höh“ (Sehnsucht des einsamen Liebenden) für zwei Stimmen gesetzt, und es läßt sich leicht nachweisen, daß nur einer ganz geringen Anzahl von Tonsetzern die unbestreitbare Wahrheit aufgegangen ist, wie ganz anders Duette wirken, die als solche vom Dichter schon empfunden sind. Welch breiten Raum nehmen im ältern und neuern Volksliede die Gesprächslieder ein! Erst einige der neuern Komponisten kehren zu dieser überaus wirksamen Kunstform zurück. Schumann hat, wie in der neuern Gestaltung des Kunstliedes überhaupt, den Weg gezeigt (op. 34, Nr. 2 und 3, Texte von Burns, op. 101, Nr. 3, Text von Rückert), Brahms ist ihm mit Glück nachgefolgt (op. 28, vier Duette für Alt und Bariton, ferner in der mächtigen Ballade Edward). Von andern Komponisten nenne ich, was mir noch eben an Gesprächsliedern zur Hand ist: A. Reißmann, op. 4, vier Duette für Sopran und Bariton; Albert Dietrich, op. 28, vier Duette für Sopran und Bariton; Georg Henschel, op. 28, drei Duette für Sopran und Bariton; Paul Umlauft, op. 27, Nr. 1 und 4.

Selbstverständlich müssen nicht alle Duette Gesprächslieder sein; ich will nur an einige andre, nach Wort und Weise prächtige Duette erinnern: Schumann,

So wahr die Sonne scheinet; Reinecke, Kein Sorg' um den Weg; Reinecke, Ein Bruder und eine Schwester; Brahms, Wir Schwestern zwei, wir schönen. Man vergleiche damit die sämtlichen Mendelssohnschen Duette, bekanntlich die meist gesungnen. Nur eins von ihnen, Suleika und Hatem, hat einen Wortlaut, der die Form des Duetts verlangte, die wenigsten sind derart, daß die zweistimmige Fassung erklärlich ist: aus reiner Laune hat er ihnen diese Gestalt gegeben.

Was ich verlange, ist, daß der Komponist, ehe er den ersten Notenkopf schreibt, sich in den gesamten Gedanken- und Gefühlsinhalt des Liedes versenke, die Lage, aus der heraus die Dichterworte flossen, sich vor die Seele führe und mit sorgfältiger Rücksicht hierauf ihre musikalische Gestaltung unternehme. Mir scheint, es ist das der bekannte Satz: die Technik ist abhängig von dem zu verarbeitenden Material, nur übertragen auf ein Kunstgebiet, das von solchen Stilgesetzen seither nicht viel hat wissen wollen.

Aber nicht bloß der Komponist hat dem Inhalte des darzustellenden Liedes genaue Beachtung zu schenken, sondern ebenso auch die vortragenden Sänger und Sängerinnen. Wie häufig dies unterlassen wird, zeigen uns die Konzertprogramme; namentlich die Sängerinnen, und unter ihnen vorzugsweise wieder die Altistinnen sind es, die in dieser Beziehung oft sonderbare Zumutungen an die Konzertbesucher stellen.

Wird wohl je ein Sänger den allbekannten Schumannschen Liederkreis „Frauenliebe und -Leben" zum Vortrag wählen? Oder sollte es je einem Tenoristen in den Sinn kommen, Klärchens Lied aus Egmont zu singen: „O hätt' ich ein Wämslein und Hosen und Hut!" oder auch nur die Schubertschen Mignonlieder? Wer in dieser Weise die Natur auf den Kopf stellen wollte, würde doch mit Recht ausgelacht werden. Aber ist es denn etwas andres, wenn eine Sängerin Beethovens Liederkreis „An die ferne Geliebte" vorträgt? Nach einem Konzertbericht aus Würzburg (Musikal. Zentralblatt 1884, Nr. 22) hat ein Fräulein von Berg die Unerschrockenheit besessen, dies zu thun, aber ähnliches kann man auch in Leipzig und überall in jedem Konzerte erleben! Natürlich giebt es eine Menge Lieder, die, obschon sie männlichen Empfindungen Ausdruck geben, im Munde der Frau immerhin denkbar oder erträglich sind. Aber die eigentlichen Werbelieder, die die Schönheit der Geliebten preisen, ihre liebe, kleine Hand, ihr goldnes oder rabenschwarzes Lockenhaar, ihr rotes Mündlein, „die Grübchen in den Wangen, das Grübchen in dem Kinn," das Beben ihrer weißen Brust, dann die Geständnislieder (Schumann op. 48. Nr. 1), die vergeblichen und erfolgreichen Ständchen, die Aufforderungen, sich entführen zu lassen, ferner jene Siegeslieder der Liebe: Sie ist deine, sie ist dein! — all das sollte doch ein zartfühlendes Weib garnicht über die Lippen bringen! Nun werden manche einwenden: die Sängerin tritt garnicht in ihrer Eigenschaft als Weib auf, ihre Stimme ist einfach das Instrument zur Darstellung des betreffenden Liedes. Ja, aber kann und will man denn das Geschlecht und das

natürliche Verhältnis der Geschlechter im Konzertsaale so ganz vergessen? und ist etwa die Tracht der Sängerinnen darauf berechnet, ihre holde Weiblichkeit und die äußern Vorzüge ihres Geschlechts zu verstecken? und all die Operngucker, die im Augenblicke des Auftretens der Künstlerin sich auf das Podium richten, beweisen die etwa, daß man nur für die Töne der Stimme Ohren, nicht auch Augen für etwas andres hat? Nein, eine große Menge Lieder werden im Munde der Frau einfach zu Taktlosigkeiten, die das denkende Publikum ablehnen sollte! Da sang im Leipziger Gewandhause (im dritten Konzert des Winters 1884/85) ein Fräulein Walter das venetianische Gondellied von Mendelssohn: „Wenn durch die Piazetta die Abendluft weht ꝛc.“ Es ist das eines von den Entführungsliedern, der Liebhaber fordert seine Ninetta auf, mit ihm das Boot zu besteigen u. s. f. Wie kann das nur eine junge Dame singen? Aber Fräulein Walter half sich in äußerst geistreicher Weise über das Bedenken hinweg, das ihr also doch wohl auch gekommen sein mußte: sie sang im letzten Vers: Laß durch die Lagunen, Geliebter, uns fliehn! Nun ist denn doch der Unsinn voll: eine Dame singt eine Dame, Ninetta mit Namen, an, nennt sie ihren Geliebten und fleht sie an, sich entführen zu lassen. Kann man das ernsthaft anhören? Sollte nicht die Kritik mit Keulenschlägen gegen derartigen Blödsinn losgehen? Aber wer auf die Gedankenlosigkeit und Denkfaulheit der Menschen rechnet, der verrechnet sich selten oder nie!

Ich habe mir schon manchmal Mühe gegeben, Sängerinnen auf das Unweibliche und Unzarte aufmerksam zu machen, das in dem Vortrage solcher unverkennbaren Männerlieder durch eine Frau liegt. Sonderbar: Dilettantinnen gaben mir meist recht, Künstlerinnen von Fach nie. Oft verstanden sie mich nicht gleich, der Gedanke war ihnen zu neu, als daß sie ihn gleich hätten fassen können. Dann aber sagten sie: Das würde eine ganz ungerechtfertigte Beschränkung unsers Repertoires sein. Das ist nun ganz und gar nicht der Fall. Denn erstens giebt es eine zahllose Menge von Liedern, die männlichen und weiblichen Vortrag gleichermaßen zulassen. Dahin gehören alle erzählenden Lieder, Romanzen, Balladen, und zweitens giebt es eine Fülle so prächtiger Mädchenlieder, die man selten oder niemals hört, daß die verehrten Sängerinnen genug und übergenug zu thun hätten, wenn sie diese alle kennen lernen wollten! Überhaupt ist der Kreis der herkömmlichen Konzertlieder so eng, daß man es, wenn man die gehäuften Schätze der neuern Liedliteratur nur ein klein wenig kennt, garnicht begreifen kann. Da ist zuerst die große Gruppe der Kinder- und Wiegenlieder, die den Sängerinnen vorbehalten bleiben müssen. Dann die Lieder der Sehnsucht nach dem fernen oder treulosen Geliebten (wie R. Franz, op. 35, Nr. 1), die Klagelieder der Verlassenen, die Jubellieder der Glücklichen (R. Franz, op. 4, Heft 2, Nr. 7: Er ist gekommen in Sturm und Regen) — es ließen sich leicht Hunderte von schönen Mädchenliedern zusammenstellen. Schon die mannichfachen Kompositionen zu Goethes Gretchen am Spinnrade, zu seinen Mignon-

liedern, zu Klärchens, zu Suleikas Gesängen machen eine stattliche Anzahl aus, dazu die Mädchenlieder von Heyse (Schumann und Jensen), der Cykl us „Thränen“ von Chamisso (Jensen und teilweise R. Franz), die Entsagungslieder von F. v. Holstein, die zarten Mörikeschen Lieder (Schumann, op. 64, Nr. 1 und 2, R. Franz, op. 28, Nr. 2, Brahms, op. 59, 5). In den drei ersten Schubert-Albums (Verlag von Peters) zähle ich zwanzig Mädchenlieder, im Mendelssohn-Album zehn, in dem ersten Schumann-Album neun. Ich nenne nur noch ein paar meiner Lieblinge von Brahms: op. 3, Nr. 1 und 4, op. 6, Nr. 7, op. 48, Nr. 3 und 4, op. 57, Nr. 1, op. 86, Nr. 1, op. 97, Nr. 4. Doch wozu die Aufzählung fortsetzen, die sich namentlich aus R. Franz (op. 1, op. 4, op. 6, op. 10, op. 11, op. 13, op. 17, op. 23, op. 28, op. 30, op. 35, op. 36) leicht vermehren ließe? Die Sängerinnen lesen ja meinen Aufsatz doch nicht oder kümmern sich jedenfalls nicht um die von mir ausgesprochenen Ansichten. Aber zu offenbaren Mißständen darum zu schweigen, weil man daran verzweifelt, sie bessern zu können — dazu kann ich mich nicht entschließen. Jedenfalls ist es des Rufes von Leipzig als einer der musikalisch am weitesten fortgeschrittenen Städte Deutschlands nicht unwürdig, wenn ein dem musikalischen Parteigetriebe zwar fernstehender, aber auch musikliebender Mensch den Berufsmusikern einige Beobachtungen vorträgt, die sich ihm immer und immer aufgedrängt haben. Allzu weitgehende Hoffnungen, der hohen Kunst und ihren treuen Verehrern damit einen wirklichen Dienst zu erweisen, hege ich, wie gesagt, nicht.

Leipzig. Rudolf Beer.

Die Entscheidung und die Zukunft der Parteien in England.

Im englischen Unterhause ist in der verflossenen Woche endlich die Entscheidung über die Homerule-Bill erfolgt, und zwar so, wie wir schon vor geraumer Zeit mit ziemlicher Bestimmtheit erwartet und vorausgesagt haben. Gladstones unglücklicher Gesetzentwurf ist von den Vertretern des britischen Volkes mit ansehnlicher Stimmenmehrheit verworfen und so die größte Gefahr, mit welcher die Einheit des Reiches der Königin Viktoria jemals bedroht war, bis auf weiteres abgewendet worden. In später Stunde der Nacht vom 7. zum 8. Juni schritt die Versammlung zur Abstimmung über die zweite Lesung der vielbesprochenen Bill, und es ergab sich, daß von den fast vollzählig anwesenden

Mitgliedern des Hauses 311 für und 341 gegen den Vorschlag des Premierministers gestimmt hatten, der letztere also mit 30 Stimmen in der Minderheit geblieben war. Vorher hatte Goschen die Bill noch einmal in vernichtender Rede kritisirt, Parnell sie zu verteidigen versucht und Gladstone zu demselben Zwecke eine anderthalbstündige Rede vom Stapel gelassen. Goschen legte zum Schluß seiner Ansprache mit Worten, welche der Gelegenheit würdig entsprachen, den Versammelten ihre Pflicht ans Herz. „Wenn das Haus, sagte er, der Bill beistimmte, so würde es die Verfassung unsers Landes verstümmeln, zu deren Wächtern wir aufgestellt sind. Wir sind verpflichtet, unsern glorreichen Besitz ungeschmälert und unbeschädigt denen, die nach uns kommen, zu übergeben. Ich beschwöre das Haus bei den Überlieferungen, deren Erben wir sind, bei allen gegenwärtigen Obliegenheiten, bei unsern Hoffnungen auf eine mächtige und wohlthätige Zukunft des Reiches, bei unsrer Pflicht gegenüber der Königin, welche diese Lande regiert, Sorge zu tragen, daß unsre Nachkommen bezeugen können, wir haben das in uns gesetzte Vertrauen nicht getäuscht.“ Als das Ergebnis der Abstimmung verkündigt wurde, folgte eine Szene unbeschreiblicher Aufregung und Leidenschaftlichkeit. Die Tories sprangen triumphirend auf, warfen Hüte und Taschentücher empor und schrieen, um heiser zu werden. Chamberlain und die Radikalen begnügten sich mit zufriednem Lächeln. Die Anhänger des Ministeriums waren stumm, wie vom Donner gerührt; denn sie hatten noch wenige Augenblicke vorher sich für die Sieger gehalten. Die Parnelliten vermochten ihre Enttäuschung und ihren Verdruß nicht zu verbergen. Sie heulten, als Chamberlain aus dem Abstimmungssaale zurückkehrte, zeigten mit den Fingern auf ihn und nannten ihn einen Verräter. Gladstone ertrug seine Niederlage mit geziemender Würde. Als der Jubel der Sieger und das zornige Toben der Besiegten sich etwas gelegt hatten, stellte er den Antrag, das Haus wolle sich bis Donnerstag vertagen, worauf der Homeruler Healy zornglühend sich erhob und ihm zurief, er möge „sich der Worte erinnern, die Friedrich Douglas gesprochen.“ Ein andrer Irländer, O'Connor, der sich ebenfalls in großer Aufregung befand, erklärte sich erfreut über die Abstimmung, „weil sie der Diktatur von Ränkesucht und Unfähigkeit ein Ende mache.“ Man konnte einen Augenblick glauben, dies sei auf Gladstone gemünzt. Als aber der Sprecher des Hauses die Ordnung einigermaßen wiederhergestellt und die Versammlung den Antrag des Ministers auf Vertagung angenommen hatte, brachte O'Connor ein dreimaliges Hoch auf den „großen alten Mann“ aus, in welches außer der irischen Brigade auch ein erheblicher Teil der Liberalen und Radikalen einstimmte. In den Vorsälen begann, als die Abgeordneten sich entfernten, ein Anhänger des Premiers die Volkshymne zu singen, und das Publikum, das dort der Entscheidung geharrt hatte, fiel ein und begrüßte Gladstone abermals mit Hochrufen. Die Bitterkeit seiner Niederlage wurde ihm dadurch einigermaßen versüßt, aber mit dreißig Stimmen geschlagen zu sein, blieb bitter genug, und

daß von der ganzen Londoner Presse nur Daily News, Gladstones Leiborgan, diesen Ausgang bedauerte, war eben kein Trost für die Zukunft. Die Times rühmt die große Mehrheit, die gegen die irische Gesetzvorlage stimmte, als eine über alle Erwartung entscheidende und hofft von den bevorstehenden Neuwahlen, das Land werde einen ähnlichen Wahrspruch abgeben. Der torystische Standard behauptet, Gladstone habe seinen Ruf als Staatsmann zu Grunde gerichtet und die Unterstützung seiner Partei eingebüßt — was zu viel gesagt ist, da dies nur von einem Teile der Liberalen gilt. Wenn er an die Wähler appellire, werde er erfahren, daß ihm auch das Vertrauen des Landes verloren gegangen sei — was eine Wahrscheinlichkeit, aber immerhin keine solche ist, deren Inhalt sich zuversichtlich prophezeien läßt. Der Daily Telegraph endlich bemerkt: „Dieser höchst entscheidende und höchst willkommene Ausgang des großen Streites drückt in emphatischer Weise die tiefgehende Unzufriedenheit des Hauses der Gemeinen mit den thörichten Projekten und den unbestimmten Erklärungen Gladstones und seiner Amtsgenossen aus, und wir sind überzeugt, daß die Stimme der Abgeordneten im großen und ganzen getreu die Meinung des Landes über die jetzt gefallene Bill wiedergiebt."

Der „große alte Mann" scheint diese Ansicht von der Hoffnungslosigkeit seines irischen Planes nicht zu teilen, weil er sonst nach dessen Scheitern im Unterhause von seinem Amte zurückgetreten sein würde. Er will aber bleiben und es mit ihm bei der Wählerschaft versuchen, an die er zunächst wieder eins seiner Manifeste erlassen wird. Mittlerweile beschloß ein von ihm einberufener Ministerrat, von der Amtsniederlegung Abstand zu nehmen, weil ein solcher Schritt nur zur Verlängerung der akut gewordenen Krisis dienen könnte, und nach Auflösung des Unterhauses zu Neuwahlen zu schreiten. Die Königin hat diesem Kabinetsbeschluß ihre Zustimmung erteilt, und so ist der Auflösung für die letzte Woche dieses Monats entgegenzusehen. Die neuen Wahlen würden in der ersten Hälfte des Juli stattfinden.

Die Abstimmung des Unterhauses über die zweite Lesung der Homerule-Bill wird in den Annalen des britischen Parlaments einen hervorragenden Platz einnehmen. Sie fand zufällig gerade am Jahrestage des letzten Sturzes der Regierung Gladstones statt. Damals wurde das liberale Ministerium mit 252 gegen 246 Stimmen geschlagen, jetzt waren seine Gegner also weit stärker an Zahl. Es beteiligten sich an der Abstimmung von den 670 Mitgliedern des Hauses der Gemeinen nicht weniger als 657, und ziehen wir in Betracht, daß die irischen Stimmen sowie die der Kabinetsmitglieder von der Minderheit von 311 abgerechnet werden müssen, wenn man eine richtige Vorstellung von der Zahl der Abgeordneten gewinnen will, welche Gladstone unparteiisch unterstützten, so schmelzen die Anhänger der Bill auf nicht viel mehr als 200 Köpfe zusammen, denen 341 Widersacher der Maßregel gegenüberstehen. Eine weitere Betrachtung der Abstimmungsliste zeigt, daß die siegreiche Mehrheit aus 249

Konservativen, 91 Liberalen und 3 Unabhängigen zusammengesetzt war, und daß sich unter den Liberalen, welche gegen den Führer ihrer Partei stimmten, folgende Mitglieder früherer liberaler Ministerien befanden: Lord Hartington, John Bright, Goschen, Chamberlain, Courtney, Heneage, Trevelyan, Brand und Caine. Das sind sehr merkwürdige Thatsachen, welche von der Königin, dem Kabinet und den Führern der Opposition ohne Zweifel gewürdigt worden sind. Indes konnte man im Hinblick auf die konstitutionelle Praxis nicht behaupten, daß es Gladstone dadurch verboten worden sei, die Königin um die Erlaubnis zur Auflösung des Parlaments und zur Anordnung von Neuwahlen zu bitten.

Inzwischen können wir einen Rückblick auf den wichtigen Kampf thun, zu dessen Ausgang sich jeder patriotisch gesinnte Engländer aufrichtig Glück wünschen wird. Für uns war es vom ersten Augenblicke der Einbringung der irischen Bill, wo nicht sicher, doch sehr wahrscheinlich, daß sie nicht Annahme finden würde, obwohl Gladstone all sein Geschick auf sie verwendet hatte und zu erwarten war, daß er mit allen Manövern für ihre Durchbringung sorgen werde. Sie trug von Anfang an die Merkmale eines Machwerkes an sich, das mehr unter dem Einflusse sentimentaler als unter dem Antriebe staatsmännischer Gedanken ausgeklügelt war und ein zu weitgehendes Prinzip verwirklichen wollte. Sie war zu überladen mit Einzelheiten und zu gefährlich, um Gesetz werden zu können. Später begriff Gladstone dies selbst und suchte nun die mächtige Gegnerschaft, welche er sich geschaffen hatte, durch Rückzüge und andre Strategeme zu entwaffnen, bei denen seine Voreingenommenheit mit seinem parlamentarischen Instinkt um den Vorrang stritt. Alle seine Anstrengungen waren aber vergeblich, und er wird sich nunmehr klar darüber sein, daß es eine eitle Erwartung war, wenn er meinte, das britische Parlament werde auch nur das bloße Prinzip eines Gesetzentwurfes, wie dieser, im Verlaufe einer einzigen Session annehmen. Er wird jetzt einsehen und von dieser Einsicht Nutzen ziehen, daß eine englische Regierung nicht von den Engländern verlangen darf, sich um den Preis der Einheit des Reiches und irgend einer Schwächung und Minderung der Suprematie des Reichsparlamentes den sozialen Frieden, die Dankbarkeit der irischen Nationalisten und ein ungestörtes englisches Parteileben zu erkaufen. Die Vertreter der Nation begriffen diese Unmöglichkeit eher und verwarfen den Vorschlag mit dem gesunden Menschenverstande und dem echten Patriotismus, welcher die Mehrheit derselben früher in der Regel beseelte, in den letzten Jahren aber sich nicht selten vermissen ließ. Es wird jetzt, sobald alle Gefahr vorübergegangen ist, eine Zeit folgen, wo die Denkenden im Volke sich das irische Problem mit verhältnismäßiger Ruhe und Kühle überlegen und sich aus dem Wuste von thörichten Vorschlägen und unklugen Neuerungen, aus denen das Gladstonesche Projekt zum großen Teile besteht, die dazwischen liegenden richtigen und ausführbaren Gedanken herausnehmen können.

Niemand wird daran zweifeln, daß es ganz richtig wäre, wenn ein Minister wünschte, daß Frieden und Freundschaft zwischen den Irländern und der übrigen Bevölkerung des Reiches herrschen, und wenn das Parlament alles, was den Irländern ohne Gefahr zugestanden werden kann, gern und bald zugestehen wolle. Es ist also die Aufgabe der Zukunft, sich aus den Trümmern des unvorsichtig zusammengebauten Reformgebäudes Gladstones das Material zu einem einfachern und haltbarern Gesetzbaue zur Versöhnung Irlands zu suchen. Der Premierminister hätte die Grundsteine zu einer solchen Gesetzgebung selbst legen können, wenn er das Prinzip seiner Maßregel sorgfältig erwogen und abgegrenzt und es nicht mit einer Masse gefährlicher und aussichtsloser Einzelheiten ausgestattet hätte. Zwar entschloß er sich zuletzt, einen guten Teil davon über Bord zu werfen, aber die Punkte, an denen er mit mehr oder weniger Zähigkeit festhielt, reichten hin, dem Ganzen das Schicksal zu bereiten, welchem es jetzt verfallen ist. Hätte er dem Unterhause eine Resolution dargeboten, welche, ohne weniger Wohlwollen gegen die Irländer auszudrücken, die seine Verbündeten waren, mehr den Empfindungen der Engländer und Schotten Rechnung getragen hätte, so würde dieselbe wahrscheinlich angenommen worden sein. Die Mehrheit der Unterhausmitglieder würde vermutlich nicht nein gesagt haben, wenn der Premier beantragt hätte, den Irländern eine gesetzgebende Körperschaft zu gewähren, die sich einzig und allein mit rein irischen Angelegenheiten zu beschäftigen hätte, unter unveränderter und bleibender Oberaufsicht und Beeinflussung des Reichsparlaments tagte und beschlösse und in keiner Weise die Einheit und die Interessen des Gesamtstaates zu bedrohen oder die Sicherheit der Minderheit der Bevölkerung Irlands zu schädigen vermöchte. Ein solcher Antrag hätte auf fast einmütige Billigung und Annahme rechnen können und würde vielleicht zur Grundlage einer höchst wertvollen Versöhnungsmaßregel geworden sein, die dem Staate volle Sicherheit geboten hätte. Gladstone dagegen häufte, von einer Idee verführt, was bei ihm häufig der Fall ist, unüberlegte Details auf ein unvorsichtig angenommenes Prinzip und hielt mit verblendeter Hartnäckigkeit an dieser seiner Schöpfung fest, und die Folge war, daß, als er zuletzt sich abmühte, sein irisches Parlament so zu gestalten, daß es wie bloß örtlich und wie unabhängig aussehen konnte, seine eignen Worte und Klauseln ihm widersprachen. Eine weitere Folge war, daß seine Partei, die Liberalen, in Verwirrung geriet, in der sie ihm mißtraute und in großer Anzahl gegen die ganze Maßregel zu stimmen beschloß, gleichviel, ob sie zurückgezogen und umgestaltet werden sollte oder nicht. Was soll nun zur Lösung der Frage geschehen? Chamberlein hat auf den Weg hingewiesen, wie Kanada das Problem eines Parlaments dieser Kolonie löst, welches über einer Anzahl von örtlichen gesetzgebenden Versammlungen als Kontrole steht. Aber die Hauptfrage ist nicht mehr, ob Irland eine Art Home Rule haben soll, sondern die Kontroverse dreht sich darum, welcher Art dieses Home Rule sein soll. Mit

dem Programm Salisburys: ein paar Jahrzehnte Zwangsgesetze in Irland und kräftige Beförderung der Auswanderung des keltisch-katholischen Elements auf Kosten des Staates, wird es kaum gehen. Auch hieße das die Feinde Englands in Nordamerika verdoppeln, die jetzt schon zahlreich und stark genug sind.

Es sieht gegenwärtig aus, als wollte das englische Parteileben sich umgestalten, jedenfalls zeigen die alten Gebilde desselben Risse und Spalten, welche sich kaum wieder schließen lassen werden, und vielleicht hat der Streit um Irland schon das Wort emporgehoben, um das die sich trennenden Elemente sich neu gruppiren werden, wo nicht für die Dauer, doch für die nächste Zeit. Allerdings gehen solche Auflösungen und Neubildungen in England langsam vor sich. Die beiden Hauptparteien halten mehr oder minder zäh ihre alten Namen fest. Wenn Lord Churchill sich oft als Tory bezeichnet, so folgt er dem Beispiele Beaconsfields, der seinen guten Grund dazu hatte; denn er hatte als Mr. Disraeli in Romanen und öffentlichen Reden den Konservatismus, wie Peel seine Milderung des alten Tory-Kredos getauft hatte, nicht selten verspottet. Er ging deshalb auf die alte Bezeichnung zurück, die überdies, da sie eigentlich nichts mehr sagte, elastischer war und jede unverhoffte Entwicklung decken konnte. Als z. B. 1867 eine Reformbill, die viel weiter als die von den Liberalen vorgeschlagne ging, nicht wohl von einer konservativen Regierung kommen konnte, stützte sich Disraeli auf die paradoxe Behauptung, die Tories wären bisher stets die nationale und auf das Wohl des Volkes bedachte Partei gewesen und sollten auch fernerhin so aufgefaßt werden. Indes hatte dies bisher nur teilweise Erfolg. Es giebt in England keine „toryistischen“ Vereine, und kein Wahlkandidat nennt sich einen „Tory,“ wogegen man zahlreichen „konservativen“ Klubs und „konstitutionellen“ Vereinigungen begegnet, welche alle dieselben Politiker einschließen, die Salisbury gelegentlich als Tories anredet. Stets aber wechseln die drei Bezeichnungen, als ob die Partei, die sie gebraucht, nicht recht wüßte, welche sie wählen sollte. Ihre Gegner waren bisher besser daran: der große liberale Regenschirm vereinigte bis vor kurzem eine Gruppe sehr verschiedner Geister unter sich: alte Whigs, denen Lord Randolph Churchill ein Revolutionär war, stramme Fortschrittsfreunde altmodischen Charakters, Volkswirtschaftler mit streng freihändlerischen Grundsätzen nach jeder Beziehung hin, Fürsprecher für Landverteilung, Verteidiger des Home Rule und einen Schweif von Radikalen, denen das Recht der großen Grundeigentümer, das Oberhaus und die Staatskirche als ebensoviele Greuel erscheinen. Heutzutage aber vereinigt das Wort „liberal“ so wenig mehr, daß man es garnicht mehr anwenden sollte. Es kann jetzt einen Homeruler, einen Mann, der mit Gladstone blindlings durch Dick und Dünn geht, einen Parnelliten, einen gemäßigten Separatisten bezeichnen, anderseits aber auch einen Whig, einen liberalen Unionisten, einen Radikalen von Chamberlains Farbe und einen, dem Brights Ansichten besser zusagen. Diese Zersetzung hat einzig und allein die irische Bill hervorgerufen.

Sie hat wie das Wort von oben gewirkt, das die am Babelturme bauenden Völker verwirrte und auseinander trieb. Sie ist ein zweischneidiges Werkzeug gewesen, das die liberale Partei zerschnitten hat, ehe diese bunt zusammen gewürfelte Organisation imstande war, es zur Verstümmelung des Vereinigten Königreiches zu benutzen.

Von diesem Zerfalle der Liberalen gedenken jetzt die Freihändler Nutzen zu ziehen. Lord Brammell und der Earl of Wemyß stehen an der Spitze einer Bewegung, welche einen großen Verein gründen will, der alle „Anhänger der individuellen Freiheit in ihrem Gegensatze zur Staatshilfe" umfassen soll. Nach ihrem Programm beabsichtigt die neue Liga „allmählich die Dienste des Staates auf die Verteidigung von Land, Person und Eigentum zu beschränken." Wir glauben, daß die Herren ihre Zeit nicht recht begriffen haben und kein gutes Geschäft machen werden. Die Erfahrungen, welche England in den letzten Jahren mit dem Evangelium Cobdens gemacht hat, sind nicht dazu angethan, ein Beharren bei demselben oder gar eine Erweiterung und Verschärfung der Ausführung seiner Grundgedanken zu empfehlen. Es mag etwas Heroisches haben, wenn Leute trotz dieser Erfahrungen den Individualismus noch als alleinseligmachend predigen, aber wie schön er sich auch in der Theorie ausnimmt, die Praxis hat erwiesen, daß er auch in England nicht die rechte nationale Politik ist, und die Engländer sind ein praktisches Volk. Sie haben gesehen, und ihre Presse sagt es ihnen jetzt offen heraus, daß die Industrie der festländischen Nachbarn, der Deutschen und der Franzosen, mit ihrer Staatshilfe die britische zu überflügeln begonnen hat, daß die letztere nur durch das Wenige, was der Staat durch Verbesserung des Unterrichts und auf andern Wegen für sie gethan, in den Stand gesetzt worden ist, sich jenem Wettbewerbe gegenüber zu behaupten, und daß ein Unternehmen wie das beabsichtigte, das den Individualismus auf die Spitze treiben und den Staat nur noch als Schutzmann gegen inländische Diebe und Mörder und gegen fremde Eroberer fortexistiren lassen will, gerade jetzt mindestens sehr unzeitgemäß ist.

Sehr zeitgemäß dagegen und, wie wir glauben, auch aussichtsvoll wäre eine Organisation, zunächst für die kommenden Parlamentswahlen, welche alle Freunde der Reichseinheit gegen alle Feinde derselben vereinigte, etwas wie in den ersten Jahren nach 1866 das Zusammengehen aller Nationalgesinnten Deutschlands in der Unterstützung der Gedanken und Pläne Bismarcks, soweit sie den Ausbau der Einheit bezweckten — eine Unterstützung, bei der sowohl Liberale als Konservative ihren Parteiwünschen Schweigen auferlegten. Angesichts des großen Kampfes über die Lostrennung Irlands sinken die Unterschiede zwischen Whigs und Tories, Konservativen, Liberalen und Radikalen zu geringer Bedeutung herab. Es wird die Zeit kommen, wo der Streit zwischen denen, die rasch, und denen, die mit Bedacht reformiren wollen, sich allmählich wieder entwickeln wird. Konservatismus und Radikalismus sind dauernde Ele-

mente im politischen Leben, weil sie unvergänglichen Tendenzen in der Menschennatur entsprechen. Es giebt aber Momente in der Geschichte der Nationen, wo Neuwahlen die Bedeutung eines französischen Plebiszits haben. Die englischen Wähler haben sich bei den bevorstehenden Parlamentswahlen als zur Entscheidung der Frage berufen anzusehen: Soll das Reich zerteilt werden? die durch jedes Votum für einen Unionisten verneint, durch jeden für einen Separatisten abgegebenen Stimmzettel bejaht wird. Bei dieser Auffassung des Abstimmungsaktes ist es wichtig, daß auch in solchen Wählerschaften, wo ein unionistischer Kandidat keinerlei Aussicht hat, gewählt zu werden, jeder Freund der Reichseinheit an der Urne erscheint, um für einen solchen zu stimmen. Nur so wird klar werden, wie viele Engländer, Schotten und Irländer die Union erhalten, wie viele sie getrennt sehen wollen. Über diese große Entscheidungsstunde hinaus würde eine Partei, die nur die Union auf ihr Banner schriebe, nicht Bestand haben, denn die Frage, welche jetzt zu beantworten ist, wird von der Tagesordnung verschwinden, während gewisse Reformbedürfnisse fortleben werden. Indes hat die Haltung Hartingtons, Chamberlains und andrer liberalen Führer in dieser Sache und die Unterstützung, die ihnen vonseiten der Konservativen zuteil wurde, bewiesen, daß in der jetzigen Opposition die Elemente zu einer neuen Partei vorhanden sind, die sich nach der Krisis bilden könnte. Die eigentliche Opposition, die zwischen den Bezeichnungen Tories, Konservative und Konstitutionelle schwankt, besteht in Wahrheit aus gemäßigt Liberalen, welche die öffentlichen Angelegenheiten vom nationalen Standpunkte aus beurteilt und behandelt wissen wollen. Sie ist in ihrer Mehrzahl mit dem vernünftigen Liberalismus vom heutigen Tage näher verwandt als mit dem alten Torytsmus. Als „Unionisten“ im bevorstehenden Wahlkampfe, als „Nationalliberale“ in der Zeit nach dessen Entscheidung könnten sie Tausende mit sich vereinigen, welche sich weigern würden, sich „Tories“ oder „Konservative“ zu nennen, während sie durch Annahme eines neuen Parteinamens gewinnen würden. Denn in England haben solche Namen wie überall und vielleicht mehr als anderwärts ihre Kraft und Wirkung, und mancher, der sich rühmt, sein Leben lang für keinen Tory gestimmt zu haben, wird geneigt sein, bei der nächsten Parlamentswahl für einen Konservativen, der sich ihm als Unionist, als Verteidiger der Reichseinheit vorstellt, seinen Zettel in die Urne zu werfen. Auch giebt es nichts, was in Zukunft die bleibende Verschmelzung aller patriotischen Gegner des irischen Repeal zu einer neuen nationalliberalen Partei verhindern könnte.

Camoëns.

Roman von Adolf Stern.

(Fortſetzung.)

Ihr tragt Eure Seele in die meine! rief Camoëns und verſuchte ſich von Barreto loszumachen. Euer Blut wallt, Euer Herz ſchlägt ruhiger als das meine, ich kann nicht wägen und prüfen wie Ihr. Eine dunkle Gewalt treibt mich vorwärts, eine andre hemmt mich! Klar weiß ich nur eins: daß ich es nicht ertrage, Catarina, die holde Schutzloſe, dieſem König in die Arme ſinken zu ſehen, der nicht Herz und Mut genug hat, ſie zu ſich auf ſeinen Thron zu heben, dieſem König —

Dieſem König, den Ihr gleichwohl als einen andern Alexander preiſen wollt, welcher Afrika zu ſeinen Füßen ſehen wird! fiel Barreto mit ernſter Miene und Stimme ein. Merkt Ihr wirklich nicht, Luis, daß die dunkle Gewalt, die Euch treibt, Euer Begehren nach Catarinas Jugend und Schönheit iſt und jene andre, die Euch innehalten heißt, Euer Gewiſſen, das Ihr umſonſt zu übertäuben ſucht?

Helfe mir Gott, ich begehre Catarina nicht! rief Camoëns. Ich habe den Traum überwunden, der mich bei ihrem erſten Anblick heiß, mit unwiderſtehlicher Macht überkam, ich vergeſſe nicht mehr, daß ſie das Kind meiner Jugendgeliebten iſt, ich aber mit jedem Schritte den Lebenspfad abwärts ſteige. Doch umſo wilder empört ſich mein Blut bei dem Gedanken, ſie verderben zu ſehen, umſo heiliger dünkt mich die Verpflichtung, für ſie und über ſie zu wachen.

Und wer bürgt Euch, daß Ihr über ſie wacht, wenn Ihr Dom Sebaſtian von ihr entfernen helft? fragte Senhor Manuel. Giebt es keinen andern Weg für Euch, als den, auf dem Ihr alles einſetzt, was Euch bis dahin heilig war! Euer Leben galt der Ehre und Herrlichkeit unſers Landes, unſern wahren Helden

Digitized by Google

und unſerm echten Ruhm, Ihr dürft den König nicht über Vasco de Gama und Albuquerque hinausheben, am wenigſten wenn Ihr nicht ſelbſt überzeugt ſeid, daß ſein Kriegseifer dem Lande zum Heil gereichen wird. Und das ſeid Ihr nicht, Luis, verzeiht meine rauhe Offenheit, doch im tiefen Herzen ahnt Ihr Schlimmes, wie ich, und darum noch einmal: überwindet dieſe Verſuchung!

Ich wäre vielleicht überzeugt und glaubte an den gewiſſen Triumph des Königs, wenn ich in den letzten Monden nicht gelernt hätte, mit Euerm Auge zu ſehen, mit Euerm Ohre zu hören! entgegnete der Dichter. Alles, was Ihr ſagt, gleicht Euch und nicht mir, ich gebe Euch Recht, und in demſelben Augenblick ſchreit eine Stimme in meiner Bruſt dagegen auf! Dringt heute nicht weiter in mich, ich will noch einmal mit mir zu Rate gehen, ich will Gott bitten, daß er mir einen Ausweg zeige, auf dem ich unterlaſſen kann, was Ihr mir zum Verbrechen macht, und doch nicht die Hände in den Schoß legen muß, wo es ſich um Catarina handelt.

Mich dünkt, Ihr könnt nur einen Weg gehen, Freund! ſagte Barreto. Schreibt Catarina Palmeirim, was Euch bewegt, beruft Euch auf das Andenken ihrer Mutter und warnt ſie mit ſo ergreifenden Worten, als das Gefühl Euch eingiebt, tretet ihr offen gegenüber, thut, was ihr vermögt, und befehlt den Erfolg Gott.

Laßt dies Geſpräch für heute ruhen, Manuel! rief Camoëns. Ich liebe Euch ſo und danke Euch ſo viel, daß ich um Euretwillen thun würde, was ich um meiner ſelbſt willen nicht thue! Gönnt mir Faſſung und Einkehr bei mir ſelbſt! Ich fühle Eure Treue und verſtehe es wohl, daß Ihr mich wider mich ſelbſt ſchützen wollt. Aber ich will Euch nicht abermals etwas geloben, was ich vielleicht nicht zu halten vermöchte.

Barreto nickte ernſt zu den letzten Worten. Die Freunde waren während ihres Wortwechſels unter den offnen Arkaden auf- und abgegangen — jetzt ließ ſich der Hausherr auf einen Seſſel nieder, welcher unter dem ausgezackten Bogen der Halle, dem Brunnen gegenüber, ſtand und deutete auf den Sitz gegenüber, den Camoëns vorhin innegehabt hatte.

So laßt uns Abendraſt halten! Joao mag Eure Handſchrift und Eure Bücher in Euer Zimmer tragen und dafür ſorgen, daß wir einen Trunk Wein zur Erquickung erhalten. Der Abend verſpricht wunderbar ſchön und mild zu werden, und wir gehen einer Reihe von köſtlichen Tagen entgegen. Ich habe, als ich heute über die Haide von Evora und durch meine Weinberge am Ponedo ritt, hundert Anzeichen davon wahrgenommen. Stellt Eure ruheloſe Wanderung ein, Luis, wenn die Seele Frieden haben ſoll, müßt Ihr auch dem Leibe Raſt gönnen.

So zögernd, als ob er noch immer ein inneres Widerſtreben zu überwinden habe, nahm Camoëns ſeinen Sitz ein und ſchob ſein Schreibgerät zuſammen. Die Blätter, die obenauf lagen und die Barreto vorhin geleſen hatte, wog

er einen Augenblick in der Hand, aber er zerriß sie nicht, sondern schob sie sorgfältig in den Band mit der Handschrift der Lusiaden. Joao erschien auf Barretos ersten Ruf, und ehe eine Viertelstunde verging, war der Tisch zwischen ihnen mit Wein und köstlichem Wasser, mit Brot und Früchten besetzt. Barreto schenkte sich und Camoëns aus den Steinkrügen ein und lächelte dem Freunde ermutigend zu, als dieser sich noch einmal abwandte und sich die friedliche Rast des Augenblicks versagen zu wollen schien.

Kommt, kommt, Luis, sagte er, der Tag war heiß bis auf die letzte Stunde, der Abend soll und will uns entschädigen. Die Sonne schickt uns noch einen Gruß, wie ich ihn liebe, man wird des Lichtes und der Kühlung zugleich froh — laßt also die Abende, nach denen wir seither umsonst verlangt haben, gleich heute beginnen.

In der That bot jetzt der viereckige Hof von Almocegema einen entzückenden Anblick. Das Stück Abendhimmel über demselben glich einem farbigen Baldachin mit purpurnen und lichtgoldnen Streifen, im Hofe selbst und unter den Arkaden herrschte ein Halbdunkel, in welchem nur noch die schäumenden Wasserstrahlen des Brunnens heller erglänzten. Aus dem Schlosse und den Gärten jenseits drang kein Laut, seit die Schritte Joaos und der Diener verhallt waren. Barreto überließ Camoëns noch einige Minuten seinen Gedanken und begann dann wieder: Ich hoffte, als Ihr hierher kamt, Luis, daß Ihr an diesem Platze Wurzel schlagen solltet, wie ich es gethan habe. Ich weiß nicht, ob der Emir, der den Hof und den Brunnen dort für sich errichten ließ, mit seinem Geiste in der Wassersäule geblieben ist, aber ich habe an tausend Abenden das Wehen dieses Geistes verspürt. Der Friede dieser Stelle dünkt mich wünschenswerter als alles sonst in der Welt.

Ihr wollt mich weise machen, wie Ihr seid, Manuel! antwortete Camoëns, sich zu einem heitern Tone zwingend. Ich fürchte, dem Heiden, der Euer Schloß erbauen und Euern Brunnen fassen ließ, hat Eure heitere Lebensweisheit nicht genügt, sicher saß er unter diesen Bogen nicht allein.

Nun in das Alleinsein bin ich eben auch hineingewachsen und habe es nicht gewählt, versetzte der Fidalgo gutmütig. Als ich von Indien zurückkam, bedachte ich mich noch manchen Monat, ob ich nicht eine junge Hausfrau dort drüben in die Frauengemächer einführen sollte, in deren Arabesken die Koransprüche noch gemalt stehen. Als ich jedoch über dem Nachsinnen mein Haar täglich grauer werden sah, fand ich mich lachend mit meinem Glückstraume ab und bin nicht schlimmer dabei gefahren. Glaubt Ihr nicht, daß dem Schiffer, der am Abend nach Wetter und wilden Stürmen überschaut, was er am Ufer geborgen hat, wohler sein kann als dem, der am Morgen mit vollen Segeln in die hohe See steuert?

Nein, Manuel, nein! rief Camoëns. Ich fühle anders als Ihr! Wer gescheitert ist, mag mit den letzten Planken, die ihm bleiben, lieber ein neues

Boot als eine Hütte zur Raſt zimmern! Es ziemt dem Menſchen nicht, ſich einem widrigen Geſchick zu beugen.

Wer ſagt, daß er ſich beugt, wenn er gegeneinander abwägt, was er noch einzuſetzen und beſtenfalls noch zu gewinnen hat? fiel der Hausherr dem erregten Gaſt ins Wort. Ihr ſeid jünger als ich — ſeid ein Dichter, einer der Glücklichen, die im Gemüte länger jung bleiben als andre! Dennoch iſt auch für Euch die Zeit gekommen, wo Ihr den Streit mit dem Geſchick wenigſtens nicht mehr ſuchen dürft. Hofft Ihr denn auch, das Werk Euers Lebens noch einmal zu thun und der Welt eine zweite Luſiade zu geben?

Ihr ſpottet meiner, Manuel, entgegnete Camoëns, und ſelbſt in der Dämmerung ſah Barreto den Gegenüberſitzenden erröten und haſtig ſeine Züge mit der Hand an der Stirn beſchatten.

Wahrlich, ich ſpotte nicht! Ich rufe nur wach, was in Eurer eignen Seele lebt, Luis! Ihr müßt empfinden, daß für uns beide die Zeit gekommen iſt, wo wir handeln und leiden dürfen, wie es fällt, aber das Leben nicht neu beginnen können! Doch wir wollten dies Geſpräch nicht fortſetzen, weiß der Himmel, wie wir wieder hineingeraten ſind! Habt Ihr nicht etwas zu erzählen? einen Hirtenſchwank, ein Abenteuer, an denen Ihr ſonſt reich waret? Ich denke noch an den Abend vor El Amram, wo wir vor der Flotte der perſiſchen Seeräuber lagen, mit der wir andern Tages handgemein werden mußten, und Ihr die ganze Mannſchaft unſrer Galeere mit der Geſchichte von Gines dem Diebe wachhieltet, der dem Biſchof den Ring vom Finger und dem Richter die Hoſen vom Leibe ſtahl.

Ihr habt es nur zu ſehr erfahren, daß ich arm auch an Scherzen geworden bin, erwiederte Camoëns. Seit Eurer Abreiſe aus Indien und vollends ſeit meiner eignen Heimkehr war mir nie mehr zu Mute, wie vor Zeiten im Feldlager, das fröhliche Lachen floh, wie es ſcheint, auf Nimmerwiederkehr.

Glaubt, daß es wiederkehrt, ſobald Ihr Eure Seele erlöſt und den Zwieſpalt Eurer Wünſche geſchlichtet habt! verſetzte Barreto. Er ſprach es halblaut und rückte dann ſeinen Seſſel dicht an Camoëns' Sitz heran, um die Hand des alten Freundes zu faſſen. Beide Männer wußten jetzt, daß es vergeblich ſein würde, dieſen Abend nach einem harmloſen Geplauder zu trachten. Jedes Wort, das aus andern Quellen ſprang, mündete doch wieder in die Stimmung ein, welche ihre Seelen durchwogte — es war beſſer, ſich ſchweigend nahe zu bleiben. Die Dämmerung ging zwiſchen den Mauern des Hofes raſch in völliges Nachtdunkel über, immer friſcher wehte es vom Brunnen her, deſſen Rauſchen die tiefe Stille unterbrach. Aus dem Gebüſche hinter dem Brunnen flogen große Leuchtkäfer auf und glühten zwiſchen den Schlingpflanzen, welche in den Zackenbogen der Arkaden emporrankten. In Camoëns' Seele wachte die Erinnerung auf, wie oft er in wüſter Ferne von einem Hafen geträumt hatte, dem ähnlich, welcher ihn hier ſchützend umfing. Er erwiederte den Handdruck Barretos und

bot dann wieder, ohne einen Laut, ſein Geſicht der Kühlung und den leiſe ſprühenden Tropfen, die bis zu ihrem Sitze drangen. Als ſich der Hausherr nach länger als einer Stunde erhob, um ſein Gemach aufzuſuchen, ſtanden die Weinbecher der Freunde beinahe noch unberührt. Doch leerte Camoëns den ſeinen mit einem herzlich klingenden Worte auf das Wohl Barretos, dieſer gab ihm das Wort zurück, und wider ihre ſonſtige Gewohnheit ſchieden Wirt und Gaſt mit einer Umarmung.

Hinter dem Fenſter von Barretos Schlafgemach erloſch bald, nachdem der Gutsherr die Thüre desſelben hinter ſich zugezogen, das Licht. Anders war es bei Camoëns. Er hatte die bronzene Lampe mit drei Flammen, welche mitten auf dem Tiſche ſeines geräumigen Zimmers ſtand, gleich bei ſeinem Eintritt weiter zurückgeſchoben, auch die Handſchrift ſeines Gedichts rückte er hinweg und ſchlug den großen Prachtband von Dantes Göttlicher Komödie auf, welchen er aus Barretos kleinem Bücherſchatze mit auf ſein Zimmer genommen hatte. Er ſpürte einen dunkeln Trieb zu leſen und traf im Blättern den furchtbaren achtzehnten Geſang der Hölle, der die Strafe der Schmeichler im Höllenpfuhl ſchildert. Dabei ließ er die Thür, welche nach dem Bogengang und dem Hof führte, offen, und mehr als einmal erklang ſein Tritt zwiſchen der Schwelle ſeines Gemachs und dem Brunnen. Immer aufs neue kehrte er zu den ſtrafenden Terzinen des Florentiners zurück, und immer wieder ſprach er vor ſich hin: Die Drohung gilt mir nicht, trifft mich nicht. Ich ſchmeichle dem König nicht um Ehre oder Lohn, ich beſtärke ihn nur in ſeinem feſtgefaßten Vorſatz, die Straße zu ziehen, die ſeine und unſre Väter gezogen ſind. Ich mahne ihn nicht ab, weil ſein Bleiben Unheil und unſagbares Leid für die Eine bringt, die ich bewahren und ſchirmen muß. Ich begehre nichts für mich, ich will Manuel und mir ſelbſt ſchwören, Catarina nach der Abreiſe des Königs nicht zu ſehen. Nicht doch, nicht doch! was hätte es für Sinn, wenn der König in Afrika weilte und ſie inzwiſchen ſehnſüchtig unbewußt der Rückkehr des Siegers harrte? Geſteh dirs ein, Camoëns, daß du heimlich noch hoffſt! Und wäre es denn Sünde, daß ich noch einmal einen tiefen, labenden Zug vom goldenſten Lebenswein thun möchte, ehe die große Nacht kommt? Er ging hinaus und kehrte ins Gemach zurück, die Nacht draußen war mild und klar, ſo oft er unter den Arkaden nach dem geſtirnten Himmel aufſah, innen aber dünkte ſie ihm jederzeit wieder ſchwül, wolkenſchwer und ſternenlos. Jedes Wort, das Barreto zu ihm geſprochen, jede düſtere Miene, die er ihm gezeigt hatte, lebten dem einſam mit ſich ringenden neu auf, der raſtloſe Gedanke an Catarina und ihr künftiges Schickſal ſtritt wider Barretos Mahnungen und wider die eignen Zweifel.

Selbſt als er ſich endlich auf ſein Lager geworfen hatte, blieb er lange wach und ſah das erſte Grau der Dämmerung durch Fenſter und Thürſpalte hereinſcheinen. Dann war es ihm, als hörte er Tritte auf den bunten Steinen vor ſeiner Thür, leichte, zagende und ſchwere, ſeltſam gedämpfte Tritte dicht

nebeneinander. Wie er auffuhr, war alles still und er selbst endlich so matt, daß er sich jetzt nicht erhob. Und darnach träumte er sicher, denn mit einemmale sah er die Halle draußen vom Frühlicht rosig erhellt und ein bekanntes Gesicht, Jayme Leiras aus Otaz' Herberge in Cintra, schaute verstohlen in sein Gemach herein und zu ihm herüber.

Auch Barreto hatte noch lange des Freundes und seiner unseligen Huldigung an König Sebastian gedacht, zu welcher den Verblendeten die geheime Leidenschaft trieb. Doch war der Gutsherr dann nach seiner kräftigen Gewohnheit tief entschlummert und lag traumlos auf dem breiten Polsterbette mit seinen farbigen Decken. Auch bei ihm stahl sich der Morgenstrahl, der in die Arkaden drang, durchs Fenster, er ward es ebensowenig inne, wie daß die Thür seines Gemaches leise und zögernd geöffnet wurde. Ruhig atmend, den Kopf auf die kräftige Hand gestützt, das männliche Gesicht vom ersten Frühlicht beschienen, lag Manuel Barreto und merkte es nicht, daß ein Schatten zwischen ihn und die Halle glitt, eine verschleierte Gestalt sich dem Fußende seines Lagers näherte, mit gefalteten Händen einige Augenblicke stehen blieb und dann mit wundersamer Leichtigkeit, die herabhängenden Decken unhörbar zurechtlegend, sich zu seinen Füßen auf das Polster dieses Lagers hinstreckte. Den Schleier hatte die Erscheinung beim Eintritte emporgeschlagen, im blaßbräunlichen Gesicht glänzten die großen braunen Augen, aus denen stille Ergebung, ängstliche Sorge und ein Fieber der Spannung zugleich sprachen. Es war Esmah Catarina, welche in dunkler Hülle, den schönen Kopf in scheuer Erwartung gehoben, jetzt zu Füßen des schlummernden Hausherrn lag und, aufs neue die Hände faltend, allen Segen des Himmels auf das Haupt des Mannes herabzurufen schien, der hier vor ihr ruhte.

War es die Zeit von Manuels Erwachen, hatte Esmah, als sie sich halb emporzurichten suchte, doch mit ihrem Frauengewande gerauscht — Barreto schlug plötzlich und mit einemmale voll und klar die Augen auf. Er fuhr empor und ließ sein Haupt wieder auf das Kissen sinken, als müsse es eine Traumgestalt sein, welche er vor sich sah, einen Augenblick später wußte er, daß die Gegenwart der jungen Maurin unbegreifliche, aber holde, warmatmende Wirklichkeit sei. Über sein kräftiges Gesicht hin erglühend, zog der stattliche Mann unter seinen Decken die Füße unmerklich höher, an die sich Esmahs schlanker Leib angeschmiegt hatte. Sie erhob, sowie sie seines Erwachens gewiß war, die Hände bittend gegen ihn, und ihre Lippen bewegten sich, ohne daß ein Laut hervorkam. Er aber rief: Esmah — Esmah Catarina! Um Gott und der heiligen Jungfrau, wie bist du hierhergelangt, wer hat dich hierhergeführt?

Sie kreuzte in ihrer alten Weise die Arme über der Brust und sagte in dem gebrochenen Portugiesisch, welches sie inzwischen erlernt hatte: Jayme Leiras, Herr, hat mich hierher geleitet. Die Herzogin kann mich im Palast nicht länger

ſchützen, geſtern wurden ich und Gräfin Catarina vor einem Stummen des Emirs, der ſich in den Palaſt eingeſchlichen, nur eben noch gerettet. Die Herzogin übergiebt mich deinem Schutze, Herr! Ich aber komme zu dir, wie Ruth zu Boas kam, du wirſt thun, was dir gefällt!

Von einem nie gekannten, halb bangenden, halb glückſeligen Schauer ergriffen, ſah Senhor Manuel die zarte, jugendliche Geſtalt zu ſeinen Füßen, ſah ihr Geſicht, ihre ſtrahlenden Augen mit rührender Bitte auf die ſeinen gerichtet, er ſuchte nur zu verhindern, daß Esmah ſeine Füße umklammerte. Ihr Ausruf wie Ruth zu Boas! und der Strahl ihrer Augen wirkten auf ihn wie Lenzhauch und berauſchender Wein, er faßte Esmahs zu ihm emporgeſtreckte Hände und ſagte: Mein Schutz iſt dir gewiß, Esmah! Du ſagſt, daß du zu mir kommſt wie Ruth zu Boas, ich verſtehe es nicht, Kind, was du damit meinſt. Willſt du meine Tochter, willſt du mein Weib ſein? — du ſelbſt mußt in dieſer erſten Stunde entſcheiden, und wie du entſcheideſt, wird es gehalten werden im Angeſicht Gottes und der allerheiligſten Jungfrau.

Dabei ging doch ein Zittern durch den Leib des Fragers, ſeine Augen, in denen ein Hoffnungsglanz war, hingen an den Lippen des Mädchens. Esmah neigte das Haupt noch einmal auf ihre heimiſche Art, dann flüſterte ſie: Dir allein vertraue ich, Herr, dir aber ganz! Deine Tochter würde ich ſein, wenn du es befiehlſt, dein Weib, wenn du es willſt!

Schamvoll und vom ſüßeſten Liebreiz umfloſſen, ſaß ſie in ergebener Haltung vor ihm — ihre erſte Bewegung war geweſen, ihr Geſicht wieder vor den Augen des entzückten Mannes zu verhüllen, zu dem ſie dies geſprochen. Dann beſann ſie ſich, daß der, welchem ſie ſich zum Kinde oder zum Weibe gegeben, ſelbſt unter ihrem Volke ein Recht habe, ſie unverhüllt zu ſchauen. Und ſo ſchlug ſie nur die Augen nieder und heftete ſie auf den Teppich zu Füßen des Lagers. Manuel Barreto aber, der in dieſem Augenblicke draußen Schritte vernahm, zog unbekümmert um alles den Kopf Esmahs an ſeine mächtige Bruſt und rief ihr ins Ohr: So ſollſt du ſein, was mir das beſte Recht giebt, dich zu ſchützen — mein Weib, Esmah! und alle meine Jahre mögen ein Dank für dieſe geſegnete Stunde werden! (Fortſetzung folgt.)

Notizen.

Ein Stammbuchblatt Goethes. An Herrn Dr. G. Wuſtmann in Leipzig. Hochgeehrteſter Herr! Nach den eben aus dem Goethe-Archiv erſchienenen Briefen des Leipziger Studenten an ſeine Schweſter und ſeinen Jonathan Behriſch müſſen die Blätter über Goethes Leben in Leipzig völlig umgeſchrieben werden, da manche Berichte, die wir in ſeiner eignen Lebensbeſchreibung leſen, ſich als irrig ergeben, vieles bisher Unbekannte, und darunter manches ſehr Bedeutende, in die Erzählung

seines wunderbaren Jugendtreibens aufgenommen werden muß. Ueber das Verhältnis zu Annetten erhalten wir ganz neue, äußerst anziehende, eigentümliche Züge bietende Aufschlüsse, der tolle Behrisch tritt in ein ganz neues Licht. Wir lernen diesen als Goethes moralischen Mentor kennen, der ihn vor jeder sinnlichen Ausschweifung warnte, und wenn auch die in den Briefen geschilderten und als unschuldig betrachteten Liebkosungen mit jungen Mädchen, bei welchen freilich dichterische Uebertreibung mit im Spiele war, nach unsern Begriffen etwas gar weit gehen und Goethe sich in flotter Renommisterei sogar zur Verführung eines Mädchens fähig erklärt, so geben doch eben die Briefe an Behrisch den Beweis, daß der junge Dichter bis zum Mai 1768 nicht, wie man bisher anzunehmen berechtigt zu sein glaubte, einem lüderlichen Leben verfallen war und dadurch seine Nerven zerrüttet hatte. Was dafür angeführt werden konnte, habe ich in meinem Leben Goethes S. 85 als nichtsbeweisend bezeichnet.

Die neue Belehrung erinnert mich an ein Stammbuchblatt Goethes, dessen Veröffentlichung mir der mittlerweile gestorbene Wilhelm Herbst vor sechs Jahren anheimgestellt hat. In dem Album eines weiland stud. med. Brack, im Besitze eines Landpfarrers bei Wetzlar, hat sich Goethe mit folgendem Spruche eingetragen:

Die Lust ist mächtiger als wie die Furcht der Strafe.
Diese Erinnerung des Gewissens schrieb zur Erinnerung seiner
Goethe M. S.

Frankfurt am 29. Februar (?) 1769.

Herbst erhielt bloß eine Abschrift des Spruches, sodaß es ihm zweifelhaft blieb, ob der junge Goethe oder der Vater (Goethe Pater unterschrieb sich dieser wohl erst, als sein Sohn berühmt geworden war, in Briefen an gemeinsame Freunde) der Verfasser gewesen. M. S. erklärte er wahrscheinlich richtig manu sua. Daß das Datum irrig ist, da 1769 kein Schaltjahr war, übersah er. Ich vermute, daß statt „Februar" auf dem Blatte „Xbr." (d. i. Dezember) steht, wie dieselbe Verlesung dem verdienstvollen Guhrauer bei einem Briefe Goethes an Knebel aus dem Jahre 1774 begegnet ist. Daß die Worte einen Alexandriner bilden und demnach aus einem Dichter sind, entging Herbst nicht, aber er dachte an einen fremden Dichter, wie der junge Goethe ja zu Stammbuchblättern Sprüche von Wieland und Gleim verwandte, nicht an Goethe selbst. Den Vers spricht Söller in den „Mitschuldigen" II, 3 mit Bezug auf Sophie, die er im schlimmsten Verdachte hat, nur steht dort „alle" statt „wie die," woraus noch nicht folgt, daß dies die ursprüngliche Fassung war. Gegen Behrisch führt Goethe einmal launig einen Vers seiner „Amine" als Ausspruch eines großen Dichters an. Daß die Lust durch die Furcht vor der drohenden Strafe oft von ihrer Befriedigung abgehalten werde, war ein dem jungen Goethe naheliegender Gedanke. In einem Briefe an Behrisch (vom 7. November 1767) schreibt er in toller Renommisterei: „Könnte ichs aber nur ungestraft thun und stünden im Brühle nicht manche Nägel und Stricke parat, wenn man so was erführe, so würde ich die affaire des Teufels übernehmen." Auch den mahnenden Spruch unsers Stammbuches wird man nicht als Beweis für Goethes Lüderlichkeit betrachten dürfen, er denkt nur an die traurigen Folgen ausschweifenden, in ungestümer Rücksichtslosigkeit die Kräfte verschwendenden Jugendgenusses, dessen sich freilich Goethe nach seiner eignen Darstellung der Ursachen seines schweren Blutsturzes schuldig fühlte.

Da die Persönlichkeit so mancher andern Leipziger Bekannten Goethes ins Licht gestellt worden ist, so werden Sie, hochgeehrter Herr, sich wohl gern des

stud. med. Brack annehmen und über seine Studienzeit und seine Herkunft Auskunft geben. Die Erläuterung der Briefe verdankt Ihnen so manches, das zum Verständnisse der Briefe wesentlich beigetragen, wie es auch die Nachweisungen von Zarncke, Grotefend und Frau Mentzel gethan haben. Leider läßt die Herausgabe der Briefe sonst viel zu wünschen übrig; am schlimmsten steht es mit dem Text derselben. Hätte Geiger die Handschriften ohne alle Verbesserung buchstäblich abdrucken lassen und dem Leser es überlassen, sich selbst in dem Chaos zurechtzufinden, so würde dies kaum zu billigen, doch folgerecht sein; da er aber einmal Verbesserungen im Texte oder in den Noten gab, so mußten auch alle offenbaren Schreibfehler verbessert oder angezeigt werden. Aber Geigers Text leidet an manchen argen Fehlern, die wohl zum Teil dem Setzer oder dem Korrektor zur Last fallen, jedenfalls, wenn sie in der Handschrift sich finden sollten, verbessert werden mußten. Von allen ist nur einer nachträglich (S. 402) angezeigt. Wir führen das Stärkste an. Statt Orça begegnet uns einmal der leidige Orçus (S. 39), aus peut to faire foi ist peut de faire foix geworden (S. 24). Auf einer Seite (46) stehen tottement statt sottement, cencens statt encens und di lui zue statt dis lui que. Cette dite (S. 64) ist doch wohl nur Druckfehler statt cette elite. Auch an einer falschen Verbesserung fehlt es nicht. Statt estombée (S. 65) wird estampée vermutet, obgleich estomper, nach älterer Form estomber, ein bekannter technischer Ausdruck ist. Von der sonstigen Behandlung der Briefe will ich hier nicht sprechen; an eine Verwertung derselben nach genauer Kenntnis von Goethes Leben ist gar nicht zu denken, obgleich diese bei Vermeidung alles leeren Geredes auf demselben Raume hätte gegeben werden können.

Köln, am 26. Mai 1886.

Mit freundlichstem Gruße Ihr ergebenster H. Düntzer.

Erwiederung. Es war mir eigentlich nicht recht wahrscheinlich, geehrtester Herr Professor, daß der stud. med. Brack sich in der Leipziger Universitätsmatrikel vorfinden würde, da ja nirgends gesagt ist, daß er gerade in Leipzig mit Goethe bekannt geworden sei. Er steht aber wirklich drin. Am 10. Juni 1765, also etwa vier Monate vor Goethe, wurde inskribirt: Johann Paul Brack aus Einsdorf im Eisenachschen. Da der Name ungewöhnlich ist, auch in den Jahren 1765—1769 in der Matrikel nicht wiederkehrt, so ist dieser Brack wohl ohne Zweifel der Gesuchte.

Ich benutze diese Gelegenheit, um einen kleinen Nachtrag zu den Notizen zu geben, die ich zur Erklärung der neuen Leipziger Briefe habe beisteuern dürfen. In dem Briefe an Behrisch vom 3. November 1767 richtet Goethe Grüße von dem „itzigen" Tertius an der Nikolaischule, Hübschmann, aus. Schon aus der Angabe Forbigers in seiner Geschichte der Nikolaischule, daß Hübschmann viel aus dem Englischen und Französischen übersetzt habe, kann man entnehmen, wie Goethe zu dieser Bekanntschaft kam; mit bloßen klassischen Philologen würde er schwerlich verkehrt haben. Dies wird bestätigt durch das lateinische Anhalteschreiben vom 30. September 1767, in welchem sich Hübschmann um die Stelle an der Nikolaischule bewirbt; darin heißt es, der Rat habe gewünscht, huic officio talem succedere docentem, qui linguas quas vulgo modernas dicunt, Gallicam, Anglicam, Italicam, sufficienter edoctus, harum doctrinam cum litterarum, quae humaniorum nomine veniunt, scientia conjungere possit, und Hübschmann versichert, daß er huic muneri suscipiendo non prorsus impar sei.

Hoffentlich kommen diese Zeilen nicht dem Herrn P. Baumgartner S. J. zu Gesicht, der auf den ganzen Goethekleinkram mit so vernichtender Verachtung herabblickt, daß ich mich schon ein paarmal ernstlich gefragt habe, ob er nicht am Ende Recht

habe. Einstweilen will ich noch auf Seiten der Ketzer bleiben und die Matrikel treulich weiter wälzen, so oft es gewünscht wird.

Leipzig, den 2. Juni 1886.

Ihr ganz ergebener
G. W.

Zur Goetheliteratur. Eine Arbeit des Gymnasialdirektors Dr. Hermann Henkel über „das Goethische Gleichnis" verdiente es wohl, aus den Programmen des Gymnasiums zu Seehausen i. A., die wie fast alle Programme wenig Beachtung finden, in das vorliegende selbständige Buch (Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses, 1886) zusammengefaßt zu werden. Gegenüber der unermeßlich anschwellenden Goetheliteratur erscheint es fast ungereimt, noch von Mangel an Untersuchungen zu reden, und doch ist in der That für eine wissenschaftliche Betrachtung von Goethes Sprache noch äußerst wenig geschehen. Burdachs trefflicher Vortrag über „die Sprache des jungen Goethe" (in den Verhandlungen der siebenunddreißigsten Philologenversammlung) ist nur geeignet, die Erwartung auf Burdachs angekündigtes größeres Werk zu erwecken; und auch Minor und Sauer haben in ihren „Studien zur Goethephilologie" (Wien, 1880) nur fragmentarische Beiträge zu liefern beabsichtigt. Lehmanns größere Arbeit „Goethes Sprache und ihr Geist" aber ist bereits 1852 erschienen und bei allen rühmlichen Vorzügen des Werkes doch keineswegs mehr genügend. Wertvolle, lehrreiche Bemerkungen über Goethes Sprache finden wir in dem Kommentar von Löpers Ausgabe zerstreut, doch können diese Anmerkungen ihrer Natur nach eben nur auf einzelnes aufmerksam machen. Henkel nun versucht es, eine Seite von Goethes Stil und Sprache im Zusammenhange darstellend zu charakterisiren. Es ist als ein großer Vorzug von Henkels Arbeit anzuerkennen, daß er von vornherein darnach strebt, den Charakter von Goethes Gleichnissen durch die Parallele mit den Gleichnissen andrer Dichter deutlich zu machen. Allerdings hätte er sich dabei nicht nur auf Homer und Shakespeare beschränken sollen, denn neben diesen beiden und vielleicht mehr als sie, wenigstens mehr als Shakespeare, hat die Bibel mit ihrem unerschöpflichen Reichtume an Bildern und Gleichnissen auf Goethe gewirkt. Goethe war ja, es ist dies oft genug hervorgehoben worden, bibelkundig wie kaum ein andrer deutscher Dichter. Auch der Einfluß der an Gleichnissen reichen orientalischen Poesie seit (1810) wäre zu erwähnen gewesen, und bei dem tiefgreifenden Einflusse, den Spinoza auf Goethes ganze Bildung gehabt — aus ihm, spottete Herder, lerne er sein Latein —, dürfen wir uns erinnern, daß Spinoza nicht nur Gleichnisse gern brauchte, sondern auch ganz besondre Fähigkeit in ihrer Anwendung zeigt. Außerhalb Henkels Absicht lag es, das Goethische Gleichnis noch mit den Gleichnissen der Goethe unmittelbar vorhergehenden Dichter (Klopstock, Haller, Geßner, Lessing, Wieland) und der ihm gleichzeitigen oder folgenden Dichter (Schiller, Herder, Grillparzer, Platen) zu vergleichen. Hier ließe sich Henkels Arbeit noch in recht erwünschter Weise erweitern und ergänzen. Allein auch innerhalb des von ihm gezognen engern Rahmens ist sie als eine wirklich fördernde zu rühmen.

Henkel geht davon aus, Goethes eigne „Ansicht vom Wesen des Gleichnisses" aus einzelnen Aussprüchen festzustellen, um dann den nach Form und Inhalt wesentlich verschiednen Charakter der Homerischen und Shakespearischen Gleichnisse zu erörtern. Ich würde dabei in dankbarer Erinnerung an Lessings Laokoon hervorgehoben haben, wie Homer auch die Vergleichung wieder in Handlung umsetzt, während bei Goethe das Gleichnis meist Betrachtung ruhig verharrender

Dinge bleibt. Homer führt ein oder zwei Vergleichungen episodisch erschöpfend durch; Shakespeare wird in seinem Gleichnis von einem Ausdrucke ergriffen, geht von diesem aus und springt dann rasch auf einen andern über; rastlos steht er der ruhigen epischen Betrachtung Homers gegenüber. Bei Goethe „erscheint das Gleichnis nicht bloß in veranschaulichender Kraft, sondern in tiefern Sinne als Vermittler der sittlichen und natürlichen, der geistigen und Erscheinungswelt. Dieser symbolische Charakter tritt besonders in den bildlichen Sätzen hervor, in welchen der Dichter den Gewinn einer reichen Lebenserfahrung, künstlerischer und wissenschaftlicher Erkenntnis auszuprägen liebt." Heinrich Voß behauptete, Goethe gebrauche nie ein andres Gleichnis als das von Dingen hergenommene, die er gerade vor sich sehe, und auch Henkel hebt die „erstaunliche Gegenständlichkeit und realistische Treue" in der Ausführung der Bilder hervor, „die Gleichnisse bieten sich ihm ungesucht dar und beruhen auf lebendiger Anschauung." Von großem Interesse ist nun Henkels Nachweis, daß ein Gleichnis in Wilhelm Meisters Lehrjahren, welches „gegen die innere Wahrheit und Kongruenz" verstößt,*) eben auch nicht von Goethe selbst herrührt, sondern aus Herders Shakespeare-Hymnus entlehnt ist.

Im zweiten Teile seiner Untersuchung stellt Henkel „nach den Gegenständen, die zur Vergleichung herbeigerufen werden," geordnet den Grundstock und Hauptstamm der Goethischen Gleichnisse, welcher seine Herrschaft über alle Gebiete des Weltwesens zeigt, zusammen. In richtiger Erkenntnis beschränkt sich der Verfasser dabei nicht auf Goethes Werke im engern Sinne, sondern zieht auch die Briefe, welche die Ausgabe der Goethegesellschaft ja den Werken zugesellen wird, in den Kreis seiner Betrachtung. Es sind besonders die Briefe an Frau von Stein, welche eine Fülle charakteristischer Gleichnisse liefern. Henkels Auswahl, die natürlich kein „vollständiges Repertorium bringen," aber doch vollständig charakterisiren möchte, scheint mit großem Geschick getroffen zu sein. Eine mehr systematische Anordnung nach den Gegenständen der Vergleichung wäre wohl wünschenswert, allein vielleicht kaum durchführbar gewesen. Dagegen scheint mir der Verfasser nach einer Seite seine Aufgabe noch nicht völlig gelöst zu haben. Nachdem er ein reiches Material von Gleichnissen zusammengestellt hat, möchten wir dasselbe auch mehr verwertet sehen. Henkel hat im allgemeinen darauf hingedeutet, daß im Alter neben der dichterischen Phantasie die Weisheit sich immer mehr geltend macht. Ich meine, die Gleichnisse müßten nun auch chronologisch betrachtet, nach den Perioden des Goethischen Schriftstellerlebens, aus denen sie stammen, geordnet werden. Wir würden dann einen wichtigen Beitrag zur Charakteristik des Stils der verschiednen Perioden erhalten. Vielleicht entschließt sich Henkel, dessen verdienstliche Arbeit teilweise doch mehr als vorbereitende Studie, denn als abgeschlossene Untersuchung erscheint, seine Arbeit nach dieser Richtung hin fortzusetzen, wobei sich ihm vielleicht auch Gelegenheit geben würde, noch manche Lücken (z. B. die Vergleichung des Goethischen Gleichnisses mit dem andrer deutschen Dichter) auszufüllen.

Marburg. Max Koch.

*) Beim Lesen Shakespeares, sagt Wilhelm Meister III, 11, „glaubt man vor den aufgeschlagnen, ungeheuern Büchern des Schicksals zu stehen, in denen der Sturmwind des bewegtesten Lebens saust, und sie mit Gewalt rasch hin und wieder blättert." „Mir ist, wenn ich ihn lese," ruft Herder in den fliegenden Blättern von deutscher Art und Kunst aus, „Theater, Akteur, Kulisse verschwunden. Lauter einzelne, im Sturme der Zeit wehende Blätter aus dem Buche der Begebenheiten, der Vorsehung, der Welt."

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.

Grenzboten
26

Gladſtones neues Manifeſt.

Gladſtone hat ſich beeilt, ſeine Fahne für den herannahenden Wahlfeldzug zu entfalten. Sein Manifeſt an die Wählerſchaft von Midlothian liegt dem engliſchen Volke ſeit einer Woche vor. Es iſt kurz, bewegt ſich meiſt in Allgemeinheiten, redet aber eine entſchloſſene Sprache. Der Miniſter nennt die Frage, welche ihn nochmals vor ſeine Wähler führt, „die größte und zugleich die einfachſte, die in dem letzten halben Jahrhundert dem Volke zur Beurteilung vorgelegen hat,“ und bittet ſie pathetiſch, ihm „ihre Gunſt zuzuwenden in einem Alter, wo die Natur laut nach Ruhe verlangt.“ Dann erinnert er daran, daß er bei den letzten Wahlen ſeinen Wählern und der Nation die Wichtigkeit des iriſchen Problems ans Herz gelegt habe; deshalb habe er auch mit größter Aufmerkſamkeit die Politik verfolgt, zu welcher ſich Salisburys Kabinet bekannt habe. Dieſes Kabinet ſei zwar ſchwach, aber hinſichtlich der Behandlung jener Frage vorteilhaft geſtellt geweſen, da die Liberalen jeden weiſen Löſungsverſuch unterſtützt haben würden. Im Januar aber habe die konſervative Regierung den Weg einer Zwangspolitik eingeſchlagen, und jetzt ſei „die Stunde für ihn dageweſen.“ Er habe ein Miniſterium auf der Baſis einer „Antizwangspolitik“ gebildet, in welchem niemand von denen, die eine Stelle darin angenommen hätten, über die Abſichten des Leiters im Unklaren gelaſſen worden wäre. Das iſt aber nicht richtig dargeſtellt. Das Miniſterium Salisbury fiel bei dem Collingsſchen Antrage, der ſich nicht um die Union, ſondern um die Parole der Grundbeſitzverteiler „Drei Acker und eine Kuh“ drehte, und das Gladſtoneſche Kabinet wurde auf der Baſis „Prüfung und Unterſuchung“ der iriſchen Frage gebildet. Endlich iſt der Austritt Chamberlains und Trevelyans doch ein ziemlich ſchlagender Beweis dafür, daß von den Kollegen Gladſtones anfangs niemand

Digitized by Google

erfahren hat, mit welchen Plänen er sich in Betreff Irlands trug. Nach diesen Präliminarien verschreitet der Verfasser der Ansprache zur Feststellung dessen, worüber die Nation nächstens sich äußern soll. „Wollt ihr — so fragt er — Irland durch Zwang regieren oder es seine Angelegenheiten selbst verwalten lassen?“ Einen dritten Weg kennt er nicht oder will er nicht kennen, obwohl in den letzten Wochen verschiedene Vorschläge zur Lösung der Aufgabe gemacht worden sind, die eine Berücksichtigung, wenigstens eine Prüfung verdienen. Er nimmt z. B. keine Notiz davon, daß Lord Hartington glaubt, es werde mit strenger Gerechtigkeitspflege, neben der eine Reform der Gesetzgebung herginge, zu helfen sein; er behandelt den Gedanken Chamberlains als nicht vorhanden, jedem Teile des Reiches eine besondre Regierung zu geben, und er betrachtet den weitern Plan als keiner Kritik würdig, künftig den irischen Abgeordneten des Reichsparlaments die speziell irischen Fragen, den schottischen die schottischen, denen aus Wales die walisischen und denen aus England die, welche vorwiegend England angehen, zur Erörterung und Beschlußfassung zuzuweisen. Gladstone will auf nichts der Art hören. Er erklärt, Salisbury verlange „Repressivgesetze, deren Befolgung zwanzig Jahre lang erzwungen werden solle,“ und meint, die einzige Antwort, welche das Parlament auf eine endlose Reihe von Ungesetzlichkeiten, Wühlereien und Verschwörungen vernünftigerweise erteilen könne, bestehe in seinem Vorschlage, sich den Wühlern und Verschwörern zu ergeben und ihnen ihren Willen zu thun. Nach dem Manifeste sind er und seine Anhänger in der irischen Frage die einzigwahren Unionisten. Die „Tories und die Sezessionisten“ verdienen eine solche Bezeichnung nicht. Die bestehende Union ist nach seiner Meinung „nur eine papierne, gewaltsam zustande gebracht, gegründet auf Betrug und niemals von dem Volke Irlands gutgeheißen.“ Die neue wahrhafte Union ist durch Zerstörung der alten zu schaffen. „Das mit Stimmrecht begabte Irland fordert durch seine gesetzlichen Vertreter Trennung der gesetzgebenden Gewalten und hat bei seiner Forderung die größte Mäßigung bewiesen, es ist zufrieden damit, Prärogativen loszuwerden, es heißt sogar Stipulationen zum Schutze der Minderheit willkommen.“ Der Widerwille der Bewohner von Ulster gegen seinen Plan ist nichts als „religiöse Bigotterie.“ Schließlich zählt er die Segnungen auf, die aus der Annahme seiner Vorschläge fließen würden, woran er die Andeutung knüpft, daß die Homeruler Mittel und Wege finden würden, die Reichsgesetzgebung zum Stillstande zu bringen, wenn die Wähler sich weigern sollten, in seine Kapitulation vor Parnell und seinen Anhängern zu willigen. Die ganze Ansprache ist ein erstaunliches Opus, welches man nicht durchlesen kann, ohne sich höchlich über die Art und Weise zu verwundern, mit welcher sich der Minister über alle bisherigen Enttäuschungen verblendet und alle von Vorsicht und Mäßigung eingegebnen Einwendungen und Ratschläge von der Hand weist. Er ist nach diesem Manifest felsenfest überzeugt, daß er allein Recht habe, er ist unbeugsam und damit eine schwere

Gefahr. Mehr als all sein bisheriges Reden und Thun muß dasselbe allen denkenden Liberalen in England zeigen, daß es sich bei den kommenden Wahlen darum handeln wird, ob Gladstone zum Rücktritte vom Staatsruder genötigt werden oder das britische Reich eines seiner Glieder verlieren soll. Es giebt, wie Gladstone selbst erklärt, keinen Mittelweg zwischen dieser Alternative. Erlangt er an den Stimmurnen eine Mehrheit für sich, so wird er sie halsstarrig und rücksichtslos benutzen und den Führern der irischen Separatisten alles zugestehen, was er ihnen versprochen hat, Ulster wie das übrige Irland und alles, was nach seinem Plane von der bisherigen Union verbleiben soll, aber bei dem Charakter der Homeruler sicher nur kurze Zeit Bestand haben würde.

Wie kommt nun Gladstone zu so starrem Festhalten an seinem Plane, zu so verhängnisvoller Nachgiebigkeit? Sein Manifest läßt schließen, daß er einem Irrtume verfallen ist, der in Überschätzung der irischen Bewegungspartei besteht. Dasselbe beruht wesentlich auf der Annahme, daß man es mit einem Volke zu thun habe, welches von der Idee der irischen Nationalität so durch und durch erfüllt und entzündet sei, daß keinerlei Maß materieller Zugeständnisse und keinerlei Verwaltung, denke man sie sich auch noch so entschlossen und kraftvoll, es bewegen könnte, seinen Anspruch auf Unabhängigkeit aufzugeben. Die geschichtlichen Thatsachen bestätigen diese Ansicht nicht oder wenigstens nicht hinreichend. Die nationale Sache hat während der letzten Jahrzehnte in Irland immer eine gewisse Anzahl von Anhängern gezählt, welche ihr Haß gegen England und die Engländer zur Auflehnung und geheimer Verschwörung bewog, aber die Äußerungen dieser Bewegung waren nur krankhafte Stöße und Krämpfe, und die Beteiligung an ihr war verhältnismäßig gering. Von Emmetts verunglücktem Versuche an bis zu O'Connells Forderung nach Repeal im Jahre 1833 war die Idee der Trennung von England nicht viel mehr als ein Flackerfeuer, das bis 1841 völlig erlosch. Während dieser ganzen Zeit erlangte die öffentliche Meinung in Irland religiöse Gleichberechtigung, munizipale Reformen und Verbesserung des Looses der Pächter und sah von der größern Frage der Nationalität gänzlich ab. Als O'Connell die Repealbewegung in Szene setzte, nannte er seine Genossenschaft den „Loyalen Nationalverein für prompte Gerechtigkeit gegen Irland," und 1841 war er so wenig ein Gegner Englands, daß er zum Kandidaten für Dublin einen englischen Whig vorschlug. Die ersten wirklichen Nationalisten nach Emmett waren die Mitglieder des „Jungen Irlands," aber ihr Einfluß auf das Volk war ein beschränkter. Als John Mitchell, weil er Hochverrat gepredigt hatte, fortgebracht wurde, freute sich die Bevölkerung Dublins über eine Revue der Rotröcke Ihrer Majestät im Phönixpark. Später organisirten James Stephens und andre aus Amerika zurückgekehrte Irländer die fenische Bewegung, die aber bald zusammenfiel, weil sie nur wenig Halt in der Masse des Volkes gefunden hatte. Seitdem hat es mancherlei Anzeichen eines gleichsam unterirdisch geführten Krieges gegen England gegeben. Alles

war jedoch mehr Mache als Natur, mehr Krankheit als gesunder Trieb und Mut. Seit Robert Emmett 1803 in den Straßen Dublins die Fahne des Aufstandes erhob, hat kein einziger Ire sein Leben „für Irland“ gewagt. Es gehörte nicht allzuviel Heldenmut dazu, verstohlen ein Faß Pulver an die Mauer eines Gefängnisses zu stellen oder ein Päckchen Dynamit in ein englisches öffentliches Gebäude zu werfen. Wenn leidenschaftliche Vaterlandsliebe Tausende von Magyaren, Polen, Italienern und Griechen aufs Schlachtfeld oder in die Hände des Henkers trieb, so giebt es in der neuesten Geschichte der Smaragdinsel Sankt Patricks hierzu kein Seitenstück.

Was war nun das Geheimnis des erstaunlichen Erfolges, dessen sich Parnell in der That zu rühmen hatte? Es bestand einfach darin, daß er begriff, daß die Mehrzahl des irischen Volkes sich nicht leidenschaftlich für die Nationalität begeisterte, und daß er an die Stelle des O'Connellschen Appells an das Gefühl und des Mitchellschen Rufes zu den Waffen etwas Greifbareres und Solideres setzen mußte, wobei es überdies nicht viel zu wagen gab. Hier kam ihm Michael Davitt zu Hilfe, welcher die Landliga erfand. Die beiden Herren sagten zu den Bauern: „Folgt uns, und wir werden euern Pachtschilling ermäßigen und vielleicht ganz beseitigen.“ Den Pächtern leuchtete das ein, sie nahmen die Agitatoren beim Worte, und jetzt nennt Parnell die Menge, die ihm auf seine Versprechungen von wegen des Brotkorbes folgte, eine nationale Armee, entschlossen, für Irland gesetzgeberische Unabhängigkeit zu erkämpfen. Er hat nun in der That eine große Menge Rekruten geworben, aber das Handgeld, das er bot, war auch sehr ansehnlich. Es ist natürlich nicht unbegreiflich, daß die Bauern Irlands dem Agitator auch nach weitern Zielen folgen, da er ihnen so viel in Aussicht gestellt hat; doch scheint eine Bevölkerung, welche nur durch Verheißungen pekuniärer Natur bewogen werden kann, national zu fühlen und zu streben, nicht gerade jenen mächtigen Anspruch auf Unabhängigkeit zu haben, der in andern Fällen vorliegt. Hätten die englischen Gebieter Irlands schon vor Jahren die Pachtermäßigungen gewährt, welche die Parlamentsakte von 1881 darbietet, und damit die stetige und kräftige Handhabung eines verbesserten Kriminalrechts verbunden, so würde das Verlangen nach einer unabhängigen Gesetzgebung sich schwerlich so weit über das katholische Irland verbreitet haben. Die Masse des Volkes hegte niemals unloyale Gefühle gegen England als Staat. Die Soldaten waren bis in die neueste Zeit herein gern gesehen, selbst in der ärgsten Periode der agrarischen Verbrechen vergriff man sich in Tipperary und Westmeath niemals an der Gendarmerie, und allen Vertretern der Königin, vom Richter bis hinauf zum Vizekönig, wurde mit Achtung begegnet. Wirklich verhaßte Persönlichkeiten waren nur gestrenge Gutsherren und deren Agenten. Die nationale Idee war damals unter dem Landvolke eingeschlafen. Ihr Erwachen unter O'Connell war nicht spontan. Er hatte den Katholiken die Freiheit verschafft, die Agitation war für ihn Bedürfnis,

das Landvolk folgte ihm in seinen alten Tagen ganz so, wie es jetzt Parnell folgt, oder wie ein Teil der englischen Demokratie von Gladstone sich das Dubliner Parlament aufreden läßt, welches man, wenn Salisbury es vorgeschlagen hätte, zornig zurückgewiesen haben würde. Es darf also nicht Wunder nehmen, wenn wir jetzt sehen, wie die katholischen Iren Mann für Mann dem Führer Heeresfolge leisten, der einen solchen Schlag gegen ihre Pachtverpflichtungen geführt hat, und dessen fernerer Erfolg deren gänzliche Abschaffung verheißt, und sein agrarischer und sozialistischer Feldzug darf nicht als auf nationalem Gefühl und Sehnsucht nach Unabhängigkeit beruhend aufgefaßt werden, wenigstens nicht, soweit es sich um die Landbevölkerung, die große Mehrzahl der Iren, handelt. England hat es hier mit einer Vereinigung von Bauern zu thun, welche wenig oder gar keinen Pacht zahlen und überhaupt nichts opfern wollen, wie sie denn selbst bei ihrer Unterstützung der Landliga den größern Teil der Beitragspflicht ihren transatlantischen Verwandten, den amerikanischen Iren, überließen. Das Nationalgefühl der cisatlantischen Iren ist schwächlich geworden, weil das englische Regiment in den letzten Jahrzehnten nicht grausam und selbstsüchtig wie früher, sondern trotz mancher Mißgriffe wohlwollend verfuhr. Die verhältnismäßig wenigen eifrigen irischen Patrioten, welche die Sassenagh wirklich haßten, konnten dem Volke ihr Gefühl und Streben nicht einreden, wenn es sah, wie das Parlament in London Gesetze mit der besten Absicht für Irlands Wohl schuf, und wie die englischen Beamten gegen die Iren gerecht und billig zu sein versuchten. So erkennt man denn bei näherer Betrachtung, daß die nationalistische Bewegung zum großen Teile Kunstprodukt einer Partei und das Werk ausländischer Wühler ist. Was wirklich echt und eingeboren daran ist, ist der Wunsch der Pächter, ihre Farm pachtfrei zu sehen. Indem Parnell diesen Wunsch als Hebel benutzte, gewann er die Möglichkeit, als „Führer einer Nation, die nach Freiheit ringt," aufzutreten. Gladstone gründet also seine Zugeständnisse auf ein Gefühl, welches im Gemüte des irischen Volkes erst den zweiten Rang einnimmt. Er schlägt vor, einem Volke nationale Rechte zu verleihen, das niemals starke und dauernde Hingebung an die nationale Idee gezeigt, ihr niemals viel Zeit und Geld geopfert und niemals ernstlich mit den Waffen für sie gekämpft hat.

Noch ein zweiter Irrtum ist zu widerlegen. Das nationale Gefühl tritt in Irland nicht bloß hinter die materiellen Interessen der ländlichen Bevölkerung, der Pächter zurück, sondern auch hinter die religiösen Empfindungen derselben, nimmt also in der Bewegung erst die dritte Stelle ein. Die Bauern Irlands glauben, die Begriffe Katholik und Irländer deckten sich ungefähr (ähnliches findet sich, wie man weiß, unter der polnischen Bevölkerung Preußens), und ihre protestantischen Nachbarn wären, wenn nicht der Herkunft, so doch ihrem Denken und Empfinden nach Engländer. Darin liegt auch etwas Wahres. Protestantische Anhänger Parnells giebt es so wenige, daß sie kaum mitzählen.

Es ist reiner Zufall, daß er selbst Protestant ist und fünf oder sechs protestantische Gehilfen bei seiner Agitation hat. Es scheint, als ob die Iren einen Führer brauchten, der wohlhabend und also in Geldsachen einigermaßen unabhängig war, sodaß sie nicht nötig hatten, ihn bei seiner Agitation aus ihrem Beutel zu unterstützen. Als ihnen dann ein protestantischer Kandidat wie das jetzige Parlamentsmitglied für Cork anbot, sie ohne Entschädigung für seine Mühe und Auslage zu führen, nahmen sie dankbarlichst seine Dienste als die eines Mannes von Talent und Charakter an, welcher der keltischen Sache mit der kaltblütigen Klugheit, der Festigkeit und der Ausdauer zum Siege zu verhelfen versprach, die ihm nach seiner englischen Abkunft eigen waren. Die gemeine Mannschaft, die hinter ihm hermarschirt, die Massen, die auf seine Befehle hören, betrachten die Protestanten Irlands, wie die Unruhen in Sligo zeigten, noch heute mit Widerwillen und Haß, wogegen anderseits die irischen Protestanten, die in Ulster dicht bei einander, im Süden und Westen unter den Katholiken zerstreut wohnen, den Parnellismus und alle seine Werke wie den Satan und sein Reich verabscheuen. Insofern haben die Katholiken Recht, wenn nach ihrer Ansicht Konfession und Nationalität sich decken. Für das englische Volk aber handelt es sich um die Frage, ob man recht thut, in einem Lande, wo Zwietracht und Hader konfessioneller Art noch fortleben, einer katholischen Mehrheit zu einer Stellung zu verhelfen, in der sie die protestantische Minderheit unterdrücken und bedrängen kann. Gladstone spricht von „Bürgschaften" gegen die Verwirklichung dieser Möglichkeit, aber sein Plan enthält keine solche Bürgschaften, auf die Verlaß wäre. Gesetzt selbst den unmöglichen Fall, daß die erste „Ordnung" seiner „gesetzgebenden Körperschaft," das Oberhaus seines Dubliner Parlaments, ganz aus Protestanten bestünde, so würden erst die beiden Ordnungen in gemeinsamem Tagen das Parlament konstituiren, und die Mehrheit würde auf seiten der zweiten Ordnung sein. Folglich würde nach dem parlamentarischen System die Exekutive, die Regierung Irlands von den Katholiken aufgestellt, gehalten und beeinflußt sein.

Gladstones Plan würde Irland ungefähr in eine Lage versetzen wie die, welche er nach dem letzten russisch-türkischen Kriege für Bosnien im Auge hatte als er dessen Unabhängigkeit verlangte. Die Bevölkerung zerfiel hier in Muhammedaner und Christen, Orthodoxe und Katholiken, die alle einander bitter haßten. Wäre es nach Gladstone und seiner Partei gegangen, so hätte man der christlichen Mehrheit die Macht in die Hände gespielt, die Muhammedaner, ihre bisherigen Herren, nun ihrerseits zu knechten und zu berauben. Beaconsfield dagegen sagte auf dem Berliner Kongresse — allerdings nicht bloß aus Gründen der Humanität: „Nein, keine Unabhängigkeit, sondern österreichische Oberherrschaft, Österreichs Berufung zur Erhaltung des Friedens zwischen den streitenden Parteien." Kein Teil dieser Lösung der Frage wurde damals von Gladstone so leidenschaftlich bestritten als dieser. Man erinnert sich der Schimpfrede in

Midlothian, die der jetzige Premier, als er Minister geworden war, zurücknehmen mußte. Die Zeit hat erwiesen, daß er unrichtig gedacht hat: sein unabhängiges Bosnien wäre ein blutiges Schlachtfeld der Religionsparteien geworden, Bosnien unter österreichischer Herrschaft erfreut sich friedlichen Gedeihens. In ähnlicher Weise kann England in Irland den Frieden wahren. Stellt man dagegen die dortige protestantische Minderheit unter die Katholiken, welche Neulinge in der Regierungskunst, voll von altem Groll und stets geneigt sein würden, ihrem Glauben den Vorrang vor dem Wohle des Landes einzuräumen, so fügt man letzterm mehr Schaden zu, als alle Feinde desselben ihm jemals angethan haben, so entzündet man in ihm einen ewigen Krieg, der sein Mark verzehrt.

Die evangelische Kirche und der Staat.*)

1.

Im Anfange des Kulturkampfes fiel es einigen Schriftstellern mit Recht auf, daß man strebte, die evangelische und die katholische Kirche unter dieselben staatlichen Gesetze zu stellen. Sie protestirten dagegen und fanden dies Verfahren oberflächlich. Daß die beiden Kirchen den Namen „Kirche" führen und daß sie privilegirte christliche Kirchen sind, hebt doch nicht alle andern sonstigen Unterschiede auf, die sich an den beiden finden. Über die dogmatischen Unterschiede der Kirchen mag der Staat kein Urteil haben, aber daß der Staat geschichtlich ganz anders zu der einen Kirche steht als zu der andern, daß er seine Interessen von der einen ganz anders beurteilt sieht als von der andern, ist doch wohl so wichtig, daß er die beiden unmöglich gleichmäßig behandeln kann. Daher sagt Professor H. Schulze ganz richtig: „Das Kirchenstaatsrecht, d. h. das rechtliche Verhältnis der Kirche zum Staate, kann und darf nur durch ein Staatsgesetz festgestellt werden. Ein solches Gesetz darf aber nicht der abstrakten Gleichheit zuliebe die Verhältnisse der evangelischen und der katholischen Kirche nach gleichen Grundsätzen regeln wollen. Hier involvirt jede scheinbare Parität die größte Imparität. Der moderne Staat erkennt die

*) Wir teilen hier zwei Aufsätze mit, die beide dasselbe Thema behandeln, aber derart, daß beide die Frage von etwas verschiednen Seiten betrachten, während beide dieselben Zielpunkte im Auge haben. Dasselbe geschieht bei der stereoskopischen Aufnahme eines Gegenstandes, der Augenpunkt beider Bilder ist derselbe, der Standpunkt ein etwas verschiedener; der Erfolg ist dort, daß dem Gegenstande dadurch größere Deutlichkeit, Perspektive und Relief gegeben wird. Wir glauben, daß der Leser bei einer Vergleichung und Zusammenfassung der nachfolgenden Aufsätze einen ähnlichen Eindruck gewinnen wird, wie bei dem Anschauen eines Bildes in stereoskopischer Darstellung. D. Red.

Parität aller seiner Unterthanen ohne Unterschied des religiösen Bekenntnisses an, aber er darf die beiden großen Kirchengemeinschaften, die in ihm bestehen, nicht nach derselben Schablone behandeln. Beide Kirchen verlangen ihr besondres Staatsgesetz, wie sie ihr eigenartiges Lebensprinzip haben."

Nachdem nun der augenblickliche politische Zustand der großen Weltverhältnisse unsern Reichskanzler veranlaßt hat, der kulturpolitischen Fehde gegen die ultramontane Richtung die Spitze abzubrechen, und der modus vivendi, dieser große Unbekannte, von allen Seiten angekündigt wird, ist es nicht unerwartet gekommen, daß sich evangelische Parlamentarier auch um größere staatliche Freiheit der evangelischen Kirche bemühen und besondre staatliche Maßregeln für ihre Kirche herbeiführen möchten, die dem kirchlichen Interesse günstig sind.

Das ist in mehrfacher Hinsicht ganz billig. Die Kirche ist auch im evangelischen Sinne eine besondre Gemeinschaft mit eigenartigem Prinzip, und es ist eine Schwärmerei, die man einem so bedeutenden Manne wie Richard Rothe wohl zu Gute halten, aber nicht billigen kann, wenn jemand glaubt, die Kirche solle sich in den Staat auflösen; es sei dies keine Auflösung, sondern eine wünschenswerte Erweiterung ihres Einflusses auf die ethisirte Welt. Es ist auch wohl kaum ein praktischer Mann zu finden, der über das Wesen der Kirche noch jetzt so idealistisch dächte. Der Philosoph August Comte und einige andre absolute Feinde der historischen Kirchen wollen zwar ihre weltliche atheistische Gesellschaft mit religiös-sozialen Festen und Zeremonien so reich ausstatten, daß man die Kirchen mit ihren erhebenden Feiern nicht vermißte, aber es ist eben Schwärmerei. Nicht bloß das religiöse Gefühl ist ein dem Menschen für immer anhaftendes ewiges Merkmal, auch eine Gemeinschaft, die zur Pflege und Bethätigung dieses Gefühls besonders bestimmt ist, ist dem Menschen unentbehrlich. Wäre es heutzutage noch möglich, eine der bestehenden Kirchen mit Gewalt zu unterdrücken, so würde sich aus der unergründlichen Tiefe der Volksseele sofort eine andre neue Kirche bilden, und das abgelenkte oder sich selbst überlassene Bedürfnis könnte zu Kirchenbildungen gelangen, wie z. B. der Mormonen. Kein moderner Bildungsstolz ist, wenn eine neue Kirche not thut, imstande zu verhindern, daß aus irgendeiner verborgnen Ecke ein absurder Aberglaube auftaucht, der die neue Gemeinde der religionsbedürftigen Menschen um sich sammelt.

Es ist freilich eine sehr elementare Forderung, wenn man bloß verlangt, daß die kirchlichen Gemeinschaften ihr selbständiges Dasein fortführen sollen. Nur weil der moderne atomisirende Bildungsschwindel noch immer phantasirt, die Religion dürfe nur noch Privatsache sein, muß man zuweilen so elementare Dinge vorbringen.

Die Kirchen selbst sind nicht so zurückhaltend, sie fordern mehr, nicht bloß die katholische, sondern auch die evangelische. Mögen sich diese beiden auch im übrigen nicht verständigen können, sie haben darin die gleiche Befriedigung, daß

man heutzutage anerkennt, der Staat sei auf ihre Mitwirkung bei der Volkserziehung angewiesen, und diese Mitwirkung gehe am besten von statten, wenn der Staat sich direkter Eingriffe in die Kirchen enthalte und sich nur gegen etwaige staatsfeindliche Bestrebungen in den Kirchen schütze. Und hierin, in dem Bedürfnis eines Schutzes, in der sogenannten „Kirchenhoheit" liegt eben der Punkt, wo die Kirchen dem Staate gegenüber eine verschiedne Stellung haben. Es sind nicht dieselben Schutzwehren angebracht gegen einen Wiesenbach, der in mehreren dünnen Fäden durch eine Ebene fließt, wie gegen den Gebirgsbach, der durch unkontrolirbare Einflüsse von oben zum reißenden Strome wird. Und auf dies so ungleiche Schutzbedürfnis des Staates wirken außerdem noch tiefgehende geschichtliche Erlebnisse mächtig ein, wie sie das menschlich-politische Dasein vor jeder bloßen Naturkraft voraus hat. Wie sollte also es möglich sein, diese Unterschiede zu übersehen? Aber die Sache ist dadurch auch wieder verwickelter geworden. Denn wie unergründlich seltsam verknüpft sich der Anfang einer Bewegung, wie sie das Christentum darstellt, mit dem, was sie sonst auf ihrem Entwicklungsgange antrifft, und wiederum der Anfang der deutschen Reformation mit dem, was sie in Deutschland an politischen und sozialen Kräften vorgefunden hat! Wie verschieden müssen durch die lebendigen Entwicklungen in den Jahrhunderten sowohl die Aktionsbedürfnisse der Kirchen wie die Schutzbedürfnisse des Staates der Kirche gegenüber sich gestalten! Die evangelische Kirche der lutherisch-deutschen Reform wollte das allgemeine Priestertum der Gläubigen verwirklichen, sie nahm sich vor, die Einflüsse fremder Macht aus der Kirche zu entfernen. Und was geschah trotzdem? Die Fürsten regierten, soweit sie evangelisch waren, aus Not und Pflicht zugleich die weltlichen und die geistlichen Dinge. Zum Teil übten sie diese geistliche Regierung wenigstens durch besondre Organe, zum Teil hielten sie auch dies nicht für nötig. Wir finden es nicht schwer, diese Entwicklung der evangelischen Kirchenverfassung zu begreifen, aber damals fand man es auch nicht schwer, dieselbe zu verteidigen und als angemessen zu bezeichnen. Ebenso seltsam waren die übrigen Kontraste auf diesem Gebiete; man hatte tief darunter leiden müssen, daß die alte Kirche die alleinige Wahrheit zu haben glaubte, daß ihre Organe über alles Handeln der Menschen absolut zu gebieten hatten. Man wollte dagegen das Wort der „Schrift" wieder ehren, das „alle Freiheit lehret." Aber was geschah? Die lutherischen Theologen entwickelten eine zweite Ausgabe unfehlbarer Lehre in dicken Quartanten, und ein Mütterchen, das seine Nachbarin in der Krankheit aus Gottes Wort trösten wollte, mußte erst die Erlaubnis von ihrem lutherischen Pastor einholen. Es ist, als ob durch solche Ironie der Geschichte uns zu unsrer Beschämung vorgehalten werden sollte, wie langsam wir uns, trotz aller großen genialen Gedanken einzelner, als Gesamtheit vorwärts bewegen. Gewiß ist es gut, wenn wir uns dieses „Kulturgesetz" fleißig in Erinnerung bringen. Auch sonst fehlt es in der evangelischen Kirche nicht an seltsamen Kontrasten, die geschichtlich eben nicht in Abrede zu stellen sind.

Wir kennen hinlänglich die große Bedeutung der heiligen Schrift für die Gemeinden und die Theologen der Reformation, aber es ist eine bemerkenswerte und erfreuliche Fügung, daß auf lutherischem Boden wenigstens diese Schrift nicht als kirchliches Recht so ohne weiteres eingesetzt worden ist, während dies auf katholischem Boden wohl geschehen ist, obgleich die heilige Schrift hier neben der Tradition lange nicht die große Rolle spielt wie auf lutherischem Gebiete. Luther will als Gesetz das gelten lassen, was „darinnen die Oberkeit und weise Leute nach dem Rechten und Vernunft schließen und ordnen," denn Christus setze in der Bergpredigt „nichts als ein Jurist oder Regent in äußerlichen Sachen, sondern allein als ein Prediger unterrichtet er die Gewissen," sodaß mit ihm in sachlicher Übereinstimmung, wenn auch in frivoler Form, Friedrich der Große (1751) gebot, „daß in Zukunft bei solchen Fällen nach meiner Ordre und Vorschrift schlechterdings verfahren, keineswegs aber dabei Moses und die Propheten zu Rate gezogen werden sollen, als welche hier im Lande nichts zu thun haben."

Doch es ist nicht thunlich, hier speziell auf die Geschichte der evangelischen Kirchenverfassung in den einzelnen deutschen Territorien einzugehen. Wir müssen uns an die Hauptsachen und an die neuern Verhältnisse halten, wie sie besonders in Preußen vorliegen und wie sie auch Herr von Hammerstein und die Kreuzzeitungspartei in dem bekannten Antrage voraussetzen.

Die neuern Bewegungen auf dem Gebiete evangelischer Kirchenverfassung gehen bekanntlich auf die Kirchenordnung für die evangelischen Gemeinden der Provinz Westfalen und der Rheinprovinz vom 5. März 1835 als auf ein Vorbild zurück, sind also mit eine Frucht der reformirten Gemeindeverfassung, die sich in dem Gebiete von Jülich-Cleve-Berg erhalten hatte. Man kann diese modernen Bestrebungen als einen Versuch bezeichnen, die Repräsentation der Kirche von unten herauf mit dem königlichen Regiment von oben her, durch die königlichen Konsistorien, zu verschmelzen. In der Art dieser Zusammenwirkung des synodalen und konsistorialen Elementes liegt die weitere Schwierigkeit, aber die ganze Methode scheint jetzt festzustehen, und selbst die hochkirchlichen Parteien scheinen sich mit der Beteiligung der Gemeindeglieder an der kirchlichen Organisation zufrieden gegeben zu haben. Es war lehrreich, wie man 1850 diese Beteiligung als demokratisch herabdrücken wollte. Man dachte sich den Gemeindekirchenrat ohne Rechte, und die Gemeinden durften sich diese Scheinvertretung nicht einmal frei wählen, sondern mußten sie einer „bindenden Vorschlagsliste" entnehmen. Aber die Zeit der Reaktion ging vorüber, und als E. Herrmann als Präsident des Oberkirchenrates mit Männern wie Dr. Falk und Geheimrat von Sydow zusammenzuwirken berufen waren, da entstand in den Jahren 1873 und 1874 eine kirchliche Ordnung, die (am 3. Juni 1876) auch eine staatsgesetzliche Bestätigung fand, soweit sie deren bedurfte. Diese neue Ordnung hat schon zu fungiren begonnen, und sie muß bei allen weitern Wünschen die Grundlage abgeben.

Man kann nicht leugnen, daß durch diese Ordnung die evangelische Kirche

ein selbständiger Organismus geworden ist. Allerdings wird sie von dem Landesherrn in Preußen regiert, aber nur weil er Landesherr ist, nicht als Landesherr. Das Kirchenregiment ist ein Annex, aber kein Bestandteil seiner Landeshoheit. Die Hauptsache und die treibende Kraft bleibt stets der kirchliche Organismus in seinen Synoden, die auf den Stufen vom Kreise zur Provinz und zum ganzen Lande (Generalsynoden) mit den Vertretern des Regiments zusammen zugleich gesetzgeberisch und verwaltend thätig sind und durch Räte und Ausschüsse auch noch zwischen den Zeiten der Sessionen eine ständige Einwirkung üben. Das ist viel, aber wir erinnern uns leicht, daß diese Ordnung nur dürftige Ausdehnung erhalten hat. Sie beherrscht nur die alten Provinzen Preußens, nicht einmal ganz Preußen, und für die andern evangelischen Landeskirchen in Deutschland oder für die sonstigen Evangelischen hat diese Gesetzgebung keine Bedeutung, wiewohl ihr ein Blick auf die zukünftige Verbindung dieser andern evangelischen Teile einverleibt ist.

Sodann ist natürlich auch der preußische Staat mit Hoheitsrechten der evangelischen Kirche gegenüber ausgestattet worden, und am meisten gegen diese dem Staate zugewiesenen Schutzgesetze und die dem konsistorialen Elemente verbliebene kirchliche Regierungsgewalt richten sich Wünsche wie die Hammersteinschen. Das ist, wie gesagt, vollkommen loyal. Es ist vollkommen möglich, daß man in der Abgrenzung der staatlichen und konsistorial-kirchlichen Rechte gegenüber der kirchlichen Selbstverwaltung Mißgriffe macht, die ihre Berichtigung im Laufe der Zeit durch die Wechselwirkung der entgegengesetzten Parteien finden müssen. Aber das ist richtig, daß hierbei allgemeine Phrasen ohne großen Wert sind. Sagt man bloß, man wünsche größere Freiheit und Selbständigkeit der evangelischen Kirche und mehr Geld vom Staate zum Besten der evangelischen Kirche, so ist das letztere sehr fremdartig und hat mit der katholischen siegreichen Kirchenpolitik nichts zu thun.*) Denn die Katholiken wollten ihre Staatsgelder nur nicht verlieren, aber eine Erhöhung verlangten sie nicht, und die erstgenannten Forderungen sind eben ganz inhaltslos, sodaß sie erst verständlich werden durch die Andeutungen, man wolle die Vorbildung der evangelischen Geistlichen durch die kirchliche Mitwirkung bei der Anstellung der Professoren der Theologie sichern, auch durch Einrichtung von geistlichen Seminarien für diesen Zweck wirken. Hat man solche bestimmte Pläne in einzelnen Desiderien vor sich, so läßt sich darüber sprechen. Vielleicht bildet sich eine evangelische Zentrumspartei heraus, als Vertretung der Interessen der evangelischen Kirche Preußens. Wir brauchen uns dabei noch weniger als die Katholiken durch den Gedanken beengen zu lassen, daß eigentlich nur die Kleriker und ihre Versammlungen das kirchliche Interesse mit Einsicht vertreten können, denn bei uns ist die Hierarchie nicht mit besondern Privilegien gegenüber den Laien ausgestattet.

*) Man vergleiche hiermit die Ausführungen des zweiten Artikels. D. Red.

Mit Recht hat man dagegen vermutet, daß eine solche evangelische Zentrumspartei nicht die Geschlossenheit zeigen werde, wie sie die Herde des Dr. Windthorst fast stets gezeigt hat. Uns wird von Jugend auf in religiösen Dingen eingeschärft, daß, wenn die Wahl nur bleibt zwischen „Einheit und Freiheit," wir mit dem alten Tholuck für die Freiheit uns entscheiden, ganz anders als die non-placet-Bischöfe, die, nachdem der heilige Geist sich für das placet entschieden hatte, in die tragische Notwendigkeit gerieten, die weniger coulanten alten Gesinnungsgenossen zu verfolgen. Es wird daher mit der evangelischen Zentrumspartei immer eine schwächliche Sache sein. Schon jetzt liegt ein Zeichen dafür vor. Eine kirchliche Konferenz in der Grafschaft Mark, also auf dem Boden von Rheinland-Westfalen, hatte aus Anlaß des Antrages von Hammerstein eine Resolution mit einem Dankesvotum an die Abgeordneten Stöcker, von Hammerstein und Eynern gesandt. In einem dankenden Antwortschreiben lehnte jedoch Herr von Eynern ein Eintreten für den Antrag von Hammerstein mit folgenden Worten ab: „Ich kann die Befreiung der evangelischen Kirche aus der staatlichen Gebundenheit, die gewissermaßen verlangte Herstellung einer evangelischen preußischen Freikirche nicht befürworten. Die Synodalordnung, für welche wir nächst dem Landesherrn unsern Dank dem Herrn Minister Falk schulden, giebt meines Erachtens der evangelischen Kirche ein hohes Maß von Befreiung von der staatlichen Oberleitung. Die Bestrebungen für eine weitere Befreiung widerstreiten der Entstehungsgeschichte und der geschichtlichen Entwicklung der Kirche. Hinter diesen Bestrebungen verbirgt sich ohnedem derjenige Geist der Unduldsamkeit, der die historisch gewordenen und zum Heil der Kirche bestehenden Richtungen innerhalb der evangelischen Kirche unter dogmatischen Zwang bringen will. Die auf diese Wege hinzielenden Anträge, welche der Volksvertretung zugegangen sind, bedeuten zugleich den Versuch, in die Rechte und Pflichten der Krone, des landesherrlichen Kirchenregiments, in unberechtigter Weise einzugreifen. Der Antrag des Abgeordneten von Hammerstein verfolgt deshalb in seinem ersten Teile Ziele, die ich nicht billige, und deshalb wird die Voraussetzung der kirchlichen Konferenz, daß dieser Antrag die kräftigste Unterstützung aller evangelischen Volksvertreter finden werde, meinerseits nicht zutreffen." Dagegen sprach der Abgeordnete Freiherr von Hammerstein in seinem Antwortschreiben seine vollständige Übereinstimmung mit den Anschauungen der Konferenz und zugleich sein Bedauern aus, daß die Konferenz sich in ihrer Erwartung, der konservative Antrag werde die kräftigste Unterstützung aller evangelischen Volksvertreter finden, schon jetzt schwer getäuscht sehe. Das Schreiben des Herrn von Eynern beweise leider, daß der Eifer dieser Herren für die evangelische Kirche sich auf große Worte beschränke, zu Thaten aber nicht bereit sei. Zum Schluß heißt es: „Der Widerstand, welcher meinem Antrage von nationalliberaler und freikonservativer Seite entgegengesetzt wird, wird bei der Lauheit einzelner Konservativen vielleicht dahin führen, daß seine Beratung in dieser

Session nicht mehr stattfindet. Die »Nationalzeitung,« welche diese Aussicht mit dem Ausdrucke lebhafter Freude begleitet, erblickt darin den Beweis, »daß die Urheber meines Antrages nichts hinter sich haben.« Die Aufgabe aller derer, denen es im Lande heiliger Ernst ist um das Wohl und Wehe unsrer evangelischen Kirche, wird es sein, den Gegenbeweis laut und vernehmlich zu führen, wie Sie und andre Freunde in Rheinland und Westfalen es schon jetzt gethan haben."

Ein ähnliches Zerwürfnis unter den evangelischen Christen hat sich auf einer sächsischen Versammlung der kirchlichen „Mittelpartei" herausgestellt über die Frage, ob der Staat bei der Anstellung der theologischen Professoren an die Kirche gebunden sein solle. Für einen Katholiken ist das selbstverständlich; er schätzt die Wissenschaft überhaupt nicht so hoch in Glaubenssachen, er weiß, daß alle Forschung, theologische wie weltliche, mit der Kirchenlehre im Einklang bleiben muß. Darin, daß der theologische Professor zu keinem andern wissenschaftlichen Ergebnisse kommen darf als zu dem, was die Kirche festgestellt oder für wenigstens wahrscheinlich erklärt hat, sieht er keine Beschränkung. So weit geht der lutherische Orthodoxe nicht; er will die Wissenschaft nicht beengen, aber er verlangt von dem, der die Lehrer der Kirchengemeinde heranbilden will, daß er selbst den Glauben der Kirche unzweifelhaft bekenne, am wenigsten aber ihn durch wissenschaftliche Zweifel zerstöre. Dem gegenüber steht eine Menge von evangelischen Christen so, daß sie diesen Grundsatz nicht von der ganzen orthodoxen Lehre gelten läßt, sondern nur verlangt, daß der Professor in gewissen Grundthatsachen die evangelische Überzeugung festhalte, im übrigen aber vollkommen der gewissenhaften Forschung huldige. Schwer ist die Sache immerhin, aber so lange die Freizügigkeit der theologischen Studenten in Wirklichkeit besteht und der künftige Kirchenmann nicht gezwungen ist, einen ihm verhaßten Ungläubigen zu hören, ist die Sache zu ertragen. Dabei hat sie den Vorteil, daß bei dieser Praxis ein großes Prinzip gewahrt wird. Wie nämlich auch die Offenbarung des göttlichen Glaubens beschaffen sein mag, sie wird immer so aufgefaßt werden müssen, daß das übrige profane Wissen, das sich unserm Geiste aufdrängt, neben dem Glauben ohne Widerspruch mit diesem fortbesteht und giltig ist. Denn es darf nicht zwei sich widersprechende Wahrheiten geben. Dieses Prinzip liegt doch in unsrer Lehrfreiheit und in der Anstellung der Theologen durch den Staat auf den Vorschlag der Fakultät hin. Wir wollen nicht einmal den Verdacht erregen, daß sich der Theologe infolge der kirchlichen Anstellung von dem Boden der allgemeinen Wissenschaft etwa entferne. Wenn man gesagt hat, daß dadurch den wechselnden Ministern ein allzugroßer Einfluß auf die kirchlich-dogmatische Entwicklung gegeben werde, so ist das ja richtig. Unter Herrn von Mühler wurde einigen Privatdozenten der Theologie geschrieben, daß sie nie vom Minister angestellt werden würden. Einer von ihnen starb darüber, der andre wurde vom Minister Falk ohne Bedenken angestellt.

Solche Fälle kommen vor. Aber wer ist so naiv, zu meinen, bei kirchlichen Personen käme ein ähnlicher Wechsel der Ansicht nicht vor? Sollten wir nötig haben, an Namen zu erinnern? Auch in der römischen Kirche sind ja die Jesuiten von drei Unfehlbaren einmal genehmigt, dann aufgehoben und endlich wieder eingesetzt worden. Wir gestehen übrigens, daß wir gern der evangelischen Kirche Gelegenheit gäben, an jeder theologischen Fakultät zu den staatlichen Professoren der Theologie auch zwei rein kirchliche hinzuzufügen. Da die Kirche auf alle Fälle die Kandidaten für den Kirchendienst amtlich prüft, so hat sie doch eine ganz bedeutende Einwirkung auf die Studenten schon jetzt. Nicht bloß die Mittelpartei, die, wie gesagt, neulich in der sächsischen Versammlung durch Professor Beyschlag zu Worte gekommen ist, hält die Freiheit der Wissenschaft für ein Recht, das der Staat auch in der Theologie zu schützen habe; große, sehr große Kreise werden mit ihm gleicher Meinung sein. Eine Kirche, „deren Professoren nach kirchlich approbirten Heften lesen und von einem Priester entlassen werden können," würde bei evangelischen Christen keinen Kredit genießen. Eine Agitation für solche Abhängigkeit der Universitätsprofessoren von der Kirche wird nicht für eine nützliche Freiheit der Kirche gehalten werden, sondern nur für eine Verstärkung einer unevangelischen Hierarchie. Auch sind wir überzeugt, daß selbst Herr von Hammerstein und seine Verehrer die Anstellung der Theologieprofessoren nicht dem Staatsminister ganz entziehen wollen, sondern nur einen Beirat der Synode verlangen, wie er faktisch ja oft genug eingeholt wird. Kurz, man darf den Antragstellern keine katholisirende Tendenzen unterschieben, wenn nicht ganz andre Erklärungen von ihnen über ihre speziellen Absichten erfolgen, die diese Tendenzen ausdrücklich bekunden.

Wir sind im ganzen mit der durch die Gesetze von 1876 erlangten Kirchenordnung zufrieden, insbesondre mit der Bemerkung: „Der Bekenntnisstand und die Union in den genannten Provinzen und den dazu gehörenden Gemeinden werden durch dieses Verfassungsgesetz nicht berührt." Das Maß der dem Könige in seinem staatlichen Beruf und so dem Staate selbst zukommenden Rechte ist dem Herrn von Hammerstein zu groß. Unter andern Verhältnissen dächten wir vielleicht auch so, wenn nämlich eine Synodalorganisation und eine Konsistorialrichtung bei uns bestünde, die an einer freien, presbyterialen und liberalen Entwicklung der evangelischen Kirche Freude hätte. In solchen Fällen würden wir einige Schutzwehren des Staates für unnötig bezeichnen, namentlich die enge Begrenzung der kirchlichen Steuern, die man den Kirchengemeinden zu allgemeinen kirchlichen Zwecken auflegen darf. Auch ist der Wunsch der Generalsynode im Prinzip zu billigen, daß man bei der Besetzung kirchlicher Ämter dem Staat nicht mehr zugestehen möge, als ein Einspruchsrecht gegen die kirchenregimentlichen Vorschläge. Für die Gegenwart aber und die nächste Zukunft möchten wir den Befugnissen, die der Staat nach dem giltigen Reglement auf dem evangelischen Kirchengebiete hat, nichts entziehen. Denn seit vielen Jahren

sind alle, oder fast alle wichtige kirchenregimentlichen Stellen mit Männern besetzt, die, wie man sich ausdrückt, der entschiednen Partei der kirchlichen Rechten angehören, mag sie nun sich „konfessionell“ oder „positive Union“ nennen. Das ist mit rechten Dingen zugegangen und lag im Geiste der Zeit. Wir sind nicht der Absicht, diese Männer anzuklagen; sie werden immer ein unentbehrlicher Bestandteil der evangelischen Kirche bleiben. Aber so lange sie allein herrschen und jede freiere Regung verdächtigt wird, so lange man dem presbyterialen und Laienelement mit Mißtrauen gegenübersteht und nur das pastorale Element stärkt, so lange man eine Anzahl von Protesten, die man bei Fanatikern leicht erzielen kann, für genügend hält, um eine Wahl des Gemeindekirchenrates zu kassiren und den gewählten Mann als Ketzer zurückzuweisen, so lange ist der Zeitpunkt nicht gekommen, die Rechte des Staates gegenüber der evangelischen Kirchenorganisation zu vermindern. Es ist aber zu erwarten, daß es einmal im Gange der ruhigen Entwicklung, aus der Kirche selbst heraus, nicht durch weltliche Einwirkung, etwas weitherziger hergehe bei der Besetzung der obern Ämter. Dann wird ein wachsendes Vertrauen zu den Personen, die mit einander auf verschiedner dogmatischer Basis die Kirche bauen, ein wachsendes Vertrauen zu der weltlichen Wissenschaft, die die religiöse Bildung nie zerstört, wohl aber reinigt, ein besseres Verständnis des Wortes ermöglichen, „daß dem Volke die Religion erhalten werde.“ Dann wird der Staat einige Schutzwehren gegen die evangelische Kirche, die ja den Staat wieder zu Ehren gebracht hat, von selbst aufgeben. Für jetzt wäre es nicht angebracht.

2.

Der Antrag Hammerstein ist durch den Schluß des Landtages beseitigt worden, was begreiflichen Unwillen in jenen Kreisen hervorgerufen hat, aus denen der Antrag hervorgegangen ist. Wenn man jedoch billig urteilt, kann man es dem Abgeordnetenhause nicht verdenken, daß es nach einer langen und höchst anstrengenden Sitzungsperiode keine Lust hatte, auf eine hoffnungslose und im ungünstigsten Augenblicke vorgebrachte Sache Zeit zu verwenden.

Und in der That, der von Hammerstein gewählte Augenblick war geeignet, auch eine Sache von größerer Dringlichkeit und weniger bestreitbarem Rechtsanspruche zu diskreditiren. Der Staat hat mit der Kurie Frieden geschlossen, die vielen Schwierigkeiten der Verhandlungen, die peinlichen Empfindungen aller Beteiligten, die mehr oder weniger laut ausgesprochene Befürchtung, daß der geschlossene Friede kein Friede sei — alles dies ist noch in frischer Erinnerung. Da hält ein Teil der konservativen Partei den Zeitpunkt für gekommen, die Ansprüche der evangelischen Kirche auf größere staatliche Selbständigkeit geltend zu machen. Das ist doch nicht anders, als wenn eine Mutter dem ungestümen Drängen des einen Sohnes um des lieben Friedens willen endlich mißmutig nachgegeben hat,

und nun auch der andre kleinere ankömmt und ruft: „Ich auch! ich auch!“ Die Antwort der Mutter sich auszudenken, ist nicht schwer.

Man könnte nun fragen, wie von jener Seite eine solche Sachlage übersehen werden konnte, wenn man nicht wüßte, daß in jenen Kreisen das Prinzip, das heißt eine Denkweise die Herrschaft hat, welche von theoretischen Gesichtspunkten ausgehend die Dinge als Begriffe anzusehen liebt, eine Anschauungsweise, die man zu einer runden und abgeschlossenen Weltanschauung für unerläßlich hält. Aber weder Staat noch Kirche sind theoretische Dinge. Auf dem Papier allerdings, in der Wirklichkeit jedoch sind es wirkliche Vereinigungen und Vertretungen, wirkliche Personen, die, mögen sie auch noch so sehr bemüht sein, ihre Beziehungen objektiv zu regeln, doch zugleich alledem unterworfen sind, was menschlich ist. Wenn also der Antrag auf irgendeinen Erfolg mit Bestimmtheit rechnen konnte, so war es der der ärgerlichen Ablehnung.

Wie aber der Augenblick für den Antrag so ungünstig wie möglich war, so giebt auch sein Inhalt zu ernsten Bedenken Anlaß. Es wird verlangt eine größere Freiheit der evangelischen Kirche, die Rückgabe des seiner Zeit zur Deckung der französischen Kriegskontributionen eingezogenen Kirchenvermögens und das Recht, bei Besetzung der theologischen Lehrstühle mitwirken zu dürfen. Ursprünglich war auch der Anspruch erhoben worden, daß der Kirche die Beaufsichtigung des Religionsunterrichtes in den Schulen übertragen werde. Wie ist man zu solchen Ansprüchen gelangt? Es ist eine nicht zutreffende und auch nur die Oberfläche berührende Antwort, zu sagen: Das sind die Herrschergelüste der evangelischen Geistlichen, von denen jeder selbst ein kleiner Papst sein möchte; vielmehr möchte es sich empfehlen, den Antrag Hammerstein als ein beachtenswertes Symptom anzusehen und sich klar zu machen, was ihm zu Grunde liegt.

Mag auch die Zahl derer nicht groß sein, welche dem vorliegenden Antrage zustimmen, welche den Zeitpunkt oder die Form für geeignet halten; seiner Tendenz stimmt man in allen jenen Kreisen, in welchen ein lebhaftes kirchliches Interesse vorhanden ist, unzweifelhaft zu. Besonders herrscht unter den evangelischen Geistlichen ein tiefer Unmut über die Lage, in welcher sich die evangelische Kirche dem Staate gegenüber befindet. Und dies ist ganz gleichmäßig der Fall bei Geistlichen der verschiedensten kirchlichen Richtungen. Wir wollen, wenn wir auf die Geschichte der letzten fünfzehn Jahre zurückschauen, nicht bestreiten, daß hierzu Grund vorhanden sei. Es ist in diesen Jahren viel geschehen, wodurch jene in ihren Gefühlen verletzt, in ihren Interessen geschädigt und in ihrem Amte in Lagen versetzt wurden, die schwer zu ertragen waren. Dies alles ist zwar nicht beabsichtigt gewesen, aber thatsächlich eingetreten, wie denn die Dinge meist am grünen Tische oder im Gesetz- und Verordnungsblatt ein andres Aussehen haben, als bei der praktischen Durchführung.

In den Städten ist die unvorbereitete Einführung des Zivilstandsgesetzes

von großem Nachteil gewesen und hat zu kirchlichen Schäden geführt, die, wenn man auf die damaligen Warnungen gehört hätte, zu vermeiden gewesen wären. Jetzt ist es die mühsame Aufgabe der Geistlichen, langsam wieder aufzubauen, was damals über Nacht eingerissen wurde. Auch die pekuniäre Seite ist von Gewicht. Zwar hat man die damaligen Stelleninhaber entschädigt, zieht aber die Entschädigung bei einem Personenwechsel zurück, ein Verfahren, dessen Berechtigung schwer einzusehen ist und das den geistlichen Stand um ungeheure Summen schädigt. Die Folge ist, daß die Diakonatstellen der Städte, welche eine wesentliche Einnahme in den Stolgebühren hatten, heruntergegangen sind und jetzt kaum mit Anfängern besetzt werden können, während gerade hier bewährte Kräfte nötig wären.

Auf dem Lande beklagt man sich über die Untergrabung der persönlichen Autorität des Geistlichen durch Gewährung von Selbstverwaltungsrechten an solche, die hierfür weder reif waren, noch jemals reif sein werden. Man verkannte den Charakter der ländlichen Bevölkerung, den man am besten mit dem trotziger Kinder vergleichen kann. Solchen Leuten wurde die Wahl zu den verschiednen Kirchen- und Gemeindeämtern freigegeben — natürlich wählte man gerade da, wo der Einfluß des Geistlichen am nötigsten gewesen wäre, die ungeeignetsten Personen.

Daß der evangelischen Kirche, der Schwierigkeit wegen, welche die katholische Kirche verursachte, die Schulinspektion entzogen wurde, empfindet man bis zum heutigen Tage als einen Akt unverdienter Kränkung. Man macht täglich die Erfahrung, daß im eigentlichen kirchlichen Amte selten Schwierigkeiten vorkommen, daß aber die Lokalschulinspektion immer wieder zu Verdruß und Streitigkeiten führt, die das kirchliche Amt schädigen. Man verliert so die Lust und möchte das Schulamt niederlegen, aber das Konsistorium zwingt den Geistlichen, dem Staate gratis et frustra weiter zu dienen. Die Superintendenten müssen den besten Teil ihrer Kraft der Kreisschulinspektion widmen, erhalten dafür nicht einmal diejenigen Wegegelder, welche jeder andre Staatsbeamte beanspruchen darf, und werden mit statistischen Erhebungen — Arbeiten für Subalternbeamte, die sie selbst machen müssen, weil sie nicht in der Lage sind, sich einen Büreaubeamten zu halten — matt und mürbe gemacht.

Die Maigesetze, der Kanzelparagraph, das Vorbildungsgesetz wurden der lieben Parität wegen auf die evangelische Kirche ausgedehnt, die weder die Kanzel gemißbraucht hatte, noch die allgemeine und nationale Bildung der Geistlichen vernachlässigte. Die renitenten römischen Bischöfe wurden mit aller Zuvorkommenheit behandelt, während der evangelische Generalsuperintendent die Stellung eines Rates untergeordneter Klasse einnimmt. Die Loyalität, die Selbstverleugnung und Geduld der evangelischen Geistlichkeit hat für sie die Folge gehabt, daß man sie für Faktoren ansah, mit denen zu rechnen nicht nötig sei.

Der Staat hat — vornehmlich in der Ära Falk — der evangelischen Kirche auch große Dienste erwiesen durch Gewährung der Kirchengemeinde- und Synodalordnung und Aufbesserung des Minimaleinkommens der Geistlichen. Was aber das erstere betrifft, so haben sich die Erwartungen, welche sich an die neue Organisation knüpften, bis jetzt nur wenig erfüllt. Die Synoden tagen jahraus jahrein; was sie an Kosten und Arbeit verursachen, ist nicht unerheblich, was dabei herauskommt, ist sehr unerheblich. Die Vorsitzenden der Gemeindekirchenräte haben sich mit den kirchlichen Kollegien herumzudisputiren, man faßt Beschlüsse, aber die Arbeit hat nach wie vor der Pastor fast allein. Die in der Gemeindeordnung vorgesehene Selbstverwaltung innerhalb der Kirche ist nur in geringem Maße zur Ausführung gekommen, da die Konsistorien, von oben in ihrer Kompetenz beschränkt, ihren Einfluß nach unten zu erweitern streben und ein auf das Kleinste ausgedehntes Regiment führen. Da, wo Pfarreien fiskalischen Patronates vorhanden sind, kommt die königliche Regierung noch hinzu, welche unter dem Titel der Patronatsaufsicht über die kirchlichen Mittel verfügt, als wären es Staatsfonds.

Durch die Entwicklung der Gegenwart ist die Kirche vor neue große Aufgaben gestellt worden, welche die Zusammenfassung aller Kräfte fordern; diese ist jedoch nicht möglich, da es nach der rechtlichen Auffassung des Staates keine Kirche, sondern nur eine Anzahl einzelner Kirchengemeinden giebt. Eine über sechs Prozent des Einkommens hinausgehende Besteuerung der Gemeindeglieder unterliegt der Beschlußfassung des Abgeordnetenhauses, ist also selbst in dringenden Fällen so leicht nicht zu erreichen. Man ist also auf die Kollekte und die freiwillige Vereinsthätigkeit angewiesen. Beide Mittel erweisen sich als unzureichend. Die Kollekten haben sich so gehäuft, daß eine Vermehrung derselben nicht angeht, und die Vereinsthätigkeit hat eine Vielgeschäftigkeit ins Leben gerufen, die mehr zu leisten scheint, als sie wirklich leistet. Die alten großen Kirchenvermögen sind noch vorhanden, aber sie werden zu Dotationen für verdiente Generale verwendet, während dringend nötige kirchliche Bedürfnisse, wie die Vermehrung der Kirchen in Berlin, die Anstellung neuer Hilfskräfte für die Konsistorien durch Ablehnung der Mittel im Abgeordnetenhause unerfüllt bleiben.

Das eben gezeichnete Bild ist nicht frei von Einseitigkeiten; aber so, wie wir sie gezeichnet haben, stellt sich die Lage einem großen Teile der Geistlichen und Laien innerhalb der evangelischen Kirche dar. Wir begreifen es, wenn der Wunsch laut wird: Los vom Staate, der uns nicht hilft, wo wir ihn brauchen, und uns die Hände bindet, wo wir uns selbst helfen könnten. Unter Berücksichtigung der eben gezeichneten Verhältnisse verstehen wir die Zielpunkte des Hammersteinschen Antrages, welcher für die evangelische Kirche freie Bewegung und finanzielle Selbständigkeit fordert, zwei Wünsche, die nicht als ungerechtfertigt angesehen werden können.

Doch begegnet es auch den gerechtfertigtsten Wünschen, daß sie nicht durchführbar sind. Wie denkt man sich die größere Freiheit der evangelischen Kirche?

Als eine Erweiterung der Kompetenz, als eine Beseitigung lästiger Formalitäten, darüber ließe sich reden. Es handelt sich aber um eine wirkliche Lösung des bestehenden Verhältnisses von Kirche und Staat. Dies wird zwar in dem fraglichen Antrage nicht ausdrücklich ausgesprochen, derselbe besitzt ja auch jetzt eine mehrfach abgeschwächte Form, aber die eigentliche Meinung der Antragsteller ist auf eine wirkliche Trennung von Kirche und Staat gerichtet.

Daß die katholische Kirche ohne staatliche Hilfe bestehen kann, daß es in Amerika Kirchenbildungen giebt, die durchaus selbständig sind, wird als Grund für die Möglichkeit der Sache angeführt, während durch beides eigentlich das Gegenteil bewiesen wird. Ob das Experiment Erfolg haben werde, die Frage beunruhigt die Unternehmer nicht, da sie von der Richtigkeit des Prinzips überzeugt sind und ein Zerfall der Landeskirche als ein Übel — wenigstens von einem Teile der Partei — nicht gefürchtet wird. Schrieb man doch neulich aus Bielefeld: „Habt ihr Mut? Wir müssen und werden die freie Kirche haben, und wenn das nicht — die Freikirche," d. h. den amerikanischen Zustand.

Da wir eine solche Perspektive nicht erfreulich finden, so werfen wir ernstlich die Frage auf: Was wird aus der evangelischen Kirche, wenn sie den Halt, den sie bisher genossen und ohne den sie von den Tagen ihrer Entstehung an überhaupt nicht gelebt hat, sollte entbehren müssen? Irgendwo müssen doch die Knochen sitzen, entweder inwendig, wie beim Wirbeltier, oder auswendig, wie bei der Schildkröte, inwendig, wie beim hart gewordnen Lehrgerüste der katholischen Kirche, oder auswendig, wie bei der äußern, staatlich gegebenen Form der evangelischen Kirche. Das die Lehre wie die Verfassung festlegende Dogma, dessen Formulirung in „unfehlbarer" Hand liegt, giebt der katholischen Kirche ihre Festigkeit, Gliederung und sichere Abgrenzung und macht diese Kirche so stark, daß sie nicht allein ohne eine Staatsgewalt leben, sondern auch den Kampf gegen dieselbe führen kann. Damit muß sie freilich alle jene Schäden, jene Knechtung der Geister, jene Trübung des christlichen Glaubens mit in den Kauf nehmen, welche einst unsern Vätern den Aufenthalt in jenem stolzen Bau unmöglich machten. Wenn wir das Recht des Einzelnen, seine eigne Verantwortung zu tragen, seiner eignen Überzeugung und dem eignen Gewissen zu folgen, bewahren wollen, müssen wir auf die Stereotypirung der Lehre und damit auf das innere Knochengerüst verzichten. Unsre Stärke ist zugleich unsre Schwäche. Die heilige Schrift ist das unverrückbare Fundament, aber die Forschung in der Schrift, die Zusammenfassung der Lehre zu Lehrsätzen muß frei sein. Wird jedoch die Kirchenlehre, und wenn es auch die der Reformatoren ist, in einer Weise fixirt, daß sie objektive Norm wird, so mag dies immerhin der Kirche zur Stärkung gereichen, zu einer sichern Abgrenzung nach außen und zu einer engern Zusammenfassung nach innen, aber die kirchliche Entwicklung hätte die verhängnisvolle Wendung gemacht, die von den evangelischen Grundsätzen hinweg die Richtung der römischen einschlägt.

Wenn nun der Antrag Hammersteins für die Kirche das Recht in Anspruch nimmt, bei Besetzung der Lehrstühle an den Universitäten mitzuwirken, wozu noch ursprünglich der Anspruch kam, auch den Religionsunterricht für die Kirche zu reklamiren, so verstehen wir ganz gut, was damit gemeint ist, eine Maßnahme, wodurch der innere Halt der Kirche in der Weise gestärkt werden soll, als der äußere Halt preisgegeben wird. Wir wollen hierbei nicht erwägen, wie diese Mitwirkung der Kirche bei Besetzung der Professur denkbar sei und was dabei herauskommen werde, wir wollen nur konstatiren, daß die Richtung dieser Bestrebungen über die Grenze des evangelischen Prinzips hinausführt.

„Die größere Freiheit der evangelischen Kirche" — wenn doch die Herren Pastoren, welche mit großer Freudigkeit dieser Forderung zustimmen, davon eine Ahnung hätten, wie sich die größere Freiheit der römischen Kirche im Innern derselben ausnimmt. Es ist eine Knechtschaft, zu der man von Jugend auf erzogen sein muß, um sie ertragen zu können. Der Verfasser dieser Zeilen hat manches Jahr mit katholischen Geistlichen in vertraulichem Verkehr gestanden und hat manche ihrer Klagen gehört. Und die haben doch nur einen Papst und einen Bischof, bei uns würde jedoch ein Kirchenlicht das andre, eine Kirchenpartei die andre mit immer schwärzerer Farbe übertrumpfen, bis das Ende nicht die freie Kirche, sondern die Freikirche sein würde.

Nehmen wir an, daß die vorgebrachten Wünsche gerechtfertigter und erreichbarer wären, als sie es sind, so könnten wir es doch nicht willkommen heißen, daß sie von jener Seite, d. h. von einem Teile einer politischen Partei, vorgebracht werden. Die Angelegenheit wird damit ins Fraktionsgetriebe hineingezogen und nach politischen Gesichtspunkten verteidigt und angegriffen. Daß Windthorst für den Antrag eintrat, das war schon das schlimmste, was ihm begegnen konnte. Wenn er nun mit Hilfe des Zentrums durchgegangen wäre, was wäre der Erfolg gewesen? Man hätte „Zeugnis abgelegt," was für die Herren des prinzipiellen Standpunktes immerhin eine Befriedigung gewährt hätte, aber die Sache selbst wäre auch nicht um die Breite eines Haares gefördert worden.

Ebensowenig können wir uns einverstanden erklären mit der Eile, mit welcher die Gegenpartei, die Hallesche Professorenpartei alias Mittelpartei, zu der Frage „Stellung genommen" hat. Diese Fechterstellungen, diese Köcher voll Thesen sind doch eine etwas verbrauchte Sache. Es ist nachgerade nötig, daß man den vielen Erklärungen der vielen Versammlungen eine Gewichtsberechnung beifügt. Wir wollen dies in Bezug auf die gegen den Antrag Hammerstein gerichtete Erklärung des Herrn Professor D. Beyschlag thun.

Man hatte zu dem am 26. und 27. Mai in Halle stattfindenden Vereinstage eingeladen unter Betonung des friedlichen Charakters, welcher gerade heute dem kirchlichen Leben not thue. Es sei nötig, den alten Zwist zu begraben und alle positiven Parteien zu gemeinsamer Thätigkeit zusammenzufassen. Die

Versammlung war — offenbar infolge dieses Programms — besser besucht als sonst. Da tritt Herr Professor Beyschlag, ehe noch die Hammersteinschen Anträge auf die Tagesordnung gesetzt sind, mit Gegenthesen hervor. Es nimmt uns billig Wunder, daß er die Initiative in dieser Angelegenheit, da er als vom Staate ohne Mitwirkung der Kirche angestellter Professor doch Partei war, nicht jemand anders überließ. War denn Gefahr im Verzug? Die schönen Versicherungen der Friedfertigkeit haben keine lange Dauer gehabt. Es gefiel dem Herrn Professor, die alte Kriegstrompete zu blasen, Reden zu halten und Thesen zu formuliren. Eine Debatte wurde in geschickter Weise unterdrückt, die Thesen zur Abstimmung gebracht und natürlich angenommen. Es stimmten dreißig bis fünfzig dafür, zwei dagegen, während die anwesenden Hunderte sich der Abstimmung enthielten. Man kann dies entweder so auslegen, daß nur dreißig bis fünfzig Mitglieder der Partei anwesend waren, während die andern als Gäste teilnahmen, oder man muß annehmen, daß die Menge der Anwesenden, welche auf Grund einer den Frieden betonenden Einladung gekommen war, von dem Streite Beyschlag-Hammerstein nichts wissen wollte. In beiden Fällen reduzirt sich die Hallische Erklärung auf ein recht bescheidnes Gewicht.

Beides, der Antrag Hammerstein und die Abwehr aus Halle, sind charakteristische Zeichen von Bestrebungen innerhalb der evangelischen Kirche, die schwerlich den Nutzen haben werden, den man sich von ihnen verspricht. Die Kirche hat keinen Vorteil von kirchenpolitischen Feldzügen; was sie braucht, ist treue stille Arbeit „vor Ort," das will sagen eines jeden in seinem Berufe und an seiner Stelle. Die gemeinsamen kirchlichen Interessen zu vertreten, dazu ist doch die kirchliche Vertretung da.

Eine neue Kunstgeschichte des Mittelalters.

Seit Schnaases monumentalem Werk, dessen letzter Band in zweiter Auflage 1879 erschien, ist eine zusammenfassende Darstellung der mittelalterlichen Kunstgeschichte nicht versucht worden. Man empfand allgemein, daß die Arbeit Schnaases in gewissem Sinne einen abschließenden Charakter trage und ein weiterer Ausbau der mittelalterlichen Kunstforschung zunächst nur auf den einzelnen Sondergebieten möglich und notwendig sei. Die Einzelforschung setzte daher ein, wo das Material, das Schnaase vorgelegen hatte, Lücken zeigte, und der lebhafte Aufschwung der kunstwissenschaftlichen Studien gab sich auch auf dem mittelalterlichen Forschungsgebiete bald in einer stattlichen Anzahl monographischer

Arbeiten kund. Auch die neu in Angriff genommene Inventarisirung der ältern Kunstdenkmäler schaffte und schafft heute noch eine Menge neuen Materials namentlich für Deutschlands Kunstgeschichte im Mittelalter herbei. Diesem Stoffzuwachs gegenüber sah sich die Wissenschaft zu einer Arbeitsteilung veranlaßt. Von der Erwägung ausgehend, daß die Entwicklung der einzelnen Künste wesentlich von der Natur ihrer technischen Mittel abhängig sei, und daher das Dogma von einem gleichzeitigen und gleichmäßigen Fortschreiten der Architektur, Skulptur und Malerei nur eine sehr bedingte Geltung habe, suchte man zunächst die Spezialuntersuchungen zu Bildern der Entwicklung einzelner Kunstzweige zusammenzuwirken. Woltmanns „Geschichte der Malerei" und Dehios „Geschichte der abendländischen Kirchenbaukunst" sind in den mittelalterlichen Partien gegen Schnaases Werk gehalten der deutliche Beweis für die rastlos vorwärtsschreitende Thätigkeit der Forschung. Nur die Geschichte der mittelalterlichen Skulptur hat ihren Meister noch nicht gefunden.

Aber auch auf andre Weise bemächtigte man sich des immer frisch zuströmenden Stoffes: Ottes zweite Auflage des „Handbuches der kirchlichen Kunstarchäologie" (1883—85) gab für das deutsche Mittelalter eine halb lexikalische, halb systematische Zusammenstellung der bisherigen Forschungsergebnisse, ohne dieselben in kulturhistorischem Zusammenhange zu verarbeiten. Gleichwohl bleibt dieses Werk für den mittelalterlichen Kunsthistoriker nach wie vor eine unschätzbare Vorarbeit.

Nicht so reich ist die Ausbeute auf den Gebieten der ausländischen Kunstliteratur, da die Arbeitsteilung dort noch schärfer durchgeführt ist und die Mehrzahl der mittelalterlichen Forscher ausschließlich auf kirchlich-archäologischem Boden steht, sodaß eine geschichtliche Darstellung der mittelalterlichen Kunst von dort kaum erwartet werden kann.

Ist eine solche nach dem heutigen Stande der Forschung notwendig? Das ist die unwillkürliche Frage, welcher eine neue Kunstgeschichte des Mittelalters begegnet. Ist der seit Schnaases Tod angewachsene Stoff bereits so vollständig, daß seine Verarbeitung die Ergebnisse jener ältern Arbeit veraltet erscheinen lassen könnte? Erheischt er eine neue Anordnung und Gruppirung der historischen Darstellung?

Um zunächst über die erste Frage sich klar zu werden, sei darauf hingewiesen, daß auf verschiednen Gebieten mittelalterlicher Kunstforschung noch lange Zeit höchst wichtige Einzelarbeiten zu unternehmen sind, ehe man an einen vorläufigen Abschluß denken kann. Ich nenne nur die mittelalterliche Miniaturmalerei, wo neue Forschungen fortwährend neue Überraschungen zu Tage fördern. Oder die Skulptur, für deren Entwicklungsgeschichte im Mittelalter das Material noch so gut wie ungesichtet ist. Anderseits läßt sich nicht verkennen, daß, wenn einmal diese Lücken ausgefüllt sein werden, die Gliederung der mittelalterlichen Kunstgeschichte allerdings stark verändert werden dürfte.

Vorläufig fordert der Stoff aber noch keine Umarbeitung. Der Grund, welcher Fr. v. Reber*) zu einer solchen bestimmt hat, ist die Unklarheit, welche er in den Arbeiten seiner Vorgänger zu finden glaubt. Er sagt in der Einleitung: „Dem Verfasser kam es darauf an, den Entwicklungsgang des Ganzen klarer zu fassen, als er ihn in der vorliegenden Literatur vorfand." Eine Beurteilung des Reberschen Buches wird daher notwendig von der Anordnung des Stoffes ausgehen müssen. „Erscheint die gegebene Gliederung nicht entsprechend und nicht von Vorteil, so möge man auch das Übrige verurteilen," sagt der Verfasser selbst in der Einleitung, die in kurzen Zügen den der Einteilung und Gruppirung des Stoffes zu Grunde liegenden Gedankengang skizzirt.

Was zunächst die Begrenzung des Gebietes anlangt, zieht Reber die altchristliche Zeit, die er in der Einleitung als eine Verfallsperiode der römischen Kunst charakterisirt, in seine Darstellung herein. Auf der andern Seite rückt er die Grenze des Mittelalters für einzelne Gebiete, insbesondre das der niederländischen Malerei, bis in das fünfzehnte Jahrhundert hinaus. Es läßt sich darüber streiten, ob alle von diesen Zeitgrenzen eingeschlossenen Kunstleistungen soviel innerliche Gleichartigkeit besitzen, daß sie die gemeinsame Behandlung unter dem Titel „mittelalterliche Kunst" rechtfertigen. Zugegeben, daß in den altchristlichen Werken, welche die formale Tradition des Altertums dem Mittelalter erhielten, auch inhaltlich — namentlich in den darstellenden Künsten — die Keime mittelalterlicher Kunstentwicklung liegen: konsequenterweise müßte man sie trotzdem von einer Schilderung des eigentlichen Mittelalters trennen oder ihnen doch nur in der Einleitung ihren Platz anweisen; auch bildet die altchristliche Kunst ein Forschungsfeld, welches in neuerer Zeit, vorwiegend von Theologen angebaut, als christliche Archäologie an Umfang und Selbständigkeit derart zugenommen hat, daß eine irgendwie erschöpfende Verwertung der hier gewonnenen Resultate ein Buch im Buche bilden würde.

Eine für die Entwicklung der mittelalterlichen Baukunst wichtige Frage auf diesem Gebiete ist die nach der Entstehung der christlichen Basilikenanlage. Reber vertritt in der Diskussion eine selbständige Ansicht, die er bereits 1869 in den „Mitteilungen der österreichischen Zentralkommission zur Erhaltung der Baudenkmale" begründet hat. Nach ihm ist die Privatbasilika des römischen Palastes das Urbild des christlichen Kultraumes, eine Anschauung, die der ältern Meßmers in vielen Punkten verwandt ist, auch von neuern Forschern vielfach geteilt wird und die sicherlich hohe Wahrscheinlichkeit für sich in Anspruch nehmen darf, nur mit der Einschränkung, daß an eine sklavische Abhängigkeit natürlich nicht gedacht werden kann, vielmehr eine Entlehnung und selbständige Zusammenstellung verschiedner antiken Elemente für die Zwecke des christlichen

*) Kunstgeschichte des Mittelalters. Von Dr. Fr. v. Reber. Leipzig, T. O. Weigel, 1886. Zwei Bände. XXXIII u. 652 S.

Kultus anzunehmen ist. Über den Grad der Selbständigkeit altchristlicher Kunst wird sich aber erst dann abschließend urteilen lassen, wenn die Monumente des christlichen Orients und Nordafrikas genügend durchforscht sind, da hier die altrömische Tradition keinen so bannenden Einfluß besaß wie in Italien.

Gewissermaßen das Bindeglied zwischen der altchristlichen und der mittelalterlichen Kunst bildet nach älterer Anschauung die byzantinische, und es hat Interesse, zu erfahren, welche Stellung der neueste Kunstgeschichtschreiber der den Fachgenossen zur Genüge bekannten „byzantinischen Frage" gegenüber einnimmt. Hatte man früher die ganze frühmittelalterliche Kunst des Occidents kritiklos von Byzanz abhängig gemacht, so ist seit Schnaase eine ebenso starke Reaktion gegen diese Strömung eingetreten, als deren schroffster Vertreter wohl A. Springer gelten darf, welcher in der französischen Zeitschrift L'Art 1880, vorwiegend gestützt auf Kondakoffs Studien über byzantinische Miniaturmalerei, die völlige Unabhängigkeit der abendländischen Kunst von Byzanz verteidigt. Reber nimmt einen vermittelnden Standpunkt ein: „Byzantinische Kultur drang im allgemeinen nicht weit über die Hofkreise hinaus und erlangte auch da nur eine beschränkte Würdigung. Auch leitete sie sich mehr von sekundären Quellen, wie von Ravenna oder Unteritalien, vermittelst dünner und anderweitig infizirter Rinnsale in die westeuropäischen Kanäle." Das Eindringen byzantinischer Kunst am sächsischen Hofe in der ottonischen Periode will der Verfasser nicht ganz leugnen: „Freilich hatten sich diese Einflüsse nur sehr verblaßt und unverstanden geltend gemacht und mußten sich unter dem Reifen der nationalen Selbständigkeit und bei dem allmählich erwachenden Bewußtsein eigner Ausdrucksformen auf äußerliche und stückweise Aneignung beschränken." (S. 366 f.) Diesen Vorgang soll man sich nicht etwa so denken, daß einzelne Schulen und Richtungen byzantinische Art annahmen, sondern in derselben Schule byzantinisirt man in einzelnen Darstellungen, in andern nicht. So zeigen nach Reber die Dedikationsblätter und Evangelistenbilder der Bilderhandschriften engern Anschluß an byzantinische Vorbilder als die historischen Darstellungen. Dieser innerlich unwahrscheinliche Vorgang, der durch keine Erscheinung der ottonischen Miniaturmalerei schlagend bewiesen wird, dürfte kaum der Wirklichkeit entsprechen, vielmehr lassen sich die geringen äußerlichen Analogien zwischen ottonischer und oströmischer Kunst natürlicher aus dem Umstande erklären, daß in vielen Fällen beide aus derselben Quelle, der altchristlichen Tradition, schöpften und überdies die höfische Sitte in beiden Reichen ähnlichen Einfluß übte. Jedenfalls prägt der deutschen Skulptur und Malerei des zehnten Jahrhunderts nicht dieser byzantinisirende Zug, sondern die retrospektive, an die karolingische Periode noch stark anklingende Kunstrichtung ihren Charakter auf. Wenigstens ergiebt sich diese Auffassung aus der Untersuchung der Denkmäler, deren Resultate A. Springer in dem auch von Reber zitirten Aufsatze über die deutsche Kunst im zehnten Jahrhundert (Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst, 1884) zusammengestellt hat. Und

in der That ist der Bruch mit der bisherigen Kunstauffassung zu Beginn des elften Jahrhunderts ein so tiefgehender, daß ihm gegenüber die ottonische Periode nur als Ausläufer und Schlußglied der karolingischen Entwicklung erscheint.

Mit Recht weist dagegen Reber die Bedeutung der islamitischen Kunst für die Schicksale der abendländischen in ihre Schranken zurück. Die Vermittlung ornamentaler Motive durch Textilmuster ist die einzige Leistung dieses eigenartigen Kunststiles, welche über lokale Grenzen hinaus wirkte.

So hatte sich also die abendländische Kunst im wesentlichen unberührt von orientalischen Einflüssen bis in das elfte Jahrhundert auf vorwiegend altchristlichen Grundlagen entwickelt. Einen Umschwung dieser Entwicklung bringt erst die auffallend düstere und phantastische Geistesrichtung hervor, welche im elften Jahrhundert durch die kultivirte Welt geht. Das Auftreten der Katharer, die verschiednen Reformversuche auf dem Gebiete klösterlicher Sitte, der Kampf zwischen Kaiser und Papst, der um die Mitte des Jahrhunderts seinen Wendepunkt erreichte, das alles sind nur einzelne Erscheinungsformen der gewaltig gährenden Unruhe, welche sich der Gemüter bemächtigt hatte. Auch die künstlerische Phantasie spiegelt dieselbe wieder: die Kruzifix- und Passionsdarstellungen werden häufiger, die ikonischen Kapitälskulpturen ergehen sich in rätselhaften Kampfdarstellungen zwischen Tier und Mensch, hie und da tauchen Erinnerungen an die altgermanischen Mythen und Sagen auf. Solche Monstrositäten waren es, die früher den Beobachter veranlaßten, von dem finstern und formlosen Mittelalter zu sprechen.

Auf dem Gebiete der Architektur regt sich, nachdem das Jahr 1000 glücklich vorübergegangen war, ohne das Weltende zu bringen, hie und da frisches Leben, wenn auch in strengen Formen; insbesondre tritt Deutschland an die Spitze der Entwicklung und spielt eine Rolle, die es erst um die Mitte des zwölften Jahrhunderts an Frankreich abtritt, nachdem der romanische Stil sich in den dekorativ malerischen Bauten der Rheinlande ausgelebt hatte. Schon erfolgen neue gothische Impulse aus dem nordöstlichen Frankreich (um 1140) und zu Beginn des dreizehnten Jahrhunderts ist die Hegemonie dieses Staates fast auf allen Kulturgebieten gesichert. Nur Italien bewahrt sich einige, allerdings mehr negative Selbständigkeit, indem es nur einzelne gothische Elemente aufnimmt, ohne sich doch den damit verbundnen Konsequenzen zu unterziehen. Weniger schnell als auf dem Gebiete der Architektur folgt Deutschland den französischen Anregungen in der Plastik, zumal in Mitteldeutschland, wo wir in den Wechselburger und Freiberger Skulpturen ein letztes Aufleben der romanischen Tradition wahrnehmen, während die Rheinlande bereits früh in das nachbarliche gothische Lager übergehen. In Italien erhebt sich in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts die Schule der Pisani, deren süditalischer Ursprung Reber nicht erwiesen zu sein scheint (S. 565) und die er als eine isolirte Erscheinung betrachtet, welche durchaus nicht geeignet sei, den Beginn einer

Renaissancekunst zu inauguriren, zumal da schon Giovanni Pisano wieder in gothische Bahnen einlenkt. Dem gegenüber muß auf die Vorstufen dieser antikisirenden Richtung in Unteritalien unter Friedrich dem Zweiten und auf die Nachfolge in Orvieto, Pisa, Bologna und Pistoja hingewiesen, sowie der individuelle Charakter der Kunst Giovannis hervorgehoben werden, der bei aller äußern Anlehnung an die Gothik Renaissancegepräge trägt.

Mehr noch als in der Skulptur zeigen sich in der Malerei chronologische Widersprüche, wenn man eine feste Zeitgrenze für das Mittelalter sucht. Die Vorbereitung für die neue Zeit kreuzt und mischt sich mit dem Absterben der mittelalterlichen Ideale. Die niederländische Malerschule des fünfzehnten Jahrhunderts wird ungerecht und einseitig beurteilt, wenn man sie, wie Reber es thut, als die „höchste Erscheinung der mittelalterlichen Malerei in den nördlichen Ländern" auffaßt. Wichtige technische und geistige Errungenschaften, die sich an den Namen der Brüder van Eyck knüpfen, brechen einer neuen Entwicklung die Bahn, wenn auch inhaltlich die mittelalterliche Tradition noch lange fortlebt. Man giebt ein wichtiges Merkmal der neu auflebenden Kunstentwicklung preis, wenn man das rücksichtslose Naturstudium der Eycks als einen Ausläufer mittelalterlicher Bestrebungen auffaßt, zu denen es nun einmal in diametralem Gegensatz steht. Auch die Schöpfung des selbständigen Tafelbildes mit landschaftlich vertieften Hintergründen muß man als Neuerung betrachten, deren eine absterbende Kunstrichtung nicht fähig ist.

Wenn man daher der Auffassung Rebers, daß die giotteske Kunst sich noch völlig in mittelalterlichen Bahnen bewege, bedingt beistimmen kann, so darf man doch den Unterschied zwischen dieser und der niederländischen, die sich weit eher mit der Masaccios vergleichen ließe, nicht übersehen.

Gleichwohl ist es sehr verlockend, die mittelalterlichen Elemente in den Kunstdarstellungen auch über die Grenzen des eigentlichen Mittelalters hinaus zu verfolgen, um zu erkennen, wie der Umschwung der Anschauungen und Kunstsitte kein plötzlicher und auf allen Gebieten gleichzeitig auftretender ist. Der Reiz dieser Betrachtung der Grenzgebiete darf uns aber nicht verführen, die historischen Grenzen selbst zu verschieben, weil dadurch die Schilderung der Kunstentwicklung im Mittelalter an Geschlossenheit verliert und gegen den Schluß widerspruchsvolle und verwirrende Farben annimmt.

Abgesehen von diesen Einwänden muß hervorgehoben werden, daß innerhalb der nach unsrer Ansicht zu weit gesteckten Grenzen die Darstellung Rebers der logischen Folgerichtigkeit nicht entbehrt. Ob die letztere indes den frühern Leistungen der mittelalterlichen Kunstgeschichtschreibung so völlig abgehe, wie der Verfasser (S. XXXIII) annimmt, dürfte im Hinblick auf Schnaases „Geschichte der bildenden Künste" noch zu entscheiden sein. Auch konnte dem Bedürfnis einer zusammenfassenden Schilderung, welche die Monumente nach den durch die neueste Spezialforschung gebotenen Grundsätzen gruppirt, aus dem

schon oben angedeuteten Gründe nicht völlig entsprochen werden, weil die Einzelstudien noch in voller Entwicklung begriffen sind, sodaß sich ein Überblick über ihre Ergebnisse klar und abschließend noch nicht geben läßt. Daß ein solcher seiner Zeit der Malerei und Skulptur und namentlich auch der von Reber fast gänzlich unberücksichtigt gelassenen Kleinkunst einen breitern Platz anweisen wird, ist, nach der Richtung der neuern Forschung zu urteilen, sehr wahrscheinlich. Bisher war man gewöhnt, die Denkmale der mittelalterlichen Malerei und Skulptur wesentlich vom ikonographischen Standpunkte aus zu betrachten, weil ihre geringe Zahl noch nicht irgendwie vollständiges historisches Material bot. Die Spezialforschung macht aber von Tag zu Tag neue Monumente der geschichtlichen Forschung zugänglich, sodaß wir hoffen dürfen, in absehbarer Zeit auch auf diesem Gebiete der Kunstgeschichte die Lücken soweit auszufüllen, daß eine abschließende historische Darstellung sich ermöglichen läßt. Dann ist die Zeit für eine neue „Kunstgeschichte des Mittelalters“ gekommen. Bis dahin behält Rebers Buch seinen Wert als eine einstweilige Darstellung, welche die Ergebnisse älterer Forschung weitern Kreisen in übersichtlicher und geschmackvoller Form zugänglich macht. Weite Verbreitung sichert dem Werke ohnehin der billige Preis und die in jeder Hinsicht vorzügliche Ausstattung, für welche der Verlagsbuchhandlung von T. O. Weigel besondrer Dank gebührt.

Leipzig. L. K.

Englische Oper in Berlin.

Von Karl Borinski.

Als vor einiger Zeit gewisse Zeitungen im unverfälschtesten Stile der Reklame die Nachricht brachten, daß eine echte und wirkliche japanische Operettentruppe in Berlin „gastiren“ werde, wie der schöne Fachausdruck lautet, mögen alle diejenigen, welche nicht zu der in der Kunst am wenigsten geschmackvollen Fakultät der rerum novarum studiosi zählen, nichts weniger als angenehm überrascht gewesen sein. Der schwarze Gipfelpunkt unsrer rapiden Kulturentwicklung, unsre zukunftspschütteusen Brüder in Kamerun, stand ängstlichen Gemütern bei diesem mongolischen Präludium vielleicht schon deutlich vor der Phantasie. Wer weiß, ob nicht der oder jener bereits von einem Gong-Walzer träumte, oder unter dem alpartigen Eindruck einer Pinakothek von Yokohama-Meisterwerken stöhnte oder

seine bessere Hälfte mit einem Yeddo-Tül behaftet sah, beiläufig gesagt, eine bei dem herrschenden Extrem gar nicht so unwahrscheinliche Reaktionskatastrophe. Kaltblütigere Naturen mochten sich zwar überlegen, daß die Kunde jeder bestimmteren Physiognomie entbehre, daß zu den vielen Vorzügen des strebsamen Fünfinselllandes auch das Fehlen der Leierkästen und somit der Operetten gehöre, und daß, wenn selbst der „Bettelstudent" sich soweit vorgewagt haben sollte, die neue Direktion des Wallnertheaters doch Anstand nehmen würde, ihn in so asiatischer Gestalt den Preis der Polin singen zu lassen. Denn die Polen, reizbar wie sie sind, könnten sich an ihr rächen wie an Bismarck durch Nichtbesuch der schlesischen Bäder, und wie sie lieber an der schrecklichsten Krankheit sterben, als daß sie nach Reinerz oder Landeck gingen, so würden sie selbst bei den schrecklichsten Qualen der Langenweile keinen Fuß mehr ins Wallnertheater setzen. Also die Sache war unwahrscheinlich, aber nicht geheuer schien sie doch. Man fürchtet die Reklame, selbst wenn sie nichts bringt.

Nun, Enttäuschung ist unter Umständen eine sehr angenehme Überraschung, und in diesem Sinne hat die bewußte japanische Operettengesellschaft schließlich wirklich angenehm überrascht. Sie entpuppte sich als eine durchaus nicht reklamenartige oder -bedürftige, harm- und anspruchslose, ganz solide englische Operngesellschaft, über deren Herkunft und Zusammensetzung zwar ein gewisses Dunkel schwebt, die aber das Licht, in das sie plötzlich am kritischen Strande der Spree getreten ist, garnicht zu scheuen braucht. Die Leutchen haben hier ein ungewöhnliches Interesse erregt. Offenbares Wohlwollen ist ihnen von höchster Stelle entgegengebracht worden, die Zeitungen haben sie durchweg ernst genommen, man hört viel Lob, wenig Tadel, das trotz der Hitze ausverkaufte Haus fehlt nicht, Dinge, die in ihrer Vereinigung — im Sommer wenigstens — auf etwas Ungewöhnliches schließen lassen. Sieht man näher zu, so findet man die Erklärung doch nicht bloß in dem „Japan," wie der skeptische „Vollblutberliner" (eine bedenkliche Zusammensetzung) nörgelnd bemerkt, sondern auch in andern Momenten, deren Erörterung die Erscheinung dieser englischen Operngesellschaft vielleicht über die Grenzen ihres Standquartieres hinaus dem deutschen Publikum interessant machen wird.

Mit dem „Japan" hatte es nämlich in gewisser Beziehung seine Richtigkeit, und wenn es auch keine wirklichen Japaner sind, wie sie sich im vorigen Jahre draußen in der „Hygieine" so „ungeheuer echt" vorstellten, so sind es wenigstens sehr gut nachgemachte, die da im Wallnertheater den „Mikado" tragiren. Der „Mikado" ist nun zwar auch an entirely New and Original Japanese Opera, aber schon die Titelblattübersetzer haben daraus eine ganz ungefährliche deutsche „Burlesk-Oper" gemacht. Burlesk-Oper, da haben wir die Rubrik. Ein Blick ins Personenverzeichnis: „Kollektivministerportefeuilletonist"! Au! sagt Schulze zu Müller, und Meyer zu Cohn. Aber mit Befriedigung fühlen sie sich orientirt. Eine neue Operette, eine englische Operette. Beweis, daß nun

auch die dritte der führenden Kulturnationen in den erhabenen Wettkampf der Zeit eintrittt, in den Kampf um die Operette des Tages.

Es iſt fraglich, ob W. S. Gilbert, der engliſche Humoriſt, mit der Verkalauerung zufrieden ſein wird, die der deutſche Überſetzer, ein Herr C. Carlotta, ſchon im Inhaltsverzeichniſſe ſeines Stückes „zart“ angedeutet hat und im weitern Verlaufe immer energiſcher und grauſamer durchführt. Es iſt fraglich, ob er ihm nicht die ſtolze Ausnahmeſtellung „Burlesk-Oper“ geſchenkt hätte für eine ruhige Überſetzung ſeines köſtlich ſteifleinenen, holzſchnittmäßigen Kaſperletheatertitels: An entirely New and Original Japanese Opera in two Acts entitled the Mikado. Aber es iſt auch fraglich, ob Schulze und Müller, und Meyer und Cohn gleich gewußt hätten, woran ſie ſich halten ſollten bei dieſem kurios individuellen Operettentitel.

Kurios und individuell, das ſind allerdings Begriffe, die mit der modernen Operette nichts zu thun haben. Trivial und ſenſationell, das ſind ihre Stichwörter. Und iſt es nun nicht eine Erſcheinung, faſt noch kurioſer und individueller als ſie ſelbſt, eine ganze kurioſe und individuelle Operette? Es iſt nur gut, daß man ſie engliſch giebt und ſo die wenigſten Operettenkenner, welche der Kollektivminiſterportefeuilletoniſt und ein rieſiges Litfaßſäulengemälde eindeutigſten Charakters angezogen hat, etwas davon verſtehen. Bei ihrem Haſſe gegen die obengenannten Eigenſchaften würden ſie vielleicht den armen Mikado ausſpeifen. Dem kalauernden Überſetzer iſt es zu danken, daß er ſie etwas verſöhnt hat. So bleibt es den Freunden kurioſen Humors und individuellen Unſinns unbenommen, auch einmal auf der komiſchen Bühne ihre Rechnung zu finden.

Faſt will es ſcheinen, als ob ihre Zahl nicht ſo gering wäre, wenn man das volle Haus betrachtet und die vielen Geſichter, die garnicht auf ein Operettenparket zugeſchnitten ſind. Und auch das liebe Volk ſcheint ja ſeine Rechnung zu finden, denn es lacht herzhaft über die grotesken Sprünge und verzweifelten Grimaſſen der putzigen gelben Kerle in ihren prächtigen Schlafröcken. Es wird in dieſer Beziehung des Guten etwas zu viel gethan, und eine allzu gewiſſenhafte Geheimratszeitung hat etwas Brandygeruch darin gewittert. Nun, meinetwegen. Es iſt die Frage, was hier unangenehmer iſt, Brandy oder muffiges Patchouli. Im Theater des Ariſtophanes wird es nicht immer nach Biſam gerochen haben, ſondern ſtellenweiſe ſehr nach den Lieblingsgewürzen des Kerameikosphiliſters, nach Lauch und Zwiebeln. Die komiſche Bühne, das iſt ja der einzige Ort, wo die Kunſt hohen Stils in Berührung tritt mit der ganzen Skala des Gemeinen. Sie ſpielt darauf draſtiſch und unbefangen, wie der gewöhnliche Spaßmacher, aber es iſt ihre überlegne Meiſterſchaft, welche die ſchrillen, unerquicklichen Töne in eine eigentümliche Beziehung bringt, ſodaß daraus eine Art Harmonie entſteht von grotesker Erhabenheit, die ſelbſt den gemeinſten Zuhörer ſeltſam ergreift und ihn zwingt, inmitten ſeines naiven Behagens und ſeiner ſtupiden Luſtigkeit ſich recht tief innerlich zu ſchämen.

Unsre Operette ist allerdings nicht so gemein, sondern sie ist viel gemeiner. Sie überkleidet die Gemeinheit mit einem täuschenden Firniß von Chik und Koketterie; mit der diabolischen Kunst des Pasquillanten geht sie um alles herum, was ihren gesetzgebenden Körper, das Publikum der crapule, verletzen könnte; ja sie ist Pasquill, nicht Satire, denn ihre Spitze gilt nicht dem offen Anzugreifenden, dem bequemen, schillernden Laster, sondern der Macht, der man nur versteckt beikommen kann, der schweren, undankbaren Moral. Darum affektirt die Operette jetzt so gern die Formen des höhern Lustspiels, welches mit seinen vielfachen poetischen Details viel mehr wagen kann als die von der Musik eingeschränkte, auf grobe Züge angewiesene Operette. Aber in den Maschen einer verzwickten Handlung geht dann der letzte Rest von anständigem Bewußtsein unter, den die lärmende, nervös synkopirte, auf ohrenmarternden Vorhalten und festgehaltenen Durchgangsnoten hingeilende Musik und — die „Phantasiekostüme" der Damen übrig gelassen haben. Die Operette ist offenbar der beste Boden für die alte Komödie, die ja zur Zeit ihrer Blüte schon einen guten Teil ihrer Wirkungen aus der Musik zog. Unser modernes Charakterlustspiel hat ganz andre Aufgaben zu lösen. Aber der unglückliche Stern, der über der Wiedererweckung der dramatischen Musik überhaupt schwebte, hat auch sie verfolgt. Wie man die ernste Oper einfach zur musikalischen Übersetzung des rezitirenden Dramas machte, so wurde aus der komischen nichts weiter als eine musikalische Verballhornung des Intriguenlustspiels. Man kann diese Entwicklung in Deutschland ganz besonders verfolgen, von den ersten Hamburger Buffonerien bis auf Lortzing. Wer wollte leugnen, daß mit Offenbach ein neuer Geist in die komische Oper fährt! Ein guter — das dürfte man schwer beweisen können, aber trotzdem ein richtiger. Hier wird die komische Oper wieder das, wozu sie ihre Entstehung bestimmt: rücksichtslose Lebensparodie, drastische Satire. Schade, daß diese Wiedergeburt, herausgefordert von einer durch und durch verlumpten Zeit, die Spuren ihrer Umgebung, die Gebrechen ihrer Erzeuger so deutlich an sich trägt. Wir meinen hiermit die immer wieder überwuchernde spitzbübische Freude am Schmutz, vor allem die als priapische Konzession fast jedem Stücke beigegebene Casanovasche Romanszene ohne eigentliche Zote, aber voll gespanntester Lüsternheit. Man denke an den zweiten Akt der „Schönen Helena." Aber man vergesse darüber nicht Stellen von so grauenerregender sittlicher Gewalt wie das Lied der Schauspielerin im „Pariser Leben," welches mitten im tollsten Jubel einer chambre séparée den lendemain schildert, wenn die morgentlichen Gassenkehrer den heimtorkelnden Roués zuschreien: „Seht, da gehn die Lumpen nach Haus!" Wie dämonisch wahr markirt da die Musik die Accente grinsenden Hohnes! Aber diese Operettenmusik ist überhaupt noch fern von ihrem heutigen Standpunkte blöder, physiognomieloser Gemeingefälligkeit. Sie ist noch komisch, das heißt charakteristisch, wenn auch in andrer Weise als die naiv burleske, die komischen Grundtypen einfach bezeichnende oder übertreibende Art der großen

Meister der opera buffa von Galuppi und Piccini bis auf Mozart, Rossini und Lortzing. Sie ist vornehmlich parodisch, und ihre Ausdrucksfähigkeit in ihrem eigentlichen Element, in der Parodie der Musik selbst (der großen Oper in der „Schönen Helena" und im „Orpheus"), geht mitunter bis an die äußerste Grenze des Möglichen. Sie ist gemein für vornehme musikalische Geister, aber für solche ist sie auch nicht geschrieben. Sie ist wiederum nie gemein, um bloß dem Pöbel zu gefallen, wie manche unsrer heutigen Operettenmelodien. Sie ist gemein, weil die Gemeinheit sie singt, aber dann auch reizlos wie die pure Gemeinheit stets. Sie fesselt nur durch ihre tolle Wahrheit. Das hat sich letzthin sehr deutlich gezeigt, als man in Berlin den Versuch einer Wiederbelebung mit ihr machte. Er mißlang. Das an die Klänge des Nanon- und Koakswalzers und des „Ach, ich hab' sie ja nur auf die Schulter geküßt" gewöhnte Ohr des musikalischen Mob zeigte sich stumpf für die einst so bejubelte Komik der allerdings noch ohne Quartenvorhalt, Chromatik und Walzertakt wirkenden Melodien seines früher vergötterten Meisters. Wahrhaftig, dieser heutige Mißerfolg ist sehr geeignet, sie nicht bloß in klarerem, sondern vielleicht auch in etwas besserm Lichte zu zeigen als ihr einstiger Triumphzug durch die ganze Welt.

Man mißverstehe mich nicht. Nichts liegt mir ferner als eine Philippika gegen die gottlose Operette und ihre sündigen Melodien. Auch nicht einmal eine künstlerische Kritik. Für eine solche sind beide viel zu unschuldig. Ich möchte nur gern zeigen, was die Operette sein könnte und was sie wirklich ist. Thatsächlich ist sie meist nichts als ein ernst sein sollender und darum umso dümmer wirkender musikalisch-dramatischer Spaß, bei dem sich sowohl der dramatisch als der musikalisch etwas feiner organisirte Hörer gleichmäßig ärgern. Der erste über das plumpe, krampfhaft Gelenkigkeit affektirende, allen künstlerischen und sittlichen Begriffen arrogant hohnsprechende Stück, der letztere über die im wohlfeilsten Tanzrhythmus und den billigsten melodischen Ködern trostlos versimpelte Musik. Man macht uns Deutschen so oft das Kompliment eines musikalischen Volkes, nicht zuletzt wir uns selbst. Wir werden es nicht mehr lange sein, wenn diese nichtswürdige Bühnentanzmusik noch lange ihre demusikalisirende Wirkung ausübt. Dieses fortwährende Hmtata und Vallera der Walzer- und Polkamelodie muß endlich jedes feinere musikalische Empfinden zerstören. Wie kann das Ohr noch auf die freie Weise des Pathos und der Anmut lauschen, wenn es auf den regelmäßigen Klipp-Klapp des Tanzrhythmus förmlich eingedrillt ist! Das Ohr, das an dieser „leichten" Musik seinen musikalischen Wochenbedarf bestritten hat, bleibt dann natürlich im Konzertsaal stumpf und teilnahmslos bei den schönsten und packendsten Wirkungen dieser Kunst. Dann sagt man: „Ich verstehe (!) das nicht," und man sagt es angesichts der immer noch anschwellenden Musikflut mit einem gewissen Stolze. Aber in die Operette geht man, die „versteht" man, geradeso wie der Schusterbube und die Dirne.

Wahrlich, den Strauß in allen Ehren und seine elektrisirenden Tanzweisen, die mit ihrer süßen Geistesnarkose den Körper zu Lust und beschwingter Bewegung förmlich zwingen. Aber der Musik, zu deren Triumphen auch sie zählen, hat er einen schlechten Dienst erwiesen dadurch, daß er sie auf die Bühne verpflanzte und ihnen da zu ausschließlicher Herrschaft verhalf. Da kamen sie in Schaaren, die Dutzendtalente und Dilettanten, die früher ihr Licht in kleinen Kreisen leuchten lassen mußten, da kamen sie mit ihren am Klavier zusammengestoppelten Polka- und Walzerketten, piepsende Klippschüler mit darunter, und machten Operetten daraus und waren nun „dramatische Komponisten." Es scheint ihm nachgerade schwül zu werden, er wird schon überschrieen, der gute Strauß. Denn ist dem Trivialen irgendwo nur das Thor geöffnet, so überschwemmt es bald alles, und nur das Trivialste schwimmt oben auf. Es scheint ihm schwül zu werden, und mit seinem neuesten Werke möchte er sie gern bannen, die Geister, die er rief. Wünschen wir, daß er sie bald los werde! Die Übersättigung, die stete Helferin des Edeln gegen das Gemeine, wird ihm bald tüchtig sekundiren.

Da hat uns die englische Oper plötzlich mitten in die nachgerade abgeklagte Operettenmisere hineingeführt. Doch nicht so zufällig. Ich möchte zwar, an die obige Einteilung anknüpfend, nicht gerade behaupten, daß im Gegensatz zu ihr die englische Oper im Wallnertheater die Operette wäre, „wie sie sein könnte." Dazu ist der Text Gilberts doch zu wenig zwingend, im einzelnen zu flüchtig, im ganzen zu improvisatorisch, dazu ist vor allem Arthur Sullivans Musik zu landläufig und — was hier noch schlimmer ist — zu sehr Selbstzweck, um als mustergiltig und epochemachend hingestellt werden zu können. Aber sie ist ein willkommener Anlaß, auf jenen Gegensatz hinzudeuten, denn sie verfolgt in Text und Musik diejenigen Absichten, welche nach den obigen Ausführungen die moderne Operette nicht verfolgt. Allerdings in so kindlich-unschuldiger Weise, daß eben nur der Gegensatz sie auffällig macht. Die Musik parodirt auch, aber in jener harmlosen, flotten Weise wie das Burschenlied, sie ist fidel, aber nicht komisch. Alles ist so glatt, so geschmackvoll, so gut gearbeitet. Man merkt, daß dieser Operettenkomponist Symphonien und Quartette geschrieben hat. Eingestreute lyrische Sächelchen zeigen den feinsinnigen Komponisten, ein a cappella-Madrigal mit Ritornellen, so schmucklos, kunstvoll und hübsch, daß man im historischen Konzert einem Orlando und Schütz zu lauschen glaubt, zeigt zugleich den feinsinnigsten Kenner. Auf den Gilbertschen Text nimmt sich das nun allerdings aus, wie Pfirsichzweige auf eine stachliche Kiefer gepfropft. Aber was diese Musik doch in dem obigen Sinne bedeutsam macht, das ist ihre Gesundheit und Reinheit, ihre diskrete Instrumentation und — primum et summum et non satis laudandum — das gänzliche Fehlen jener beiden teuflischen Tanzrhythmen, auf denen, wenn das so weiter geht, nächstens unsre ganze Musik zur Hölle fährt, der Polka und des Walzers.

Sie macht außer dem Allegro- und Prestosatz (4/4) der ältern komischen Oper sehr stark Gebrauch von dem hier vortrefflich verwendbaren und der mannichfachsten Wandlungen fähigen 6/8-Takt. Daß man auch ohne den bekannten nach jedem zweiten Takt abschnappenden Zwei- und Dreiviertel-Rhythmus Wirkungen erzielen kann, beweisen die Franzosen, die als spärliche Gäste mitunter unser „nationales" Operettenrepertoire durchbrechen. Aber bezeichnenderweise sind es gerade solche, die zu dem Tanzschlendrian unsrer Operette noch im nächsten Verhältnisse stehen, der geistlos-pfiffige Liebling des vorigen Jahrzents Lecocq und der neuere, begabtere, aber anscheinend auch nicht so glückliche Audran. Im Gegensatz zu ihrer farblosen Melodik könnte uns der Engländer noch fördern durch den Erweis, welche reichen und nach allen Richtungen ausgiebigen Schätze für die komische Oper noch im einfachen populären Liede liegen. Allerdings muß man die komische Kraft der englischen Sprache im Gesang in Betracht ziehen und die Frische der Empfindung, welche sich die Engländer noch für diese naturwüchsige Kunst bewahrt haben. Wer einmal in seinen Studentenjahren englische Kommilitonen ihre schnatternden, plärrenden, sprudelnden, wispernden songs mit der unglaublichen Zungenfertigkeit zum Klavier hat singen hören, der wird sich gewiß der komischsten Wirkung erinnern, die je Musik auf ihn ausgeübt hat. Es wäre originell, wenn auch auf dies verdorrende Feld einmal eine erfrischende Brise vom stammverwandten Inselreiche herüberwehte, von dem den Deutschen künstlerisches Heil schon manches mal gekommen.

Und nun schließlich der Gilbertsche Text, von dem wir ausgegangen sind. Toll genug ist er für eine Komödie. Da ist irgend ein Reich von seltsamen Vögeln und noch seltsameren Einrichtungen und Gesetzen, ein Chor, der sich über sich selbst moquirt, eine Liebhaberin, frisch aus der Pension, mit dem süßen Namen „Yum-Yum," ein „Nanki-Puh" von Liebhaberprinz, der, als fahrender Sänger verkleidet, sich darüber wundert, daß ihm ein Reichswürdenträger, mit dem er „zufällig" zusammentrifft, unbekannterweise die ausführliche Exposition des Stückes erzählt. Da ist eine Handlung, so monströs, daß man garnicht ernsthaft auf sie Acht giebt, sondern nur auf die buntscheckigen, queren Situationen, die sich an ihr aufrollen. Ein Gesetz ist erlassen worden von einem höchst moralischen Mikado, welches jede Galanterie mit dem Tode bestraft. Für England sicherlich das passendste satirische Sujet. Unzählige Opfer sind dem schrecklichen Gesetze schon gefallen. Endlich revoltirt das Volk. Um ihm zu genügen und doch das Gesetz nicht umzustoßen, wird das neueste Opfer, ein Schneiderlein, begnadigt und zugleich zum Oberhofhenker (Lord High Executioner), der höchsten Würde im Reiche, befördert. Jetzt kann niemand mehr nach dem bewußten Gesetze gerichtet werden, der Oberhofhenker müßte sich denn zuerst selbst köpfen. Wie nun das Schneiderlein, das den Traditionen seines Standes gemäß absolut kein Talent zum Henker hat, seinen Pflichten genügt, wie es nach einem Jahre vergeblichen Ringens, endlich jemand umzubringen, durch einen Eilbefehl des

Mikado aufgefordert wird, binnen einer Stunde eine Exekution zu vollziehen, wie der einzige Verbrecher, den der Gute zur Stelle schaffen kann, er selbst ist, und wie er nun wirklich in die kaum berechnete Lage kommt, sich selbst köpfen zu müssen — alles das, seine Seelenpein, noch verbittert durch einen infolge steter Störungen zurückgehaltenen Monolog, seine Befreiung nebst ihren für das Liebespaar glücklichen Nebenumständen ist teils barer Unsinn, teils zu verzwickt, um es hier ausführlich zu erzählen. Es genügt der Hinweis, daß der gravitätisch nickende, komisch salbungsvolle Mikado, der ewige Gesetzmacher, der immer nur den Buchstaben im Sinne hat, das Gesetz mag im übrigen sein was es will, daß dieser grausam-anständige, graudios brutale „Brutus von Japan" John Bull selbst ist, um angedeutet zu haben, wie das oben gestellte Erfordernis des Sinns im Unsinn nicht bloß im einzelnen gewahrt ist, wo er übrigens dem Hörer alsbald klar wird, sondern auch in dem anscheinend bloß grotesk sinnlosen Ganzen. Vieles würde unmittelbarer bei uns wirken, wenn die darstellende Kunst der englischen Gäste uns nicht zum Teil ungewohnt, zum Teil ungenügend erschiene. Da ist ein Komiker mit zu billigen Kasperlemanieren, der in einer verstellten Liebesszene plötzlich ein tragisches Gesicht als das ihm offenbar eigentümliche aufweist, und eine „komische Alte," die ein wunderlicher Stern gerade in diese Komödie geführt hat und die ganz unbefangen darin Tragödie spielt. Man denke sich unsre Links und Wellhofs, vor allen unsre unübertreffliche Elise Schmidt in diesen Rollen, Komiker, die jetzt all ihren Geist aufbieten müssen, um aus dem ihnen zu Gebote stehenden dürftigen Maskenkehricht Stoff für ihr groteskes und humoristisches Talent zusammenzuscharren! An Kräften fehlt es gerade in Deutschland nicht für solche Aufgaben, auch nicht an Stoffen und, wie sich zeigt, auch nicht am Publikum. Auch braucht das letztere durchaus kein „Operettenpublikum" zu sein. Denn unser Stück z. B. ist trotz alledem für ein gebildetes englisches Publikum geschrieben, d. h. so, daß es jedes junge Mädchen nicht bloß hören, sondern auch lesen kann. Die Begabung des Deutschen für dies Feld der dramatischen Produktion ist bekannt. Woran liegt es also, daß sich bei uns nichts Ähnliches bilden will?

Aus Österreich.

Vom Lächerlichen zum Gefährlichen ist nicht weiter als vom Erhabnen zum Lächerlichen, das lehrt die Geschichte aller Revolutionen und bestätigen die jüngsten Ereignisse in verschiednen Teilen des Reiches. Zum Glück, müssen wir sagen, haben diesmal die Kindereien, um welche es sich in der Regel zuerst bei Straßendemonstrationen handelt, rasch eine Färbung angenommen, welche an entschei-

dender Stelle keinen Zweifel darüber bestehen ließ, daß die bei uns eingerissene Nachgiebigkeit gegen Tumultuanten (wenn sie nur nicht Deutsche sind) leicht Gefahren ernstester Natur heraufbeschwören kann. Und so darf man denn wohl hoffen, daß in Zukunft überall den alten und jungen Buben, welche es angemessen finden, ihre „nationalen" Empfindungen durch Steinigen ihnen mißliebiger Personen, Fenstereinschlagen u. dergl. m. zum Ausdruck zu bringen, sowie denjenigen, welche dem Pöbel das Losungswort geben, sofort werde der gebührende Ernst gezeigt werden. Wenn die letzten Straßenskandale diese Folge haben, so wird die Geschichte von ihnen Notiz nehmen müssen, aber jedermann mußte sich sagen, daß sie in ganz andrer Bedeutung hätten zu historischen Ereignissen werden können.

Kindisch ist ja zum großen Teil das ganze Treiben der Tschechen seit Jahren, und wie man mit solchen großen Kindern fertig wird, das hat General Koller als Statthalter von Böhmen gezeigt. In den letzten Jahren aber ist es zum System geworden, den brutalen Äußerungen des „Volkswillens" in achtungsvoller Unthätigkeit zuzuschauen, hat sich sogar nicht selten die Neigung verraten, die Schuld denen aufzubürden, welche durch ihre Existenz den Unwillen der Hussitenenkel provoziren, den Deutschen natürlich. Daß die Affen der Tschechen, die Windischen in Krain und Steiermark, von dem Ehrgeiz ergriffen wurden, in ähnlicher Weise gegen die deutschen Unterdrücker zu demonstriren, ist natürlich. Anfangs lachte man über das Treiben der Slovenen, an deren Spitze ein Herr Costa, kurz zuvor noch Mitglied des Gelehrtenausschusses des Germanischen Museums, und ein Tierarzt mit dem echtslawischen Namen Bleiweis stand; aber das Gewährenlassen zuerst, dann das Hätscheln der künstlich hervorgerufenen Bewegung unter dem blutarmen, unwissenden, abergläubischen windischen Volksstamme habt es glücklich dahin gebracht, daß Österreich nun auch eine slovenische Frage hat. Von der Existenz dieses Volksstammes erhielt die Welt eigentlich erst Kenntnis durch des Grafen Anton Auersperg (Anastasius Grün) Übersetzung krainischer Volkslieder. Jetzt stellen Deutsche diesem Dichter in Laibach eine Gedenktafel auf, und das slovenische Volk protestirt dagegen, als gegen eine Verletzung seiner Nationalität, will die Feier verhindern, insultirt die Festteilnehmer und besudelt das Denkmal! Der Janhagel weiß selbstverständlich vom Grafen Auersperg so viel wie vom kategorischen Imperativ, es macht jeden Skandal gern mit und würde sich ebenso bereitwillig gegen den großen Dichter der Slovenen, Preschern, aufhetzen lassen. Die Gymnasiasten, welche die Führerschaft übernommen hatten, dürfen sich mit Befriedigung sagen, daß sie heute bereits auf beiden Hemisphären als die dümmsten Jungen der Gegenwart belacht werden, und daß so bald niemand den Mut haben wird, sich als „Laibacher" zu erkennen zu geben. Aber der Gemeinderat der Stadt, welcher die Frechheit hat, die Übernahme des Denkmals förmlich abzulehnen und die Unmündigen an Jahren oder Verstand indirekt zum Krawallmachen aufzufordern!

Und diese ganze Gesellschaft wird mit Sammethandschuhen angefaßt, die Kommunalvertretung, welche einen solchen Mißbrauch von ihrem Amte macht, fungirt, soviel bekannt, unangefochten weiter, der Minister hat noch keine Zeit gefunden, eine Interpellation über diese Angelegenheit zu beantworten.

Auch das Publikum scheint diese skandalösen Vorgänge über den parallelen in Budapest vergessen zu haben. Dort nahm die Geschichte ebenso albern ihren Anfang. Ein General der dortigen Garnison, Jansky, erlaubt sich das Grab seines bei der Verteidigung Ofens gegen die Magyaren am 21. Mai 1849 gefallenen Kameraden Hentzi an dessen Todestage zu bekränzen. Darin findet die studirende Jugend eine Beschimpfung des Magyarorszag, sie rottet sich zusammen und verlangt drohend den „Abzug" des Generals Jansky. Der Landeskommandirende General Edelsheim sucht den aufgeregten Jünglingen begreiflich zu machen, daß eine „ritterliche" Nation auch den tapfern Feind ehre, aber so weit geht die Ritterlichkeit der magyarischen Studenten nicht. Daß Hentzi im Dienste desselben Kaisers sein Blut verspritzt hat, welcher heute König von Ungarn ist, und daß so wenig dieser König als die Offiziere, welche vor vierzig Jahren in Ungarn auf kaiserlicher Seite gekämpft haben, in den Denkmälern und der sonstigen Verherrlichung der Honveds und ihrer Führer eine Beleidigung erblicken, das wagte ohnehin niemand auszusprechen. Im Gegenteil, die gesamte politische Welt macht Chorus mit der lärmenden Jugend, Jansky erhält Urlaub, die Polizei, welche den Spektakel nicht dulden wollte, wird geschmäht und angeklagt, ein höherer Beamter, welcher den Studenten mit ernsten Maßregeln droht, wird desavouirt, und der Ministerpräsident nennt den Akt kameradschaftlicher Pietät eine Taktlosigkeit, findet aber kein Wort des Tadels für die Lärmmacher. Natürlich wird weiter randalirt fürs Vaterland, die Studenten finden dort so gut begeisterte Mitschreier wie in Laibach, und keinem Menschen fällt es ein, durch einige Feuerspritzen den Mut der Helden abzukühlen. Abermals im Gegenteil. Der „Pester Lloyd," das Organ der Börse und des Ministers Tisza, putscht noch gegen die Armee, weil der Erzherzog Albrecht es gewagt hat, in einem Toast von der Armee des Kaisers anstatt von der österreichisch-ungarischen zu sprechen. Entsetzlich! Graf Belcredi findet im österreichischen Herrenhause Gelegenheit, das Heer gegen Verunglimpfung in Schutz zu nehmen. Noch entsetzlicher! Was in Ungarn geschieht, darf von niemand kritisirt werden. Und hier zeigt sich auch der österreichische Liberalismus wieder im schönsten Lichte. Graf Belcredi, der verhaßte Sistirungsminister, darf nicht etwas richtiges gethan haben, von ihm brauchen sich die Ungarn nichts gefallen zu lassen, er trägt die Schuld, wenn der Konflikt einen übeln Ausgang nehmen sollte.

Allein irgendjemand muß sich doch befugt geglaubt haben, die Thaten und Reden in Ungarn zu kritisiren. Was hinter den Coulissen vorgegangen sein mag, wird wohl unbekannt bleiben, aber die Wirkungen wurden sichtbar. Minister Tisza kam nach Wien, und gleich darauf fühlte der Redakteur des

„Pester Lloyd" das dringende Bedürfnis, seine Verwunderung darüber auszusprechen, daß seine Worte so verstanden worden seien, wie sie einzig zu verstehen waren, und seine unbegrenzte Bewunderung für den Erzherzog Albrecht. Doch damit kam er schön an. Gestern noch ein Volksfreund, eine Säule der ungarischen Freiheit, wurde er nach jenem Pater peccavi zum „Abzug" aufgefordert. Dieses Wort ist dumm genug, um bei solchem Anlaß populär zu werden. Abend für Abend durchziehen Horden die Straßen der Hauptstadt und brüllen „Abzug!" Jansky, Tisza, Falk, der tote Hentzi, die gemeinsame Armee, die Deutschen sollen „abziehen," die Pester Studenten und die Hörer der verschiednen „Rechtsakademien" in Raab u. s. w. haben so verfügt. Indessen fanden es die jungen Herren plötzlich geraten, selbst abzuziehen. Ein Handbillet des Kaisers an den Erzherzog Albrecht sprach deutlich aus, daß an dem Institut der gemeinsamen Armee wenigstens nicht gerüttelt werden solle, und nun zerfielen die Pester Vorgänge, dank einem Taschenspielerkunststück, in zwei ganz gesonderte Teile. Erster Teil: Janskis Taktlosigkeit, legitime Entrüstung der Nation, höchst angemessene Kundgebungen der Blüte dieser Nation auf der Gasse und im Parlament, Rohheit und Gewaltthätigkeit der bewaffneten Macht; zweiter Teil: gänzlich unerwartete und nicht vorauszusehende Beteiligung unberechtigter Elemente, Exzesse, kluges und energisches Einschreiten der Polizei und des Militärs unter wohlwollendem Zuschauen und beifälligem Lächeln der Nation. Wer will wagen zu behaupten, daß der süße Pöbel nur nachmeutre und in seiner Weise weiter ausführe, was Studenten und Abgeordnete ihm vorgemacht haben? Ob derselbe Unfug von der Hoffnung des Vaterlandes oder von Schneidergesellen getrieben wird, ist ein gewaltiger Unterschied; die Studenten zu stören, war eine Brutalität, das Zusammenfangen von siebenhundert Bummlern ist eine That, welche allgemeine Bewunderung verdient und findet.

So weit wäre die Sache glücklich beigelegt und es fragt sich nur noch, was aus General Jansky wird, ob Minister Tisza es durchsetzt, daß der „taktlose" General nicht mehr durch seine Anwesenheit die ritterlichen Gefühle der Herren Magyaren und Juden, welche sich studirenshalber in Budapest aufhalten, verletzen darf. Den Studenten, den Abgeordneten und andern Leuten wäre inzwischen das Studium einer objektiven Darstellung irgendeiner Revolution zu empfehlen. Sie würden daraus erfahren, daß mit ähnlichen Dummheiten, welchen nicht mit ruhiger Energie entgegengetreten wurde, die schwersten Verwicklungen begonnen haben, und daß nicht bloß 1886 und in Budapest, sondern stets und überall die Theoretiker und Akademiker der Revolution, die Umstürzler in Glaceehandschuhen, sehr rasch von breitschulterigen, starkfäustigen, entschlossnen Gestalten beiseite geschoben werden; daß daher heutzutage die erstern nicht mehr das Recht haben, nachher die Unschuldigen zu spielen und die Verantwortlichkeit für die Folgen ihres Beginnens von sich abzuwälzen.

Camoëns.

Roman von Adolf Stern.

(Fortſetzung.)

Esmah ſchmiegte ſich willig in die Arme des beglückten Mannes, ihr Geſicht ſchaute zu dem ſeinen empor, und ſie bot ihm ihre Lippen. Selbſtvergeſſen küßte er ſie, doch ſchon im nächſten Augenblick faßte er ſich, und da die Schritte unter den Arkaden wieder in die Nähe ſeiner Thür kamen, fragte er mit ſtarker Stimme: Biſt du es, Jayme Leiras? Und als die Stimme des ehemaligen Matroſen von draußen erklang: Zu Euerm Befehl, Senhor! ſo rief Barreto aufs neue: Öffne die Thür und nimm Donna Esmah Catarina noch einige Minuten in deine Obhut, Jayme. Er ließ das erglühende Mädchen dabei aus ſeinen Armen und hüllte ſich bis an die Schultern in die Decke, die vorhin herabgeglitten war. Esmah ſaß wieder zu ſeinen Füßen und erhob ſich, als die Thür aufging und mit der vollen Morgenhelle Jayme Leiras' ehrliches Seemannsgeſicht in das große Gemach hereinſchaute. Aus ihren und ſeinen Augen las der Wackere, was hier vorgegangen ſei, er unterdrückte jedoch den jauchzenden Ton, der aus ſeiner Bruſt emporſtieg, und lauſchte nur den Weiſungen des Hausherrn, welcher mit jugendlicher Lebendigkeit und hellem Klang in der Stimme ſagte: Du haſt Esmah zu mir geleitet, Jayme, und mein Dank dafür ſoll dir nicht ausſtehen. Damit er voll werde, nimm dich ihrer jetzt noch einige Augenblicke an, zeige ihr meinen Hof und meinen Brunnen im Tageslichte. Ich bin in kurzem bei euch, ich werde dir ſelbſt die Thür zu deinen Gemächern erſchließen, Esmah.

Jayme Leiras begriff, daß Manuel Barreto ſich vom Lager zu erheben wünſchte. Er beeilte ſich, Esmah, die ſchon der Schwelle zuging, nachzufolgen, und geleitete die erſtaunt um ſich blickende in den Hof hinaus, über dem jetzt das erſte Frührot ſichtbar ward. Die Maurin prüfte Mauern, Zinnen, Säulen

Digitized by Google

und Bogen, das Marmorbecken und die Delphinköpfe des Brunnens — alles gemahnte sie wunderbar an die Heimat, welche so fern und nun so unwiderruflich hinter ihr lag. Ehe sie noch dazu gelangte, eine Frage an Jayme zu richten, stand Manuel Barreto vor ihnen. Er mußte sich in stürmischer Eile angekleidet und dennoch Zeit gefunden haben, sein schlichtes Alltagsgewand mit einem festtäglichen von braunem brabantischen Sammet zu vertauschen. Er rief schon unter den Arkaden Esmah entgegen: Ein rosiger Morgen, mich dünkt, der rosigste, den ich je erlebt habe! Jayme Leiras, es soll dir wahrlich zu Gute kommen, daß du die Herrin von Almocegema zuerst an ihren Brunnen geleitet hast. Schöpfe mit der Hand aus dem Strudel, Esmah, und trinke von dem Wasser, damit du heimisch hier wirst! Du aber, Jayme, spring nach dem Vorderhause, rufe Joao herzu, sage ihm kurz, wen du von Cintra hierhergebracht hast, und bedeute ihm, die flinksten und anstelligsten Dirnen, die im Hofe sind, zum Dienste der Herrin hierherzusenden. Was ihr von Gepäck mitgebracht habt, mag Joao dort hinüber schaffen lassen. Er wies dabei auf die östlich vom Brunnen gelegenen Fenster und Thüren; Jayme Leiras nickte zum Zeichen seines Gehorsams und entfernte sich augenblicklich nach dem Saale neben Senhor Manuels Zimmer, der als Durchgang von dem Innenhause und Hofe nach dem Vordergebäude betrachtet wurde und ihm wie das ganze Haus Almocegema wohlbekannt war. Sowie er verschwand, ergriff Barreto die Hand des Mädchens und leitete Esmah über den Hof hinweg unter jenen Teil der Arkaden, der vor den verschlossenen Zimmern lag. Auf seinem Gesicht war ein innerer Kampf wahrnehmbar, während er eine verschlossene Thür öffnete und sie und die Bogenfenster aufstieß, welche sich rechts und links von der Thür befanden. Ein großes Gemach mit Nebenräumen im Hintergrunde, an denen nur die schließenden Teppiche fehlten, that sich vor den Augen Esmahs auf, mit dem ersten Blick nahm sie wahr, daß diese halbleeren Zimmer von größerer Pracht waren, als der Raum, welchen sie diesen Morgen betreten hatte. Sie wollte die Schwelle überschreiten, als Barreto sie noch einmal zurückhielt und mit plötzlichem Ernste sagte: Esmah — ich habe dich als Herrin dieses Hauses begrüßt, und das sollst du sein, wie du über diese Schwelle schreitest, so — oder so! Aber ich habe vielleicht Unrecht gethan, als ich vorhin so hastig nach der kostbaren Gabe griff, die du mir ins Haus trugst! Du bist gegen mich ein Kind, Esmah, ich muß dich fragen — so schwer es mir fällt —, ob du morgen und an allen folgenden Tagen wieder thun und sagen würdest, was du vorhin gethan und gesagt hast? Noch einmal, Kind — mein Schutz, so weit er reicht, ist dir gewiß — und —

Esmah ließ ihn nicht aussprechen. Sie hatte mit ihren großen braunen Augen um sich gesehen, ob der Hof und der Bogengang noch so einsam sei wie zuvor, jetzt lehnte sie ihr Haupt an Barretos Schulter und umschlang mit ihren Armen den Nacken des Mannes. Esmah weiß, was sie thut, Herr!

flüſterte ſie. Als mir geſtern die Herzogin ſagte, daß ich hinweg müſſe, Schutz bei dir zu ſuchen, dachte ich, daß du kein Weib hätteſt, Herr, und daß du Esmah vielleicht nicht verſchmähen würdeſt. Schon als Gräfin Catarina vor kurzem mit mir die Geſchichte der Ruth las, wußte ich, wem ich vertrauen müßte, wie die Moabitin dem Boas!

Es war ein frohes Erbeben, mit welchem Barreto die ſchöne jugendliche Geſtalt aufs neue in ſeine Arme ſchloß. Er hob ſie über die Schwelle und flüſterte ihr zu: Das ſind fortan deine Gemächer, Esmah.

Und die deinen, Herr! verſetzte ſie erglühend. Er folgte ihr gleichwohl nicht, ſondern rief der in das Gemach hineineilenden nach: Nicht früher, Esmah, als bis wir vor dem Altar geſtanden haben, und das ſoll geſchehen, ſobald du ſelbſt es willſt!

Esmah neigte mit einem reizenden ergebnen Lächeln ihren Kopf, ſie beſann ſich offenbar einmal wieder, daß ſie hier nicht in ihrer Wüſtenheimat und daß ſie eine Chriſtin ſei. Barreto aber hörte jetzt herankommende eilige Schritte, aus der Thür des Saales traten nacheinander Jayme und Joao, die alte Schaffnerin und zwei, drei junge Dorfmädchen. Jayme ſchleppte ſich mit dem wohlverſchnürten Ballen, der Esmahs Kleider und kleine Habſeligkeiten enthielt, der Hausmeiſter hatte offenbar keine Zeit und Geduld, dem Wackern dabei zu helfen, er ſtürmte auf ſeinen Herrn los: Iſt es wahr, Senhor, was der alte Seewolf berichtet? Und er prallte zurück, als er Esmah auf der Schwelle der zum erſtenmale geöffneten Frauengemächer anſichtig ward. Der Gutsherr deutete auf das ſchöne Mädchen und rief laut: Jayme, fabelt nicht, Joao, hier ſteht die Herrin von Almocegema, der ihr Treue geloben und halten werdet! Heran, ihr Mädchen, dient Esmah gut, helft ihr die Gemächer wohnlich zu machen und ſich ſelbſt nach der durchwachten Nacht umzukleiden und zu erquicken! Bleib hier zurück, Joao, du, Schaffnerin, trage mit den Mädchen dort das Gepäck in Esmahs Zimmer. Halte dich zu mir, Joao, ſie iſt nicht daran gewöhnt, daß ein Mann ihr Gemach betritt! Sorge, daß ein gutes Frühmahl unter König Diniz' Platane aufgetragen wird, ich will inzwiſchen Luis Camoëns wecken, der vor allem wiſſen muß, welches Wunder ſich hier begeben hat!

Der Hausherr drängte die alte Schaffnerin und die dienenden Mädchen, ſich raſch zu Esmah hineinzubegeben und Thür und Fenſter der Frauengemächer wiederum zu ſchließen. In den übervollen Becher ſeines wundergleichen Glückes fiel in dem Augenblicke, wo er Camoëns' Namen nannte, ein bitterer Tropfen — er hatte im Entzücken der letzten Stunde den Freund vergeſſen — und jetzt durchſchauerte ihn die Gewißheit, daß derſelbe ſeinen Jubel nicht teilen könne und werde. Er winkte, ehe ſich die Thür hinter Esmah ſchloß, der Lieblichen noch einmal zu, dann ging er mit eilenden Schritten, an denen gleichwohl das Gewicht einer plötzlichen ſchweren Sorge hing, über den Brunnenhof hinweg, um entſchloſſen an Camoëns' Thür zu pochen. Er hatte

nicht mehr nötig, den Gast erst aufzustören; als er die Augen erhob, nahm er wahr, daß Camoëns wach und angekleidet unter dem Bogen seiner Thür stand und ihm mit gespannter und erstaunter Miene entgegensah. Manuel konnte nicht erraten, wie viel der Freund von den Vorgängen dieses Morgens bereits gesehen und verstanden habe, mit versagendem Atem rief er ihm zu: Unser Schützling ist hier, Esmah, die Maurin! Luis Camoëns' Auge richtete sich fest, allzufest, wie es Manuel bedünken wollte, auf seine Züge und Lippen, und mit einiger Verwirrung fügte der Gutsherr hinzu: Mulei Muhamed hat, scheint es, einen Anfall auf Esmah machen lassen, sie ist glücklich bewahrt geblieben. Die Herzogin von Braganza aber hat den Mut verloren, hat sie hierher entsendet, wo sie das Mädchen für besser geborgen hält. Sie hat Recht — ich werde — wir werden sie gegen alle Mohrenprinzen von Afrika zu schützen wissen!

Gewiß, Manuel, wir schützen Esmah hier, entgegnete Camoëns mit einem seltsamen Ausdruck und Ton, welche Barretos Behagen nicht erhöhten. Aber wer schützt drüben in Cintra und später in Lissabon Gräfin Catarina? Fühlt Ihr auch jetzt nicht, Manuel, daß der Emir aus Portugal hinweg muß, was es auch kosten möge?

Ich fürchte ihn nicht! rief der Fidalgo, der zu sehr von seinem eignen Geschick bewegt war, um dem Gedankengange des Freundes völlig folgen zu können. Dach und Mauern von Almocegema sollen sich wider die Heiden fester erweisen, als einst für sie! Und da mir Esmah das Recht giebt, Tag und Nacht an ihrer Seite zu sein — doch Ihr wißt ja nicht, was geschehen ist! Ihr habt nichts Schöneres, Holderes in all Euern Gedichten ersonnen! Esmah hat auf ihrer einsamen Flucht ihr künftiges Leben bedacht und — will mein Weib werden, Luis! Faßt Ihrs ganz, Freund — fühlt Ihrs, daß mir zu Mute ist wie einem, der Jahre lang unter einem Baume gelegen, welcher ihm immer nur Schatten und wiederum Schatten gespendet! Und eines Morgens erwacht er und über ihm schimmert der Baum in Blüten, die Düfte umwehen ihn und die Blüten fallen auf ihn herab, dem Träumer ins Gesicht! Wißt Ihr, welch ein Leben uns hier aufgehen wird?

Uns? fragte Camoëns, und abermals war ein seltsamer Glanz in dem Auge des Dichters, den sich Manuel Barreto nicht zu deuten wußte. Mir, wolltet Ihr sagen! Erfahrt Ihr es jetzt selbst, wie wenig wir Herren unsers Schicksals sind? Noch gestern Abend spracht Ihr, daß wir beide das Leben nicht neu beginnen könnten, und heute hebt Ihr ein Leben, von dem Ihr Euch nichts träumen ließt, mit frischem Mute an. Wer weiß, vielleicht trägt auch mir der dürre Baum, der mir nicht einmal Schatten gegeben, Laub und alle Blütenpracht zugleich!

Barreto stand erschrocken, nicht vor den Worten, aber vor dem gepreßten Klange derselben, der nur zu sehr verriet, daß die Ruhe, die der Dichter äußerlich zeigte, in seiner Seele nicht vorhanden war. Herzlich faßte Manuel beide

Hände des Freundes und sagte: Bei allen Heiligen, ich würde Euch gönnen, Euch vor tausenden und wahrlich fast lieber als mir, daß die Blüten auf Euer Haupt herabgesunken wären! Doch vergeßt nicht, Luis, daß sie mir wunschlos und sturmlos, wie ein rechtes Gottesgeschenk geworden sind, daß ich, wenn Esmah nicht selbst begehrte, mein Weib zu sein, sie wie eine Tochter halten und ehren würde! Wenn Ihr es vermögt, tragt mir keinen Schatten in den hellsten Tag meines Lebens, und vor allem geht hinüber, Esmah zu begrüßen, wenn sie aus ihren Gemächern wieder hervortritt.

Was wußte sie von ihr — von Catarina Palmeirim zu berichten? fragte Camoëns dem Gastfreunde folgend und brachte ihm zum Bewußtsein, daß er im seligen Taumel der vergangnen Stunde darnach nicht gefragt habe. Doch hielt Barreto den forschenden Blick des Freundes tapfer aus und sagte: Esmah mag Euch selbst erzählen, was sie von der Gräfin weiß. Catarina ist im Schutze der Herzogin und des Königs und hat meine künftige Herrin zu ihrem Schritt ermutigt.

Im Schutze des Königs! sagte Camoëns leise vor sich hin — Barreto hörte es gleichwohl und zürnte sich einen Augenblick ernstlich, daß ihn das Glück so unbedachtsam mache. Doch eben kam Joao und lachte über sein ganzes Gesicht und sprach Camoëns an: Was sagt Ihr, Senhor, daß dies alte Haus nun doch noch eine junge Herrin erhält? Das Frühmahl unter König Diniz' Baum ist gerüstet und alles bereit. Herr, wenn nur das Glück nicht wie der Goldvogel ist, der auffliegt, sobald man ihn laut anruft!

Ich denke nicht, Joao; was gut begonnen ward, muß guten Bestand haben, erwiederte der Gutsherr, während sein Blick mit geheimer Sorge immer wieder auf den Zügen seines Gastfreundes ruhte. Laßt uns nicht zögern, Luis, wir können Esmah einen Gruß von außen in ihre Gemächer rufen und ihr sagen, daß wir sie unter der Platane erwarten.

Camoëns, welcher fühlte, daß er unfreundschaftlich an Barreto handle, zwang sich zu einem Lächeln: Hoffentlich läßt uns die Schöne noch so viel Zeit, daß Ihr berichten könnt, wie Ihr aus dem zufriednen Einsiedler von Almocegema plötzlich zum Bräutigam geworden seid.

Die Geschichte ist kurz, flüsterte Barreto vertraulich, und auf seinem Gesichte lag ein so heller Schein der Glückseligkeit, daß Camoëns ihm unwillkürlich teilnehmender lauschte. Alles, was ich Euch zu sagen vermöchte, könnt Ihr im Buche Ruth der heiligen Schrift lesen. Sie kam bei Nacht, lagerte sich zu seinen Füßen und verhieß dem erstaunt Erwachenden sein Weib zu sein. Wie ichs verdient habe, weiß ich nicht; daß ichs ihr lohnen will, wenn Gott mir hilft, brauche ich Euch nicht zu beteuern! Ich hoffe so lange zu leben, um sie schützen und leiten zu können, bis sie ganz in unsre Welt hineinwächst. Wollt Ihr etwas für mich thun, so redet in ihrer Sprache mit ihr und sucht zu erfahren, womit ich ihr kindliches Vertrauen erworben habe.

Beide Freunde ſtanden jetzt vor der Thür, hinter der ſie die Stimmen Esmahs und ihrer neuen Dienerinnen hörten und unterſchieden. Barreto pochte beſcheiden an und rief: Senhor Luis Camoëns, dein Pate, iſt mit mir hier, Esmah, er möchte dir ſeinen Morgengruß entbieten. Sobald du fertig biſt, laß dich von Tereſita, die den Weg kennt, zum Garten und zu dem Baume geleiten, wo wir deiner warten wollen. Du mußt hungrig ſein, Kind, nach dem weiten nächtigen Wege — das Frühmahl ſteht für dich und uns bereit.

Ich werde deinem Gebote folgen, Herr! klang es von innen. Soll ich wirklich mit dir und deinem Freunde am Tiſche ſitzen?

Gewiß, Esmah, du wirſt es oft müſſen, wenn du eine portugieſiſche Edelfrau werden willſt, lachte der Fidalgo, und Camoëns ſah, wie ein Ausdruck glücklichen Übermutes ſein Geſicht verjüngte. Auch darfſt du nicht Herr zu mir ſagen, du wirſt dich gewöhnen müſſen, meinen Namen Manuel zu brauchen, Esmah Catarina!

Esmah öffnete zum Zeichen ihres Gehorſams ein Fenſter ihres Gemachs, ſie hatte ihr dunkles Reiſegewand mit einem weißen, rotgeſäumten vertauſcht. Ihr ſchönes Haar war von einem goldnen Netze gefeſſelt, Stirn und Augen hatte ſie nach alter Gewohnheit geſenkt, aber erhob ſie frei, ſobald Camoëns' Anruf ihr Ohr traf.

Ich grüße dich dreifach, Esmah! ſagte der Dichter auf Arabiſch. Als meine Schutzbefohlene, als Braut meines glücklichen Freundes, als Freundin der edeln jungen Dame, welche dir zu deinem Namen den ihren gegeben hat. Ich hoffe, du kannſt mir Gutes von Gräfin Catarina erzählen, mir ſagen, daß ſie geſund und glücklich ſei, wie ſie es verdient.

Ich kann dir nicht ganz ſagen, was dein Herz wünſcht, Herr! erwiederte das Mädchen ſchlicht. Gräfin Catarina, die der Allmächtige ſegnen wolle zu jeder Stunde, iſt nicht krank — aber ſie iſt immer ruhelos und oft traurig — ſie kann nicht glücklich ſein. Sie weint nicht, aber ſie ſtarrt viele Stunden ſchweigſam vor ſich hin und verbringt mehr Tage im Gebet, als Glückliche thun.

Manuel Barreto ſah die Schatten auf Camoëns' Stirn, die er ſo gut kannte, er erriet, wovon geſprochen werde, und ſuchte die Unterredung raſcher zu endigen. Kommt, kommt, wir haben drüben auf dem Walle Zeit, dies und noch viel mehr zu beſprechen. Esmah bedarf ſicher noch einer Viertelſtunde für ſich und wird uns alsbald nachfolgen. So aufgemahnt, vermochte Camoëns nicht mehr zu zögern und begleitete Barreto durch das vordere Haus und den Garten nach dem begrünten Wall über der Düne. Die Freunde betraten denſelben, als eben die erſten Sonnenſtrahlen über dem Meere zu erglänzen begannen. Die Nacht war windſtill geweſen, die unabſehbare Flut netzte, leicht bewegt, den Strand, und der Schaum auf den Kämmen der Wogen zerſtiebte heute raſcher, flüchtiger als ſonſt. Hinter ihnen im Oſten lagen noch rot angeglühte Wolken auf den Bergzügen, der weite lichtblaue Horizont über der

See verhieß einen hellen Herbsttag, wie ihn der Gutsherr gestern Abend prophezeit hatte. Manuel Barreto schaute mit Augen über den Wall, die Düne, die Flut hinweg, als ob er dieses Ausblickes zum erstenmale froh werde, Camoëns fühlte nach, was ihn in diesem Augenblicke bewegen mußte. So dumpf und verworren ihm selbst zu Mute war, widerstand er der warmen Regung nicht, die ihn antrieb, Manuel in die Arme zu schließen und ihm zu sagen: Nehmt diesen Morgen als eine gewisse Verheißung! Das neue Leben und das Glück, die Euch aufgehen, werden so beständig sein, als irgend ein irdisches ist.

Barreto nickte ihm dankend zu und sah wieder mit glänzenden Augen über den schimmernden Flutspiegel hin. Seltsam ists, entgegnete er, ich darf so wenig sagen, daß ich dies Glück ersehnt, als daß ich es verdient habe. Und doch ist mir jetzt, als hätte es kommen müssen, als fülle der Wundervogel mit den goldnen Schwingen das Nest mir aus, das ich ihm längst bereitet.

In Camoëns' Brust fanden die träumerischen Worte des älteren Freundes einen Wiederhall, den Barreto nicht wecken wollte, noch ahnte. Camoëns rief es nicht laut, aber in ihm klang es unablässig: Und ich — ich habe dies Glück ersehnt mit jeder Kraft meiner Seele, jedem Tropfen meines Bluts — warum sollte es mir nicht zu Teil werden? Deutlicher als die Morgenglocken, welche jetzt aus den Thälern von Ponedo und Collares in die Stille hier hereintönten, vernahm Camoëns diese innere Stimme, sie schwieg auch nicht, als Esmah in lieblicher Verschämtheit unter der Platane erschien und mit glücklich erstauntem Gesicht um sich und in die schimmernde, bewegte Ferne hinaussah. Als dann König Diniz' Baum sein Laubdach über sie wölbte, der Glockenklang und das gleichmäßige Rauschen des Meeres zu den Bänken herdrang, auf denen sich Barreto neben Esmah und Camoëns beiden gegenüber niederließen, stillte sich seine innere wilde Erregung auf Minuten, er vermochte es, dem verlobten Paar ruhigen Anteil zu zeigen. Er selbst riet Barreto die Trauung nicht um einen Tag zu verzögern, da er doch an eine laute, rauschende Hochzeit nicht denken, und Esmah als Gemahlin eines angesehenen portugiesischen Edelmannes in größerer Sicherheit sein werde. Senhor Manuel sah fragend auf Esmah, diese aber flüsterte ihm zu, daß sein Wunsch und Wille auch der ihre sei. So sagte denn der Gutsherr mit beglücktem Blick auf Esmah, mit dankbarem auf Camoëns: Ihr habt Recht, und alles fügt sich glücklich. Pater Henriques, welcher Esmah die Taufe erteilt hat, ist nach dem Tode Dom Antonios, des Marschalls, auf seine Pfarre in Collares zurückgekehrt, er wird nicht zögern, uns zu trauen. Wir brauchen keine Zeugen — Ihr werdet der einzige sein, Luis, und da es sonst keiner Vorbereitungen bedarf, so reite ich gleich jetzt zu dem guten Priester hinüber, und ehe die Sonne dort ins Meer niedergeht, können wir verbunden sein.

Er legte — zum erstenmale in Camoëns' Gegenwart und auch jetzt nur auf einen flüchtigen Augenblick — den Arm um Esmahs schlanken Leib. Camoëns

brachte noch einen Scherz über die Lippen: Ihr seht, Manuel, bei Euch trifft das spanische Sprichwort zu: Wem Gott den Weg bahnen will, dem schiebt er selbst die Kiesel beiseite. Wie in Voraussicht des heutigen Tages seid Ihr bei Esmahs Taufe verhindert worden, ihr Pate zu sein — jetzt würde es Euch Aufschub verursachen, wenn Ihr den Dispens des Bischofs bedürftet.

Schon die leicht hingeworfenen Worte waren ihm schwer geworden, das helle, fröhliche Lachen seines alten Gefährten berührte ihn fast schmerzlich. Er beherrschte seine Mienen und seine Lippen, wie kaum jemals zuvor, kein Mißlaut sollte den Glücklichen diese Stunde stören. Doch fühlte er wohl, daß er nicht lange solchen Zwang wider sich selbst zu üben vermöge. Als der Tag höher stieg und Barreto sich anschickte, Esmah in ihre Zimmer zurückzugeleiten und selbst den Ritt zum Pfarrer von Collares anzutreten, atmete Camoëns aus der Tiefe seiner Brust auf, nie war ihm das Alleinsein nötiger gewesen als jetzt. Er hatte, während des Frühmahls und mitten zwischen den Zukunftsplänen der Verlobten, immer aufs neue nach Catarina Palmeirims Leben geforscht und mehr vernommen, als die erzählende Esmah wußte und als er an Barreto verriet. Er hatte, so oft er von den Brüdern hinwegblickte, das Gesicht Catarinas, das Gesicht mit dem süßen, schwermütigen Ausdruck, bittend vor sich gesehen. So schien es ihm wie eine Erlösung, daß er jetzt mit sich selbst und dem Sturme in seinem Innern unter der Platane zurückblieb. Ritterlich küßte er Esmahs Hand und stammelte einen Glückwunsch, bei dem sie dankbar und doch befremdet zu ihm aufsah, so stürmisch umarmte er den weggehenden Freund, daß es diesem zu andrer Stunde wohl aufgefallen wäre. Unverwandt blickte er den beiden durch den Garten und bis an den Eingang des Hauses nach, dann aber wandte er sich schnell von den verschwindenden, aneinandergelehnten Gestalten ab und sagte vor sich hin: Sie thun Recht, sie greifen nach dem Glücke, das ihnen wie eine reife Frucht vom Baume fällt. Das Wüstenkind, die neue Ruth hat für sich — der Himmel weiß es — das gute Teil erwählt. Barreto folgt seinem klaren Gestirn, was zögere ich, dem meinigen zu folgen? Was habe ich seit Monden gethan, um Catarina auch nur wissen zu lassen, daß ich in der Welt sei? Ich muß zuvor frei werden, muß von hier hinweg! Was es auch koste, wie es auch ende, ich will neben ihr stehen, sie soll mich nicht vermissen, wenn die Stunde kommt, da sie meiner bedarf, wie Esmah heute Manuels!

Camoëns sah noch einmal auf das Meer hinaus, doch andre Bilder standen vor seinem Auge, als die leise an die Dünen anschlagende Flut und die bunten Fischersegel beim Turme von Calhao de Corao. Jede Sehnsucht, jeden heißen Wunsch des unbeglückten Mannes hatte das Erlebnis dieses Morgens in ihm emporgestürmt. Er wollte selbst die nächste Stunde nicht mehr verlieren, ging an den Steintisch unter dem Palmenbaum zurück, riß ein Blatt aus der Schreibtafel, die er mit sich trug, und schrieb mit fliegendem Griffel die Zeilen an den Herrn dieses Hauses, welche dieser in Camoëns' seitherigem Gemach vorfinden

ſollte, wenn er von Collares zurückkäme, zu einer Stunde, in welcher der Dichter Almocegema längſt verlaſſen haben wollte.

Habt tauſend Dank, Manuel Barreto, für alles, was Ihr mir waret und ſein wolltet. Mich treibt es hinweg, nach Liſſabon, nach Cintra, zurück an den Hof, in die Nähe der Einen, die meiner ſicher mehr bedarf, als Ihr in Euerm jungen Glücke. Catarina will ich opfern, was ich vermag, und nichts ausnehmen, ſelbſt Eure Freundſchaft nicht, Manuel. Der König und ſein heidniſcher Bundesgenoſſe müſſen hinweg, und das Wenige, was ich dazu beizutragen vermag, will ich keinen Tag mehr unterlaſſen. Der Ausgang wird ein Gottesgericht ſein, dem ich mich willig und nicht ohne gläubige Hoffnung unterwerfe! Könnt Ihr mir das Gefühl erhalten, das Euch ſeither für mich beſeelte, ſo wird es mir eine Erquickung in den ſchwülen Tagen ſein, denen ich entgegengehe. Euers Glückes in Esmahs Armen bin ich gewiß, und verlaſſe Euch voll froher Zuverſicht, wenn auch nicht ohne den Schmerz der Trennung!

(Fortſetzung folgt.)

Literatur.

Deutſche Elegieen von Stephan Milow. Neue, ſtark vermehrte und veränderte Auflage des Elegieencyklus „Auf der Scholle.“ Stuttgart, Bonz, 1885.

Sagt mir, wie kommt es? ich wollte, dem lärmenden Leben entflohen,
Einzig nur ſingen das Glück, welches die Liebe gewährt;
Wollte nur Weib und Kind im jubelnden Liede umfangen,
Doch der beſcheidene Kreis wuchs ins Unendliche mir.
Seht! ihr verſucht es umſonſt, vom Ganzen das Kleine zu löſen,
Und es erſcheint nichts klein, wird's in der Tiefe gefaßt.
Was die Geliebte mir ſpendet, dadurch erſt wird mir's bedeutſam,
Daß es mir jeden Beſitz zeigt in verändertem Licht,
Und mit des Knaben Geſchick muß ſinnend zugleich ich erwägen,
Was er der Welt einſt wird, was von der Welt er empfängt.
Alſo erklärt es ſich leicht: mich ſtill in die Teuern verſenkend,
Fühl' ich mich jedem verknüpft, fühl' ich mich Eins mit dem All.

Mit dieſen Diſtichen giebt Stephan Milow das Programm der nun folgenden ſechzig Elegieen an. Ausgehend vom Genuſſe des väterlichen und ehelichen Glückes und der ſchönen, im Frühlingsſchmucke prangenden Natur verbreitet ſich der grüblerisch beſchauliche Dichter in anmutiger Entwicklung der Szene nach und nach über das ganze Leben, über die höchſten Fragen der Religion und der Kultur, giebt, ohne ein nüchtern proſaiſches Syſtem ſchaffen zu wollen, die Umriſſe ſeiner im Genuß und Leiden erworbenen Weltanſchauung. Es wäre ſchwer, dieſelbe mit irgend einem Schlagworte den populären Rubriken einzuordnen. Er preiſt den Naturgenuß als Glück und höchſte Andacht. Er kennt den Weltſchmerz, und er iſt ihm ein ſittlich läuterndes Gefühl, aber er geht nicht in ihm auf. Einem beſtimmten Glauben ſchließt er ſich keineswegs an, aber er ſtellt den bedeutſamen Grundſatz bezüglich der Erziehung ſeines Sohnes auf:

Unſers Amts iſt nur, vor Wahn ihn immer zu ſchützen,
Daß er mit eigenem Blick ſuche den waltenden Gott;
Sucht er in Kämpfen ihn auch, nur der, den ſelbſt er gefunden,
Wird ihm ein Tröſter und wird einzig der rechte ihm ſein.

So ist Milow selbst von tiefer Religiosität. Er erkennt den Wert der Selbstsucht für die menschliche Kultur an, aber er schaudert vor ihren Exzessen. Mit der ganzen Glut eines begeisterten Herzens lebt er dem Ideale nach, das Reich der Liebe, der entsagenden Selbstsucht auf Erden zu verwirklichen. Und dieser ethische Enthusiasmus ist höchst bezeichnend für Milow, er ist sein Rückgrat. Schön und sittlich, häßlich und lasterhaft fällt ihm in Eins zusammen, und er lebt nicht beruhigt, wenn er nicht erkannt hat, daß selbst in der verlornen Schwärmerei eines liebenden Menschenpaares ein sittliches Element verborgen sei. Und mit dem Evangelisten verzichtet er auf die Klugheit der Weltmenschen, die um jeden kleinen Vorteil feilschen und betrügen, List gegen List ausspielen.

Ficht es uns an, was andre bewegt in der kleinlichen Seele?
Hüten wir selbst nur getreu, was uns als Menschen erhebt.
Geben wir Jegliches preis, doch nimmer die heilige Flamme,
Die uns ein freundlicher Gott segnend entfacht in der Brust.
Lächelnd, wie arg wir bestohlen, so schaun wir empor zu den Sternen,
Während sich andre um uns emsig versorgen ihr Haus.

Stephan Milow ist ohne Zweifel ein starkes lyrisches Talent, aber er gehört in die Reihe der Reflexionspoeten, und zwar im ganz eigentlichen Sinne. Poetische Kraft und dichterischer Schwung verleiht ihm nur sein hoher ethischer Idealismus; aber die Darstellung des Zuständlichen, die plastische Kraft der Veranschaulichung, Sinnlichkeit ist seinen metrisch tadellosen Versen versagt. Er analysirt die Empfindung, er beobachtet sie wie sich selbst, aber er verkörpert sie nicht. In der Reihe der im echt Schillerschen Sinne sentimentalen Poeten nimmt er jedoch einen bedeutenden Rang ein wegen der jedem geringsten Schein von Affektation fernen Wahrheit, Ehrlichkeit, Aufrichtigkeit und Tiefe seines Seelenlebens. Er ist eine volle künstlerische Individualität deswegen, weil er für seinen Gehalt die ihm angemessenste Form gefunden hat.

Die Heiligen von Amoltern. Novelle von Wilhelm Jensen. Leipzig, Elischer, 1886.

Seit Scheffels „Ekkehard“ und den „Sieben Legenden“ Gottfried Kellers wimmelt es in unsrer Literatur von Mönchen. C. F. Meyer schrieb seinen „Heiligen,“ Hans Hoffmann seinen „Hexenprediger,“ Heinrich Steinhausens „Irmela“ brachte den Mönch Diethelm, auch der Jonas Briccius der Margarethe von Bülow gehört in diese Reihe, und noch vieles andre. Dem zeitgenössischen Beobachter der Literatur dürfte es sehr schwer fallen, diese auffallende Neigung unsrer Dichter für die Darstellung der Mönchsgestalt auf tieferliegende Motive der gesamten Zeitströmung, die gewiß vorhanden sind, zurückzuführen; demjenigen, der selbst im Strome steht, ist es nicht leicht möglich, seine Richtung zu überschauen. Aber merkwürdig bleibt diese Vorliebe der modernen Romantik für die Darstellung der Konflikte zwischen Sensualismus und Spiritualismus jedenfalls. Bezeichnend ist auch, das sich selten ein humoristischer Zug in diese Bilder vom Mönchsleben einmischt, wie er doch meist in den gewiß auch in diese Betrachtung hineingehörigen berühmten Gemälden Eduard Grützners hervortritt. Unsre Zeit, die vor wenigen Jahrzehnten noch gern sich mit „Rettungen“ der schwärzest angeschriebenen historischen Epochen und Figuren abgegeben, hat auch dem durch den Rationalismus der frühern Zeit arg verschrieenen Mönchswesen Gerechtigkeit widerfahren lassen wollen, auch ihm gegenüber den alles begreifenden und alles entschuldigenden historischen Standpunkt gewonnen. Den in der Literatur mangelnden Grützner'schen Mönchscharakter hat nun Wilhelm Jensen in seiner neuesten Novelle „Die Heiligen von Amoltern“ mit behaglichem Humor glücklich eingeführt. Sein Kapuzinerpater

Digitized by Google

Romuald dürfte in der That den berühmten Münchner Pfaffenmaler zur Illustration herausfordern. Jensen knüpfte an das Bild des berühmtesten Kapuziners unsrer Literatur an, indem er, wie Schiller, viele Züge vom Pater Abraham a Sancta Clara entlehnte. Pater Romuald ist ein Bettelmönch des Breisgaus, ein Alemanne von riesiger Körpergestalt und entsprechender Kraft und nicht minder ebenbürtigem Durste. Wenn er spricht, und vollends wenn er vom Weine befeuert mit seinem tiefen Baß sich ereifert, dann dröhnen die Wände von der Gewalt dieses Organs. Seine Sprachweise und vollends seine Predigten sind eine wahrhaft kongeniale Nachahmung des berühmten Autors von „Judas der Erzschelm“ und von „Merk's Wien“: die gleiche Gewalt über die Sprache, die gleiche Lust am Anhäufen reimender Synonyma, die gleiche, durch den äußern Klang der Worte allein bewirkte Gedankenverbindung, die gleiche Kraft in der Ausmalung des höllischen Fegefeuers, die gleiche Komödianterei auf der Kanzel, aber auch mit aufrichtiger Herzensgüte und scharfem Verstande gepaart. Ein Bettelmönch, der seinerseits seine Sache wirklich auf gar nichts gestellt hat, macht Pater Romuald für das kommunistische Lebensideal der Urchristen Propaganda. Sein eigenster Charakterzug ist eine drollige Verachtung des weiblichen Geschlechts, er kann dem lieben Gott den folgenreichen Schnitt in Vater Adams Rippe nun und nimmer verzeihen. Leider hat Jensen diese mit so glücklichem Humor angelegte Figur nicht ebenso humoristisch durchgeführt; es ist der ernste Protestant im humoristischen Dichter sehr zur Unzeit durchgebrochen und hat, nach unsrer Meinung, die Novelle, die allerdings noch an andern Fehlern leidet, schließlich verdorben. Viel zu ernst ist für den angeschlagnen lustigen Ton die Handlung, und das giebt eine unkünstlerische Disharmonie. Der Pater Romuald, der anfänglich sich sogar zu einem begeisterten Lobe des tapfern Luther versteigt, entpuppt sich als ein arger, bornirter Fanatiker für seinen alleinseligmachenden Glauben, worauf der heiter gestimmte Leser durchaus nicht gefaßt ist; freilich wird dem Kapuziner ordentlich heimgeleuchtet, aber diese Vergeltung ist doch ganz äußerlich, auf rohe Leser berechnet. Im übrigen ist die Handlung recht abenteuerlich. Um die siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts wanderten viele Deutsche, darunter auch Bewohner des Oertchens Amoltern auf dem Kaiserstuhl im Breisgau, nach Spanien aus, wohin sie als bewährte Kolonisten zur Urbarmachung verwüsteter Landstriche Andalusiens von der spanischen Regierung berufen worden waren. Es wurde ihnen völlige Glaubensfreiheit zugesichert, jedoch in Kürze gewann die Inquisition wieder Macht genug, die zum Teil protestantischen Einwandrer zu vertreiben, was die eifersüchtigen Eingebornen recht gern sahen. Der deutsche Pater Romuald spielte dabei die Rolle des Judas seiner Landsleute. An diese Handlung knüpft sich eine Liebesgeschichte, die uns nicht weiter interessiren kann. Es ist sehr zu bedauern, daß es der Novelle an der rechten Einheit des Motivs fehlt. Trotz schöner Einzelheiten legt man sie schließlich doch unbefriedigt aus der Hand.

Zur Beachtung.

Mit dem nächsten Hefte beginnt diese Zeitschrift das 3. Quartal ihres 45. Jahrganges, welches durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen ist.

Preis für das Quartal 9 Mark. Wir bitten um schleunige Aufgabe des neuen Abonnements.

Leipzig, im Juni 1886. **Die Verlagshandlung.**

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.

Digitized by Google